Bd. 75 Heft 1–6. Januar 1913.

XVI. 139d.

Baltische Monatsschrift

171.

Jahrgang 55
LXXV. Bd.

№ 121393
(118905)

Verlag:
Jonck & Poliewsky
Riga.

Kmc. 35k. 13/II

Cacao

impalpable

Suchard

très recommendé

Vertreter: HERM. TALLBERG, Riga, Wallstr. 25.

Haupt-Depôt der schweizer Chocoladen:

Milka-, Velma-, Noisettine-Suchard,

Noisettes-, Nocato-, Mousseline-Suchard.

Ihr Schuhwerk
wird geschützt

und auffällig blank polirt durch

ERDAL

millionenf. bewährter Schuhcreme.

Haupt-Depôt: HERM. TALLBERG,

Riga, Wallstrasse 25.

Baltische Monatsschrift.

Fünfundfünfzigster Jahrgang.

LXXV. Band.

5A
129.
№ 121393.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1913.

Inhaltsverzeichnis.

Band LXXV.

	Seite
Das Rufen Gottes. Von Professor Dr. **L. von Schroeder**	1
Einiges über unsere Landwirtschaft. Ein Vortrag für Nichtlandwirte von Dr. **H. v. Pistohlkors**	22
Literarische Rundschau: Über das „Libausche Stadtmuseum und seine bisherige Entwicklung". Von **Fr. v. Keußler**	77
Zuschrift an die Redaktion ad vocem „Baltland"	79
Ein Beitrag zur nordlivländischen Folkloristik aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Von **W. Seine**	98
Aus dem Briefwechsel des Freiherrn Ulrich von Schlippenbach. Von Baronesse **Th. v. Brunnow** 54	115
Iwan Sussanin, das Symbol der russischen Volkstreue. Zum Gedächtsnis an die Thronbesteigung des Hauses Romanow vor dreihundert Jahren	128
Die Gartenstadt. Von Architekt **Theod. Burmeister** 43	135
Zum Andenken Rudolf Seuberlichs. Von **O. von Schilling**	147
George Armitstead als Sozialpolitiker. Von **A. Carlberg**	161
Baltische Belletristik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. II. Ein Entwurf von **Adolf v. Keußler** . . 81	178
Die Ansiedlung deutscher Kolonisten in Südrußland zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Von Dr. **Fr. Bienemann**	204
Literarische Rundschau: Zur Psychologie Bismarcks. Von **K. Girgensohn**	223
Zuschrift an die Redaktion	239
Das Leben im Traum. Ein Vortrag, gehalten am 16. März 1913 im Dozentenabend in Dorpat von **Wilibald v. Hildenstubbe**	241
Unsere Zeitungen. Unpolitische Betrachtungen eines alten Journalisten	259
Walter v. Plettenberg und Bf. Johann v. Münchhausen im Spiegel ihrer Handschrift. Von **Isabella Freifrau von Ungern-Sternberg**	277
Literarische Rundschau:	
Theophile von Bodisco. Im Hause des alten Freiherrn. Von **O. von Schilling**	294
Agronom M. von Blaese. Nutzviehhaltung und Gründüngungswirtschaft in vergleichenden Betriebsorganisationen. Von **Karl Schliephake**	301

Seite

Zuschrift an die Redaktion 310
Die Gesandtschaften Wolter von Plettenbergs an den Großfürsten von Moskau in den Jahren 1494—97. Von **S. von Vegesack** 315
Wilh. Ostwald und die Organisierung der geistigen Arbeit. Von **Piet v. Reyher** 341
Warum Carl Schirren keine Geschichte des Nordischen Krieges und Patkuls geschrieben hat. Eine Studie von Dr. **Ernst Seraphim** 359
Literarische Rundschau:
Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands. 370
Christian Carl Ludwig Klee. Eines deutschen Hauslehrers Pilgerschaft durch Land und Leben 380
Politische Revue. Von Dr. **Ernst Seraphim** . . . 69 150 231 303 383
Unveröffentlichte Briefe des Archäologen Otto Magnus von Stackelberg. Mitgeteilt von Dr. phil. **Carl Erich Gleye** . 391
Einige Glossen über baltische Lebensformen. Von **B. Erdmann** 404
Vor dem Untergang. (Reval Anno Dom. 1536, am Tage Mariä Lichtmeß). Ballade von **Otto v. Schilling** 417
Kulturgeschichtliche Miszellen:
Ein Blick auf Estland im Jahre 1637. Von FB. 424
Kirchliches Leben in Riga während der Belagerung 1710. Von FB. 447
Literarische Rundschau:
Semons Mnemetheorie. Von **Sophie Mahr** 434
Jahresbericht der Estländ. Gesellschaft, 1911/12. Von FB. . . 445

Das Rufen Gottes.*

Von Professor

Dr. L. von Schroeder.

Meine lieben Freunde und Brüder in Christo Jesu!

Vom Rufen Gottes soll ich hier reden. Ich habe das Thema mir nicht selbst gewählt. Ja, die Wahrheit zu sagen, ich hatte ursprünglich nicht die Absicht, hierher zu kommen. Es war die Leitung der deutschen C. S. V., die mich einlud, hierher zu kommen und über das Rufen Gottes zu reden. Dem fühlte ich mich durchaus nicht gewachsen, war vielmehr der Ansicht, daß ein angesehener Theologe, wie solche sich hier ja stets in größerer Anzahl versammeln, in ganz anderer Weise dazu berufen sei, dies Thema zu behandeln, als ich, der Laie, der Indologe. Wie viel würde ein Theologe darüber sagen können, wie wenig steht mir zu Gebot! Allerdings, ich will es nicht leugnen, daß mir dabei zugleich ein leises Angstgefühl aufstieg, es könnte wohl auch zu viel davon gesagt und behauptet werden. Ja, mich beschlich unwillkürlich die Erinnerung an eine sehr drastische Äußerung eines russischen Fürsten gegenüber einem meiner alten Freunde. Jener russische Fürst sagte nämlich — ich bitte zu entschuldigen —: „Die protestantischen Theologen mag ich garnicht leiden. Die wissen immer alles! Was Gott denkt, was Gott will, was Gott tut, warum Er es tut, was er in diesem oder jenem Falle beabsichtigt hat usw. Da ist mir mein Batjuschka (der russische Geistliche) doch weit lieber. Wir verstehen uns voll-

*) Ein Vortrag, gehalten 1912 in Wernigerode auf der Versammlung der christlichen Studentenvereine Deutschlands und mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers aus der Zeitschrift „Die Furche" hier wieder abgedruckt, was den zahlreichen Freunden des Verfassers in seiner alten Heimat gewiß sehr willkommen sein wird. Die Red.

kommen. Ich weiß nichts, — er weiß nichts!" — Man könnte ergänzend und sehr ernsthaft hinzufügen: „Wir beugen uns schweigend, ehrfürchtig vor dem großen, heiligen Gott, mit dem Bekenntnis der Unfähigkeit, sein Wesen und sein Tun mit unserem menschlichen Denken zu erfassen."

Doch weder mit Ernst noch mit Scherzwort sollte es mir in diesem Falle gelingen, mich frei zu machen von der eindringlich an mich gerichteten Aufforderung. Sie wurde nach einiger Zeit wiederholt, als hätte ich garnicht abgelehnt, als müßte ich dennoch kommen und reden. Man wolle, so hieß es, keine Theologie von mir, sondern ein Lebenszeugnis. Nun, das konnte ich ja freilich bieten. Und als ich noch darüber sann und dachte, ob ich denn wirklich annehmen sollte, — da kam mir plötzlich der Gedanke: ob das nicht gerade ein Rufen Gottes sein möchte? Diese ruhig und bestimmt wiederholte, warm eindringliche Aufforderung, hierher zu kommen und Zeugnis abzulegen von meinem tiefsten, innersten Glaubensleben! Und dieser Gedanke wuchs und befestigte sich mir mehr und mehr, bis ich nicht anders konnte, als kurz und gut schreiben: „Nun wohl, so will ich denn kommen und reden."

Und nun bin ich da. Nun soll ich reden.

Mich stärkte bei meinem Entschluß das Wort des Heilands, das er tröstend zu seinen Aposteln gesprochen: Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt (Matth. 10, 19. 20; Mark. 13, 11; Luk. 12, 11. 12) — obwohl ich hier ja nicht, wie die Apostel, vor Fürsten und Königen, noch in Rathäusern oder Schulen der Feinde reden soll, sondern vor lauter lieben Freunden und Glaubensgenossen. Und was wäre im Grunde in solcher Lage leichter, als ein Lebenszeugnis abzulegen? Ist es nicht geradezu eitel Freude, wo man so getragen wird von Gebet, von Liebe und Glauben der Freunde, der Brüder? Aber freilich, was hier vor Freunden geredet wird, das kommt dann nachher wohl auch vor die Feinde und mag nach Herzenslust von ihnen zerpflückt und verspottet werden. Dafür sorgt schon unsere Zeit mit ihren reichlichen Strömen von Druckerschwärze, die das apostolische Zeitalter noch nicht kannte. So rede ich denn vor Freunden und Feinden — sichtbar die einen, unsichtbar rundherum die

andern. Aber Furcht und Sorge benimmt mir ganz unseres Heilands tröstendes Wort.

Und schließlich, wenn die Apostel sprachen — si licet magnis componere parva — wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen — war es theologische Wissenschaft, die sie boten? war es nicht auch vielmehr ein Lebenszeugnis? Sie konnten es nicht lassen, zu reden von dem, was sie gesehen und gehört hatten (Apostelgesch. 4, 20), und mit ihrem Zeugnis von Jesu Christo haben sie die Welt überwunden. Gewiß, sie waren besonders begnadet, jene einfachen Leute aus Galiläa. Sie hatten das Größte gesehen und mit erlebt, davon die Menschheitsgeschichte zu melden weiß. Sie hatten den Heiland selbst gesehen, hatten geglaubt und erkannt, daß Er ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Niemand unter uns wird sich ihnen vergleichen wollen. Und doch! Es gibt einen Vergleichungspunkt. Sie gaben Zeugnis von ihrem Leben und von der alles überwältigenden Lebensmacht, die in dasselbe hineingetreten war, um es fortan alleinbeherrschend zu regieren. So sollen und müssen auch wir alle Zeugnis geben von *unserem* Leben und von jener großen Lebensmacht, die an uns und in uns auch heute noch alles neu macht — Zeugnis geben von dem, der von Sich sagen durfte: Ich bin das Brot des Lebens (Joh. 6, 25. 48) und: Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen (Joh. 7, 38).

Unsere Zeit ist gar anders wie das apostolische Zeitalter; sie hat andere, neue Aufgaben. Aber darin vergleicht sie sich ihm, daß dieselbe große Lebensmacht, die sich damals der Menschheit offenbarte, aufs neue in gewaltiger Welle sich erhebt und über alle feindlichen Gewalten hinwegfluten will. Feinde ringsum — so war es damals, so ist es auch heute. Doch heute so wenig wie damals ein Grund zum Verzagen!

Vom Leben, vom Begriff des Lebens, wird heute viel geredet. Ja, dieser Begriff erscheint bisweilen fast wie ein höchstes Prinzip in Apotheose. Nun denn, so zeugen auch wir von dem Leben und von der größten Lebensmacht, welche wir kennen. Gerade aus unserem eigenen, lebendigen Leben heraus müssen wir zeugen, um die Gegner zu *überzeugen*. Denn sie wollen die Gegenwart mit anderem Maße messen, wie die Vergangenheit.

Wollen das als tot und für immer abgestorben erklären, was einst lebendig gewesen sein und gewirkt haben mag. Wir müssen darum zeigen, daß es auch heute noch lebendig ist, lebendig wirkt, daß wir es erkannt haben und bekennen als die größte, alles überragende, alles beherrschende, alles erneuernde Lebensmacht.

Ein jeder von sich und von seinem Leben, weil er das doch am besten kennt. So gehört sich das für dies kritische, empiristische, individualistische Zeitalter.

Es ist eine gut evangelische Welt, in der ich geboren und aufgewachsen — das alte Dorpat im Baltenlande, dieser ältesten und treuesten deutschen Kolonie, die neben so vielem anderen in den Wirren der Gegenreformationszeit dem Deutschen Reiche verloren ging. Das war wohl auch schon ein Rufen Gottes, wenn die Glocken der lichtfreudigen kleinen Universitätskirche oder der alten Johanniskirche zum Gottesdienste luden, oder wenn die Mutter am Weihnachtsabend unter dem brennenden Lichterbaum das Lied anstimmte: „Vom Himmel hoch da komm ich her;" oder wenn Missionar Hugo Hahn von seinen Erlebnissen in Südafrika erzählte. Wir hatten treffliche Lehrer des Christentums an der Universität. Ich nenne nur Moritz von Engelhardt, Alexander von Oettingen, Volck, Theodosius Harnack, welch letzterer mein Lehrer schon auf dem Gymnasium war. Die theologische Fakultät und die Geistlichkeit des Landes waren fast ausnahmslos streng orthodox, konservativ nach der alten Art. Doch man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß darum in Dorpat und Livland geistige Enge geherrscht hätte. Im Gegenteil! Es war ein wahrhaft hochstehendes geistiges Leben, das dort gepflegt wurde, vielseitig, reich anregend, in ernstem Studium wie in gesellschaftlichem Umgang. Die Wissenschaft blühte. Nicht am wenigsten die Naturwissenschaft. Ich brauche nur Männer zu nennen wie Karl Ernst von Baer und Alexander Graf Keyserling, die damals noch durch die Straßen Dorpats schritten. Hervorragende Männer der Wissenschaft gehörten auch zu den nächsten Verwandten und Freunden unseres Hauses. Und des Vaters sehnlichster Herzenswunsch war, daß wenigstens einige seiner Söhne — wir waren sechs Brüder und sechs Schwestern — dereinst in der Wissenschaft etwas leisten möchten. Was ihm selbst zu erreichen nicht vergönnt war, wünschte er in uns ver-

wirklicht. Ich trug zwar noch andere Ideale im Herzen, doch ich nahm auch dieses willig an, seine Größe erkennend.

Die Wissenschaft — gewiß, sie hat mir Großes gebracht und geschenkt. Aber freilich auch große Enttäuschungen! Nicht exakt, nicht kritisch genug konnte die Wissenschaft betrieben werden. Gewiß. Da stand man denn aber auch bald allüberall vor einem non liquet. Theorien über Theorien brachen zusammen. Es schien geraten, sich möglichst wenig von solchen blenden zu lassen. Was übrig blieb, waren Tatsachen — Tatsachen. Natürlich wurden auch diese dutzendweise von der Kritik weggeräumt; aber davon blieb doch immer genug noch übrig. Doch was konnten schließlich auch ganze Haufen von Tatsachen dem tiefsten Sehnen des Herzens bedeuten? Sie konnten es nicht stillen, konnten der nach Wahrheit, nach höchster Erkenntnis, nach einem vollen Lebensinhalt dürstenden Seele kaum irgendwelche Erquickung bieten.

Wahr blieb das Wort des Faust:

„Erquickung wird dir nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt."

Doch wie sah's in der eignen Seele aus? — Den Kinderglauben hatte ich als Jüngling verloren, gleich der Mehrzahl meiner Altersgenossen. Dem Glauben, wie er uns gepredigt wurde, schienen unüberwindliche intellektuelle Hindernisse im Wege zu stehen. Und was man nicht glauben *kann*, das glaubt man eben nicht! Dies Wort eines Altersgenossen machte mir Eindruck. In meiner Studentenzeit und noch lange darüber hinaus hielt ich das Christentum für einen endgültig überwundenen Standpunkt, unvereinbar mit den Ergebnissen unseres wissenschaftlichen Denkens. Ebenso die meisten meiner Freunde. Doch was hatten wir nun? — wir, die wir uns über die christlich Gläubigen erhaben dünkten? —

Der große Dichter sagte so stolz:

Wer da hat Wissenschaft und Kunst, der *hat* Religion!

und fügte etwas hochmütig hinzu:

Wer nicht hat Wissenschaft und Kunst, der *habe* Religion!

Dies Wort hat sich mir als ein durchaus trügerisches erwiesen.

Wir hatten Wissenschaft, wir hatten wohl auch Kunst, — aber wir hatten darum noch lange keine Religion! Sehr natürlich.

Wissenschaft und Kunst bewegen sich ganz und durchaus in der Welt der Erscheinung. Gerade soweit sie echt und wahr sind, gilt das unbedingt. Das Wesen der Religion aber besteht gerade darin, daß sie über diese Welt der Erscheinung hinaus in Regionen hineinstrebt, die jenseits des Bereiches aller unserer Sinne und sinnlichen Erfahrung liegen — zu dem Urgrund alles Seins hin, dem Urquell des Lebens, dem Ewigen, Heiligen, das vernehmlich in der Stimme des Gewissens zu uns redet und uns Seinen Willen darin offenbart.

Was die Wissenschaft leisten kann und tatsächlich leistet, ist gewiß etwas Großes — ich brauche es Ihnen nicht zu beschreiben. Aber die Wissenschaft tut unrecht, wenn sie über ihr Gebiet hinausgreift und so, wie es etwa in Ostwalds Monistischen Sonntagspredigten geschieht, sich an die Stelle der Religion setzen will und diese ersetzen zu können vorgibt. Dazu ist sie unfähig, ihrem ganzen Wesen nach.

Mich überläuft noch jetzt ein Gefühl des Grauens, wenn ich jener Zeiten gedenke, wo auch ich die Religion für etwas Abgetanes, Überwundenes ansah, — in Wissenschaft und Kunst den Ersatz dafür sah und suchte. Es geht eine Weile, — und denjenigen, der in ehrlichem Suchen durch ernste intellektuelle Hindernisse zu dem negativen Standpunkt gekommen, stärkt nicht wenig das Bewußtsein der inneren Wahrhaftigkeit. Aber es ist mir völlig unmöglich, Ihnen das Gefühl der inneren Verödung, der Vereinsamung, der Verzweiflung zu schildern, daß trotz alledem im Laufe der Jahre fort und fort wuchs und mich ganz zu beherrschen drohte, mir das Leben wertlos, inhaltlos, sinnlos, zwecklos erscheinen ließ. Was konnte ich denn im besten Falle mit all meiner wissenschaftlichen Arbeit erreichen? Ein paar indische Texte mit etlichen Beigaben mehr oder minder gut herausgeben; einige Vedalieder vielleicht richtiger verstehen, einige sprachliche oder literarische Erscheinungen vielleicht richtiger fassen als meine Vorgänger u. dergl. m. Ich mochte dadurch vielleicht Professor werden, mein Brot haben — doch was bedeutete das alles im Grunde mir selbst? was bedeutete es der Menschheit für ihre tiefsten Bedürfnisse? — — Ich mußte mir's sagen: 'so gut wie nichts! Ja, vielleicht weniger als nichts, etwas nach Schlimmeres — die Vortäuschung von etwas Hohem und Herrlichem,

wo im Hintergrunde doch nichts stand, nichts als ein armes, verdurstendes Menschenherz, das nach etwas Höherem, Besserem schrie, wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser.

In solcher Zeit war die Liebe der Menschen naturgemäß noch mein bester Trost. Liebe und Verständnis. Liebe geben und empfangen. Aber es kommen Zeiten, wo auch die Menschen versagen; wo die nächsten, besten, liebsten Menschen uns nicht genug tun können. Wo das Verständnis mangelt, die Liebe vielleicht gerade dort versagt wird, wo wir sie am heißesten wünschten. Wo wir einen Halt brauchen außer und über den Menschen, ein höheres Verständnis, eine tiefere, eine nie versagende Liebe. Was kann uns da auch die schönste Feststellung, etwa der Akzentuationsgesetze gewisser indischer Texte, nützen? Sie kann uns in der Tat nur dazu verhelfen, das Gefühl der inneren Öde bis zur äußersten Qual zu steigern.

Und in der Tat, auch das ist in gewisser Weise eine Hilfe. Denn die innere Not muß erst da sein, muß bis zum Gipfel gestiegen sein, damit die rechte Hilfe kommen kann.

Das wird wohl ein Rufen Gottes gewesen sein, das mich in solcher Not in meinem Elend niederzwang auf die Kniee, im stillen Kämmerlein zu beten, zu flehen, zu schreien, das Ohr, das Herz des Vaters zu suchen — in einer Zeit, da ich selbst noch fast für unmöglich hielt, an einen Gott, einen ewigen, erbarmenden Vater zu glauben, das mich zwang und drängte, nach dem alten Gesangbuch, der alten Bibel zu greifen, noch bevor ich glauben konnte, daß mir wirklich hier der volle Herzenstrost geschenkt werden möchte. Mich zwang, in der Kirche die Gemeinschaft des Gebetes, des frommen Liedersanges, der Betrachtung, der Predigt zu suchen — zu einer Zeit, da ein inneres Schamgefühl mich oftmals fragen ließ: Darfst du denn auch als ein Ungläubiger dich unter die Gläubigen setzen??

Mag man es für Selbsttäuschung halten, hierin ein Rufen Gottes zu sehen — aber hörten wir nicht den Heiland rufen, vernehmlich, noch durch die Jahrtausende: Kommt her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken! (Matth. 11, 28) und: Wer zu Mir kommt, den will Ich nicht hinausstoßen! (Joh. 6, 37), den Heiland, der ja gerade die Sünder, die Verirrten, die Zöllner, die Ehebrecher zu sich rief.

während er den selbstgerechten Schriftgelehrten und Pharisäern sich versagte. Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan (Matth. 7, 7). — Ja, Er antwortet noch heute unserem Bitten und Flehen, Er öffnet die Tür zum Vaterhause und ruft den verlorenen Sohn zu sich, aus Vaterherz, aus Heilandsherz.

So hat Er auch mich erhört und gerettet aus all meinem Elend heraus. Hat mich Seine erbarmende Liebe schmecken und fühlen lassen. Und wie er dann weiter Segen um Segen schenkt, über Bitten und Verstehen, so hat Er auch mich reich begnadet, — hat mir ein edles, reines Weib geschenkt, das in treuer Liebe und tiefem Verständnis ganz mir angehörte und mir eine Lebensstütze war, so unvergleichlich schön und wertvoll, daß ich nur mit tiefster Rührung dessen gedenken kann. Und manches Wort aus ihrem Munde, der allzu früh mir Entrissenen, der treuen Jüngerin ihres Herrn, tönt mir heute noch ins Ohr, mich dünkt, als ein Rufen Gottes. Denn so innig sie sich freuen konnte an jeder Blume, jedem Sonnenstrahl, jedem Frühlingshauch, der uns hier geschenkt ward, immer doch wies sie hinaus über diese Welt der Erscheinung in die Welt des ewigen Lichts.

Freilich, des Kummers und der Sorgen gab es genug, gab es nur allzuviel während der Zeit unseres zehnjährigen Ehestandes. So Schweres, daß mir oft noch in der Erinnerung das Herz erzittert: Ach, wäre ihr dies doch erspart geblieben! — Aber dennoch, es ist endlich, endlich alles in Segen gewandelt. Wie eine Erfüllung des Wortes, das die Entschlafene so oft aussprach: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.

Ich will nur einiger, der wesentlichsten Momente gedenken. Wir lebten in Livland in bescheidenen, doch glücklichen, gesegneten Verhältnissen, auf dem gesunden Boden deutsch-evangelischer Kultur. Da kam der Sturm, — die furchtbare Woge der Russifikation drohte alles zu verschlingen. Mein Vater, der so manche deutsche Schule in Livland begründet und gepflegt, mußte es als Greis erleben, daß dies alles vor seinen Augen zerstört und russisch gemacht wurde. Auch an die Universität kam endlich die Reihe. Wir sollten fortan russisch lesen. Ich weigerte mich, mit Hand anzulegen bei diesem Zerstörungswerk. Es kamen die

Lockungen, die Versuchungen. Vielleicht gab es einen Moment, wo ich schwankte. Für meine Frau gab es keinen. Sie blieb fest. Sie sah für mich nur einen Weg, den Weg des Gewissens. Und ihr unerschütterliches Gottvertrauen bebte nicht zurück vor den drohenden Gefahren. Und es war nichts Geringes. Ins Exil zu gehen ohne Vermögen, ohne irgendwelche feste Aussicht. Aus Deutschland — ich muß es leider sagen — sind uns damals wenig freundlich einladende Stimmen entgegengeklungen. Wir gingen dennoch den Weg des Gewissens, den Gott uns wies. Daß meine gute Frau in der schweren Zeit den schwersten Teil der Lasten zu tragen hatte, brauche ich kaum zu sagen. Ihr felsenfestes Gottvertrauen aber sollte nicht getäuscht werden. Es kam ein Ruf, der uns nach Österreich führte — und ich denke, auch das war ein Rufen Gottes.

So schwer auch diese Entwicklungen waren, weit Schwereres trugen wir doch im persönlichsten Leben. Sie werden es verstehen, wenn ich hier nur ganz leise andeutend rede. Die Sorge, liebste, nächststehende Menschen moralisch verloren gehen, immer tiefer und tiefer versinken zu sehen, lag wie ein Alp auf uns, am schwersten auf meiner Lebensgefährtin. In den Abgrund dieses Kummers, dieses Jammers wage ich kaum hineinzuleuchten. Immer wieder warf es uns nieder, zu rufen, zu schreien, zu ringen im Gebet um die Seelen der scheinbar Verlorenen. Doch auch hier sollte sich erfüllen das tröstliche Wort, das jener Bischof einst zu Monika sprach, der Mutter des heiligen Augustinus: „Es ist unmöglich, daß ein Sohn so vieler Tränen und Gebete verloren gehe." — Und noch ein anderes Wort hat uns öfters getröstet, das Wort eines englischen Predigers, von dem wir gehört. Er sprach von den Verlorenen. Was heißt das: verloren! — lost, that means, not yet found! Verloren, das heißt: noch nicht gefunden! — Ein herrliches Wort. Es hat sich auch an uns bewährt. Die Verlorenen, um die wir damals im Gebete rangen, sie sind längst gefunden, gerettet. Auch sie haben Gottes Rufen gehört und sind auf den rechten Weg gekommen. Und mich bedrückt nur noch der Kummer, daß meine arme Frau davon nur allzuwenig noch selbst erleben sollte. Eine tiefschmerzliche Erinnerung, bei der mich nur wie leise tröstender Harfenklang jene Verse aufrichten, die die geliebte Frau einst im Traume

sah, hellsichtig im Traume gelesen:

Gar manches Ding in dieser Zeit
Muß ungelöst verschwinden,
Dort aber, in der Ewigkeit,
Wirst du die Antwort finden.

Wir hatten fünf Jahre in Innsbruck in bescheidenen Verhältnissen gelebt. Dann führte uns ein neuer Ruf nach Wien, in einen stattlicheren Hafen. Da aber war auch die Kraft meiner guten Frau, die so viel zu tragen gehabt, zu Ende. Sie ist mir nach kurzem Krankenlager von der Seite genommen worden.

Ich habe von Verirrungen anderer und ihrer Rettung geredet. Es wäre sehr unrecht, wenn ich nicht auch der eigenen Verirrungen, der eigenen schweren Schuld und Sünde gedenken wollte. Sie werden es auch hier verstehen, wenn ich nur in Andeutungen rede. Und für jeden erfahrenen Christen liegt hier ja eine Selbstverständlichkeit vor. Doch aber muß ich es gerade in diesem Zusammenhang auch als meine Erfahrung kräftig hervorheben, daß nichts uns so fest mit unserem barmherzigen Gott und unserem Heiland und Erlöser verbindet, als die lebendig erfahrene Gewißheit der Vergebung auch der schwersten Schuld, die wir auf uns geladen und die uns in Jammer und Verzweiflung zu Boden drücken und fast vernichten wollte. Dem freudigen, jubelnden Dankgefühl solcher Erlösung von der Sündenschuld ist nichts zu vergleichen als dasselbe Gefühl bei dem gleichen Erlebnis an Menschen, die unserem Herzen die nächsten sind.

Doch noch eines dritten Momentes muß ich gedenken, das mir, das uns beiden eine Quelle bittern Kummers und schwerster Sorge gewesen ist. Ich meine jene wilde, rohe, realistische, dem Christentum, ja allem Idealismus feindliche Kulturströmung, die sich zu Anfang der neunziger Jahre immer stärker auch in Deutschland geltend machte, alle alten Ideale zu verschlingen drohte und erst jetzt allmählich zu ebben, einem besseren Geiste zu weichen beginnt. Die zehn Jahre unserer Ehe aber gingen gerade von 1891—1901. Die schlimmste Zeit. Die Zeit, in welcher neben Ibsen, Sudermann, Hauptmann vor allem der unselige Nietzsche im Mittelpunkte des Interesses stand. Nietzsche, der Pastorensohn, der zuerst Theologe werden wollte, dann Philologe, Wagnerianer, Schopenhauerianer wurde, um weiter in sich überstürzender Wandlung alle seine alten Götter und Götzen zu zer-

trümmern und als ganz unzarathustrischer Zarathustra, als Antimoralist und Antichrist schließlich im Wahnsinn zu enden. Eine durchaus pathologische Erscheinung, die aber rasch, mit geradezu dämonischer Gewalt in weite und weiteste Kreise hinein wirkte und allenthalben als neue zukunftsschwangere Geistesmacht begeistert begrüßt und bewundert wurde. Zuerst, noch in besseren Tagen, vielfach befreiend, dann nur allzubald verwirrend, verrohend. Über Deutschland hinaus, in der ganzen Kulturwelt, wo überhaupt Bücher gedruckt und gelesen werden. Ein rasender Taumel, ein Hexensabbat schien die Gemüter fortzureißen und in großem Zusammenbruch alles, was wir geliebt und verehrt, vor allem das Christentum, zu begraben. Insonderheit die Jugend schien diesem Taumel des Übermenschen, der blonden Bestie, rettungslos verfallen. Was wir, die wir ganz anders dachten und glaubten, in dieser Zeit litten, ist schwer zu beschreiben. Und doch, auch hier sollten Gebete und Tränen nicht vergeblich sein. Auch hier kam die Zeit, wo laut und vernehmlich das Rufen Gottes wieder erscholl, durch alle Lande, über die ganze Erde dahin. Und nicht zuletzt die Jugend war es, die diesem Rufen Folge leistete. Ist nicht diese Versammlung und der große Zusammenhang, in dem sie steht, mit dem Weltbund christlicher Studenten, der lebendigste, lautredende Beweis für diese Behauptung?

Unmöglich aber ist es mir, Ihnen zu schildern, wie diese Bewegung uns beglückt, die wir einst schon fast glaubten, die Jugend verloren geben zu müssen. Ich grüße die Jugend, die in Christo das Heil sucht! und alle, die zu ihr stehen, ihr helfen!

Doch Sie werden mich nun vielleicht fragen: Was ist denn aus deinen eigenen intellektuellen Hindernissen geworden, die dich einst und so lange von dem Christentum zurückhielten? Wie hast du sie überwunden?

Nun, meine Freunde, ich will darauf zu antworten suchen, wenn auch die Antwort hier naturgemäß nun kurz und summarisch ausfallen kann.

Halten Sie fest zunächst, was ich schon gesagt habe. Nicht intellektuelle Erleuchtungen waren es, die mich zum Christentum zurückführten. Die große Umkehr vollzog sich im Herzen drinnen. Im Herzen rief mich Gott und zog mich zu sich. Der Verstand

mochte sagen, was er wollte — meine innere Not war zu groß, das Gefühl der trostlosen Verödung, Vereinsamung, Verarmung — ich konnte nicht anders, ich mußte Gott suchen in Gebet und inbrünstigem Flehen. Wie ein Kind, wie ein ganz einfältiger Mensch, so wollte ich beten, so versuchte ich zu beten, so betete ich. Und es war nicht vergebens. War es am Anfang etwas gewaltsam geschehen, unter inneren Qualen und Widersprüchen, — nach und nach wurde es mir immer natürlicher, immer selbstverständlicher, und ich fühlte einen stillen Frieden, ein Gefühl innerer Ruhe, Sicherheit, Zuversicht, ja Seligkeit über mich kommen, das mir unendlich mehr war und bedeutete, als all der gelehrte Quark auf meinen Bücherregalen. Ich lernte die Wahrheit des Psalmwortes begreifen: Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde (Ps. 73, 25). Die Wahrheit auch jenes andern Wortes — daß Christum lieb haben viel besser ist als alles Wissen (Ephes. 3, 19). Und ich fühlte es wie ein Gnadengeschenk über mich kommen, wie das Herz fest und immer fester wurde in dem Entschluß, dies tiefe innere Glück, diesen herrlichen Schatz sich nimmermehr entreißen zu lassen. Ja, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade (Ebr. 13, 9). Auch dieses Wort lernte ich langsam, allmählich, endlich mit jubelnder Freude und Dankbarkeit begreifen.

Und weiter — ich hörte Jesum sprechen: „Meine Lehre ist nicht Mein, sondern des, der Mich gesandt hat. So jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei" (Joh. 7, 16. 17). — So jemand will des Willen tun — der wird innewerden! Das war ein Ruf, ein Aufruf zu einem großen Versuch der Neugestaltung des Lebens. Nun wohl, ich versuchte es, den Willen Gottes zu tun, wie Christus ihn uns verkündet, ihn uns vorgelebt. Selbstverständlich wie alle Menschen, immer wieder strauchelnd, fehlend, irrend, aber doch immer wieder die gleiche Richtlinie des Lebens suchend, dasselbe Vorbild vor Augen. Immer wieder als verlorener Sohn zu dem Vater zurückkehrend. Und siehe da, immer leuchtender ward mir die Gewißheit: *Dies ist der rechte Weg*, der einzig richtige, der zum Heile führt! So soll mich denn auch nichts mehr davon abbringen. Es gibt keine höhere Lebensweisheit als diesen Rat.

diesen Ruf des Heilands: Tue so, wie Ich dich lehre zu tun, dann wirst du erkennen, ob diese Lehre von Gott sei. Durchs Handeln — zum Erkennen Gottes. Erst Umkehr des Willens, — dann Erleuchtung. Es ist die via regia, der königliche Weg, zur Erkenntnis, den Er selbst uns gewiesen, der von Sich sagen durfte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Und indem ich diesen Weg zu gehen, diese Wahrheit zu erfassen suchte, fühlte ich in mir ein neues, höheres Leben erstehen, das ich mit wachsender Gewißheit als ein unzerstörbares, ewiges erkannte. Nach dem Worte des Heilands: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben" (Joh. 6, 47).

Das Gesagte zeigt Ihnen zunächst nur, daß die ersterwähnten intellektuellen Schwierigkeiten mit der Zeit für mich in den Hintergrund traten, sich verflüchtigten und endlich fast gegenstandslos wurden, weil die stetig wachsende und sich festigende religiöse Überzeugung die überragende Bedeutung, den unvergleichlichen Wert des Glaubens mir unzweifelhaft machte. Immerhin gab es noch lange Zeit für mich Widersprüche, die ich nicht lösen konnte, Schwierigkeiten und Hindernisse des Glaubens, deren Ernst insbesondere im Gespräch mit Andersdenkenden auch mir immer wieder zum Bewußtsein gebracht wurde. Widersprüche, Schwierigkeiten, Hindernisse, die zwar nicht mehr imstande waren, den Kern meiner religiösen Überzeugung zu erschüttern, die mir zum wichtigsten Lebensinhalt geworden war; die aber doch immerhin noch vielfach zu ringen gaben, wenn jede doppelte Buchführung ausgeschlossen und eine ganz einheitliche Weltanschauung gewonnen werden sollte.

Wie ich endlich zu einer solchen gelangte, auf welcher philosophischen Basis sie sich mir aufbaute, das will ich kurz anzudeuten suchen. Zumal ich nicht daran zweifeln kann, daß wir nur auf diesem Wege gerade in den wissenschaftlich gebildeten, akademischen Kreisen jene unzweifelhaft mächtigen intellektuellen Hindernisse des Glaubens siegreich überwinden können. Das Beste, seinen beseligenden Inhalt, gibt uns ja freilich der Glaube selbst, ganz unmittelbar, ohne daß er den Weg durch den Intellekt nötig hätte. Aber es ist ein unabweisbares und durchaus berechtigtes Streben, unseren Glauben auch mit unserem Denken in Einklang zu bringen.

Es war eine mächtige Wandlung, die die Menschheit erlebte, als sie von der ptolemäischen Weltanschauung zur kopernikanischen fortschritt, die die Grundlage der modernen Wissenschaft bildet. Nicht ohne Grund sträubte sich die alte Kirche instinktiv, wenn auch vergeblich, gegen diesen Fortschritt. Der alte Himmel, wie man ihn sich früher gedacht, mußte verschwinden — der Himmel über der Erde, droben, wo Gott Vater thronte, wohin der Sohn auffuhr, von wo Er wiederkommen sollte in den Wolken des Himmels. Diese alten Vorstellungen waren nur noch als Bilder haltbar, denn es gab ja tatsächlich kein Oben und Unten mehr im unendlichen Raum, der nach allen Seiten sich erstreckte. Die alte, mit räumlichen Vorstellungen festverbundene Gottesvorstellung mußte sich wandeln. Der Fortschritt der Wissenschaft schien aber auch die Unsterblichkeit der Seele, diese innigste Hoffnung des Menschenherzens, und die Freiheit des Willens, diese Grundlage aller Moral, unmöglich zu machen. Hat die menschliche Seele einen Anfang in der Zeit, so hat sie auch ein Ende in der Zeit. Und das wissenschaftliche Denken konnte nicht daran zweifeln, daß die gesamte Welt der Erscheinung von einem strengen Kausalnexus beherrscht wird.

„Materialismus, Nihilismus, Determinismus sind somit die unabweisbaren Resultate der empirischen Weltanschauung. Wenn sich das religiöse Bewußtsein gegen sie mit aller Gewalt sträubt und in aller Zukunft sträuben wird, so geschieht dies aus dem dunklen Gefühl heraus, daß die zum vollen Materialismus als ihrer notwendigen Konsequenz hinstrebende empirische Anschauung der Dinge und alle ihr dienenden empirischen Wissenschaften nicht die volle Wahrheit besitzen, nicht imstande sind, über das eigentliche und innerste Wesen der Dinge die tiefsten und letzten Aufschlüsse zu geben." *

Den rettenden Ausweg aus diesem Dilemma hat für das philosophische Denken der größte deutsche Denker gewiesen, der größte Denker der Neuzeit überhaupt: Immanuel Kant, mit seiner großen fundamentalen Lehre von der Idealität des Raumes, der

*) Dieser Satz und einige spätere in Anführungszeichen gegebenen Sätze stammen aus P. Deussens Aufsatz „Materialismus, Kantianismus u. Religion", in den Transaktions des 3. Internationalen Kongresses für Geschichte der Religion in Oxford, Bd. II, Oxford 1908, p. 383 flg.

Zeit und der Kausalität, der bloß subjektiven Bedeutung dieser Vorstellungen. Aber Kant erneuerte mit dieser Lehre und begründete in wissenschaftlicher Form eigentlich nur die großen Gedanken, welche vor fast 3000 Jahren schon die indischen Denker in den Upanischaden intuitiv, in machtvollen Worten und herrlichen poetischen Bildern ausgesprochen haben. Er berührt sich deutlich dabei auch mit den idealistischen Denkern der Griechen, vor allem mit Parmenides und Platon. So daß wir hier in der Tat von einer arischen Weltanschauung reden können, welche auf den Gipfeln philosophischen Denkens bei Indern, Griechen und Germanen selbständig erreicht wird, von Kant zu wissenschaftlicher Vollendung gebracht worden ist. Diese Weltanschauung, richtig erfaßt, räumt tatsächlich jene intellektuellen Hindernisse und Schwierigkeiten aus dem Wege, die zwischen wissenschaftlichem Denken und Glauben stehen. Und hier kann ich den Ausdruck der Freude nicht unterdrücken, daß mir durch meine Spezialwissenschaft, die Indologie, die ältesten und herrlichsten Denkmäler dieser arischen Weltanschauung sich erschlossen. Ich denke — obwohl es zeitweilig ganz anders ausschaute — ich denke, auch zu diesem Studium hat mich ein Rufen Gottes geführt. Er ließ mich auch in Chamberlain und Deussen geistesverwandte Denker und Forscher kennen lernen, durch die mir zuerst jener große Zusammenhang zwischen Kant, Platon und den Upanischaden deutlich wurde.

Das Ewige, Heilige, Göttliche, der Urgrund alles Seins, alles Lichtes, alles Lebens, der Atman-Brahman — er ist jenseits des Raumes zu denken, erhaben über den Raum — so lehren die indischen Denker. Aber auch jenseits der Zeit, erhaben über die Zeit. Erhaben auch über die Kausalität; denn er ist durch sich selbst geworden, durch Selbstsetzung, ewig, unveränderlich.

Dieser göttliche Atman-Brahman, die heilige Weltseele, ist durch Gedanken und Worte nicht zu erfassen. Gedanken und Worte kehren vor ihm um! Man kann ihn nur erfassen, indem man sagt: Er ist! — ein Gedanke der Upanischaden, der sich in sehr merkwürdiger Weise mit der Etymologie des Namens Jahve berührt, wie ihn die besten Kenner des Gegenstandes fassen.

Kant wiederum zeigt durch eine tiefdringende Analyse des menschlichen Erkenntnisvermögens, das Raum, Zeit und Kausa-

lität, welche wir vermöge der Natur unseres Intellektes für ewige, den Dingen an sich zukommende Bestimmungen halten, dieses nicht sind, sondern bloß subjektive Formen der Erkenntnis. Dadurch eröffnet er die Möglichkeit, daß hinter dieser räumlichen, zeitlichen, kausalen Weltordnung eine andere, höhere Ordnung der Dinge besteht, von welcher wir uns freilich, so lange wir an unsere Erkenntnisorgane gebunden sind, durchaus keine Vorstellung machen können.

Gott ist jenseits des Raumes, über allen Raum erhaben zu denken. Erhaben auch über Zeit und Kausalität. Die Ewigkeit, in der Er lebt, in die auch wir einst einzugehen hoffen, ist nicht zu denken als eine Fortdauer in der Zeit, sondern als ein Heraustreten aus der Zeitlichkeit in das Bereich des Zeitlosen. Und ebenso steht es mit der Kausalität. Gott ist erhaben über sie. Er ist durch Sich selbst das ewige Licht. Und der religiöse Glaube spricht von Seiner grundlosen Barmherzigkeit; und freut sich des Wortes: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Wir aber wurzeln mit dem innersten Kern unseres Wesens in jener Welt der Freiheit, dem Reiche Gottes, ja wir tragen es in uns, wie Christus sagt.

Der einzige Weg, unserer ewigen Bestimmung entgegen zu reifen — sagt Deussen — *ist das moralische Handeln.* Moralität aber setzt die Freiheit des Wollens voraus und ist ohne sie unmöglich. Auf empirischem Standpunkt ist die Freiheit des Willens nicht zu retten; denn die Kausalität beherrscht alles Zeitliche mit ausnahmslosem Zwang. Aber auch die Kausalität ist, wie Kant bewiesen hat, nur eine unserem Intellekt anhaftende Vorstellungsform. Für unsre Vorstellung erfolgen alle unsre Handlungen aus ihren Ursachen mit Notwendigkeit, und dennoch sind sie, wie das Bewußtsein der Verantwortlichkeit bezeugt, nur die in dem kausalen Zusammenhange der Erscheinungen auftretenden Äußerungen eines an sich freien Willens. Die empirische Notwendigkeit und die metaphysische Freiheit bestehen in jeder einzelnen Handlung zusammen.

Wir sind ganz außerstande, uns von jener höheren, ewigen, göttlichen Welt, an die wir glauben — jenseits der Welt der Erscheinungen, der Empirie — eine Vorstellung zu machen.

„Aber die Zeit wird für jeden von uns kommen" — sagt wiederum Deussen —, „wo wir Raum, Zeit und Kausalität wie ein veraltetes Kleid abwerfen und zu unserer ewigen Bestimmung eingehen werden, welche das religiöse Bewußtsein vorausahnt und in mancherlei Bildern sich vorzustellen versucht, welche aber für das wissenschaftliche Denken durch die Kantsche Philosophie ebenso vollkommen sichergestellt ist, wie sie andererseits vollkommen unerkennbar bleibt und bleiben mußte, um die alle egoistischen Hoffnungen verbietende Reinheit des moralischen Handelns zu wahren."

Der Schritt von der ptolemäischen zur kopernikanischen Weltanschauung war ein großer, aber lange nicht so groß und so schwer wie der weitere Schritt zu der eben geschilderten Kantschen Weltanschauung hin. Viel Zeit ist nötig, daß die Menschheit sich daran gewöhne. Dessen war sich auch Kant deutlich bewußt. Aber wir müssen ihn tun, diesen Schritt. Wer ihn tut, wird reich dafür belohnt werden. Nicht als ob diese philosophische Anschauung an sich uns selig machen könnte. Das tut allein der Glaube und die Gnade des Herrn. Wohl aber dadurch, daß wir unser wissenschaftliches Denken auf diesem Wege in Einklang bringen können mit unserem religiösen Glauben.

Philosophisches Denken führt uns nur bis an den Rand des Brunnens, aus dem das Wasser des ewigen Lebens quillt. Die Philosophie räumt intellektuelle Hindernisse aus dem Wege, aber sie kann uns nichts positiv aussagen über Gott und über jene andere, höhere, ewige, göttliche Welt und Weltordnung. Unsere Vorstellungen reichen da nicht heran. Einer aber hat mehr davon gewußt als wir anderen Menschen. Der eine, der Sich den Menschensohn nannte, aber zugleich Sich mächtig als den Gottessohn bezeugte in Wort und Tat — der große, strahlende Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte, das Licht der Welt, wie Er selbst Sich genannt hat und nennen durfte (Joh. 8, 12; 12, 45); — das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, wie der Jünger sagt, den Er lieb hatte (Joh. 1, 9); von dem der andere große Jünger das Geständnis und Bekenntnis abgab: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" (Joh. 6, 68, 69). Und was Er von Gott, von dem Vater, von Sich, von dem

Heiligen Geist, vom Reiche Gottes, vom ewigen Leben geredet, in der erschreckend kurzen Zeit, die Ihm zu lehren vergönnt war; wie Er Liebe ohne Aufhören und doch auch heilige Zucht gepredigt; wie Er gelebt und wie Er gestorben — das hat die Menschheit mit vollem Recht als eine Offenbarung Gottes begriffen.

Es war die überzeugende, überwältigende Macht der großen, unvergleichlichen, alles überragenden Persönlichkeit, welche Petrus zu solchem Bekenntnis im Namen der treuen Jüngerschar trieb. Hier redete eine Stimme, wie sie nie zuvor erklungen — ein Mann, ein Mensch, der in ganz anderer Weise mit Gott dem Vater verbunden war, mit Ihm sich eins fühlte, von Ihm zeugte und zeugen durfte, wie andere Menschen. „Ich und der Vater sind Eins" (Joh. 10, 30)! Wie Ihn aber die Juden um solch angeblicher Gotteslästerung willen steinigen wollen, weist Er auf den göttlichen Funken hin, der in allen Menschen lebt: „Stehet nicht geschrieben in eurem Gesetz: Ich habe gesagt, ihr seid Götter" (Joh. 10, 34). „Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten", heißt es in dem Psalm (82, 6); und zu Kindern des Höchsten will Er alle machen, die zu ihm kommen, die an Ihn glauben. Seiner ganz einzigartigen Bedeutung aber bleibt Er Sich voll bewußt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater"; „Wer an Mich glaubt, der glaubet nicht an Mich, sondern an den, der Mich gesandt hat; und wer Mich sieht, der siehet den, der Mich gesandt hat" (Joh. 12, 44. 45); „Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich" (Joh. 14, 1). Und das Zeugnis von Sich als dem Gottessohn bringt Ihn endlich ans Kreuz.

Die Jünger sahen und hörten den Herrn leibhaftig. Wir haben dafür das Zeugnis der Jahrtausende, das seine einzigartige Bedeutung so mächtig bezeugt. Sie hatten ihre unvergleichliche Lebenserfahrung. Aber auch wir haben unsere lebendige Erfahrung, die uns Erlösung, Heil und Seligkeit in Christo finden ließ; die uns bezeugt, daß es Wahrheit ist, was Er von Sich und vom Vater verkündet; daß er den rechten Weg uns durchs Leben zum Vater hin gewiesen hat; daß Er selbst dieser Weg ist, die Wahrheit und das Leben. Die Jünger hörten Seinen Ruf, — aber auch wir hören ihn noch heute mächtig erschallen. Wir sollen, wir wollen Ihm folgen. Sein Rufen ist das Rufen Gottes!

Er fordert von uns, daß wir Ihn bekennen, daß wir Zeugnis ablegen vor aller Welt von dem Heil, das Er uns geschenkt hat. So wollen wir es tun. Wollen arbeiten in seinem Weinberge. Aber wir wollen auch stets Seines Wortes eingedenk bleiben: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Das ist es, was die christliche Kirche in so weitem Umfang verhaßt gemacht hat, auch bei guten, untadeligen Menschen, daß sie in dieser Welt herrschen, materiell und geistig herrschen, ein Reich von dieser Welt schaffen wollte, wo sie doch nur dienen, nur auf jene Welt hinweisen und zu ihr hinführen sollte. Hier haben wir Christen noch viel an uns zu arbeiten, noch gar manches an uns und um uns auszubauen und umzugestalten.

Der Petruskirche in Rom, der Pauluskirche in unserer Theologie möchte ich eine Johanneskirche an die Seite stellen — nicht als feindlichen Gegensatz, sondern als notwendige Ergänzung — eine Kirche der Liebe, des Lichtes, des Lebens, die kein Herrschenwollen, kein Dogmatisieren kennt.

Von materieller Herrschaft ist in akademischen Kreisen ja wohl überhaupt nicht die Rede. Wohl aber erinnert sich die Wissenschaft mit Schrecken und Abscheu der Unterdrückung, die ihr jahrhundertelang von Seiten der Kirche zu teil geworden. Das darf es nie wieder geben! Freiheit der Forschung, absolute Freiheit ist für uns eine selbstverständliche Voraussetzung. Es ist aber auch ein Konflikt gar nicht zu befürchten, wenn die Wissenschaft sich streng an das Gebiet hält, das ihr allein zusteht: die Welt der Erscheinung, der Empirie; der Glaube an das seine: die Welt jenseits dieser Welt der Erscheinung. Die Religion darf die Wissenschaft nicht meistern wollen, wie das wohl in früheren Zeiten geschehen ist. Aber die Wissenschaft darf auch die Religion nicht meistern wollen, wie das heutzutage Männer wie Haeckel, Ostwald u. a. sich anmaßen. Religion und Wissenschaft sind ebenso und mehr voneinander unterschieden wie eine Beethovensche Symphonie und ein Lehrbuch der Algebra. Ein natürlicher Gegensatz, eine Ursache zum Konflikt zwischen beiden ist in ihrem Wesen durchaus nicht gegeben — es sei denn, daß eines von beiden in das Gebiet des anderen törichterweise übergreift.

Auf dem Boden der arischen Weltanschauung, auf der Grundlage der Kantschen Philosophie, dieses kühnen, aber voll-

berechtigten und wohlbegründeten Idealismus, ist die volle Harmonie zwischen Glauben und Wissen restlos möglich. Und das ist, wie mich dünkt, die besondere Aufgabe, zu der in der Gegenwart Gott die Gläubigen in der akademischen Welt, insbesondere in Deutschland, dem wissenschaftlich höchststehenden Lande, ruft: Durch Wort und Tat und Leben den aller Welt einleuchtenden Beweis zu liefern, daß christlicher Glaube und strengste wissenschaftliche Wahrheitsforschung sich nicht widersprechen, sondern, richtig verstanden, sich gegenseitig ergänzen zu einer höheren Einheit des geistigen Lebens, wie sie augenblicklich noch in weitestem Umfang vermißt wird, wie sie aber, auch noch mit der Kunst zu einem vollen Dreiklang verbunden, eine Höchststufe aller Kultur darstellt.

Ja, auch die Kunst — sie kann hier positiv sogar mehr leisten als die Wissenschaft. Ich denke dabei vor allem an das große Kunstwerk, das größte der Gegenwart und aller Zeiten, das uns Deutschen und damit auch der ganzen Welt in Bayreuth geschenkt worden ist. Es führt in unvergleichlich großartiger Entwicklung direkt auf die Religion, auf das Christentum hin. Auch die Glocken des Gral, auch die Posaunentöne, die aus der Gralsburg ertönen, sind ein Rufen Gottes. Ich kenne sie als solches. Und das große Kunstwerk lehrt uns in anderer Form als Kant und Schopenhauer die große Lehre von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit dieser Welt der Erscheinung und läßt uns aus ihrem tief erschütternden tragischen Zusammenbruch den großen Glauben an eine höher geartete, ewige Welt des Geistes erstehen.

Wenn ich ein volles und wahrhaftiges Lebenszeugnis geben soll, dann *muß* ich auch von dieser Kunst reden, die tief in mein innerstes Seelenleben hineingegriffen, es wesentlich bestimmt und bereichert hat. Als ich in kritischer Zeit, in einer Zeit schwerer innerer Kämpfe und Leiden, zum ersten Male — es war in Weimar — den Tannhäuser auf der Bühne sah, da hat mich diese Vorstellung so tief ergriffen wie nichts zuvor. Schlaflos, unter immer wieder strömenden Tränen, verbrachte ich die Nacht — und mir ging im Bilde der Elisabeth, in den Worten und Tönen dieses künstlerischen Wunderwerkes, in erhabener Vision die *Liebe* auf, die sich auch dem Sünder neigt, die erbarmende,

rettende, die christliche, die göttliche Liebe. Und so war für mich — und gewiß auch für andere — dies Kunstwerk ein vernehmliches, lautes und nicht vergebliches Rufen Gottes. Es hat wesentlich mitgewirkt, mich zum Christentum zurückzuführen.

Gott ruft uns auf gar verschiedene Weise zu Sich. Daß der Kulturmensch durch große Kulturschöpfungen erfaßt und bestimmt wird, hat nichts Auffälliges an sich.

Der religiöse Glaube, unser höchstes Gut, unser höchstes Ziel, ist gewiß unabhängig von Wissenschaft und Kunst, von aller Weisheit der Weisen, allem Verstand der Verständigen. Es wird ewig wahr bleiben, was Paulus darüber im ersten Kapitel des ersten Korintherbriefes schreibt. Der königliche Weg des Heils steht auch dem einfältigsten und ungelehrtesten Menschen offen. Ja, ihm sogar noch leichter und unmittelbarer als dem Klugen, dem Gelehrten, Gebildeten. Das ist eine herrliche Wahrheit. Aber es ist andererseits natürlich und notwendig, daß Gläubige, die in einer Kulturwelt leben und wirken sollen, sich mit allen großen geistigen Mächten derselben auseinandersetzen, das Feindliche bekämpfen, mit dem Freundlichen, Geistesverwandten sich verbinden.

Nur dann, wenn die christliche Studentenbewegung auch in Wissenschaft und Kunst auf der Höhe steht, wird sie — insbesondere an den deutschen Universitäten — zu jener umfassenden Bedeutung heranwachsen können, die wir alle ihr von Herzen wünschen.

Doch, welche Ziele und Aufgaben wir uns auch setzen, das E i n e bleibt: Einen anderen Grund kann niemand legen, als der schon gelegt ist, welcher ist Christus!

Und darum: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit! Amen.

Einiges über unsere Landwirtschaft.

Ein Vortrag für Nichtlandwirte

von

Dr. H. v. Pistohlkors.

Man sagt, ein jedes Land habe die Rechtsverhältnisse, die es verdient und mit demselben Recht kann man natürlich auch sagen — die Kultur — die es verdient. — Von unserer Heimat kann man die Berechtigung zu solchen Parallelen aber nicht ohne weiteres zugeben. Die Verhältnisse zwingen uns vielmehr mit der Tatsache zu rechnen, daß bei uns Kulturdrang und Kulturbefriedigung nicht auf gleicher Stufe stehen. — Wollen wir uns z. B. über ein Gebiet orientieren, das unserem Interesse nahesteht, so haben wir es schwerer als ein anderer Westeuropäer uns die Vorbedingungen — das Material zu beschaffen. — Unsere Statistik, um nur eins hervorzuheben, ist für die Praxis noch so wenig handlich und so problematisch in ihrer Anwendbarkeit auf die Gegenwart, daß wir immer nur mit Annäherungswerten rechnen können. Diese Tatsache, die uns natürlich keineswegs den Mut zu unentwegtem Fortarbeiten auf dem Gebiet der heimatlichen Kultur rauben darf, bitte ich Sie, auch heute in Rücksicht zu ziehen, wenn wir uns über einen der mächtigsten Kulturfaktoren unserer Heimat — über unsere Landwirtschaft — unterhalten wollen. — Heimatliebe und Landwirtschaft erscheinen mir unwillkürlich fast korrellative Begriffe zu sein. Will man seine Heimat recht lieben, so hat man unbedingt die Pflicht an ihrer Bewirtschaftung, an ihrer Gestaltung und Wohleinrichtung, kurz an der Förderung ihrer Gesamtkultur teilzunehmen.

Wie sehr eine gedeihliche Landwirtschaft Vorbedingung für den Komplexbegriff Kultur, also auch die ethischen Lebenswerte, in dem Landstriche ist, den wir als unsere Heimat ansprechen, wie sehr Sie alle, obgleich vielfach nicht mit der Land-

wirtschaft in direktem Zusammenhang stehend — schon als Heimatgenossen — für die Landwirtschaft ein liebevolles Verständnis haben müssen — das Ihnen nahezubringen, will ich heute versuchen. — Um den Rahmen unserer Betrachtung nicht über Ihre Zeit und Geduld auszudehnen, wollen wir uns heute nur auf Livland — unsere engste Heimat beschränken, und um nicht zu sezessionistisch zu operieren, wollen wir uns eingangs mit einigen Wertbegriffen vertraut machen. Benutzen wollen wir dazu das Metersystem; fällt es ihm leider auch schwer bei uns Heimatrechte zu erlangen, so hat es doch, besonders als Vergleichseinheit für das übrige Europa zu augenfällige Vorzüge.

Livland hat mit seinen Inseln zusammen eine Bodenausdehnung von 46,329 qkm und an Landseen inkl. Peipusanteil rund 1500 qkm. Es ist vergleichsweise größer als die zwei Schwesterprovinzen Estland und Kurland zusammen und annähernd so groß wie die drei Staaten Württemberg, Sachsen und Baden zusammen.

Von der gesamten Bodenfläche wären nur abzuziehen ca. 2800 qkm für Moore, und für Städte und Impedimente ca. 2500 qkm, so daß rund 41,000 qkm für die landwirtschaftliche Nutzung verwendbar sind, wobei wir die Forsten mit 9,4 Mill. qkm mit Recht einbeziehen können, seitdem sie nach technischen Grundsätzen rationell bewirtschaftet werden. Die Bewirtschaftung der Seen und Moore ist, besonders seit dem letzten Dezennium, erfreulicherweise ebenfalls einer entsprechenden Würdigung und Nutzung unterzogen worden, und so scheint die Zeit nicht allzufern zu sein, wo man wird sagen können, in unserer Heimat gibt es kaum mehr ein Fleckchen, das nicht wirtschaftlich nutzbar gemacht ist.

Sie werden zugeben, daß in einem Lande, in dem 90% des Gesamtareals landwirtschaftlich genutzt werden, die Bewohner aller Professionen, ganz abgesehen von Neigung oder Beziehung zu dieser Betätigungsform menschlicher Energie wissen müssen, was es mit dieser Landwirtschaft auf sich hat.

Aus der großen Menge von Einzelgebieten greife ich die jüngste — nicht die geringste — die Forstwirtschaft heraus. Bis vor einem Menschenalter stellte der Wald denjenigen Teil eines Gutes dar, der wegen seiner Lage und Beschaffenheit nicht kultiviert werden konnte. In recht rücksichtsloser und irrationeller Weise wurden aus ihm die Materialien für Bebauung und Beheizung des Hofes und des ganzen Gebietes entnommen. Bei

Verkäufen wurde er kaum bewertet, bei Beleihung und Besteuerung kaum berücksichtigt. Seine Eigenschaft als Jagdgrund war in Livland von altersher geschätzt, als Kapital oder auch nur Rentenobjekt kam er nicht in Betracht. Seine Negligierung als Wertobjekt ging so weit, daß vor Durchführung der Steuerreform ein Gut z. B., das dank den seit ca. 40 Jahren sich verschiebenden Verhältnissen ca. 45,000 Rbl. jährliche Rente aus div. Waldungen bezog, ebenso hoch besteuert wurde wie ein anderes, dessen Gesamtrevenüen knapp 1/10 dieser Summe betrugen und das an Gesamtareal ca. 15 mal kleiner war.

Das Anwachsen der Städte, die verbesserten Kommunikationsverhältnisse und der steigende Bedarf des Auslandes an Holzwaren haben einen ungeahnten Umschwung in dieser Beziehung erbracht. Heute ist Riga der größte Holzexporthafen der Welt; heute werden bei Gutsverkäufen die Wälder nicht nur stark berücksichtigt, man kann sogar sagen: die Bäume werden gezählt und vom Jahre 1913 ab, wo die Steuerreform in Kraft tritt, wird 17,4% aller Landessteuern vom Walde getragen werden.

Die Resultate der Forstenquete d. J. 1901, die die Unterlagen für eine Besteuerung des Waldes schaffen sollte, sind in einer verdienstvollen Arbeit des Landrats Max von Sivers-Römershof, betitelt: „Die Forstverhältnisse der balt. Provinzen", dargestellt worden. Diese Arbeit ist um so höher zu bewerten, als sie zum ersten Mal dem Laien neueres statistisches Material über unsere Heimat in die Hand gab. Ihr sind später noch mehrere Werke mit ähnlicher Tendenz gefolgt, wie die Baltische Bürgerkunde (von der leider nur der I. Teil erschienen) und vor allem die Balt. Heimatkunde.

Wenn wir hier der Steuerreform und ihrer langdauernden — nunmehr abgeschlossenen Vorarbeiten gedacht haben, so wollen wir gleich einige Resultate, soweit sie sich auf den Fellinschen Kreis beziehen, herausgreifen. — Die Neueinschätzung Livlands hat den alten Ruhm des Fellinschen Kreises vollauf bestätigt, den besten Ackerboden Livlands zu haben. Der Fellinsche Kreis ist der einzige, welcher Ackerboden I. und in nennenswerter Menge II. Klasse aufweist. Das Gros der livl. Böden ist in der VI. und VII. Bonitätsklasse registriert. Mit Wald wird der Fellinsche Kreis bei einem Steuerreinertrag von insgesamt 844.727 Steuerrubeln mit 11,6% zu Landessteuern herangezogen, für Impedimente in minimem Betrage. Den größten Steuerreinertrag weist der größte Kreis Livlands, der Dörptsche, mit 1,426,451 Steuer-

rubeln auf. — Wir verlassen dieses Gebiet und der livländische Landwirt kann auch in Gedanken nicht anders von seinem Walde scheiden, als mit einer segnenden Gebärde. — Wie manche livl. landwirtschaftliche Existenz wäre in den kritischen Jahren der Preisderoute für alle Produkte gescheitert, wenn der Wald nicht gewesen wäre. Und Gottlob! er wächst bei rationeller Bewirtschaftung auch wieder, sonst wäre es beim Ausblick in die Zukunft ebensovielen bange.

Bei meinen eiligen Exkursen in den Forst und das Thema der Steuerreform habe ich vergessen eine Bemerkung einzuschieben, die mehr an den Anfang gehört hätte. Ich habe heute die Aufgabe übernommen, über unsere Landwirtschaft ganz im Allgemeinen, über ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart zu orientieren und werde mir erlauben mich dabei in erster Linie an Nichtlandwirte zu wenden. Deswegen muß ich die Herren vom Fach um Geduld bitten, wenn ich manches ihnen Alltägliche berühren werde. Den Nichtlandwirten verspreche ich dagegen, sie möglichst wenig mit Fachsimpeleien zu belästigen. Wenn aber von der Landwirtschaft als einem Fach gehandelt werden soll, so erübrigt gleich eingangs zu betonen, daß es hierbei heute schon um ein ganz enorm differenziertes Wissensgebiet geht und daß es dem Wissenschaftler ebenso wie dem Praktiker immer schwerer fällt, dieses ganze Gebiet zu umfassen. Hier die schonende Mitte zu treffen wird mein Bemühen sein.

Von der Vorgeschichte der Landeskultur unserer Heimat läßt sich in Kürze folgendes sagen: Unsere Gegenwart baut sich auf auf einer Kolonialgeschichte. Nach wechselvollen Kriegen mit den Eingeborenen und den umwohnenden Russen, die über zwei Menschenalter dauerten, standen etwa vom J. 1224 die baltischen Provinzen — ein Lehn des Deutschen Kaisers, unter dem Gesamtnamen Livland als einheitlicher Landesstaat da. Dieser politische Anschluß an das deutsche Mutterland hat bis in die II. Hälfte des XVI. Jahrh. gedauert. Innere Kämpfe zwischen dem Bischof und dem Orden und beständige Abwehrkriege nach außen füllten zwar den größten Teil dieser 300-jährigen Epoche aus, dennoch gelangte das Land — zumal in den Zeiten des letzten großen Meisters Plettenberg, zu größter Entwicklung. Der Wohlstand aller Stände, — des kirchlichen und weltlichen Adels, des Bürgertums und des freien Bauerstandes erhob sich zu einem vielfach üppigen Reichtum. Nach Plettenbergs Tode 1535 führten mannigfache Ursachen dazu, daß der Staat Livland nicht mehr

die Kraft zeigte die Begehrlichkeit der Nachbarn zu bändigen. Estland wurde schwedisch, Livland geriet unter polnische Herrschaft und nur Kurland konnte 233 Jahre sich als selbständiger Staat erhalten. Als Livland 1629 dem siegreichen Schwedenkönig Gustav Adolf zufiel, begann eine zweite glückliche Epoche für das mitlerweile lutherisch gewordene Land und die Wohleinrichtungen dieser Epoche haben nachher viele harte Proben bestehen können. Der Nordische Krieg, der 1710 mit der Kapitulation der Ritterschaften von Livland, Estland und Ösel seinen Abschluß fand, ließ alles bisher an Kriegsmiseren durchlebte in den Schatten treten. — Siegestrunken meldete Scheremetjew seinem Zaren: разорять больше ничего! und man muß zugeben, er hatte nicht übertrieben! kein Stein stand auf dem andern, das Land war eine Wüste, der Rest der Bewohner Bettler. Die Regenerationskraft die das Livland nach dem Nystedter Frieden auf seine heutige Höhe gebracht hat, ist beispiellos in der Geschichte und kann uns Epigonen den Mut geben allen Stürmen zu trotzen. Der große Zar Peter schnitzte aus dem kernigen Stamm der einstigen Ordensritter die Administratoren für sein asiatisches Reich und seine Nachfolger auf dem Throne Rußlands haben die Einsicht gepflegt, daß Liv- und Estland die Quellen für die Kulturbewässerung ihres Riesenreiches waren. Diese Quelle nicht zu verstopfen und das Land eigener Verwaltung zu überlassen bildeten fast 200 Jahre die Bedingung für Rußlands Entwicklung und für unser Aufblühen.

Unter der Regierung Alexander III. begann diese Einsicht dem Ansturm des Panslavismus zu weichen. Kaum hatte der Großfürst Wladimir in Dorpat erklären müssen, wie sehr der Zar seine treuen baltischen Untertanen liebe und wie er nur beabsichtige sie der großen russischen Familie näher anzugliedern — als es sich — nach den Worten eines verstorbenen baltischen Publizisten — „wie Meltau auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens herniederließ: Ordnung, Recht, Bildung wurden zerstört und das Land bis zur Unkenntlichkeit von einer starken Schicht moskowischer Spaltpilze bedeckt." — Diese Zeit haben wir mehr oder weniger alle erlebt und dann noch die Jahre 1905 und 6, die wurmstichige Frucht dieses zersetzenden Verwaltungssystems. Heute erübrigt uns nur zu hoffen, daß die unfreiwillig eingeimpfte Lymphe uns virulent gemacht hat.

Damit wären wir mit unseren retrospektiven Betrachtungen bis in die Gegenwaut gelangt und wollen uns dem eigentlichen

Thema des heutigen Abends — unserer Landwirtschaft, der Beherrschung der Naturkräfte und der Landeskultur als der Vorbedingung für unsere gesamte Kultur zuwenden.

Naturkräfte bekämpfen und benutzen zum Zweck der Hervorbringung und Erzeugung menschlicher Lebensbedürfnisse heißt Landwirtschaft treiben. Der Urmensch nahm seine Nahrung von dort, wo sie der Zufall ihm bot! Erst wo dieser Zufall versagte, wo es ihm anfing an Nahrung zu mangeln, war er genötigt, der Natur ihre Schaffensbedingungen abzulauschen und sie auszunutzen. Der Anbau eines Feldes bedang die Seßhaftigkeit, diese die Familie und diese war die Grundbedingung für Vergesellschaftlichung, Staatsbildung, Kultur!

Der Ackerbau nahm im selben Maße zu, wie die Menschheit, er konnte primitiv betrieben werden, solange beliebig viel Land zur Verfügung stand, er mußte intensiver werden, sobald die Bevölkerung schneller zunahm als Land urbar gemacht werden konnte. Seine höchste Intensität wird er erreichen müssen, wenn alles anbaufähige Land in Kultur genommen sein wird und die Bevölkerung ständig zunimmt. Dieses Stadium ist in verschiedenen Ländern in verschiedem hohem Maße eingetreten und hat eine große Bedeutung, denn es beweist das Erstarken oder die Dekadenz eines Volkes und kann annähernd genau nach den Bodenpreisen gemessen werden. Wir leben in einem Lande, wo die Bevölkerungsdichtigkeit noch keine große ist und da gleichzeitig die Bevölkerungszunahme eine geringe ist, so haben wir noch genug Land in Kultur zu nehmen und die Intensität der Bewirtschaftung kann noch eine geraume Zeit wachsen.

Livland hat 28 Einwohner auf den Quadratkilometer, Finnland nur 8, während beispielsweise Preußen 113, Sachsen aber bereits 318 Einwohner auf derselben Fläche beherbergt. — Ob ein Land alle seine Bewohner durch eigene Produkte ernähren kann, ob es einen Überschuß an landwirtschaftlichen Produkten aufweist, oder mit dem Erlös aus industrieller Arbeit Nahrungsmittel kaufen muß, hängt von den vielfachsten Momenten ab, spielt heute besonders in Deutschland und England als aktuelles Problem eine große Rolle, gehört aber zu sehr ins Gebiet der Volkswirtschaft, um heute hier als Frage mehr als gestreift werden zu können.

Von Livland als landwirtschaftlichem Produktionsland läßt sich in Kürze etwa folgendes sagen: Das Land ist durch natürliche Bedingungen und Kultur recht gut für Ackerbau und Tier-

zucht geeignet. Die Rentabilität der Landwirtschaft wird aber stark gefährdet durch die Unbeständigkeit des Klimas, durch eine unglückliche fiskalische Tarifpolitik und gegenwärtig besonders durch eine starke Arbeiterkrisis. Auf einige dieser Momente kommen wir vielleicht später noch zurück.

Wir wollen jetzt untersuchen, wie es bei uns mit den sog. natürlichen Bedingungen beschaffen ist. Hierbei möchte ich auf ein Werk verweisen, von dem wir schon gesprochen haben und auf dessen Vorhandensein wir allen Grund haben stolz zu sein. Die baltische Landeskunde, 1911 erschienen und ausschließlich von Balten bearbeitet, bietet uns in mustergültiger Anordnung anschauliche Bilder über die Klimatologie, die Flora und Fauna und die historische und politische Geographie unserer Heimat. Das Werk ist durchweht von Heimatliebe und sollte von jedem gebildeten Balten nicht nur besessen, sondern auch gekannt werden.

Von der Geologie unseres Landes können wir nur soviel berücksichtigen als uns zur Entstehungsgeschichte des Bodens notwendig ist, auf dem wir unsere Landwirtschaft treiben. Unsere Erdkrume im Baltikum — d. h. die lockere, für Pflanzenwurzeln durchdringliche Schicht (im Gegensatz zum Gestein) ist geologisch gesprochen, wie Sie wissen — Diluvium.

Jede Erdkrume ist das Zersetzungsprodukt von Urgestein vermengt mit organischen Bestandteilen. Das Diluvium ist aber im Gegensatz zu anderen geologischen Formationen nicht aus dem Gestein der Unterlagerung allein entstanden, sondern durch die Moränen zermalmt und dann transportiert worden. Unser Boden, der das tieferliegende Erdgerüpp bedeckt, ist also, wenn ich mich so ungeologisch ausdrücken darf — ein Überzug des Gerippes aus fremdem Stoff. Das braucht uns aber garnicht weiter zu kränken, denn dieser Stoff — das Moränenmaterial ist ganz gut und für die meisten Pflanzen als Wurzel- und Nährbett durchaus geeignet. Bei uns tritt das Urgestein, das aus Kambium, Silur und Devon besteht, sehr wenig zu Tage — es ist selten nackt zu sehen und das ist natürlich auch eine günstige Vorbedingung für Landwirtschaft. Da der Transport des Moränenmaterials von Norden nach Süden zu vor sich gegangen ist, so finden wir bei uns unverwitterte Felsblöcke — die sog. Findlinge — immer nur aus einem Gestein, das nördlich von uns ansteht. Ich brauche hierbei nur an unsere Granitblöcke und den finnländischen Granitfels zu erinnern.

Alle unsere Kulturböden (d. h. die schon mehr oder weniger lange bebauten) sind das Ergebnis der Wechselwirkung von Naturkräften und menschlichen Einwirkungen! Hierbei müssen wir gleich vorwegnehmen, welche hervorragende Rolle bei all diesen Vorgängen das Wasser gespielt hat.

Das Wasser hat unseren Boden recht eigentlich geschaffen und transportiert; seine Verteilung im Boden und in der Luft spielen in der Vegetation neben der Sonne und ihrer Wirkung die Hauptrolle. Das Wasser im Boden reguliert die Temperatur und hindert, im Überschuß vorhanden — Luftzutritt, Erwärmung, Bakterienleben und Zersetzung. Andererseits ist es als Pflanzenblut und Nährstofftransporteur ein Element jeden organischen Lebens.

Hiernach wollen Sie beurteilen, warum die Regulierung des Wassers — die Hauptaufgabe der sog. Kulturtechniker — in jüngster Zeit auch bei uns zu einer so hohen Bewertung bei der Rentabilisierung des Ackerbaues gelangt ist.

Zu den natürlichen Bedingungen der Landwirtschaft gehören außer den geologischen, die wir bereits erledigt haben, alle die vielen lokal modifizierten Faktoren, die wir unter Klima zusammenfassen. Wir können hier wieder nur sehr aphoristisch vorgehen und müssen uns auf unser landwirtschaftliches Klima beschränken.

Das Element des Klimas, d. h. sein Hauptagens ist die Sonne, die Quelle allen Lebens. Der Sonnenstrahl zerlegt sich in drei Hauptfarben und zeigt ebenso viel Wirkungen: Die roten Strahlen wärmen, die gelben belichten und die blauen führen die chemischen Zersetzungen herbei. In der Pflanze bewirkt die Sonne: Diffusion, Transpiration, Umlauf, Umbildung und Ausbildung der Stoffe. Keim, Nährstoffe und Sonne ergeben zusammen alle Bedingungen für organisches Werden und Gedeihen. Aber so einfach wie es danach scheinen könnte, organisches Leben zu fördern, ist es nun leider nicht und der Landwirt, dieser Hauptproduzent von organischen Gebilden hat einen weiten und beschwerlichen Weg bis zum Endprodukt seines Schaffens — bis zur Frucht zu überwachen.

Um das lokale Klima einer Gegend zu umfassen, muß man allein folgendes berücksichtigen: 1) Die Wärmeverhältnisse der Temperatur, 2) die Belichtungszustände, 3) die chemische Intensität der Strahlen, 4) die Feuchtigkeitsverhältnisse, 5) die Luftströmungen, 6) die elektrischen Spannungen, 7) den Atmo-

sphärendruck u. v. a. Nach dem Prinzip des Breitenklimas gehören wir zur kühlen gemäßigten Zone. Der Typus dieser Zone weist 250 Termaltage auf, eine Temperaturspannung von 60° und eine mittlere Jahrestemperatur von 11—4°.

Zur Feststellung des Klimas und zur Wettervorhersage hat man Regen- und Wetterstationen. Eine solche Wetterstation sich einmal anzusehen kann ich jedem, der sich für Naturbeobachtung etwas interessiert, nur sehr empfehlen. In Amerika hat die Wetterprognose, die auf telephonischem Wege Jedermann zur Verfügung steht, eine große praktische Bedeutung gewonnen. Wir sind nur in Bezug auf Niederschlagsmessung und klimatische Statistik und zwar seit nicht sehr langer Zeit organisiert.

„Wozu braucht ein Landwirt Klimalehre und alles sowas?" hat mich einmal ein hiesiger Praktiker gefragt, „er sieht ja selbst wenn es regnet und weiß ohnehin, daß bei uns alles schlecht wächst." — — Ja, unser praktischer Landwirt kennt leider vielfach überhaupt die wissenschaftlichen Unterlagen seines Gewerbes nicht und wenn es ihm dabei trotzdem vielfach gut geht, so werden doch die wissenschaftlichen Erkenntnisse deswegen mehr und mehr notwendig — schon zur Vermeidung von fehlerhaften Neuerungen. Vor 50 Jahren sind in Livland Maulbeerbäume angepflanzt worden — weil man Seide spinnen wollte! Mit Straußen als Reittiere war ein Schwärmer für unbegrenzte Möglichkeiten ebenso wenig glücklich und Feldfrüchte und Pflanzen aller Art, die bei uns wegen ungenügender Termaltage absolut nicht gedeihen können, werden noch heutigen Tages immer wieder anzubauen versucht.

Boussingault, ein berühmter französischer Gelehrter des vorigen Jahrhunderts hat eine Wärmetheorie aufgestellt. Jede Pflanze braucht vom Keimen bis zum Reifen eine Summe von so und soviel Grad. Bei Ausarbeitung dieser Theorie fand er aber gleichzeitig, daß die Gerste z. B. in Paris 1866° brauchte, während sie sich in Samara bereits mit 1620° begnügte. Diese Beobachtungen haben zu den Akklimatisationsversuchen und zwar mit recht überraschenden Resultaten geführt. Heute kennen wir die Vegetationsbedingungen der meisten Pflanzen ganz genau. Wir wissen, daß Pflanzen und Tiere ein großes Akklimatisationsvermögen haben, daß aber die Grenzen hierbei unerbittlich gewahrt werden müssen. Und diese Grenzen müssen wir schon deswegen kennen, weil wir bestrebt sein müssen unseren Pflanzen und Tieren das Optimum an Existenzbedingungen zu bieten.

Zum Schluß können wir über unser Gesamtklima sagen, daß es sich während historischer Zeiten nicht geändert hat, ebensowenig wie sich der Golfstrom abgekühlt hat — lokal modifizieren können wir es aber durchaus. Ich will nur auf die Verminderung des Waldes, die Entwässerung der Moore und hierdurch bedingte Veränderung der Grundwasserströme und event. auch der Gewitterstraßen hinweisen. Außerdem kann durch die beständig fortschreitende Pflege der Felder, Erdausstrahlung und Sonnenabsorption merklich verändert werden.

Wir sprachen vom Optimum der Existenzbedingungen. Dieses Optimum (diese Summe von bestdenkbaren Verhältnissen) kann immer vergrößert werden, indem man den schwächsten (den im Minimum vorhandenen) Faktor verbessert. Das sog. Gesetz vom Minimum, das hierbei Geltung hat, bezieht sich nicht nur auf physiologische, sondern selbst auf psychologische Vorgänge — die ganze organische Welt reagiert auf Veränderung des Minimums. — Es ist Ihnen gewiß allen bekannt, daß man in früheren Zeiten als die Landwirtschaft ganz empirisch (d. h. nach Gewohnheitserkenntnis) betrieben wurde, die Pflanzen anbaute, die man selbst brauchte, und zur Vorbereitung des Feldes sehr primitive Vorrichtungen benutzte, mit denen man die Erde aufritzte, zerkleinerte und wieder andrückte. Diese primitiven Geräte sind heute fast überall in die Museen gewandert. In Ösel und einigen Teilen des sonst hochkultivierten Schweden finden sich übrigens heute noch Hakenpflüge und Straucheggen in Benutzung, die uns daran erinnern, daß wir nicht gar zu lange dieser Ackerbauepoche entwachsen sind.

In den letzten 40 Jahren hat der Landwirtschaftsbetrieb mit immer mehr vervollkommneten Geräten und Maschinen gearbeitet und nachdem der Dampf lange Zeit als Motor, als Antriebskraft, der Weisheit höchster Schluß gewesen, sind wir neuerdings in das Zeitalter der Explosionsmotoren gerückt und stehen heute im Zeichen des Automobils. Das Automobil, anfangs nur zur schnellen Fortbewegung von Menschen und Lasten auf guten Straßen geeignet, ist im Begriff von der Chaussee abzubiegen und Feld und Wiek zu erobern. Man hat die garnicht unzutreffende Bemerkung gemacht, daß der Landwirt der Zukunft alles mit seinem Auto machen wird: pflügen, eggen, säen, walzen, mähen, dreschen und sortieren, schließlich das Getreide in die Stadt und das Geld auf die Bank fahren.

Gewiß werden wir so oder ähnlich in Kürze verfahren müssen, denn lange wird die Landwirtschaft nicht mehr den concours social mit dem Schwarzarbeiter aufnehmen und sie muß sich daher gradatim die mechanische Arbeitskraft sichern und die menschlichen Arbeitskräfte nur auf das allernotwendigste Maß an geschulten Qualitätsarbeitern reduzieren.

Hierbei müssen wir die allerschwierigste und drückendste Frage unserer modernen Landwirtschaft berühren.

Die Beschaffung brauchbarer und zugleich stabiler Arbeiter wird bei uns täglich schwerer und beginnt in einigen Gegenden bereits den Großbetrieb ernstlich in Frage zu stellen. Nachdem seit Aufhebung der Frohne der freie Arbeitsvertrag und der Landknechtsvertrag die Basis für leidliche Arbeiterverhältnisse geboten, fing bereits seit Einführung der neuen Städteordnung und Gewerbefreiheit ein immer stärkerer Zug in die Städte sich bemerkbar zu machen, der begleitet von einer Übersiedlungspolitik, die ihre Stütze in heimatfremden nomadisierenden Beamten fand, eine rapide Entvölkerung des flachen Landes förderte. Während früher der Sohn des Gutsknechtes Knecht oder Gutsbeamter wurde, gehören solche Fälle heute zu den Seltenheiten. Alles strebt in die Stadt nach scheinbar besseren Lebensbedingungen und das städtische Proletariat, schlecht ernährt und arbeitsscheu, nimmt erschreckende Dimensionen an. Die Landwirtschaft, und von dieser Kalamität ist der Kleingrundbesitzer fast noch akuter betroffen, muß sich nach Surrogaten umsehen. — Amerika hat mit seinen Riesenflächen, die es in Kultur nahm, den Weg eingeschlagen, den Landwirtschaftsbetrieb zum Saisongewerbe zu machen und Deutschland und Skandinavien sind gezwungenermaßen diesem Beispiele gefolgt. Das Resultat sind die Saison- und Wanderarbeiter mit all ihren kulturwidrigen Begleiterscheinungen. Leider sind wir nicht in dnr Lage, diese Geisel eines geordneten Wirtschaftsbetriebes zu vermeiden und müssen in dieser Beziehung noch mit einer Verschärfung der Kalamität rechnen.

Außer der Bearbeitung des Feldes, von der wir bereits gesprochen haben, kannte auch schon die älteste Landwirtschaft die Düngung — den Wiederersatz der ausgeführten Pflanzennährstoffe — und sie ersetzte ihn mit den Abfällen aller Art, die in der Wirtschaft nachblieben, den Exkrementen der Lebewesen und Fäulnisstoffen. Sie tat das, weil es immer so gewesen war, sie wußte aber nicht, was dabei vor sich ging und warum z. B. trotz aller Düngung doch eine Verarmung des Bodens eintreten

mußte. Erst das vorige Jahrhundert, das so besonders fruchtbar an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen gewesen, hat uns die Pflanze und den Boden so genau zerlegen gelehrt, daß wir jetzt genau wissen, welche Stoffe die Pflanze zu ihrem Aufbau braucht, welche sie dem Boden entzieht, welche wir ihr also wieder zuführen müssen usw. Ein neckisches Spiel des Zufalls will es, daß die Elemente, aus denen sich jede Pflanze aufbaut, mit ihren chemischen Zeichen an einander gereiht, das unvergeßliche Wort COHN ergeben. Dabei hat diese Spezies des homo sapiens gerade am allerwenigsten für die Entwicklung der Naturwissenschaft getan. — Aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff besteht jede Pflanze — es kommt nur darauf an, in welchen Mengenverhältnissen und mit welchen Zusätzen. Aus all diesen Detailkenntnissen ist man dazu gelangt, einzusehen, daß in den meisten Fällen die bisher einzig bekannte Stallmistdüngung nicht genügt, sondern zweckmäßiger Weise durch Gründüngung und Kunstdünger ersetzt oder ergänzt werden muß. Welch enorme Bedeutung die ganze Kunstdüngerfrage auch außerhalb der Landwirtschaft selbst gegenwärtig erreicht hat, wollen Sie beispielsweise nur daraus entnehmen, daß die Erhöhung des Zolles auf eine Kunstdüngergattung — politische Komplikationen, Zollkriege und Kriegsgerassel hervorrufen kann. Um von diesen raren Artikeln interpolitisch unabhängig zu werden, sind die Chemiker beständig auf der Suche nach neuen Gewinnungsarten. Zum Glück ist es ihnen schon gelungen, den teuersten Pflanzennährstoff — den N, dessen aufgespeicherte Vorräte zur Neige gehen, aus der Luft zu gewinnen. Mit Feststellung der Ernährungs- und Wachstumsgesetze der Pflanzen war zwar viel, aber lange nicht das ganze Geheimnis des organischen Wirkens aufgedeckt. Mit den Lebensbedingungen der Mikroorganismen im Boden und ihrem fraglos großen Einfluß auf das Pflanzenleben sind wir noch recht wenig bekannt! Die technische Bakteriologie ist bereits zu praktisch verwertbaren Resultaten gelangt, die in der Käserei, Bierbrauerei, Hefebereitung, Flachsröste 2c. einen großen Aufschwung herbeigeführt haben.

In der Tierzucht sind wir trotz der reichen wissenschaftlichen Grundwerte, die aus früheren Zeiten angesammelt wurden, vielleicht noch am meisten Empiriker geblieben.

Um diesem bedeutenden Gebiet des Landwirtschaftswesens hier auch einigermaßen gerecht zu werden, hätten wir etwa folgendes festzuhalten: Zum Züchten von Lebewesen — im gege-

benen Falle von Nutztieren, gehört eine individuelle Begabung. Tierzüchter werden geboren und nicht erzogen. Mancher lernt vieles in einem langen Erfahrungsleben, und trägt seine Erfahrungen meist zu Grabe, mancher lernt's nie. — Vorsicht und Mäßigung sind die gesunden Richtlinien auf diesem Gebiet — und Arbeitsteilung. Mißglückte Zuchtprodukte finden nicht nur schwer Absatz, sie müssen auch weiter ernährt werden und darin liegt neben vielen unberechenbaren Zufällen das große Risiko des Züchtens. Anders steht es mit der Tiererziehung und Ernährung. Hierfür ist mehr Gewissenhaftigkeit und Interesse als Begabung erforderlich und in dieser Betätigung wird unser Landwirt in Livland — entsprechend den großen investierten Werten bereits gut beraten (leider fehlen hier die statistischen Unterlagen, der Wert unserer Nutztiere repräsentiert aber jedenfalls viele Millionen).

Wir haben — wie Ihnen bekannt ist — nicht nur Züchtervereine mit festen Zuchtzielen und Stammbüchern, sondern auch Zuchtinspektoren, Kontrollinspektoren und seit einigen Monaten auch eine Tierversicherung. — Die Menus, die unsere Tiere in rationell betriebenen Wirtschaften heutzutage vorgesetzt erhalten, sind viel genauer abgewogen und zusammengestellt, als unsere Hausfrauen auch nur in der Lage wären, sie auf ihrem Tisch zu bieten. — Ganz abgesehen davon, daß die Küche der Völker in verschiedenen Himmelsstrichen eine andere ist, konnte man bisher feststellen, daß die Nordländer mehr Fett und Eiweiß, die Südländer mehr Kohlehydrate (also Gemüse, Früchte) konsumierten und das erklärt sich ganz natürlich dadurch, daß je größer die Spannung zwischen Außen- und Innentemperatur ist, desto größere Massen Heizstoff vom Organismus verbrannt werden müssen. Gegenwärtig ist von diesem Hauptgesetz ebenfalls ein gewisses Abweichen zu bemerken, indem der absolute Fleischkonsum trotz aller vegetarischen Bestrebungen bedeutend zunimmt und zwar, und das ist interessant, im gleichen Verhältnis zum Anwachsen der Großstädte. Bisher war England der stärkste Fleischkonsument der Welt und sein Jahresverbrauch pro Kopf der Bevölkerung betrug beispielsweise noch 1910/11 — 51 kg. Heute hat Deutschland diese Ziffer weit überholt, denn der Durchschnittskonsum für das ganze Deutsche Reich betrug 1911 bereits 54,25 kg. Dieselbe Durchschnittszahl aber für Köln z. B. beträgt 63½ kg. Solche Zahlen, die bei uns ja leider noch vollständig fehlen, geben wichtige Aufschlüsse und bedeuten einen Wink für die

Fleischproduzenten. Die Erklärung für die starke Zunahme des Fleischkonsums der Großstädte wird darin gefunden, daß der Großstädter einfach nicht mehr die Zeit hat, die das Verdauen überwiegend vegetabilischer Nahrungsmittel erfordert und deswegen zu den animalischen übergehen muß.

Nach dieser kleinen Abschweifung in das Gebiet menschlicher Ernährung wollen wir uns unserem Associationswesen, unseren Vereinen zuwenden. Ich möchte Ihnen nicht aufzählen, wie viel Vereine wir haben. Mir scheint, ganz reichlich und es kommen immer neue dazu. Tatsache ist, daß im Budget einer deutschen Familie in Livland der Mitgliedsbeitrag für Vereine aller Art zwischen 20 und 200 Rbl. p. a. zu schwanken pflegt. Hat es im Charakter des Deutschen gelegen, so mag es immer mehr zu seiner Eigenheit werden, sich zu vereinen. Der scharfsinnige Ausspruch des Slaven: „wo 3 Deutsche zusammen sind singen sie Vaterland, Vaterland und gründen einen Verein" und die hier zum Ausdruck gebrachte Malice könnte uns nur ein Ansporn sein, unsere Vereine in Ehren zu bringen, in ihnen Tüchtiges zu leisten, denn unsere Vereinigung bildet unsere Stärke. Aber wir wollen nicht beim Gründen stehen bleiben, uns nicht an der Existenz vieler Vereine genügen lassen, wir wollen sie beleben und erhalten durch tüchtige Mitarbeit! — Speziell das landwirtschaftliche Vereinswesen in Livland steht gegenwärtig durchaus in Flor, besonders seitdem die K. L. Ökon. Societät unter Leitung ihres gegenwärtigen Präsidenten ihr Wirkungsgebiet so bedeutend erweitert hat. In Dorpat sind im Hauptgebäude der Societät augenblicklich unter einem Dach bereits vereinigt: eine Wirtschaftsberatungsstelle und eine Buchstelle, das Landeskulturbureau nebst Landmesserabteilung, die landwirtschaftliche Versuchsstation, das Sekretariat der Societät, die Redaktion der Balt. Wochenschrift, der Ausstellungsverein und die Geschäftsstellen der Züchtervereine. Ferner haben in Dorpat ihren Sitz der Balt. Samenbauverband, der Balt. Moorverein, die Produktions- und Konsumgenossenschaft mit Dampfmühle und in direktem Zusammenhang mit der Landwirtschaft stehend, der Assekuranzverein und die Distriktsdirektion der L. A. Güterkreditsocietät. Die landw. Woche im Januar nimmt jährlich an Beteiligung zu und die Ausstellung im August ist ein ebenso eingebürgerter Termin für einen Konflux von Landwirten.

Der dringend erwünschte Zusammenschluß aller drei Provinzen zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen in größerem Stil,

ist leider vor 2 Jahren im Stadium der erfolgten Gründung stecken geblieben. Bei uns in Livland mangelt es aber, wie gesagt, nicht an Zusammenschluß, besonders seitdem zu den Einkaufsgenossenschaften noch die großen Verkaufsorganisationen getreten sind. Ein Entwicklungsstadium, das wir hoffentlich zu den überwundenen rechnen können, ist die Epoche der Gründungen! Jetzt haben wir alle Hände voll zu tun, die Gründungen und mit ihnen uns zu erhalten.

Die Mode, ich möchte hier sagen: das Nachahmungsbedürfnis spielt in der Landwirtschaft ebenfalls eine Rolle, aber auch hier meist zum Schaden des Portemonais. Ganz ebenso wie etwa die Behauptungserscheinungen im Bekleidungsbedürfnis geben auch in der Landwirtschaft leitende Vorbilder oft den Anlaß zu Unternehmungen, die sich als *nicht* für jeden passend erweisen und bald anderen Velleitäten Platz machen. Kleider und Hüte kann man aber, um bei diesem Beispiel zu bleiben, weit schneller ablegen und vertragen, wenn sie nicht mehr dem Geschmack der Zeit und Laune entsprechen als wirtschaftlich deplazierte Organisationen.

Die Landwirtschaft hat im ganzen einen unendlich konservativen Zug, der durch Kapitaltilgungsperioden, Tiergenerationen, Feldrotationen, langsamere Marktschwankungen und den passiven Wiederstand des Landarbeiters gegen alles Neue bedingt wird. Es ist das ein großes Glück und diese widerstrebenden Elemente haben gewiß oft überschnelles Organisieren gedämpft und Wertverluste verhindert. Es soll hier gewiß nicht retrogradem Konservatismus das Wort geredet werden, wir wollen vielmehr mit Genugtuung konstatieren, daß die wirtschaftlichen Impulse unserer Tage viel flüssigere geworden sind, wie aber dennoch bei uns und überall in der Welt die Landwirte das größte Kontingent an konservativen, staatserhaltenden Elementen stellen. Wie anders ist es sogleich mit dem Konservatismus bestellt, sobald der solide Grund und Boden — der Ernährer der Menschheit zum Spekulationsobjekt unbeschäftigter Kuponscheren wird! Aber diese Andeutungen mögen genügen, es soll mit ihnen nur betont werden, daß nicht mit der blinden Nachahmung all dessen was „Mode" wird, dem ernsten Gewerbe der Landwirtschaft ein Dienst erwiesen werden kann, sondern daß Überlegung und Erwägung auf wissenschaftlicher Basis das Leitmotiv sein muß. Tun alle dasselbe, so tragen sie mehr oder weniger selbst zur Deroute ihres Gewerbes bei. Da kann durch gesunde Arbeitsteilung und

Stützung der Vereinsorganisationen vieles gebessert werden und gerade in dieser Beziehung steht der Landwirtschaft unserer Heimat noch eine große Brache zur Verfügung.

Der Agrarier Deutschlands, der allerdings einen weit größeren Einfluß auf Tarifpolitik und Gesetzgebung ausübt, hat sein Gewerbe im Kampf ums Dasein in strengen Gegensatz zu allen übrigen Gewerben gebracht. Er diktiert Preisnormen und proklamiert in Fach- und Flugschriften: kein Ei unter 10 Pfg., kein Pfd. Fleisch unter 50 Pfg. vom Hof, kein hl Getreide unter so und soviel Mark auf den Markt. Sympathisch ist uns das nicht, weil einseitig und wir wollen hoffen, daß wir wie so manches Entwicklungsstadium auch diese Entfremdung zwischen Stadt und Land bei unserem Fortschreiten in der Kultur überspringen können.

Wenn wir von Arbeitsteilung gesprochen haben, so meine ich vor allem, daß Jeder seine Kräfte möglichst richtig bewerten lernt, um bei gehöriger Einschätzung der Zeit- und Marktverhältnisse zu wissen, worauf gerade er das Schwergewicht seiner Arbeit richten soll. Ob Verpachtung oder Pachtung, ob Oberverwaltung oder Detailwirtschaft, welcher Zweig innerhalb der Selbstbewirtschaftung betont werden muß — all das sind Fragen, die nicht ohne weiteres richtig gelöst werden können.

Und wenn dann die Bürde der großen Verantwortung, wie sie der Betrieb unserer heutigen Gutswirtschaften immer mehr mit sich bringt, so manchem die Energie lähmt, die Lust benimmt, all die Mühen und Plakereien weiterzutragen, dann tritt die Frau die Erfüllung ihrer schönen Aufgabe an. Sie hilft tragen, sie verscheucht die Sorgen von der Stirn des ermüdenden Gatten.

Ich kann nicht umhin hier eine Szene festzuhalten, die in ihrer naiven Großzügigkeit in, wie mir scheint, geradezu klassischer Weise die Gedankenwelt einer ganzen Gruppe von Landwirten — unserer indigenen Verwalter beleuchtet.

Sitzen da zwei nordlivländische Verwalter vor einigen Jahren in Dorpat beim Glase Bier beisammen. Es sind schwere politische Zeiten. Die Revolution kündigt sich an; die Schutzmaßnahmen für die persönliche Sicherheit des Herrschers sind aufs äußerste verstärkt; jede Zeitung bringt neue Schreckensnachrichten.

Das haben die beiden Männer alles erwogen — da entringt sich den resignierten Lippen des einen — in genuinstem Deutsch — der von Herzen kommende Ausspruch: „Ich sag

immer, was hat nu der Kaiser von sein ganzes großes Reich!? Bei Gott, wenn ich würde sein Kaiser von Rußland, ich würde dies ganze Dings verarrendieren und ins Ausland ziehen!"

Wir wollen hoffen, daß unsere Besitzer — die verantwortlichen Herrscher in ihrem kleinen Reich nur in den dringendsten Fällen die Perspektive unseres Gewährsmannes für verlockend halten. Wer seine Heimat aufgeben muß, ist immer zu bedauern, tut er es aber ohne zwingendste Gründe, so folgt ihm außer Bedauern wohl auch noch der Ausdruck einer stärkeren Empfindung!

Durch fast alle Länder Europas tönt die mehr oder weniger laute Klage über zunehmende Teuerung aller Lebensbedürfnisse. In den niederen Volksschichten arten diese Klagen vielfach in bedenkliche Gährungen aus. Den Hungrigen und den Verkommenen hat es ja zu keiner Zeit befriedigt, wenn man ihm nachweist, daß er selbst daran schuld ist.

Auch bei uns hört man diese Klagen in scheinbar immer wachsenden Akorden anschwellen und es hat gewiß noch Niemandem von den Betroffenen genügt, wenn man ihm die Erklärung gibt, daß die Entwertung des Goldes die Ursache dieser internationalen Erscheinung ist. Meist hört man sie als Zeichen der Zeit deuten. Mir scheint mit Unrecht, denn die Klagen über zunehmende Teuerung sind so alt wie die menschliche Kultur überhaupt. —

Immer und zu allen Zeiten haben sich beim Zusammenleben der Menschen die jeweils stärkeren Individuen hervorgehoben und die Schwächeren ihre Überlegenheit fühlen lassen.

Denken wir zurück an den Kampf der Patrizier und Plebejer, an die großen Welteroberer, die großen See- und Landherrschaften, die Geisteshelden des XVIII., die Erfinder des XIX. und die Trusts des XX. Jahrhunderts; sie alle haben zum Resultat die Beherrschung der Massen gehabt. Sie alle bringen es zu einer Anhäufung von Macht und Reichtum und allen wird ihre Macht von der Mißgunst der Benachteiligten mißgönnt. — Wir leben in einer Zeit, in der Macht wieder mehr als früher in wirtschaftlicher Überlegenheit zum Ausdruck kommt, aber andererseits hat wohl noch zu keiner Zeit die soziale Fürsorge eine so ausgedehnte Berücksichtigung gefunden; Noch nie ist an der Milderung wirtschaftlicher Gegensätze so viel gearbeitet worden.

Der wirtschaftliche Kampf ist durchaus kein neues und kein ungesundes Symptom der sozialen Entwicklung. Während der langen Kulturepochen ist langsam aber stetig ein Fortschreiten

der wahren Kultur zu bemerken. Sie gibt sich kund in der immer zunehmenden Beherrschung der Naturkräfte und im Ausgleich der Gegensätze aller menschlichen Wollungen.

Sehen wir die Jägervölker, die den Urochsen und den Bären mit primitivster Waffe fällen, die dem Feinde sich mit der Keule entgegenwerfen und sich dabei vor dem Blitz in Höhlen verstecken oder ihn anbeten, und vergleichen wir damit den modernen Menschen, der sich nur vor einem persönlichen Gott beugt, der Erde, Wasser und Luft beherrscht, der seinen ungesehenen Feind auf Kilometerentfernungen vernichtet und den elektrischen Funken einspannt, um ihm Licht und unendliche Kräfte abzuringen. Dann müssen wir zwar zugeben, daß die Kultur Fortschritte gemacht hat, aber gleichzeitig werden wir erkennen, daß wir noch unendlich weit von ihren Idealen entfernt sind. Arbeit und Kapital, die modernen Antipole menschlicher Kraft ringen mehr denn je in versöhnungslosem Kampf nach einem Ausgleich und Naturkatastrophen und mörderische Kriege vernichten in Stunden, was menschlicher Witz in Jahrhunderten erdacht und mit Mühe und Kunst erhielt. Wie es also bei stetem Fortschreiten auch beständige Reaktionen in der menschlichen Kulturentwicklung gegeben hat, so sind auch nie die Klagen der Leidenden und der Triumpf der Sieger verstummt. Anteil an diesem Fortschreiten nehmen heißt aber mitkämpfen — siegen wollen — und zu den Kampfesmitteln ersten Ranges gehört oder soll wenigstens gehören unsere Landwirtschaft!

Rekapitulieren wir zur Begründung dieses Ausspruches kurz was für Aufgaben dem Leiter eines größeren Landwirtschaftsbetriebes, dann aber überhaupt den Landwirten unserer Tage zufallen:

Der Landwirt produziert fast alle Nährstoffe, die Mensch und Tier zur Erhaltung ihres Lebens bedürfen; er leitet alle Wachstumsprozesse ein und überwacht sie; er bringt die größten Steuern auf und ernährt die meisten Menschen; er gibt der Industrie die größten Aufträge und beschäftigt die meisten Kopfarbeiter; er stellt die meisten Soldaten und Führer, die meisten Repräsentanten im Landesdienst. Er wahrt durch die intensivste Berührung mit der Natur sich und seinen Arbeitnehmern und damit dem Volk die Gesundheit.

Zur geschickten Erfüllung all dieser Aufgaben bedarf es einer ungewöhnlichen Fülle von Fähigkeiten und erworbenen Eigenschaften, denn der Mangel an Fähigkeiten oder Kenntnissen

gefährdet mehr denn je die Existenz des heutigen Landwirtes. —

Man pflegt zu sagen: „die Gestaltung unseres modernen Wirtschaftslebens drängt den Einzelnen und ganze Bevölkerungsschichten immer und mehr in den Kampf ums Dasein." Nichts ist richtiger als das. Die Erklärung ist zu suchen in zunehmender Allgemeinbildung und dem Drang größerer Massen nach leichtem Erwerb und Genuß; in größerer Differenzierung der Lebensbedürfnisse und der Erwerbsmittel, in der *Reaktion* auf die Kraft- und Zeitvergeudung früherer Epochen.

Diese Reaktionserscheinungen sind nun *wirkliche* Zeichen unserer Zeit, sie müssen richtig erfaßt werden und kosten unseren Landwirten die meiste Gehirnarbeit, denn leicht ist es nicht, die Gegensätze zu vereinen.

Der Übergang von der Natural- zur Kreditwirtschaft ist bei uns noch durchaus nicht vollzogen und die ältere Generation kennt jedenfalls noch aus der Tradition ihrer Eltern die Zeiten, wo man mit verfüglichen Pferdetagen Winterwege einfahren ließ und Schnüre und Papier sammeln zu den Tugenden einer praktischen Hausfrau gehörten; wo Beleuchtung, Bekleidung und Ernährung im wesentlichen aus Produkten eigener Wirtschaft bestritten wurden und das erübrigte Geld brach in der Chatulle lag, wo man eine Woche und mehr Zeit brauchte um quer durch Livland zu reisen und wo Gemütlichkeit und Frömmigkeit identische Begriffe waren. Gewiß, dieses Idyll ließe sich noch beliebig ausspinnen, aber wir tun entschieden besser daran, uns zu vergegenwärtigen, daß wir dieser konkurrenzlosen Zeit völlig entrückt, mitten im heißesten Existenzkampf stehen, zu dem sich noch politische und nationale Kämpfe hinzugesellt haben. Wollen wir aber unserer Zeit versuchen gerecht zu werden und wollen wir es mit Genugtuung empfinden, daß wir mit dem Existenzkampf gleichzeitig für unsere höchsten idealsten Güter — für unsere Kultur kämpfen. Nicht Flucht vor der schweren Zeit, sondern Ausharren muß unsere Parole sein.

Ich weiß wohl, daß ich hier in Fellin am wenigsten diese Parole zu betonen brauche, hier wo warme Heimatliebe und fester Zusammenschluß ihre traditionelle Stärke in jüngster Zeit wiederum so glänzend bewiesen haben.

Da ich aber die Ehre habe unter meinen Zuhörern heute auch viele Damen und Nichtlandwirte zu sehen, so möchte ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, eine wie große und schöne Aufgabe die Frauen haben in der Unterstützung ihrer Männer, in

deren schwerem aber schönem Beruf — und wie jede deutsche Frau Livlands in Land und Stadt viel dazu beitragen kann, die Heimatliebe und das Ausharren auf der Scholle zu fördern. Zuerst meine Damen, denen das Schicksal ihren Wirkungskreis in der Stadt angewiesen hat. Zürnen Sie nicht dem Landwirt, wenn die landwirtschaftlichen Produkte teurer werden! Meiden Sie den Zwischenhandel, der dem Landwirt sein Verdienst raubt und Ihnen die Existenzsorgen verschärft! Schließen auch Sie sich zusammen und kaufen Sie nie bei Ausverkäufen und Aufkäufern! —

Nach den neuesten offiziellen Daten sind die Warenpreise in Rußland seit 1905 um 14,4% gestiegen, die Löhne aber — speziell in der Industrie um 15,5%. Es lukrieren hierbei die Arbeiter 1%, die ganze übrige Bevölkerung muß 14.4% zusetzen und kann sich hierfür bei der sozialistischen Propaganda bedanken! In der Landwirtschaft sind die Löhne um 25% gestiegen, die Produktenpreise aber nur in einzelnen Branchen und auch da nur um wenige Prozent.

Dann aber verfolgen Sie die immer größer werdenden Betätigungsmöglichkeiten der Frauen auf dem Lande! Ich will nur erwähnen: Buchhaltungswesen, Gärtnerei, Meiereiwesen, Landpflegeschwestern und die ganze soziale Fürsorge. —

Meine Damen! Geist und Körper frisch zu erhalten für den Dienst der Heimat, das ist wahrhaft patriotisch! In Ihren Händen liegt die Erziehung der Jugend! Gehen Sie mit Ihren Kindern so oft Sie können aufs Land; sammeln Sie dort frische Luft! Pflegen Sie den Sinn für Natur- und Heimatkunde und führen Sie Ihre Kinder ländlichen Berufen zu wo immer Sie können.

Wir dürfen uns nicht den Luxus gestatten, einen Gegensatz zwischen Land und Stadt aufkommen zu lassen! —

Den Damen, die auf dem Lande leben, brauche ich kaum erst zu sagen, wie reich sie sich ihr Leben dort gestalten können. Wir alle sind in unserem Wesen Produkte der Scholle — und wie der kämpfende Titan seine Mutter Erde küßt, um neue Kraft zu gewinnen, so soll die livländische Frau in der Natur ihre Liebe zur Heimat stärken, dann wird sie mit ihrer Schollenliebe auch den Mann und den Bruder an die Heimat fesseln. Für diejenigen aber, die auf dem Lande zu leben als Zwang empfinden, möchte ich an Goethe, den größten Verkünder einer Weltanschauung

der Tat erinnern, der da sagt: „Es kommt im Leben nur auf das Handeln an, das Genießen und das Leiden findet sich ganz von selbst.“ —

Ich bin am Schluß meiner Ausführungen! Ich habe in einem deutschen Verein Livlands gesprochen — und wenn ich mich bemüht habe, Ihnen vielfach bekannte Einzeltatsachen unter einen Gesichtswinkel zusammenzurücken, so hoffe ich, daß Sie es mitempfunden haben, daß es der der Heimatliebe war.

Die Gartenstadt.

Von Architekt **R. Burmeister.**

Durch den gewaltigen Aufschwung, welchen die Wissenschaft und die Technik im 19. Jahrhundert erfahren haben, ist das geistige, politische, wirtschaftliche und gesellige Leben aller Kulturvölker vollständig umgestaltet worden. Es ist verständlich, daß mit einer Erneuerung des gesamten Lebens und der Lebensbedingungen auch die Zentren des öffentlichen Lebens andere Formen annehmen müssen. Die Anpassungsfähigkeit der Städte erwies sich jedoch als ungenügend. Auch waren die Stadtverwaltungen der Aufgabe, die Bewegung regulierend zu beeinflussen, nicht gewachsen: sie ließen einer ungünstigen Konzentration der Industrie und der damit verbundenen zentripetalen Bewegung der Bevölkerungsmassen freien Lauf. Die Privatinitiative wurde für die Entwicklung bestimmend. Da ihre Wirtschaftspolitik eine individualistische und, besonders beim Spekulantentum eng egoistisch war, kamen die Interessen der Gesamtheit zu kurz. Die schlechten Folgen liegen auf der Hand. Planlosigkeit der Entwicklung und ihre wirtschaftlichen Nachteile, unnatürliches Steigen der Bodenpreise, Übervölkerung und Verschlechterung der Wohnungsverhältnisse, Vernachlässigung der gemeinsamen Gesichtspunkte, welche früher dem genossenschaftlich organisierten Leben der Bürger Gleichgewicht verliehen und seine äußere Form zu einem harmonischen Ganzen machten. Die so komplizierten gewordenen Verhältnisse können den Städten ihren historischen Wert nicht rauben, ihr praktischer Wert wird jedoch stark eingeschränkt: die Verwirklichung von Sanierungen und Verkehrsverbesserungen, die Beschaffung wirtschaftlicher Existenzbedingungen für Handel und Industrie und die Lösung der Wohnungsfrage erfordern in den alten Städten einen ungeheuren Kostenaufwand und werden durch rechtliche und technische Schwierigkeiten behindert. Die Anforderungen an den modernen Städtebau sind so groß, daß Verbesserungen der vorhandenen Städte nicht ausreichen. Nur bei planmäßigen Neuanlagen auf neuer Rechtsgrundlage können Wohnbedingungen geschaffen werden, die

den heutigen hygienischen, sozialen und ethischen Ansichten entsprechen; nur auf diese Weise kann sich ein vernünftiges Wirtschaftssystem und ein harmonisches Gemeinwesen wieder entwickeln.

Eine Verwirklichung derartiger Fortschrittsgedanken finden wir in den Gartenstädten.

* * *

Die Bezeichnung Gartenstadt erweckt in der Vorstellung das Bild einer Ansiedelung, bei welcher sich die Häuser der Bewohner inmitten schöner und nützlicher Gärten befinden; so neigt man leicht zur Annahme, daß die Gartenstadtbewegung jene ältere Wohnweise der kleinen Landstädte wieder herbeiführen will, oder man denkt an das Bild unserer alten Höfchen. — Beide Vorstellungen sind unrichtig: die Gartenstadtbewegung erstrebt keine Rückkehr zu älteren Verhältnissen, sondern gründet sich auf ein modernes, nationalökonomisch-gemeinnütziges Grundprinzip. Eben so falsch wäre ein Vergleich der Gartenstädte mit jenen modernen Villenkolonien, in denen sich nur reiche Leute ansiedeln können. Diese Verwechselung kann leicht vorkommen, da derartigen Villenansiedlungen manchmal aus spekulativen Gründen die „sensationelle" Bezeichnung „Gartenstadt" beigegeben wird. Ein Beispiel wäre die „Gartenstadt Frohnau" bei Berlin. Mag sie in wohnungstechnischer und ästhetischer Beziehung auch der Neuzeit Ehre machen, mit einer „Gartenstadt" hat sie nur wenig gemeinsames. Ihre Bezeichnung ist jedenfalls irreleitend. — Zur richtigen Deutung des Begriffes „Gartenstadt" haben die Gartenstadtgesellschaften viel beigetragen. Die „Deutsche Gartenstadtgesellschaft" veranstaltet Vorträge über das Thema, Wanderausstellungen, Exkursionen nach bereits bestehenden Ansiedlungen und läßt eine umfangreiche Propagandaliteratur erscheinen. Für den Begriff Gartenstadt gibt sie folgende Erklärung: „Die Gartenstadt ist eine planmäßig gestaltete Siedlung auf wohlfeilem Gelände, das dauernd im Obereigentum der Gemeinschaft erhalten wird, derart, daß jede Spekulation mit Grund und Boden dauernd unmöglich ist. Sie ist ein Stadttypus, der eine durchgreifende Wohnungsreform ermöglicht, für Industrie und Handwerk vorteilhafte Produktionsbedingungen gewährleistet und einen großen Teil seines Gebietes dauernd dem Garten- und Ackerbau sichert." Diese Definition deckt sich mit dem in England und Deutschland bereits Erreichten, beziehungsweise Angestrebten.

Bevor es gelang praktische Gartenstadtunternehmungen hervorzurufen, hat die Entwicklung der Gartenstadtidee in England und Deutschland ihren charakteristischen Lauf genommen.[1]

[1]) Kurze Angaben über die Geschichte der Gartenstädte brachte die Baltische Monatsschrift in einem Artikel von Architekt H. Pirang Bd. 70, Heft 7/8, Juli/Aug. 1910.

Enstanden ist die Idee in Deutschland,[1] doch blieb sie dort über ein Jahrzehnt im Stadium der Erwägungen. In England wirkte sie dagegen wie ein zündender Funke: man schritt unmittelbar zur Verwirklichung des Gedankens. Die Sicherheit und Selbstständigkeit mit der die Engländer ans Werk gingen, erklärt sich wohl aus ihrem Charakter. Es waren aber auch andere Momente von Bedeutung: die in England besonders schlechten Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Klassen hatten den Wunsch, eine Besserung herbeizuführen, zu einem allgemeinen und dringlichen gemacht; die „Back-to-the-land-Theorie" bewegte die Gemüter und bereitete den Boden für die Gartenstadtbewegung vor — im plötzlich hervorgebrachten Gartenstadtgedanken glaubte man eine Lösung des Problems gefunden zu haben, — man hoffte durch ein Netz von Gartenstädten das Land wieder gleichmäßiger bevölkern zu können. Auch die englischen Bodenrechtsverhältnisse und die Volkssitte, das Einzelhaus zu bevorzugen, waren für die Gartenstadtbewegung günstig. Große Dienste sind der Gartenstadtbewegung durch das einsichtsvolle Verhalten einiger Großindustrieller geleistet worden: ihre Bemühungen die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter zu verbessern, haben zu den wichtigsten Triebkräften in der Gartenstadtentwicklung gehört. Zur Zeit ist die Zahl der gartenstädtischen Siedlungen in England und Deutschland bereits eine recht große. Verschiedenartige Veranlassungen und Triebkräfte haben verschiedene praktische Ergebnisse hervorgebracht. Wir können heute unter den Gartenstadtsiedlungen 3 Typen unterscheiden: erstens selbständige Gartenstädte, zweitens Gartenvorstädte, welche häufig nur Wohnsiedlungen sind, und drittens Industrieflecken oder Arbeiterdörfer. Natürlich gibt es eine Menge von Zwischenabstufungen. Im Sinne der Urheber der Gartenstadtidee gibt es zur Zeit nur eine Gartenstadt, und dieses ist Letchworth.[2] Letchworth bildet eine selbständige Kommune, hat eine genossenschaftliche Verwaltung und besitzt ein völlig selbständiges Wirtschaftsleben. Für Deutschland sind die Gartenvorstädte charakteristisch; sie kommen nur in Anlehnung an bestehende Zentren vor. Bis jetzt sind sie in erster Linie Wohnsiedlungen, obwohl die Bestrebung vorliegt, auch hier örtliche Arbeitsstätten zu schaffen. Einiges ist hierin bereits erreicht worden. Zum Beispiel besitzt Hellerau bei Dresden eben schon ein recht entwickeltes lokales wirtschaftliches und geistiges Leben. Der Fortschritt, den die Bewegung macht, ist unverkennbar, und man wird wohl in Deutschland und anderen Kulturländern bald zu selbständigen Gartenstädten kommen, — man wird umfangreiche Projekte in großem Stil durchführen können,

[1] Fritsch „Stadt der Zukunft" Leipzig 1896. — [2] Gartenstadt Letchworth, 35 engl. Meilen von London entfernt, gegründet 1903.

wie die Engländer es in Letchworth getan haben. — Den dritten Typus bilden die Arbeiterdörfer. Meist sind sie von Großindustriellen für die eigenen Arbeiter angelegt worden. Zum Teil schon vor Beginn der Gartenstadtbewegung entstanden, können sie zu deren Vorläufern gezählt werden. Ebenso wie die anderen Gartenstädte weisen sie eine weiträumige Kleinhausbebauung und eine genossenschaftliche Organisation auf. Manche dieser Siedlungen sind von den Besitzern auf freien Fuß gestellt worden, wobei den Grundbesitz in die Hand der Bewohnergemeinschaft übergegangen ist. Für derartige Ansiedlungen gibt uns England klassische Beispiele in den bekannten Dörfern: Bournville, Port Sunlight, Earswick und Saltaire. Diese Dörfer kommen nicht nur einer Arbeiterschaft zugute, sondern öffnen ihre Tore jedem unbescholtenen Bürger, der sich hier ansiedeln will und gewinnen dadurch eine allgemeine Bedeutung. Zu den deutschen gartenstädtischen Industriesiedlungen gehören die bekannten Kruppschen Dörfer Altenhof und Margaretenhöhe in Essen, und ein neuerdings von den Kulmbacher Baumwollspinnereien in Angriff genommenes großes Projekt. Eine Unterstützung der Gartenstadtbewegung durch die Industrie kann für ihre weitere Entwicklung von großer Bedeutung sein.

Englische und deutsche Gartenstädte sind für die meisten Kulturländer vorbildlich geworden; nur Amerika scheint seinen eigenen Weg zur Lösung der Wohnungsfrage zu gehen. Die Triebkraft zu einer gartenstädtischen Siedlungsweise ist dort dem verbreiteten Ideal der Amerikaner, eine von der Berufsarbeit entfernte Wohnstätte zu besitzen und sich in den Mußestunden dem Gartenbau widmen zu können, entsprungen.

Wie mannigfaltig die Resultate auch sein mögen, es wird überall auf dasselbe neue, hohe Ziel hingearbeitet, durch die Verbesserung der Wohnverhältnisse zu einer Lösung der sozialen Frage zu kommen.

„Neues Leben, neues Ringen und Streben, das sich in der Stille unter der Kruste der Reaktion vorbereitet hat, tritt plötzlich zutage." (Green „Kurze Gesch. des engl. Volkes".)

Die Ergebnisse der praktischen Gartenstadtunternehmungen erlauben es heute schon die Gartenstädte eine neue Form städtischer Entwicklung zu nennen. Namentlich beginnt die in Rede stehende Siedlungsart bei Stadterweiterungen und bei der Begründung von Industrie- und Wohnflecken eine Rolle zu spielen.

Die Anlage von Gartenstädten und Vorstädten erfordert nicht ganz leicht zu erfüllende Vorbedingungen. Die erste Notwendigkeit ist ein großes, freies und billiges Gelände mit klimatischen und hygienischen Vorzügen. Auf die Topographie kommt es nicht so an: ist das Gebiet eben, so hat man eine

billigere Bebauungsmöglichkeit, ein hügeliges Terrain kann dagegnn sehr interessante architektonische und städtebauliche Lösungen veranlassen. Ein Beispiel dafür ist Hampstead bei London. Vorzüge einer Hügellandschaft liegen auch in der günstigen Besonnungsmöglichkei der Häuser und Gärten. Eine teilweise Bewaldung des Gebietes ist von großem Vorteil. Die Ansiedlung soll jedoch nicht im Walde, sondern neben ihm oder um ihn herum entstehen: dabei wird der Wald nicht vernichtet und sein Kulturwert bleibt neben dem neu geschaffenen der Gartenstadt bestehen. Auch wird den Bewohnern der Gartenstadt hierdurch von Anfang an ein Erholungspark gegeben. Die Beschaffenheit des Geländes muß derart sein, daß neben der Möglichkeit, gesunde Wohngelegenheiten zu begründen, der Gartenbau und das Aufblühen der Industrie begünstigt werden. Eine der wichtigsten Vorbedingungen ist die Billigkeit der Terrains. Nur wenn der Kaufpreis ein nicht viel höherer ist als der landwirtschaftliche Nutzwert des Landes, kann, neben einer weiträumigen Bebauung der größte Teil des Gebietes dauernd dem Garten- und Ackerbau gesichert werden.

Zu den Vorbedingungen für das Aufblühen einer Gartenstadt gehören geeignete Verkehrsanlagen. Erstens muß sich die Ansiedlung in bequemer und schneller Verbindung mit einem bestehenden Kulturzentrum befinden. Zweitens muß sie günstige Anschlüsse an große Verkehrsadern haben. Für die Industrie ist die Möglichkeit, sich durch Zweiggleise und Stichkanäle an bestehende Bahnlinien, respektive Wasserwege anzuschließen von großer Bedeutung. Der Fahrpreis bis zum nächsten Zentrum muß sehr mäßig sein. Die Kosten der täglichen Fahrten zusammen mit der Wohnungsmiete in der Gartenstadt dürfen nicht mehr ausmachen, als die Mieten für entsprechende Wohnungen der Großstadt. In Stockfeld bei Straßburg ist es erreicht, sogar die Mieten elender, jetzt abgerissener Quartiere nicht zu übertreffen. Geringe Fahrpreise kann man auf einer neu angelegten Schnellbahn gewähren, wenn ihre Anlagekosten mit zu den Aufschließungsunkosten des Terrains gerechnet werden, was logisch berechtigt ist. In diesem Falle dienen die Fahrgelder nur zur Deckung der Betriebsunkosten. Welch eine Bedeutung die Engländer der Regelung der Verkehrsverhältnisse einer Gartenstadt beimessen, zeigt uns Hampstead[1] in seiner Verbindung mit London: hier wurde mit der Fertigstellung der ersten Häusergruppen eine Untergrundbahn mit elektrischem Fünfminutenverkehr eröffnet. Außerdem gibt es eine Autocarverbindung und eine ältere Eisenbahn. Einer solchen Lösung der Verkehrsproblems verdankt Hampstead nicht

[1]) Gartenstadt Hampstead bei London, gegründet 1907.

in geringem Maße seine so schnell erreichte blühende Entwicklung.

Die Erschließung des Geländes beginnt mit der Parzellierung. Um den Anforderungen des modernen Städtebaues gerecht zu werden, hat sie eine sehr sorgfältige Durchbildung zu erfahren; schon hier bei der Aufteilung sollte der Charakter der zukünftigen Siedlung zum Ausdruck kommen. Da es nur bei einer Ungeteiltheit der Baublöcke möglich ist, ein Parzellierungsprojekt detailliert auszuarbeiten, muß sich das ganze Gelände in einer Hand — im gemeinschaftlichen Besitz befinden. Die Aufteilung des Geländes darf kein einheitliches Schema darstellen, sondern es müssen für die verschiedenen Zwecke, welchen die Gartenstadt zu dienen hat, schon durch die Parzellierung günstige Vorbedingungen geschaffen werden. Dieses führt zu einer Aufteilung an Zonen mit differenzierten Bauvorschriften und verschiedener Wohndichte. Durchschnittlich kann man annehmen, daß auf dem ha (0,915 Lofstellen), des in Straßenzüge aufgeteilten Gesamtgeländes sich 30—50 Familien unterbringen lassen (120 bis 250 Personen). Für freie Flächen, Zier- und Spielplätze, Straßen und Verkehrsplätze, für Grundstücke mit öffentlichen Gebäuden ꝛc. ist $^1/_3$ des Gesamtterrains erforderlich. In München-Perlach dienen diesen Zwecken ungefähr 35% des ganzen Areals, in Milanino bei Mailand ca. 33%, in Port Sunlight und Bournville ca 30%. Die landwirtschaftlichen Zonen und Waldareale sind hierbei natürlich nicht mitgerechnet. Auf die Straßen jeder Art entfällt bei der gartenstädtischen Aufteilung $^1/_6$—$^1/_4$ des Geländes. Dieses geringe Maß von Straßenfläche kann nur bei minimalen Straßenbreiten erreicht werden. Zur Sparsamkeit mit Verkehrsterrain führt die Zonenaufteilung. Breit angelegt werden nur die Straßen für den Durchgangsverkehr, die Laststraßen in den Fabrikvierteln und die Geschäftsstraßen, auf welchen sich der örtliche Marktverkehr abzuspielen hat. Alle Wohnstraßen können dagegen schmal sein; in manchen von ihnen braucht nur ein einseitiges Befahren zugelassen zu werden, hier genügt die Minimalbreite von 3 m. (In solchen Fällen deckt sich nicht die Straßenbreite natürlich mit dem Fluchtlinienabstand der Häuserreihen). Das Netz der Straßenzüge muß das zukünftige Verkehrsleben der Siedlung schon klar zum Ausdruck bringen. Die Führung der Wohnstraßen sollte derartig sein, daß kein größerer Verkehr in die Wohnviertel hineingezogen wird. Beeinflußt wird die Straßenführung auch durch die erwünschte Form der zu gewinnenden Baugrundstücke, durch die Topographie des Geländes und durch das Bestreben ästhetische Wirkungen zu erzielen. Sucht man allen Anforderungen zu genügen, so ergibt sich ein natürliches System, sich in günstiger Weise abwechselnder, krummer und grader Straßen.

Hierbei hat man die Möglichkeit, städtebaulich wichtige Momente zu betonen: den räumlichen Abschluß der Straßen, die Ausbildung der Gabelungsstellen und die Führung der Fluchtlinien. Eine sorgfältige Behandlung der Straßenführung ist für die formale Gestaltung der Siedlung maßgebend. Ihrem fein durchgearbeiteten Straßennetz verdanken die meisten der bestehenden Gartenstädte hauptsächlich das malerische Aussehen. Nicht geringere Aufmerksamkeit, als die Straßen, verdienen die Plätze. Für jede Siedlung kommt ein geschlossener architektonischer Platz in Betracht, — der Geschäfts- und Marktplatz. Er muß sich unmittelbar an den Hauptverkehrslinien befinden und von allen Teilen der Ansiedlung leicht zu erreichen sein. Hier liegen die monumentalen Gebäude. Da das Bedürfnis nach Monumentalbauten meist erst mit dem Anwachsen der Siedlung entsteht und sich auch dann erst die Art der Gebäude genau feststellen läßt, muß man Anfangs von der Errichtung eines derartigen zentralen Komplexes absehen, das erforderliche Terrain jedoch für ihn reservieren. So hat man in Letchworth vor 10 Jahren mit einer Randbebauung begonnen und das Zentrum für architektonisch bedeutsame Gebäude freigelassen. Außer den Verkehrsplätzen gibt es in den Gartenstädten noch Wohnplätze, Zier-, Erholungs-, Spiel- und Sportplätze. Die Wohnplätze oder Wohnhöfe finden in England große Verbreitung. Sie bilden geräumige Sackgassen und ermöglichen das Aufschließen tiefer Baublocks. Da sie fast verkehrsfrei sind, gewähren sie ein ruhiges Wohnen und gute Spielgelegenheit für die Kinder. Der reichliche Zutritt von Luft und Licht bietet große hygienische Vorteile. In den englischen Gartenstädten wird auf die Anlage von Sport- und Spielplätzen viel Gewicht gelegt; meist sind sie recht zahlreich und für Männer, Frauen, Knaben und Mädchen getrennt. Für die Erholung der Bewohner wird auch durch öffentliche Grünstreifen gesorgt. Dieses sind meist natürliche Wald- oder Wiesenflächen, welche die Ansiedlung umfassen, radial hineindringen, oder einzelne Teile von einander trennen. Bei größeren Anlagen läßt sich das Terrain oft so wählen, daß ein alter Waldbestand als Volkspark erhalten bleibt. Dieser Park dient nicht nur zur Erholung, sondern bildet ein Luftreservoir für die ganze Anlage und schützt sie vor einem zu nahen Herantreten anderer Siedlungen. Eine ähnliche hygienische Bedeutung kommt auch dem landwirtschaftlichen Gürtel zu[1]. Durch die Wald- und Ackergürtel werden die Umrisse der Siedlung genau bestimmt: es können keine „unästhetischen Weichbilder" entstehen und keine unendliche Ausdehnung kann das Größenverhältnis zwischen der Ansiedlung und

[1]) In Letchworth ist hier eine musterhafte Kleinfarmwirtschaft eingeführt worden.

ihrem räumlich eingeschlossenen Zentrum stören. Bei einer notwendig gewordenen Erweiterung muß der grüne Gürtel übersprungen werden, da in allen Gartenstädten die Absicht vorliegt, eine räumlich begrenzte Einheit von festgesetzten Größenverhältnissen zu schaffen. Erweiterungen haben noch keine praktische Anwendung gefunden, da noch keine Gartenstadt sich voll entwickelt hat.

Die Bauweise in der Gartenstadt ist nach den Zonen differenziert: die zulässige Höhenentwicklung und das Maß der überbauten Grundfläche richten sich nach der Bestimmung der Zone. An den breiten, stark belebten Durchgangsstraßen und am zentralen Marktplatz werden geschlossene, dreigeschossige Häuserreihen zugelassen. Hier ist eine dichtere Bebauung angezeigt, da sich an diesen Punkten das wirtschaftliche Leben zu konzentrieren hat und die Häuser nur in geringem Maße Wohnzwecken dienen. In den gartenstädtischen Wohnvierteln kommen in der Regel nur Steinhäuser mit höchstens 2 Geschossen vor. Durch die erwähnten dreigeschossigen geschlossenen Häuserreihen erhalten die Wohnviertel eine deutliche Abgrenzung und werden vor den Störungen und der Unruhe des großen Verkehrs geschützt. Durch eine differenzierte Bauweise können auch bessere formale Wirkungen erzielt werden: es lassen sich hübschere Städtebilder als bei einer ausschließlichen Verwendung von Kleinhäusern schaffen. Gerade an dem zentralen Marktplatz und an den Durchgangsstraßen, wo sich die Monumentalbauten (Schule, Kirche, Verwaltungsgebäude Post, Vereinshaus, Gasthaus 2c.) zu konzentrieren haben, kommt es darauf an, eine geschlossene Raumwirkung zu erhalten und ein architektonisches Gesamtbild zu schaffen, in welchem Masse und Silhuette das entscheidende Wort sprechen. Man darf diese Stockwerkshäuser nicht mit Mietskasernen [1] verwechseln: hier gibt es keine engen umbauten Höfe, alle Räume, auch die Nebenräume, haben direktes Licht und können direkt entlüftet werden. Jeder Wohnung kommen die Annehmlichkeiten der freien Aussicht, der frischen Luft und der Sonnenbestrahlung zugute; eine übermäßige Anhäufung von Wohnungen wird vermieden, — es leben an jeder Treppe höchstens 6 Familien. Da eine spekulative Boden-

[1]) Eberstadt erläutert in seinem „Handbuch für Wohnungswesen" den Begriff „Mietskaserne folgendermaßen: „Für das Wohngebäude, das jede Individualität der Bewohner verwischt und die Wohnverhältnisse durchaus den Zwecken der Spekulation unterwirft, konnte in der Tat keine treffendere Bezeichnung gefunden werden, als „Mietskaserne". Der Ausdruck bezeichnet den Haustypus, der in Hofwohnungen, Seitenflügeln und Rückgebäuden eine unterschiedslose Masse von Wohnräumen umschließt. Durch die Größe des Grundstückes, dessen Abmessungen die Wohnhausform vollständig abgestreift haben, und zugleich durch den Hausgrundriß in dem die Einzelwohnungen völlig verschwinden, ist die „Mietskaserne" gekennzeichnet."

wertsteigerung ausgeschlossen ist, lassen sich in diesen Reihenhäusern sehr billige Kleinwohnungen herstellen. Beispiele für derartige Stockwerkhäuser finden wir in München-Perlach und in der Neuanlage von Leipzig-Marienbrunn.[1] Hier will das gartenstädtische Wohnviertel durch eine höhere Randbebauung von den angrenzenden leipziger Stadtteilen getrennt werden. — Die Grundstücke der Wohnviertel werden meist bis zu 1/6 ihrer Fläche bebaut. Der gewöhnliche Platz des Hauses ist an der Straße. Vorgärten werden angelegt, wenn die Straßenbreite den Fluchtlinienabstand der Häuser nicht erreicht; meist jedoch nur auf der Sonnenseite. — Den verbreitetsten Haustypus bildet das Einfamilienhaus. — Einzeln und als Doppelhaus kommt es fast nur für die wohlhabende Minorität in Betracht. Das Gros aller Häuser (ungef. 90 pZt.) bilden die Kleinhäuser, welche in Gruppen und Reihen zusammengefügt werden. Jedes Einfamilienhaus, gleichgiltig, ob es sich einzeln, in einer Gruppe oder Reihe anderer Häuser befindet, hat seinen Hausgarten, mit dem es zu einem organischen Ganzen verbunden ist. Für die Kleinhäuser der deutschen und englischen Gartenstädte haben einige Grundrißtypen vorwiegend Verbreitung gefunden. Die am häufigsten vorkommende Dreizimmerwohnung besitzt eine Wohnfläche von ca. 60—80 qm, bei einer überbauten Fläche von 45—50 qm. Die Wohn- und Nebenräume befinden sich im zum Teil unterkellerten Erdgeschoß. Im Dachgeschoß, resp. voll ausgebauten Obergeschoß, befinden sich nur Schlafräume. Eine Badevorrichtung ist in der Regel vorhanden. Die Waschküche wird in Deutschland meist im Keller, oder in einem Zentralwaschhaus untergebracht. Die Engländer legen die Waschküche stets im Erdgeschoß neben der Küche an; häufig steht hier auch die Badewanne. Das Haus hat meist 2 Ausgänge: einen zur Straße und einen zum Garten. Dieser Haustypus ist das Ergebnis einer ganzen Reihe von Kompromissen: es mußten Forderungen der äußeren Erscheinung und der Hygiene, Wünsche der Mieter und namentlich Bedingungen der Rentabilität erfüllt werden. Hierin liegt das Problem des Bauens in den Gartenstädten. Ungestört durch die Spekulation kann es organisiert und wissenschaftlich durchdacht werden. Man

[1]) Leipzig-Marienbrunn wird neben dem Ausstellungsterrain, in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals, gebaut und soll bis zum Frühling 1913 fertig werden. Bei der, für das nächste Jahr projektierten internationalen Ausstellung für Bau- und Wohnungswesen (einem Unternehmen, das sich alle Erfolge auf dem Gebiete des Wohnungswesens darzustellen, zur Aufgabe gemacht hat) soll es als Muster für eine Kleinbausiedlung dienen. Es soll hier zum ersten mal der Versuch gemacht werden, auf einer Ausstellung nicht nur zusammenhanglose Modellhäuser oder „Potemkinsche Dörfer" zu zeigen, sondern eine fest gebaute, für das praktische Leben bestimmte und solide finanzierte Kleinhaussiedlung.

hat große Schwierigkeiten überwinden müssen, bis es glücken wollte, die ästhetischen, hygienischen und sozialen Anforderungen bei geringen Baukosten zu erfüllen. Jetzt ist man in England und Deutschland zu erfreulichen Lösungen gekommen: bei einer bescheidenen Raumaufteilung, bescheidener Dimensionierung, einfachen Konstruktionen, schlichter Ausstattung und einer fabrikmäßigen Massenproduktion einzelner Bauteile, ist es geglückt, vollständig einwandfreie Häuser so billig herzustellen, daß die Miete für eine Dreizimmerwohnung von gelernten, manchmal sogar ungelernten Arbeitern aufgebracht werden kann. In Deutschland schwankt die Jahresmiete zwischen 180 und 280 Mark, in England ist sie meist noch geringer. Begünstigt durch das milde englische Klima, betragen die Baukosten hier nur 150—200 Pfd. St. (ca. 1500—2000 Rbl.); in Deutschland lassen sich die Dreizimmerhäuser nicht billiger als für 3500 M. herstellen. Das Hauptmaß erreichten die Baukosten in Ratshof bei Königsberg mit 5500 M., verursacht durch die dort erforderlichen 2 Stein starke Außenwände. Diese Resultate sind äußerst wichtig für die Verbreitung des Kleinhausbaues, denn sie beweisen, daß sich der Quadratmeter Wohnfläche hier billiger herstellen läßt, als in großen, gut gebauten Mietshäusern.[1] Zu so günstigen Ergebnissen ist man jedoch nur in England und Deutschland gekommen. Bei unserem Klima, dem mangelhaft organisierten Bauen, den hohen Anforderungen der Baugesetze und dem teuren Kredit, gestaltet sich das Verhältnis zu Ungunsten der Kleinhäuser. Wir konnten bei einer Mäßigung der baugesetzlichen Anforderungen an den Kleinhausbau zu günstigen Resultaten kommen. Zur Zeit sind aber die hygienischen Bestimmungen und die Feuerschutzvorrichtungen für die Kleinhäuser fast dieselben, wie für den Etagenbau, obgleich die Bedürfnisse total verschiedene sind. In Deutschland ist man, dank den Bemühungen namhafter Hygieniker (Nußbaum, Flügge) zur Überzeugung gekommen, daß für Einfamilienhäuser, die im Stockwerkbau notwendigen Höhenmaße und Treppenbreiten, durchaus übertrieben seien. Jetzt haben sich im deutschen Kleinhausbau ähnliche Dimensionen eingebürgert, wie sie von den Engländern schon lange angewandt werden: es ist eine Zimmerhöhe von 2,30 m (7,5 ′) bis 2,70 m (8,9 ′) üblich; die Treppen sind meist nur 75—80 cm breit und haben ein Steigungsverhältnis von 20 : 20 cm. — Die Kleinhäuser der Gartenstädte besitzen fast durchweg ähnliche Grundrißlösungen und gleiche Dimensionen, doch sind sie nichts weniger als Nummern: jedes Haus zeigt in seinem Aufbau etwas charakteristisches, so daß die Wohnviertel einen sehr lebendigen Eindruck machen. — Für die

[1]) Rechnerische Beweise sind in zahlreichen Untersuchungen von Prof. Baumeister, Prof. Voigt, Fabarius und anderen erbracht worden.

Bebauung der Fabrikviertel können sich natürlich keine festen Normen entwickeln, da hier die Anforderungen zu verschiedenartige sind. — In Betreff der Monumentalbauten des zentralen Kernplanes läßt sich sagen, daß die für sie reservierten Bauparzellen in allen Gartenstädten zum großen Teil noch frei liegen, obwohl es einer Reihe englischer und deutscher Gartenstädte bereits geglückt ist Schulen, Kirchen, Fest- und Versammlungshäuser, ja sogar Theater und Volksbäder zu errichten.

Wenden wir uns nun zu den öffentlichen Ingenieurbauten. In erster Linie kommt die Befestigung der Straßen in Betracht. Diese macht meist keine großen Schwierigkeiten, da nur die durchgehenden Straßen und die Laststraßen der Industrieviertel einer größeren Beanspruchung ausgesetzt sind. Nur diese Straßen müssen gepflastert oder fest chaussiert werden; für die Wohnstraßen genügt meist eine einfache Schotterdecke. Nicht so leicht lösen sich die Fragen der Kanalisation und der Versorgung mit Gas, Wasser und Elektrizität. Namentlich hat die Kanalisationsanlage in vielen Gartenstädten große Schwierigkeiten gemacht. Der Anschluß an ein vorhandenes städtisches Kanalnetz ist meist in technischer, finanzieller und kommunalpolitischer Hinsicht ausgeschlossen. Eine selbständige Schlemmkanalisation ist in der Regel finanziell unmöglich, da eine befriedigende Beseitigung der Abwässer zu hohe Kosten verursachen würde. In den meisten Gartenstädten ist von ihr überhaupt abgesehen worden. Wie weit dieses zulässig oder erwünscht sei, ist eine Streitfrage, welche auf der Generalversammlung der deutschen Gartenstadtgesellschaft im Sept. 1912 das Hauptdiskussionsthema bildete. — Hier war die Ansicht, daß eine Schlemmkanalisation für Gartenstädte unzweckmäßig sei, vorherrschend. Es wurde nicht nur auf die großen Anlage- und Betriebskosten hingewiesen, sondern man ging namentlich von der Notwendigkeit aus, die Abfallstoffe der umfangreichen Gartenkultur zugutkommen zu lassen. Hygienische Nachteile sind bei einer Verwendung dieser Dungstoffe in den Hausgärten nicht zu merken und lassen sich auch nicht befürchten, da die reichliche Vegetation es zu schädlichen Wirkungen der Bakterien und Fäulnisstoffe und zu schlechten Ausdünstungen nicht kommen läßt. In der Villenkolonie „Buchschlag", zwischen Frankfurt und Darmstadt, war ursprünglich eine Schlemmkanalisation vorhanden. Nutzlos gingen die Abfallstoffe verloren. Die Gärten lieferten minimale Erträge. Jetzt ist an ihre Stelle das Grubensystem getreten: die Abfallstoffe werden in den Gärten verwandt und diese sind in einen blühenden Zustand gebracht worden. Die Hauswässer und der Müll werden in vielen Fällen ebenfalls für die Gärten verwandt. Die Regenwässer werden dann zum Teil überirdisch abgeleitet. In einer so einfachen Lö-

sung des, für alle Städte schwierigen Poblems, der Beseitigung von Abfallstoffen, konnte man nur kommen, weil das hygienische Maß, welches an die Gartenstädte gestellt zu werden braucht, ein vollständig anderes ist, als bei den eng bebauten Großstädten. Für die Wasser-, Gas- und Elektrizitätsversorgung sind in den meisten größeren Gartenstädten Zentralanlagen vorgesehen. In Deutschland sind sie bis jetzt nur an wenigen Orten ausgeführt, da der meist noch geringe Bedarf von den Nachbarsiedlungen befriedigt werden kann. Mit dem Anwachsen der Industrie in der Gartenstadt werden eigene Zentralanlagen zur Notwendigkeit.

(Schluß folgt.)

Aus dem Briefwechsel des Freiherrn Ulrich von Schlippenbach.

Von

Baroneſſe Th v. Brunnow.

Eine faſt hundert Jahr alte Brieflade aus den J. 1819 bis 1823 wurde mir freundlichſt zur Verfügung geſtellt, und wie ich in dieſen dunklen Schacht hinabſtieg, um nach Goldkörnern zu ſuchen, fand ich ganze Adern dieſes edlen Metalls im grauen Geſtein. Nicht dumpfe Moderluft, ſondern friſche und erquickende Luft wehte mir aus jener vergangenen Zeit entgegen, einer Zeit, wo es noch keine Eiſenbahn und Telephone gab, und die daher für briefliche Ausſprache ganz beſonders günſtig war. Der Briefwechſel bedeutete für die damaligen Menſchen geiſtiges Verkehrsmittel und Ideenaustauſch, oft auch für Menſchen, die ſich vorher nie geſehen, und die erſt oft nach Jahren perſönlich mit einander bekannt wurden, oder ſich auch manchmal nie kennen lernten. Abgeſehen von dem charakteriſtiſchen Schwulſt des Ausdrucks und der Gefühlsſeligkeit, die uns modernen Menſchen ein Lächeln entlockt, lernen wir Perſönlichkeiten aus dieſen alten Briefen kennen, die unſer Intereſſe erregen. Origineller dachten und fühlten unſere Vorfahren, teils weil die damalige Schulbildung der Entwicklung der Perſönlichkeit freieren Spielraum ließ, teils, weil durch das Fehlen der modernen Verkehrsmittel weniger von außen an die Menſchen herantrat, und ſie mehr darauf angewieſen waren, aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen. Was die jetzige Generation mit allen nur möglichen Mitteln anſtrebt — die Ausgeſtaltung der Perſönlichkeit — beſaß die Generation von damals als ſelbſtverſtändliches Eigentum, worüber garnicht nachgedacht und philoſophiert wurde.

Stark ausgeprägtes loyales Empfinden, Pflichtbewußtsein und ideales Streben durfte die nachkommende Generation als wertvolles Erbe antreten, das nur die Bewahrheitung des schönen Dichterwortes von ihr verlangte: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." — Vieles davon trat mir aus dem Geist dieser alten Briefe entgegen. An den Dichter Freiherrn Ulrich von Schlippenbach, Erbherrn auf Jamaiken und Ulmahlen sind sie gerichtet. Es wird wohl selbst in Kurland jetzt nur Wenige geben, die Näheres über ihn wissen. Zu den Sternen am literarischen Himmel, die Jeder kennt, gehört Schlippenbach nicht. Aber die Astronomen haben ja auch die Milchstraße, die uns nur wie ein Gewirr matt leuchtender Pünktchen erscheint, in verschiedene Sonnensysteme aufgelöst, und Freiherr U. von Schlippenbach bedeutet auch für seine Zeitgenossen die Hauptsonne eines solchen Systems, denn in ihm gipfelt das damalige geistige Leben Kurlands. Die Dichter seiner Heimat sehen zu ihm mit unumschränkter Verehrung auf, unterbreiteten ihm ihre Geistesprodukte zur Beurteilung ihres Wertes oder Unwertes, und sein Urteil war ihnen maßgebend. Voll Entzücken schreibt der angesehene Banquier Berner aus Mitau im J. 1819: „Meine Marianne (damals eine gefeierte Sängerin) behält sich vor Ew. Exzellenz für die unverdienter Weise wiederfahrene Ehre von dem genialsten Dichter unseres Vaterlandes besungen zu sein, ihnen innigsten Dank persönlich abzustatten." Und, wenn auch dieser Strahl der Dichtersonne, der auf sie fiel, nicht im stande war ihr Unsterblichkeit zu verleihen, so bestätigt uns ihre Beseligung darüber die allgemeine Verehrung, die die Zeitgenossen für den Dichter empfanden. Durch die Begründung der „Curona" (erschien 1806), einer Art literarischen Jahrbuches, bot Schlippenbach den Dichtern des Landes Gelegenheit, ihre Geisteserzeugnisse drucken zu lassen, und manch hübsches Talent fand dann unter seiner wohlwollenden Anleitung die nötige Ermunterung. Selbst in Deutschland legte die „Curona" Zeugnis ab von dem Einfluß, den Klopstock, Mathison und besonders Schiller auf die Bildung der Ostseeprovinzen gehabt. Eine seiner schönsten uneigennützigen patriotischen Unternehmungen ist wohl die Begründung der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst im Verein mit Professor Erdmann, Landhofmeister von Offenberg,

Graf Plater-Syberg, J. Fr. von der Recke, Professor Pauker und Regierungsrat von Wittberg. Viele Ehrenmitglieder in Deutschland zählte diese neugegründete Gesellschaft, u. a. den Historiker Schlosser.

In Kürze ist Schlippenbachs Lebenslauf folgender: Am 18. Mai 1774 auf seinem väterlichen Erbgut Groß-Wormsahten geboren, studierte er 1799 in Königsberg, wo er viel mit dem phantastischen Dichter Zacharias Werner verkehrte. Bereits 1791 ging er nach Leipzig, um dort weiter seine Studien der Rechte und schönen Wissenschaften fortzusetzen. Sein Studium ist ein kurzes, da er schon 1794 in russischen Kriegsdienst trat, um den Feldzug gegen die Polen mitzumachen. Nach Beendigung des Krieges blieb er eine Zeitlang in der Garde in Petersburg, nahm aber 1796 den Abschied nach dem Tode der großen Katharina, und kehrte nach Kurland zurück, um die Verwaltung des väterlichen Gutes zu übernehmen. In diese Zeit fällt auch seine Vermählung mit Gräfin Amalie von Medem. Für die Landwirtschaft hatte er nicht viel Verständnis, seine Interessen lagen eben auf anderen Gebieten. Er selbst äußerte sich bei Gelegenheit, als er um die Verbreitung einer ökonomischen Schrift gebeten wird, wie folgt: „Da ich die ökonomische Literatur nicht zu würdigen verstehe, würde ich eine schlechte Empfehlung ökonomischer Schriften abgeben, da ich selbst meine Güter nicht verwalte, sondern Anderen überlasse, die es besser und gründlicher verstehen. Im J. 1799 wurde er Landnotarius des Piltenschen Kreises, dann Piltenscher Landrat. Schließlich wurde er Oberhofgerichtsrat in Mitau und seit 1822 Vorsitzender des kurländischen Provinzialgesetz-Komitäts. Im besten Mannesalter machte der Tod 1826 dem inhaltsvollen Leben des Dichters ein Ende.

In seiner beruflichen Stellung wird wohl manchmal seine Muse mit der gestrengen Themis verzweifelt um die Oberherrschaft gestritten haben. Allerhöchste Anerkennung wurde ihm für seine Leistungen als Jurist durch Verleihung eines Ordens und des Titels Exzellenz. Der juristische Professor Bröcker beglückwünscht ihn dazu aus Dorpat folgendermaßen: „Empfangen Exzellenz geneigtest meine Glückwünsche zu der Ihnen von kaiserlicher Hand gewordenen Auszeichnung. Dem Verdienst seine Krone, sagt Schiller, so schmücke Sie neben dem Lorbeerkranz

des glücklichen Dichters, die Bürgerkrone des gemeinnützigen Staatsbürgers."

Mit unendlich vielen Persönlichkeiten hat Schlippenbach in brieflichem Verkehr gestanden. Der Jugendperiode gehören hauptsächlich die Briefe literarischen Inhalts an. Am interessantesten sind die der reiferen Jahre, wo weltbewegende politische Ereignisse Anregnng dazu gaben, besonders im Briefwechsel mit dem berühmten Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes, in dem sich einerseits ganz besonders klar die politische Lage Deutschlands in der Sturm- und Drangperiode nach dem Wiener Kongreß abspiegelt, und der andrerseits die Stimmung wiedergibt, die die Gemüter nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland beherrschte.

In Deutschland waren es die Jahre der aufreibendsten inneren Kämpfe, nachdem sich das deutsche Volk in den Freiheitskriegen auf sich selbst besonnen, seine Kraft erprobt, und nun nicht mehr ohne Rechte den Regenten gegenüber stehen wollte. Unbefriedigend löste der Wiener Kongreß die großen Fragen der Zeit, und da begannen die bittersten Kämpfe zwischen den verschiedensten Parteien den monarchisch-aristokratischen und demokratisch-liberalen. „Bis zu den deutschen Ostseeprovinzen," schreibt Perthes an einen Freund, „reichten die Wellen, welche die Bewegung in Deutschland erregt hatten, und riefen verwandte Stimmungen, wenn auch in anderer Gestalt hervor. Nach Freiheit dürsteten die Völker, und der kurländische Adel hatte zuerst die Bedürfnisse der Zeit erfaßt und die Anregung zur Aufhebung der Leibeigenschaft gegeben."

Perthes schreibt unter anderem an Schlippenbach:

Hamburg, 27. Febr. 1819.

„Ich habe Ihnen die neuen Hefte der Kieler Blätter beigelegt, die Sie von dem Verleger annehmen wollen, so wie persönlich von mir einen Briefwechsel, den ich mit Baron Fouqué über Adel, Ritterstnn und Militärehre geführt habe. Blättern Sie das Büchlein mit gütiger Nachsicht durch! Sehr entfernt zu glauben, ich wäre dem so schweren Thema gewachsen, auch überzeugt, daß ich einen noch viel gewichtigeren Gegner als Baron Fouqué erhalten könne. Meine Absicht dabei war die, in den jetzigen Zeiten der Parteiungen, wo Deutschland so großen Entwicklungen entgegengeht, die ohne

große und gefährliche äußere Kämpfe nicht zu bestehen sind — mich früh genug auszusprechen, ehe man gezwungen ist, durch den Lauf der Begebenheiten sich zu einem der Gegensätze zu halten. Auch die Vorsicht gebot mir dies bei meinen vielseitigen Verhältnissen. Darf ich wagen, von Ihnen einige Belehrungen zu erwarten, wo ich vielleicht irrte. Durch die neuen Einrichtungen und geordneten Verhältnisse der Bauern ist bei Ihnen der erste Schritt geschehen, sich der übrigen europäischen Kultur und gesellschaftlichen Zustände anzureihen, ein Schritt vorwärts erlaubt keinen wieder rückwärts."

Schlippenbach antwortete Perthes unter anderem:

„Mit großem Interesse werde ich Ihren und de la Motte Fouqué's Briefwechsel über die große Frage des Tages lesen, und werde Ihnen nicht nur von mir, sondern auch von ein paar anderen Freunden Briefe über denselben Gegenstand senden, so wie sie antworten, und nach doppelt oder einfach geschlossenen Sätzen legen auch wir, wenn Sie dies genehmigen, unsere Korrespondenz dem Publikum vor. Ich weiß wirklich noch nicht, was ich über diesen Gegenstand denken werde, der mich eben, weil ich Edelmann bin, bisher wenig beschäftigt hat und da hier als politische Frage keine Prüfung über diesen Gegenstand erforderlich geworden, so habe ich auch nicht nötig gefunden, mich mit demselben besonders zu beschäftigen, werde ihn auch nicht anders betrachten, als wie er mir im Leben und Erfahrung und in meinem eigenen Gefühl aus der Welt her reflektiert. Daß der kurländische Adel sehr liberal denkt, ist wirklich wahr, und beweist schon die freiwillige Aufhebung der Leibeigenschaft. Daß aber die Aufhebung freiwillig war, beweist, daß mehrere Provinzen solche nicht genehmigen wollen und in früheren Verhältnissen geblieben sind. Außerdem genießt der Bürgerstand und besonders die Gelehrten ganz gleiche Achtung mit dem Adel, letzterer wird vielmehr in Kurland diesem beigezählt, um so mehr als nach russischen Gesetzen, was sich durch Bildung einigermaßen erhebt, zum Exemtenstande und eben daher schon zum Adel gerechnet wird. Ich bin wirklich recht neugierig, nach besonnenem Nachdenken über diesen Gegenstand mein und meiner Freunde Meinung zu erfahren, und es ist die Frage, ob unsere Ansichten nicht des-

halb richtiger sind, weil wir den Kampf der Meinungen um den Ritterhelm aus der Ferne zusehen, ohne ihn zu teilen. Wer selbst in der Schlacht ringt, sieht nichts, als den nahen Feind, aber weder Schlachtfeld noch Position. Wir sind wahrscheinlich für das nächste Jahrhundert auf sicheren Bergen, und sehen zu, freuen uns auch wohl, wenn ein plumper Junker fällt, aber auch dann, wenn ein edler Ritter siegt. Daß übrigens Rittersinn und Militärehre hier zu Lande wie heimisch Korn gedeiht, hat Rußland bewiesen. Europa nahm ja alle Saat nur von uns, mit der es die Felder seines Ruhmes bestreut, und jetzt so viele Frucht geerntet haben will, sodaß die Erntekränze kein Ende nehmen. Es ist mir in vieler Rücksicht unangenehm, daß meine Geschäfte mir keine freie Zeit für literarische Arbeiten gestatten. Ich würde manches gern schreiben, so manche Idee des inneren praktischen Lebens gern aussprechen" usw.

Einen Einblick in die strittige Frage in diesem Briefwechsel zwischen Perthes und de la Motte Fouqué gewährt uns folgender Brief des letzteren, den ich nicht der Briefslade, sondern der Biographie von Perthes entnommen. Er schreibt u. a:

„Der Adel ist freilich in England und Deutschland ein und derselbe, aber die Gestalt, in der er in den beiden Ländern erscheint, ist eine ganz verschiedene, und auch in der Verschiedenheit soll man die Geschichte ehren und nicht die Gestaltung des einen Landes auf das andere übertragen wollen. Auch in England aber ist Grundbesitz nicht Adel, sondern kommt zum Adel hinzu; und in Deutschland bleibt gewiß doch der Edelmann ein Edelmann, wenn er auch keine einzige Hufe besitzt. Wenn aber der Adel auch ohne Grundbesitz etwas ist, so muß in ihm etwas liegen, das sich nicht durch großen Güterbesitz ausmitteln und darstellen läßt. Der ihm eigentümliche und wesentliche Rittersinn, die Seele gleichsam des Adels ist ein zartes Wesen, fast ebenso zart wie die jungfräuliche Unschuld, und will gleich ihr nicht definiert, sondern in lebendigen Personen dargestellt sein. Ich kann Dir nicht sagen, daß ist Rittersinn, aber ich kann Dir sagen, in diesem Mann lebt Rittersinn. Wenn aber in dem Adel als Stand eine solche Seele wohnt, so kann dieser oder jener Einzelne zwar ein Ritter werden und

in den Stand hineinwachsen; damit sich aber eine gesamte Ritterschaft darstelle, wird vorausgesetzt, daß das Institut von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebe und die Flamme des Rittergeistes bewahrt werde vom Vater auf den Sohn. Jedes Glied des Standes muß von Kindesbeinen an wissen, daß es zu diesem Stande gehört, und die englische Einrichtung, nach welcher ein jüngerer Sohn oder ein jüngerer Zweig der Familie unvorbereitet plötzlich durch den Tod des älteren zum Adligen gemacht wird, verträgt sich nicht mit dem Geiste des Adels."

Perthes entgegnet ihm hierauf:

„Dir ist Rittertum gleichbedeutend mit Adelstand. Das zünftige Rittertum aber ist doch nicht der Adel, sondern nur eine vorübergehende Gestalt des Adels gewesen, und läßt sich nicht deshalb, weil es ehrwürdig und herrlich war, für unsere Zeit wiederherstellen. Rittertum, aus dem Mittelalterlichen ins Norddeutsche übersetzt, ist Militäradel; wie aber kann, seitdem 1813 das ganze Volk sich den Sporn verdient hat, heute ein Militäradel bestehn? Dem Rittersinn, wie Du ihn poetisch auffaßt, fehlen für unsere Tage die Ritterburgen, die Ritterherrschaften und die Ritter selbst."

Lebhaftes Interesse rief dieser Meinungsaustausch bei vielen in Kurland hervor. Interessant ist die verschiedene Stellungnahme zur Sache bei den drei nachfolgenden Briefen an Schlippenbach, der seinerseits seine Ansichten in dem Aufsatz: „Über dem Adel" ausgesprochen hat.

Perthes hatte, um sich eine feste Ansicht zu bilden, Männer der verschiedensten Stellung gebeten, ihm ihre Meinung über die Grundlagen des Adels mitzuteilen. Schlippenbachs Aufsatz „Über Adel und Rittersinn", den Perthes Oktober 1820 im „Politischen Journal" erscheinen ließ, enthält in Kürze folgende Gedanken: „Der Adel müsse den Anforderungen seiner Zeit Rechnung tragen. Hätte man in der Ritterzeit nur Mut, Kraft und Treue gefordert, so genügt das für unsere Zeit, die sich auch von der ihr anhaftenden Rohheit und Grausamkeit vergangener Zeiten freigemacht, nicht mehr, da auch Geist und Kenntnisse vom Adel erwartet werden. Wohl aber gehört der Begriff Ehre als sein eigentlichstes Lebensprinzip unerläßlich zum Adel, obwohl notwendig für jeden Stand. Die Adels-Institute aller Völker und

aller Zeiten zeichneten sich aus durch idealen Sinn, und da ein solcher, der sich in Loyalität und Ehre zeige, dem Staate unumgänglich notwendig wäre, und wünschenswert, daß er sich heimisch einbürgere, daher ist Erb-Adel notwendig, weil nicht nur alle solche Eigenschaften von Vater auf Sohn erblich sein könnten, sondern weil anzunehmen ist, daß der Vater den Sohn in seinen Grundsätzen erziehen wird. Doch schlägt Schlippenbach Rittergerichte vor, denen jeder mündige Sohn des Erb-Edelmannes sich zu stellen hätte, und die die Aufgabe hätten, sorgfältig zu prüfen, ob der sich Meldende seinem Werte nach als Mensch und Staatsbürger würdig wäre in die Vorrechte seines Standes aufgenommen zu werden. Er müßte gleichsam eine Verdienst- und Sittenprobe bestehen. Den Geld- wie auch den Verdienstadel läßt Schlippenbach bestehen, aber schmachvoll findet er, daß man in einigen Staaten den Adel käuflich erstehen kann, „sodaß ein jeder Jude seine Elle Adel kaufen, und ein paar Dutzend Ahnen wie Knöpfe erstehen kann." Nur gegen zu zahlreichen Erbadel protestiert Schlippenbach, da es einem solchen an Mitteln fehlen würde, seine Kinder standesgemäß zu erziehen, und darin pflichtet er Perthes auch bei, „daß der grundherrliche Adel nur eigentlicher Erbadel sein sollte."

Sehr ursprünglich, mit kurischem Humor schreibt Justizrat Baron Rüdiger:

„Ist mir doch, mein teurer Schlippenbach, als ob in diesem Briefwechsel der tüchtige Reichsstädter Perthes einen bessern Dank erkämpft habe, als der Enaksohn Thiodolf und alle die Riesenbengel, welche in dem Zauberringe und dem altsächsischen Bildersaal mit so vielem Erfolge Faust, Schwert und Keule schwingen. Das Übermenschliche kann man nicht fordern, und also auch nicht, daß Fouqué sich der Ritterwelt, aus welcher er so viele herrliche Gestalten hervorgehen ließ, und in welcher er wie ein reicher Vater unter Kindeskindern wandelt, ohne bitteres Leid entäußern werde. Ich glaube aber deshalb, daß Fouqué in diesem Streit durchaus nicht unbefangen mitreden konnte, und billig dazu nicht hätte aufgefordert werden müssen. Nachdem dieses gleichwohl geschehen war, so ist es mir sehr lieb, daß Perthes in dem stillen und bescheidenen Bewußtsein seiner bürgerlichen Überlegenheit einem Frei-

herrn des Nachbarlandes das Nachwort zugewendet hat. Was Du nun an Vermittlungs- und Redetalenten, hochbegabter Freiherr, in dieser letzten Instanz geleistet hast, bin ich, da ich die Vorakten mit ziemlicher Aufmerksamkeit durchgelesen habe, kennen zu lernen wißbegierig, und werde mir anmaßen, Dir, wenn's Dich sonst nicht langweilen sollte, meine Meinung unverholen zu sagen als Dein für jede Belehrung empfänglicher und Dir von Herzen ergebener

R. v. Rüdiger."

Ganz erfüllt von den Vorzügen seines Standes, und teilweise die Ansichten von Perthes mißbilligend, schreibt ein andrer Freund an Schlippenbach:

„Ich danke Dir für das Vergnügen, das Du mir durch die Mitteilung der beigehenden Druckschrift und Deines schönen Aufsatzes gemacht hast. Du hast auf eine wahrhaft würdige und ich möchte sagen adlige Art gesprochen. Ja, wohl ist der kein Edelmann, der den wahren Wert dieses schönen Instituts nicht zu schätzen weiß, weil er ihn nicht kennt oder kennen will. Ausschließung treffe solchen Unwürdigen! Wie aber diese Reinigung des Adels zu bewirken sei, ohne das ganze Institut zu gefährden, das ist das große Problem, das die Rittergerichte schwerlich lösen werden, da auch in diese sich Menschen einschleichen werden, die den Leidenschaften des Egoismus, des Hasses und der Liebe fröhnen. Perthes Vorschlag den Adel auf englischen Fuß zu setzen, scheint mir eine Anglomanie zu sein, die für jeden Staat, der nicht die ganze englische Verfassung annimmt, verderblich sein würde. — Eine Stelle in Perthes Brief pag. 81 solltest Du nicht ganz ungerügt hingehen lassen. Die Nichtadligen brüsten sich damit, daß sie den jüngeren Söhnen des Erbadels Kunst und Wissenschaft geben! Als ob dies in ihrer Macht stünde! Diese Gemeingüter des menschlichen Geschlechts sind von jeher ebensowohl das Eigentum des Adels als des Tiersetats gewesen und man kann verhältnißmäßig mehr große Gelehrte und Schriftsteller aus der kleinen Zahl des europäischen Adels als aus der großen Masse des Tiersetats aufstellen. Das übrigens nur der besitzliche Adel einen aktiven Landstand bilden und der unbesitzliche nur durch Landbesitz dieses schönste Vorrecht des Adels erlangen

müßte, finde ich recht und billig. — Noch einmal herzlichen Dank für die Freude, die Du verschafft hast Deinem treuen

Ruthenberg."

Klug und objektiv, weit seiner Zeit voraus, äußert sich Baron Engelhardt zu diesem Briefwechsel. Wie Schlippenbach war auch er Oberrat am Oberhofgericht zu Mitau, und zugleich Präsident des sog. kurländischen Provinzial-Gesetzes-Kommitäts. Innige Freundschaft verband diese beiden im Alter so verschiedenen Männer, da Engelhardt 20 Jahre älter als Schlippenbach war:

„Lieber Bruder! Den Brief von de la Motte Fouqué und dem vortrefflichen Herrn Perthes habe ich mit Vergnügen gelesen, und Dein Aufsatz wird gewiß sehr vielen Beifall finden, da er mit Geist, Freimütigkeit und Wahrheit geschrieben ist. Die Notwendigkeit eines Erbadels in europäischen Staaten wird zwar fast allgemein jetzt anerkannt, nur streitet man sich über seine jetzige Gestaltung. Es kommt darauf an, daß man darüber eins werde: ob das Institut eines Erbadels in monarchischen Staatsverfassungen ein notwendiges Ingredienz ist, worauf das Institut basiert, welche Rechte es haben soll, um seine Bestimmung erfüllen zu können. Es würde gewiß die Mühe lohnen genau und unparteiisch die Beschaffenheit des Adels-Instituts im russischen Reiche darzustellen. Deutschland würde vielleicht finden, daß dieses Institut hier mit dem Beruf, den der Adel eigentlich in alter Zeit gehabt, noch immer in wahrer Harmonie steht und daß der Adel, mit ausgezeichneten Vorrechten begabt, dennoch kein geschlossenes Korps bildet, sondern allen Talenten aus den niederen Klassen die Türen offen sind, um in die Adelsklassen für sich und ihre Nachkommen einzutreten. Mein Gesundheitszustand und meine Pflichtarbeiten lassen mir keine Zeit meine Ansichten Dir mitzuteilen. Indessen gestehe ich es Dir aufrichtig, daß ich gar sehr mich dem System des Herrn Perthes nähere. Es muß nach meiner Überzeugung einen Erbadel geben, aber er muß auch nicht ins Unendliche vervielfältigt werden. Er müßte auf Grundbesitz erbaut sein, denn nur ein reicher Adel kann den gehörigen Grad von Unabhängigkeit haben, der erfordert wird, um das Zünglein in der Staatswage sein zu können. Die jungen

Söhne des Adels würden deshalb nicht untergehn; ich glaube sogar besser dran sein, wie jetzt bei einer besseren Erziehung und unausbleiblicher Familienunterstützung, angewiesen auf ihre Kräfte und Kenntnisse — sich desto mehr Kenntnisse erwerben, und ihre Kräfte anwenden würden. Eine zu große Anzahl von Erbedelleuten ist dem Staate schädlich und entwürdigt den Stand. Die Stelle in Perthes Brief, welche unser Ruthenberg rügt, hat unglücklicher Weise meinen ganzen Beifall, namentlich wie ich die Stelle verstehe. Perthes will einen Erbadel, verbindet ihn aber mit Grundbesitz, sodaß der Adel immer nur auf den Besitzer des Stammgutes übergeht. Die jüngeren Söhne, welche keine Güter haben, führen den Familiennamen, — schon eine große Empfehlung — gehören aber zu jedem Stande an, den sie selbst erwählen. Kunst und Wissenschaft ist eine Allmende, der Edelmann ist nicht von derselben ausgeschlossen; aber es gibt doch viele Gewerbe, die jetzt der Edelmann unter seiner Würde hält. Ich glaube, daß Perthes in den gerügten Stellen nichts weiter hat sagen wollen, als daß, wenn die jüngeren Söhne eines Edelmannes vom Erbadel ausgeschlossen sind, sie alle bisherigen bürgerlichen Gewerbe, Künste und Wissenschaften mit mehr Eifer ergreifen werden. Diese Ansicht ist auch meine. Deshalb sage ich auch garnicht, daß wir in Rußland einer solchen Adelsreform bedürfen. In unserem Reiche ist eine andere Organisation — was Deutschland oder Frankreich Not tun kann, ist für uns noch viel zu früh. — Nicht ein Wort mehr kann ich schreiben, auch wäre alles unnütz, da Du Dich weitläufig und schön ausgesprochen hast.

Dein Engelhardt."

Schlippenbach begleitet seinen Aufsatz „Über den Adel" mit folgendem Schreiben an Perthes:

„Ich habe mich geschämt, Ihnen früher zu schreiben, ehe ich der ehrenvollen Aufforderung, auch meine Meinung im Streite der gegenseitigen Ansichten zwischen Ihnen und Baron la Motte Fouqué auszusprechen, einigermaßen erfüllen konnte. Die Osterzeit hat mir soviel Muße gegeben, um angeschlossen kurze Bemerkungen schreiben zu können, und ich überlasse es Ihnen völlig, ob Sie selbige zum Druck bestimmen, oder nur zur eigenen Lektüre behalten wollen, und nur, wenn Sie den

Druck wünschen, wäre es auch mir angenehm, auch Ihre Ansichten zu den meinigen beigesellt zu lesen, denn Rechthaberei ist niemals meine Passion gewesen, und ein edler und artiger Widerspruch muß Jedem viel mehr lieb sein, der wirklich das Wahre zu erringen strebt. Daß ich mich übrigens zu Ihrer Meinung rücksichtlich des Erbadels des Grundeigentümers hinneige, werden Sie finden, und den Adel als bloße Militär-Kaste anzusehen, kann ich unmöglich genehmigen, da ich es in meinem Staate am besten merke, wie das Prinzip der Ehre auch im Zivildienst nötig ist, und ohne solche Alles zu Grunde geht, und Recht und Gesetz zur Fabel wird, und wie selbst der gute Wille der höchsten Staatsgewalt das nicht schaffen kann, was mit Ehre in der Brust sich von selbst findet. Obgleich eben das Erwecken von Ehre, was unser Alexander so herrlich versteht, viel auch in dieser Hinsicht ändert und bessert. Meine Geschäfte sind so vielfältig und überhäuft, daß ich zu schriftstellerischen Arbeiten fast garkeine Zeit übrig habe, und nur Kleinigkeiten, und selbst diese nur selten, niederschreiben kann. Die Idee, eine Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft zu schreiben, habe ich meiner Geschäfte und mancher Rücksichten wegen aufgegeben und Dr. Merkel beschäftigt sich jetzt mit dem Gegenstande,* und ich will wenigstens hoffen, daß er sich wahr und unparteiisch zeigen werde. Außerdem sind in Deutschland, die von russischen Schriftstellern herausgegebenen Geisteswerke nicht angenehm. Das macht der deutschen Gerechtigkeit nicht viel Ehre, so wie überhaupt die Mode in Deutschland Alles zu hassen, was russisch ist, und wovon man hier so viel erzählt, doch eigentlich eine sehr sonderbare Mode ist, was indessen wenig schadet, da wir durch Alexander wahrhaft glücklich sind. Aufrichtig hat mich die Sache, daß selbst unser Alexander in Deutschland nicht beliebt sei, am Meisten empört, denn wir wissen es, welch ein Monarch er ist. Wahrlich ich habe keinen Grund im freundschaftlichen Briefe den Schmeichler zu machen, aber er ist wirklich so groß und so gut, daß er über seine ganze Nation an Kraft und Willen hervorragt, und um alles Gute und Schöne, Wahre und Edle

*) Gemeint ist Dr. Merkels Schrift: „Die freien Letten und Esten." Leipzig 1820.

zu schaffen und zu wecken, was ohne ihn nie entstehen würde. Erst seit Alexander regiert, beginnt auch eine Kultur des Herzens, ohne welche die des Geistes nicht viel bedeuten will. Das literarische Wirken, seitdem man uns in Deutschland nicht mehr als zünftig ansehen will, ist jetzt auf die Heimat beschränkt, doch nicht ohne guten Erfolg. Selbst bei uns in Kurland vermehrt sich das Interesse für die literarische Gesellschaft, und fast keine Woche vergeht, wo nicht Bücher, Kunstwerke und vaterländische Seltenheiten als Geschenk eingesandt werden, die Vorlesungen sind sehr besucht, und allenthalben zeigt sich ein Streben für geistige Wirksamkeit, das die schönsten Früchte verspricht. Doch ist mir nicht bekannt, daß in Deutschland irgend ein kritisches Journal „die Annalen" nur angezeigt, oder, daß man der literarischen Sozietät erwähnt — außer in Wien, wo man das am Wenigsten vermuten sollte. Ist das nicht ungerecht, und warum will man Rußlands Ostseeprovinzen von der deutschen Mutterbrust der Musen entfernen und als uneheliche Kinder verweisen? Weil wir Alexander Vater nennen? Wir tauschen ihn nicht um Jeden Andern, und hätte der eben auch eine ganz frische Konstitution aus dem Ei der Zeit losgeklopft.

Die nun in Liv- und Estland, eben so wie in Kurland geschehene Aufhebung der Leibeigenschaft bewährt sich immer mehr, selbst den wenigen Gegnern dieser gerechten Maßregel als dem privaten Interesse unschädlich, dagegen glauben wir, daß unser Monarch diejenigen Provinzen, welche die Leibeigenschaft bei sich aufgehoben haben, erst als mündig ansehen und auch ihnen feste konstitutionelle Rechte gewähren wird, welche wir zwar in mancher Landesverfassung schon haben, denen aber doch eine Restauration nötig sein würde. Die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland wird auch Ihnen schon bekannt geworden sein. Hier ist vor wenigen Tagen die Verordnung hinzugekommen, daß die Abziehenden mit Reisegeld und aller menschlichen Hülfe unterstützt werden sollen, damit, so heißt es in dem Befehl des Monarchen, eine dem Staate notwendige Maßregel sich mit Menschlichkeit und Teilnahme für das Schicksal der Individuen, welchen solche zur Last fällt, vereint finden. Der neue Zolltarif scheint unsern Handel noch

nicht sehr zu heben, doch höre ich diese Klage durch ganz Europa wiederhallen, und daher glaube ich, daß der Handel Europas wie ein Kranker am Nervenfieber lange darniedergelegen, sich aus Schwäche nicht erheben kann, und viel Zeit nötig haben wird, von dem Kontinental-System völlig und kräftig zu genesen. Indeß möchte in Spanien die Stärkung sich finden, welche neues Leben auch für den Handel erweckt, denn gewiß scheint es mir, daß in Spanien eine neue Welt zum zweiten Mal entdeckt werde. Doch mein Geschwätz, daß Ihnen ganz bekannte Dinge oder aus unserem Norden nur uninteressante erzählt, muß sie belästigen, daher nichts mehr, nur noch die Bitte, Ihr gütiges freundliches Interesse zu bewahren Ihrem Sie innig hochachtenden Schlippenbach."

Ein Zug von Gereiztheit über den Mangel an Interesse und Anerkennung von seiten Deutschlands geht durch den Brief. Voll gekränkten Stolzes hebt er seine Freude hervor, daß die Ostseeprovinzen unter russischer Oberhoheit und speziell unter Alexander I. Herrscherstab stehen, für den man in unseren Provinzen eine unumschränkte Verehrung hegte.

(Schluß folgt.)

Politische Revue.*

Nicht leicht ist das Erbe, das uns das abgelaufene Jahr hinterlassen hat. Mit Ernst und Besorgnis blicken wir daher in die Zeit, die noch verschleiert vor uns liegt. Das Eine aber wissen wir, sie wird die Anspannung aller unsrer Kräfte, die Summe unsres patriotischen Könnens, die Vereinigung klarer, besonnener Umsicht und aus der Tiefe des Herzens quellender Liebe zu Volkstum und Heimat von uns heischen.

Das Ereignis, das dem Ausgang des Jahres 1912 gleichsam seinen Stempel aufgedrückt hat, und das noch auf lange hinaus uns zu tragen geben wird, war die wider aller Erwarten erfolgte Nichtwahl des von der Baltisch-Konstitutionellen Partei aufgestellten Dumakandidaten Herrn Sticinski. Es braucht hier nicht noch einmal aus den Erörterungen der Tagesblätter rekapituliert zu werden, was Alles diesen betrüblichen Wahlausgang verursacht hat. Es ist inner- und außerhalb Ilions gesündigt worden. Die innerliche Abkehr weiter deutscher Kreise von der B. K. P., die Lässigkeit, mit der von dieser im Gefühl sicheren Erfolges die Wahlkampagne betrieben wurde, Unzuverlässigkeit der lettischen Kompromitenten und bedauerliche Abstinenz deutscher Wähler haben im wesentlichen zusammengewirkt, um das deprimierende Resultat zu erzielen.

Der Nichtwahl des Herrn Sticinski stellte sich nun aber für die deutschen Wähler Rigas ein scheinbares Problem zur Seite, dessen Lösung zu einer erregten, an die Grundprinzipien unseres nationalen und politischen Lebens rührenden Erörterung in Presse und Gesellschaft führte: sollten sie bei der nötig gewordenen Nachwahl für den von den lettisch-jüdisch-russischen Kadetten aufge-

*) Die „B. M." soll von nun an aus der Feder von Dr. Ernst Seraphim eine politische Monatsrevue bringen, die Fragen des allgemeinstaatlichen wie des besondern baltischen Lebens erörtern will. — Selbstverständlich kann der Redakteur der „B. M." nicht ohne weiteres und in jedem Fall mit den Anschauungen und Ausführungen des Autors der „Revue" identifiziert werden. D. Red.

stellten Rechtsanwalt Fürsten Manssyrew ihre Stimmen abgeben oder aber für den Sozialdemokraten Dr. Preedkaln, der bisher die II. Kurie Rigas in der Duma vertreten hatte? Daß diese Frage in Wirklichkeit keine Frage sein durfte, wollte leider einem großen Teil der deutschen Wähler nicht einleuchten. Die Doktrin wollte es nicht wahrhaben, daß nichts weniger angebracht war als die Herbeiziehung ausländischer Verhältnisse, speziell deutscher, unter denen in der Tat die Stimmabgabe für sozialdemokratische Kandidaten als unverantwortlich bezeichnet werden muß, weil dadurch die bereits an Zahl mächtigste Partei des Reichstages eine Stärkung erhält. Hier in Rußland bietet sich aber ein völlig anderes Bild. Die Sozialdemokraten in der Reichsduma bilden ein winziges und völlig einflußloses Häuflein, das von der überwiegenden Mehrheit des Hauses überhaupt nicht ernst genommen wird. Was Osol oder Preedkaln sagten, konnte den deutschen Interessen Rigas und des Landes absolut nicht schaden, daß ein Sozialdemokrat eine große Industriestadt vertrat, war zudem ein Faktum, mit dem man sich schließlich abfinden konnte — war es doch dasselbe Los, das im Westen fast allen Großstädten zu Teil geworden ist. Wie anders aber, wenn die Vertretung der Stadt Riga, von deren rechtverstandenen Interessen die der deutschen Bevölkerung der Stadt nicht zu trennen sind, einem Gliede der Kadettenpartei mit deutscher Beihilfe überliefert wurde! Für einen Blinden hätte es sichtbar sein müssen, daß durch eine solche Kandidatur unsrer Stadt eine sehr ernste Gefahr erwachsen mußte. Denn darüber konnte doch füglich kein Zweifel obwalten, daß die ganze Struktur unsres Landes, die Traditionen und die Weltanschauung, in denen wir baltischen Deutschen wurzeln, keinen schärfern Gegner haben, als die voraussetzungslosen, Alles aus Theorien, nichts aus dem Leben ableitenden russischen Liberalen kadettischer Observanz. Vollends bei dem aus den innerpolitischen Zuständen Rußlands erklärlichen Anwachsen der kadettisch-progressistischen Gruppen mußte die Kandidatur des Fürsten Manssyrew von den Deutschen durch Wahlenthaltung bekämpft werden. Aber vergeblich waren die dahin zielenden Mahnungen in dem größten Teil der deutschen Presse, die Parteileitung der B. K. P. entschloß sich die deutschen Wähler aufzufordern gegen den „Umsturz" für den Kadetten zu stimmen. Dieser gab dann noch zum Überfluß eine volltönende und lockende Erklärung ab, daß er eine große Verehrung für die deutsche Kultur hege und sich stets als Vertreter aller Bewohner Rigas, also auch der Deutschen erweisen

werde. Und so vollzog sich denn das von kurzsichtigen „Politikern" propagierte Unheil: Fürst Manssyrew wurde der zweite Vertreter neben Herrn Sahlit.

Die Baltisch-Konstitutionelle Partei, welche diesen unseligen Ausgang durch die unbegreifliche Wahlparole entgegen dem klaren Willen einer großen Anzahl Deutscher verschuldet hat, hat damit in deren Augen jede Existenzberechtigung verloren. Mag die Zahl derer, die ihren formellen Austritt erklärt haben, auch eine relativ geringe sein, die Zahl derer, die innerlich nichts mehr mit ihr teilen, ist jedenfalls eine sehr große. So wird man annehmen dürfen, daß die Umwandlung oder Auflösung der B. K. P. wohl nur noch eine Frage der Zeit ist und erfolgen wird, wenn andere für uns bedeutsamere, weil praktischere Angelegenheiten ihre Lösung gefunden haben.

„Was kommen mußte, kam": bei der ersten sich ihm in der Reichsduma darbietenden Gelegenheit ließ der Fürst eine von Unwissenheit und Übelwollen gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen strotzende Brandrede los, für die ihm freilich die verdiente Abfuhr durch Baron Fölckersam in erfreulicher Deutlichkeit und Präzision zu Teil wurde. Es will der Zufall manchmal, daß ein Unheil durch seinen Urheber selbst paralysiert wird. So konnte man auch hier von einem gewissen Glück reden, daß der radikal-liberale Abgeordnete durch sein täppisches Ungeschick selbst dazu beitrug, d e n Deutschen, die ihn bisher für das „kleinere" Übel gehalten hatten, den Star zu stechen. Hätte er mit mehr Geschick operiert, seine Worte milder gefärbt, dann wäre nicht nur der Eindruck seiner Rede in der Duma ein stärkerer gewesen, er hätte wohl auch bei einem Teil der hiesigen Deutschen, die nach dem „Gesetz der politischen Differenzierung" wurzellocker und „fortschrittlich" geworden sind, ein geneigtes Ohr gefunden. Nun aber, da er es gar zu arg trieb und Baron Fölckersam ein leichtes Spiel hatte ihm nachzuweisen, daß er nicht nur ein verzerrtes und falsches Bild der Situation bei uns gegeben, sondern wider besseres Wissen Dinge behauptet hatte, deren Unrichtigkeit ihm bekannt sein mußte, gestanden doch auch die Dupierten zu, daß man mit der Wahl dieses Vertreters Rigas nicht gerade das „kleinere Übel" erlangt habe.

Es ist uns freilich dann doch die Schande nicht erspart geblieben, daß gerade aus deutschen Kreisen heraus dem Brandredner ein glühender Verteidiger erstanden ist. Während die Rig. Awises und die beiden russischen Zeitungen Rigas mit der Mei-

nung nicht hinter dem Berge hielten, daß des Fürsten Manssyrew Rede durchaus Bedenken hervorrufen müsse, blieb es den Deutschen im Liberalen Klub — mögen es auch nur zweiundzwanzig und ein halber sein! — vorbehalten gegenüber den Ausführungen des russischen Redakteurs Witwitzki den Abgeordneten zu glorifizieren. „Die Herren Fröhlich und Dr. M. Treymann hoben sich — so lautet das Referat der frohlockenden „Latwija" — glänzend ab, namentlich die Rede des Erstgenannten. Das ist ein ungekünstelt liberaler Herr, früherer Mitherausgeber der einstmaligen „Neuesten Nachrichten", der um seiner Überzeugung willen viel von seinen Stammesgenossen zu leiden gehabt hat. Er kennzeichnete charakteristisch die außergewöhnlichen, endgiltig veralteten, mit den Forderungen der Zeit nicht übereinstimmenden baltischen Verhältnisse, die ein Ebenbild auf der ganzen Welt nur in Mecklenburg suchen könnten und schilderte in wie hohem Maße die Last dieses anormalen Zustandes selbst die hiesige deutsche Gesellschaft niederdrücke und verstimme. Sie wolle und könne jedoch trotzdem offen nichts dagegen tun, wenn sie nicht ihren „Brodkorb" und ihre Ehre riskieren wolle. Den erstern würde vielleicht so mancher von den Jüngern riskieren, die letztere aber nicht. Im baltischen Gebiet gebe es zwei Zensuren: die russische und die örtliche baltische. Wer von Balten seine Stimme über die wahren Verhältnisse erhebe, der werde aus der Gesellschaft ausgestoßen. Deshalb Ehre und Ruhm dem Fürsten Manssyrew, der vor einem so großen und so autoritativen Auditorium wie der Reichsduma ein wahres Wort über die baltischen Zustände gesprochen habe. Die Rede Baron Fölckersams bezeichnete der deutsche Redner als „albern" und inhaltlich gleich Null. Der Rede folgte natürlich stürmischer Beifall." Zum Schluß der Debatten decouvrierte sich der kadettische Fürst, indem er unter verblüffender Vergeßlichkeit gegen das, was er vor seiner Wahl gelobt und verheißen, crude erklärte, die Deutschen seien keine Liberalen und er, der Kadett, rechne nur mit den Deutschen, die Mitglieder des Liberalen Klubs seien! Fürwahr eine rührende Bescheidenheit, von der man im Interesse der Wahrheit nur gewünscht hätte, sie wäre schon früher urbi et orbi verkündet worden. Aber das hat Fürst Manssyrew sein bleiben lassen — er wußte wohl warum.

Wir haben die Einzelheiten des Vorganges genauer berührt, als sie es auf den ersten Blick vielleicht verdienen mögen. Aber er ist doch mehr als ein Zwischenfall. Er ist ein Symptom eines

Prozesses in der deutschen Gesellschaft, wie er früher undenkbar gewesen wäre. Es muß offen ausgesprochen werden, daß das, was man „politische Differenzierung" zu nennen beliebt, ein Kennzeichen um sich greifender politischer Zerfahrenheit, eine geradezu selbstmörderische Aufgabe der Grundlagen unseres Daseins darstellt. Gefühlsseligen Theorien von der unbezwingbaren Macht der deutschen Kultur, auch wenn ihr keine numerische und materielle Basis gegeben ist, kann nicht scharf genug entgegengetreten werden. Sie sind ganz besonders Gegnern gegenüber, wie den Letten und Esten, die mit fanatischer Zielstrebigkeit nur dem einen Gedanken nachgehen, wie sie die Deutschen überall auf den Sand setzen können, völlig unangebracht. Im besten Fall nützen jene das schrankenlose Entgegenkommen der „liberalen" Deutschen solange unter Lobworten, wie sie Dr. Treymann zu hören bekam, aus, bis sie ohne ihre Hilfe allein ihr Ziel erreichen können. Dann hat auch dieser Mohr seine Schuldigkeit getan und kann gehen!

Das heißt selbstverständlich nicht, daß man nicht die Ansprüche und Wünsche der andern mit uns das Land bewohnenden Nationalitäten sachlich prüfen und, wo uns wohlwollendes Vertrauen entgegengebracht, gemeinsame Arbeit mit uns als willkommene Grundlage hingestellt wird, alles aufbieten wird, um zu einer friedlichen und dauernden Verständigung zu kommen. Wir Deutschen haben besonders zu den baltischen Russen in ihrer übergroßen Mehrheit das aufrichtige Vertrauen, daß wir in Fragen der städtischen Selbstverwaltung mit ihnen zu einem guten Ende kommen werden. Wir sind dessen sicher, daß gerade die Russen in Riga, unter denen es viele alteingesessene Elemente gibt, niemals die Hand dazu bieten werden, radikalen Gelüsten der Letten auf die „Eroberung Rigas" die Wege zu ebnen und die Kontinuität der Verwaltung zu zerstören, deren Segen nur Toren oder Böswillige leugnen können. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es ein für alle mal giltige Normen, in denen sich der Ausgleich der einzelnen Nationalitäten vollzieht, nicht gibt und nicht geben kann. Er wird sich nach dem wirtschaftlichen Aufschwung resp. nach dem Niedergang der einzelnen nationalen Gruppen in wechselnder Weise regulieren, unter Kompromissen und Verständigungen von Fall zu Fall oder auch unter harten Wahlkämpfen, je nach den Ansprüchen, die erhoben werden, die ihrerseits wieder abhängig sein müssen von den wirtschaftlichen Machtmitteln und dem Judicium der Parteien. Für uns Deutsche ergibt sich daraus das eherne Gebot der Pflicht, nicht müde zu werden in dem Be-

streben unsere wirtschaftliche Position mit allen Mitteln zu stärken. Wir drohten zu einem Volk der Mieter in den Städten herabzusinken und allenthalben in's Hintertreffen gegenüber den aufstrebenden jungen Völkern zu kommen. In zwölfter Stunde haben wir die eminente Gefahr erkannt und nicht ohne Geschick und Opferwilligkeit so manches wettgemacht, manche bedrohte Schanze gehalten, aber in diesem Kampf gibt es keine Ruhepause, gibt es nie ein Ende. Das müssen wir uns täglich selbst sagen, damit wir das Erbe ungeschmälert denen übergeben können, die nach uns kommen, oder wenigstens das Bewußtsein haben können, daß wir Alles, was wir konnten und mußten, getan haben, um zu halten, was des Erhaltens wert war. Es wird sich noch Gelegenheit bieten, diese Seite unserer Stellung eingehender zu beleuchten.

In der Reichsduma hat die Manssyrewsche Rede offenbar garkeinen Effekt gemacht, auch in der russischen Residenzpresse war ihr Echo ein sehr geringes. Auch sonst hat die Reichsduma keine Gelegenheit gehabt sich mit baltischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Nur die Regierungsdeklaration, die der Ministerpräsident Kokowzow am 3. Dezember des Vorjahrs hielt und die bekanntlich nur wenig den Erwartungen entsprochen hat, berührte teils direkt, teils indirekt auch unsere Provinzen. War es doch ein unverkennbar nationalistischer Zug, der der Rede eigentümlich war. Proklamierte der Minister doch die Maxime, daß die Besiedlung der Grenzmarken mit genuin russischer Bevölkerung ein mächtiges Mittel zur Einverleibung der Grenzmarken in „das allgemeine russische Leben" sei. Daß er dabei nicht nur die von ihm ausdrücklich angeführten Maßnahmen, die Grenzmarken vor der Überschwemmung durch ausländische Elemente zu schützen im Auge gehabt hat, erweist das ominöse, von ihm auffälliger, aber gewiß nicht zufälliger Weise garnicht genannte Kolonistengesetz, dessen bald darauf publizierte neue Fassung dadurch besonders deprimirend berührt, daß in ihr ausdrücklich die Prämie der staatlichen Fürsorge solchen Kolonisten verheißen wird, die ihr Volkstum aufgeben und national wie kirchlich in das Russentum aufgehen. Es ist das eine geradezu verblüffende Offenheit, die das an sich schon höchst bedenkliche Prinzip verschärft, an sich unter Umständen vielleicht richtige Maßnahmen in den Dienst engherziger Nationalitätenpolitik zu stellen und dadurch den Eindruck hervorzurufen, daß nicht die Reform an sich, sondern ihre Verwendung zur Bekämpfung der „Fremdvölker" und „Aus-

länder" der eigentliche Zweck ist. Statt weise zu dezentralisieren und der durch lange Zeit erprobten Eigenart lokaler Einrichtungen Spielraum zu gönnen, wird uniformiert und zentralisiert, wird immer wieder mit Emphase der Satz in den Vordergrund gestellt, die Grenzmarken müßten fester an das Reich gekettet werden, indem man ihnen ihre Sonderstellung, soweit von einer solchen überhaupt noch die Rede sein kann, nimmt.

Mit aufrichtigem Bedauern wird man in den Ostseeprovinzen in diesem Zusammenhang davon Kenntnis nehmen, daß das baltische Privatrecht, vorläufig in dem Obligationenrecht dem neuen russischen Platz machen soll. Es braucht an dieser Stelle nicht wiederholt zu werden, daß ein Gesetz nicht ein künstliches bureaukratisches Gebilde ist, sondern der Niederschlag des Lebens und dessen Praxis. Das weiß der Minister natürlich so gut wie wir, aber wenn er die Ausdehnung des Obligationenrechts auf sämtliche Territorien des Reiches, auch alle die, wo augenblicklich besondere Zivilgesetze herrschen, als einen notwendigen Akt hinstellte, so tat er das eben aus politisch-nationalistischen Zentralisationsideen heraus, denn es gibt, wie er sagt, „es gibt keinen festern Kitt für die Einheit der verschiedenen Teile des Reiches, als die Einheitlichkeit der in ihnen angewandten Rechtsnormen." Als ob sich diese mechanisch erringen ließen!

Derselben Quelle entspringt auch die angekündigte Übertragung der russischen Semstwo auf die baltischen Provinzen. Wir sehen dabei ganz davon ab, daß damit der Boden völlig verlassen wird, den die Regierung 1906 beschritten hat, als sie durch die vom temp. baltischen Generalgouverneur geleitete Konferenz die Grundlagen einer den besonderen baltischen Verhältnissen tunlichst Rechnung tragenden Selbstverwaltung legen ließ, und betonen hier nur, daß es wenig logisch erscheint, daß die Regierung, nachdem die Reform der baltischen Selbstverwaltung so lange hinausgeschoben worden ist, jetzt plötzlich der Sache eine solche Eile beimißt, daß wir mit einer baltischen Selbstverwaltung beglückt werden sollen, deren Reformbedürftigkeit im selben Atemzuge der Vorsitzende des Ministerrats selbst deklariert. Gewiß wird es eine Zeit dauern, bis die Reorganisation der Landschaft und der Städteordnung ausgearbeitet sein wird, und zwar um so mehr, als die Regierung nicht sonderliche Eile mit der ganzen Reform zu haben scheint, aber der Selbstverwaltungskörper bei uns hat sich denn doch, mag er auch nicht völlig zeitgemäß sein, dank den Traditionen, die in ihm lebendig

wirken, praktisch so vortrefflich bewährt, daß nicht einzusehen ist, weshalb er vorübergehend einer Selbstverwaltung weichen soll, die auch in dem kulturell niedriger stehenden Innern des Reiches als nicht mehr zeitentsprechend angesehen wird. Es können mithin auch hier nur politische Momente, nicht die doch lediglich in Betracht kommenden wirklichen Bedürfnisse der Provinzen zu dem jetzt beschlossenen Schritt die Veranlassung geboten haben. Doch das ist es eben: die Provinzen sind Grenzmarken! Halten wir uns ferner vor Augen, mit welcher Schärfe die Angliederung Finnlands betrieben wird, so werden wir uns doch nur mit Skepsis zu der Versicherung des Herrn Ministerpräsidenten verhalten können, daß „die Vorrechte des russischen Volkstums und des rechtgläubigen Glaubens" natürlich nicht ein gleich wohlwollendes Verhalten der Gesetze zu den Untertanen anderer Nationalitäten des russischen Staates ausschlössen, zumal die Qualifikation dieser Untertanen durch den sehr dehnbaren Satz präzisiert wird, es handele sich um die, „welche Rußland als ihr Vaterland anerkennen und bereit sind, friedlich an seiner Festigung und seinem Gedeihen zu arbeiten und die ihr Wohlergehen und sogar ihre Existenz in der Vereinigung mit der großen russischen Nationalität sehen."

Man wird hoffen und annehmen dürfen, daß die Reichsduma sowohl dem alle Deutschen tief beleidigenden Kolonistengesetz, wie auch der geplanten Übertragung der nichtreformierten Semstwo auf die baltischen Provinzen ihre Zustimmung verweigern wird.

Dr. Ernst Seraphim.

Januar 1913.

Literarische Rundschau.

Über das „Libausche Stadtmuseum und seine bisherige Entwicklung"

hat Oberlehrer Alex. Wegner im „Libauschen Kalender für das Jahr 1913" eine Arbeit erscheinen lassen, die durchaus Anspruch auf allgemeineres Interesse erheben darf. Nachgewiesen wird im Eingange, daß es in Libau bereits einige geschichtlich wertvolle Sammlungen gegeben hat, die sich aber zerstreut haben oder gänzlich verloren gegangen sind, weil ein schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geplantes Museum, das sie hätte aufnehmen können, nicht zr Stande kam. Da gelangten zunächst bei der Inventarisierung der Stadtbibliothek manche bisher verborgen gebliebenen Reste des Stadtarchivs zum Vorschein und nach weiterem Suchen im Bodenraum im Jahre 1906 einige Fahnen und Standarten der Libauschen Stadtgarden aus dem 18. Jahhundert und dem Anfang des 19., und diese Gegenstände regten aufs Neue den Gedanken zur Gründung eines Museums an. Realisiert wurde er durch den „Verschönerungsverein", auf dessen Initiative im Jahre 1910 das Stadtmuseum für Altertümer und Naturalien, welches seiner Verwaltung unterstellt ward, gegründet worden ist. Als Lokal dienen zwei früher der Stadtbiblothek gehörige Zimmer des Stadthauses, und zu seinem Unterhalt zahlt die Stadt eine Jahressubvention von 300 Rbl., während der „Technische Verein" für die naturhistorische Abteilung 100 Rbl. jährlich ausgesetzt hat. Die letztere freilich hat sich noch nicht entwickeln können. Um so stattlicher aber ist die Sammlung von Altertümern, sowohl durch Schenkungen, als auch durch Anschaffungen im Verlaufe von 3 Jahren angewachsen, und über die Neuerwerbungen wird alle Monate in der „Libauschen Zeitung" Bericht erstattet. Allein für die baltische Münzsammlung (197 Nummern) hat das Museum bis jetzt 650 Rbl. verausgabt, und ferner besitzt es außer Urkunden, Archivalien und Drucksachen prähistorische Gegenstände, Volkstrachten, andere Modesachen, darunter Uniformstücke der Libauschen

Stadtgarde, Fahnen der Zünfte, Waffen, Sachen des Kunstgewerbes früherer Zeit, Gemälde, andere Abbildungen usw., u. a. das 1681 von Johann Vogt gefertigte Modell eines kurländischen Kriegsschiffes und aus dem Inventar der St. Annenkirche eine kunstvolle Kanzel aus der Barockzeit und zwei Paradestühle des früheren Rats, die zusammen mit der Kanzel in den beiden engen Räumen des Museums bis jetzt nicht haben aufgestellt werden können. Die Lokalfrage und die Geldfrage sind gegenwärtig die Haupthindernisse für die Weiterentwicklung des neuen dankenswerten Instituts und finden sie bald eine glückliche Lösung, dann wird das Museum, wie sich wohl annehmen läßt, auch fernerhin wachsen und gedeihen!

Eine Förderung hat es inzwischen durch ein weiteres erfreuliches Ereignis erfahren, von dem in weiteren Kreisen seither nichts bekannt geworden ist: durch die Gründung einer neuen baltischen geschichtlichen Gesellschaft (wie hier konstatiert werden kann, nunmehr der zwölften unter den zur Zeit bestehenden baltischen historisch-literarischen Gesellschaften), des „Libauer Vereins für Altertumskunde", dessen Bestätigung durch die zuständige Gouvernementsbehörde am 27. Mai 1911 erfolgt ist. Der zweite Paragraph der Statuten umschreibt sein Tätigkeitsgebiet: „Errichtung und Erhaltung eines Museums in Libau" — heißt es dort — „mit Abteilungen für Geschichte, Archäologie, Kunst, Naturwissenschaften und Schiffahrt; Veranstaltung von Vorträgen und Vorlesungen, sowie Drucklegung von Arbeiten aus dem Gebiet der Geschichte und Altertumskunde Libaus und Westkurlands, bez. solche Unternehmungen durch Geldmittel zu unterstützen; endlich Organisation von Ausgrabungen." Das sind die Aufgaben, die sich der neue „Libauer Verein für Altertumskunde" gestellt hat, neben der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" und der „Genealogischen Gesellschaft der Ostseeprovinzen" in Mitau also der dritte geschichtliche Verein Kurlands! Im Herbst 1911 begann er sich zu konstituieren und um Mitglieder zu werben, deren es im Berichtsjahr 1912 53 gegeben hat. Von den Mitgliedern des Vorstandes seien besonders genannt: der Vorsitzende Dr. med. Chr. Siebert, der stellvertretende Vorsitzende Oberlehrer Alex. Wegner und der Schriftwart Oberlehrer E. F. Spehr. Als Beweis für die Lebensfähigkeit dieses jüngsten baltischen Geschichtsvereins kann eine längere Reihe von historischen Aufsätzen der früheren Jahrgänge des „Libauschen Kalenders" gelten, und solcher Arbeiten finden sich im „Kalender für 1913" weitere drei: von E. F. Spehr ein „Verzeichnis der Haus- und Grundbesitzer Libaus von 1797—1840" (mit einem beigefügten Plane v. J. 1797) und von A. Wegner zwei Publikationen „Zur Geschichte der kurländischen Landwege" (von den

ältesten Zeiten bis zur Gegenwart) und „Der Schragen des Amtes der Schumacher zu Libau vom Jahre 1649".

Das „Libausche Stadtmuseum" und der „Libauer Verein für Altertumskunde" sind Errungenschaften, deren sich jeder von Herzen freuen wird, der sein baltisches Heimatland lieb hat und sich dessen bewußt ist, daß die Pflege des geschichtlichen Sinnes an einem Ort ebensosehr dem ganzen Heimatlande zu Gute kommt!

Fr. v. Keußler.

Zuschrift an die Redaktion.

Ad vocem „Baltland".

Im Dezemberheft der „Balt. Monatsschr." spricht sich eine Zuschrift dahin aus, „Baltland" bedeute einen Rückschritt gegenüber „Baltenland", wie etwa „Griechland" im Vergleich zu „Griechenland".

Nun ist aber Griechenland schon in seiner ungekürzten Form — (und in dieser Hinsicht als eine vereinzelte Ausnahme) — ein Eigenname, braucht also, und kann aus Gründen des Wohllauts auch garnicht zu „Griechland" gekürzt werden, ebensowenig, wie man aus Preußen, Sachsen, Schweden, Polen usw. ein Preußland, Sachsland usw. bilden könnte. Anders dagegen bei den t-Stämmen, zu denen auch Baltland gehört, nämlich: Schottland, Jütland, Gotland, Estland, Lettland (letzteres, wie für jeden vorurteilslos an die Sache Herantretenden von vornherein klar sein sollte: als Sprachobjekt, und in keinem andern Sinne genommen!)[1] Diese bilden, wie man sieht, je zwei Wortformen, nämlich eine ungekürzte, für die dichterische Sprache (Schottenland, Jütenland) und eine für den offiziellen oder prosaischen Gebrauch. Und daher kann ich Baltland keineswegs als Rückschritt, sondern als Weiterbildung ansehen, wenigstens im begrifflichen Sinne.

In lautlichem freilich nicht, und zwar wegen der hierbei eingetretenen Häufung von drei Konsonanten, wennschon das auch bei andern Ländernamen vorzukommen pflegt. Vgl. z. B. Deutschland, Kärnten, Vogtland, Waldburg (Fürstentum in Schwaben);

[1] Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß ich auch bemerken, daß S. 308 der „B. M." im Passus über das lettische „Baltija" ohne mein Verschulden das Redezeichen nach den Worten: .... eingebürgert ist und noch täglich gebräuchlicher wird ..... ausgefallen ist, wodurch der Übergang von G. Berkholz zu meinen sich daran schließenden Worten verwischt worden ist.

außerhalb Deutschlands: Wermland u. a. Uebrigens weist auch die ältere Sprache solche Wortbildungen auf, wie die unserm Baltland sehr nahe kommenden Ländernamen: „Holtland" (Holtzland)[1] und „Holtsatenland" (Holzsassenland),[2] woraus in der Folge Holland und Holstein geworden ist.

Somit ist Baltland keine „gekünstelte", sondern natürliche, weil organische Wortbildung, die auf gute sprachliche Vorbilder zurückgeht und auch begrifflich einwandsfrei ist. Und dieses namentlich im Vergleich zu der notorisch undeutschen, unschönen und unzutreffenden, weil nichts weniger als alle Randländer des Ostseebeckens einschließenden Bezeichnung Baltikum, die noch sehr häufig gebraucht wird und sich also allgemeiner Duldung zu erfreuen scheint.

Baltland ist ferner nach dem Verluste des Livlandnamens der älteste für unsere Heimat geprägte Name im vollen Sinne dieses Wortes, da er schon 1847, also bald nach dem Aufkommen des Wortes baltisch (als Bezeichnung für das Land), wenigstens indirekt, aus dem damals bereits gedruckt vorliegenden Eigenschaftsworte „baltländisch" zu erweisen ist. Er ist somit wohl auch älter, als die nach dem Vorbilde von Preußenland, Schwabenland usw. gebildete dichterische Sprachform und Namensumschreibung Baltenland.

Man kann nun Baltland aus Gründen des Wohllauts, oder weil es mit dem lettischen Worte balts (weiß) — jedoch nur zufällige, rein äußerliche! — Ähnlichkeit besitzt, verwerfen und hinsichtlich eines allseitig befriedigenden Namens für unsere geliebte Heimat auf die sprachschöpferische Offenbarung eines gottbegnadeten Dichters warten, oder — je nachdem — auf einen Namen überhaupt verzichten. Aber man sollte doch auch dem gegnerischen Standpunkt gerecht werden, wenn er aus rein praktischen und ideellen (Ersatz für Livland) Erwägungen heraus nach einem vollgültigen Namen verlangt, da er sich nun einmal ein Land ohne Namen nicht vorstellen kann und Baltien, Balten oder Baltik als solche nicht anzuerkennen vermag. Eine andere Wahl gibt's heute für mich und auch andere nicht. Sollte aber der einheimische Sprachgebrauch, d. h. die Gesamtheit der hierbei in Betracht kommenden deutschen Balten sich für einen wohlklingenderen Namen entscheiden, so würde auch ich diese Lösung des Problems für die befriedigendere erklären. — Und damit gilt diese Frage für mich als erledigt. A. Wegner.

---

[1]) O. Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. Leipzig 1896. I, 318. — [2]) Jak. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache. Leipzig 1880. I, 440.

Baltische Belletristik in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein Entwurf

von **Adolf von Keußler.**

II. Taschenbücher und Almanache.*

Mit zu den populärsten Editionen des Büchermarktes aller Nationen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts bis weit in die fünfziger Jahre gehören die Taschenbücher und Almanache.

Sie enthielten in der Regel ein Kalendarium und boten den Lesern im übrigen eine Auslese lyrischer Gedichte, stimmungsvoller Betrachtungen, beschaulicher Reisebeschreibungen und dergl. mehr. Wie alle großen Strömungen und Moden der schönen Literatur Deutschlands in der Folge stets auch in unseren Ostseeprovinzen Widerhall und Eingang fanden, so wurden die Taschenbücher und Almanache ebenfalls bald nach ihrem Erscheinen aus dem geistigen Mutterlande in unsere engere Heimat gebracht, um bald genug die Herausgabe zahlreicher analoger Sammlungen lokalen und baltischen Charakters zu veranlassen.

Ursprünglich in Frankreich um die Mitte des 18. Jahrh. als „almanac des muses“ erstmalig erschienen, verdanken diese poetischen Taschenbücher, Blumenkränze, Dichtergärten, Pantheons und wie die vielen anderen Titel lauteten, speziell in Deutschland dem Schleswiger Christian Heinrich Boie, der 1770 in Göttingen seinen berühmten „Musenalmanach“ herausgab, ihre Entstehung. Die Tatsache, daß Koryphäen der Literatur, wie beispielsweise Voß, Aug. Schlegel, Wilh. Tieck, Chamisso, Bürger,

*) Den Anfang dieses Entwurfs siehe April- und Maiheft dieser Zeitschrift vom Jahre 1907.

Justinus Kerner, ja Wieland, Goethe und Schiller es nicht verschmähten, zu den vielfachen „Schiffchen mit lyrischer Jahresfracht" das ihre beizusteuern, erklärt die große Popularität der schier zahllosen deutschen Taschenbüchlein und Anthologien zur Genüge. Boten sie doch überdies auch den vielen aufstrebenden kleineren, heute größtenteils längst vergessenen Talenten willkommene Gelegenheit, die Mitwelt mit den Kindern ihrer Muse bekannt zu machen.

Was nun unsere Ostseeprovinzen anlangt, so haben wir in der Zeit von 1800 bis 1856 nicht weniger als 45 verschiedene Taschenbücherausgaben einheimischer Produktion feststellen können, von denen manche mehrere Jahre hindurch erschienen. Können sie sich inbezug auf weltberühmte Namen auch natürlich nicht mit den Taschenbüchern Deutschlands messen, so weisen sie andrerseits neben mancher Eintagsblüte immerhin auch nicht ganz wenige Beiträge solcher baltischer Schriftsteller und Dichter auf, deren Namen heute noch — wenigstens bei der älteren Generation — unvergessen sind und die wert zu halten wir allen Grund haben. In jedem Falle aber — ob es sich nun um literarisch wertvolle Veröffentlichungen handelt oder um solche, die nur Augenblicksbedeutung haben — spiegelt sich in den baltischen Taschenbüchlein ein gutes Stück zeitgenössischen Lebens unserer Groß- und Urgroßväter wieder, — eines Lebens, das in besonderem Maße jene Biederkeit, naive Frische und goldne Sorglosigkeit atmet, die der bekannte baltische Künstler Karl Graß vor hundert Jahren in seinem Gedicht „Erinnerung an die Heimat" mit folgenden Versen so trefflich charakterisiert:

Du wohntest bei uns, Himmelsfriede!
Das Herz, von keinem Zwang gepreßt,
Ergoß sich gern im frohen Liede
Und wenig brauchte es zum Fest.
Wir fragten nicht nach Seltenheiten,
Weil, was wir hatten, uns gefiel,
Wir waren reich durch Kleinigkeiten,
Denn uns bedeuteten sie viel.

Das erste Blümchen in dem Lenze,
Der Herde wandelndes Geläut,
Des Faulbaums Blühn, des Maies Kränze,
Ach, alles gab uns Fröhlichkeit!
Die Freude herzlichen Besuches
Vertrieb des Winters Schnee und Eis
Die guten Menschen eines Buches
Gehörten mit zu unserm Kreis.

Nur wenigen Liebhabern vergangener Zeitläufte unserer Heimat sind die Taschenbücher, die wir in Folgendem der Vergangenheit entreißen wollen, noch bekannt: staubbedeckt und vergilbt liegen sie in der Stille unserer Landesbibliotheken vergraben, ja, manche sind überhaupt nicht mehr auffindbar. Trotzdem verlohnt es sich für Jeden, der für das geistige Leben seiner Heimat Interesse hat, der Mühe, den verblichenen Spuren nachzugehen: eigenartig und lebensvoll werden ihn alsdann die Gestalten der Dichter und Schriftsteller von damals entgegentreten, — der ehrwürdige Generalsuperintendent Rigas Sonntag, der Freund Schillers Karl Graß, der große Herder, der Dichterkomponist Aug. Heinr. von Weyrauch, der vielseitige Dorpater Professor Morgenstern, Elisa v. d. Recke., der unglückliche Kasimir Ulrich v. Boehlendorff, der streitbare G. Merkel, der „ewige Bursch" Grindel und viele andere, deren anspruchslose Dichtkunst längst vergessen ist.

Treten wir nun unseren Rundgang durch die Bibliothek der baltischen Taschenbücher und Almanache an, so stoßen wir — in chronologischer Folge — zunächst auf den von E. Fr. Böhm herausgegebenen Mitauschen Almanach (1800 bis 1802), der außer einigen Gedichten von Liebau und Angaben „von der Universität zu Dörpt" im Allgemeinen über den Rahmen eines Nachschlagebuchs nicht hinausgeht. Interessanter als dieser durch nichts Besonderes bemerkenswerte Kalender ist das 1801 erschienene 228 Seiten starke Rigische Taschenbuch für den Sommergenuß, herausgegeben vom schöngeistigen Sonntag, der selbst mit einem schwungvollen Hymnus auf Rigas Stolz, „Unsere Düna", vertreten ist; er möge hier Platz finden:

„Unser bist du, herrlicher Strom! Unser in einem Sinn des Worts, wie wohl kaum irgend eine andere Stadt einen reichen Strom so den ihrigen nennen darf. Weiter denn hundert Meilen von deinem Riga einem einsamen Walde entquollen, wirst du zum Bach, schwillst du zum Fluß an, vertiefst und breitest dich aus, nun ein Strom: sammelst, zur Rechten, zur Linken, Gewässer in deinem Schoß und trägst auf deinem Rücken breite Lasten — um der Stadt, die du allein erbauet hast, die du allein nährest, zuzuführen den Reichtum des tieferen Inlandes; niederzulegen in ihr die Schätze und Künste der Ferne; sie verbunden zu halten mit dem deutschen Mutterlande; sie anzuknüpfen an den großen Handelsverein von Europa, an den Wohlstand und an die Humanität. Sei uns gesegnet, wohltätiger Strom! Dankbar ehren wir dich, auch im bewundernden Genuß der Reize der Natur, die du uns herzauberst."

Den echten Stil der Zeit verrät die Vorrede des Taschenbuches „Pausilippe", gleichfalls 1801 herausgegeben von Fr. Adelung in St. Petersburg. Es heißt dort: „Pausilippe, wörtlich übersetzt Sorgenfrei, nannten die Griechen den glücklichen Strich Landes längs Parthenopens Küsten, von dem Saunazar, im Entzücken über die Reize seines geliebten Neapels sang: ein Stück vom Himmel wäre hier auf die Erde herabgefallen. Würde der Zweck dieser anspruchslosen Sammlung erreicht, gewährte sie dem gebildeten Leser Erholung in Augenblicken der Muße, so wäre der Titel entschuldigt und der Verfasser überschwänglich belohnt." Aus dem im Ganzen nicht sehr anspruchsvollen Text des Pausilippebüchleins seien hier einige Verse des „Quodlibet der Unmöglichkeiten" herausgegriffen, eines Stammbuch-Gedichts, das an seinem Teil beweist, einerseits wie geringe Ansprüche an den Geist und Witz der Mitarbeiter gestellt wurden, um deren „humoristische" Erzeugnisse zum Abdruck zu bringen, andrerseits aber auch, wie kindlich das Gemüt der damaligen Leser war:

Wenn der Pabst dem deutschen Kaiser
Knieend den Pantoffel küßt,
Jeder Philosoph ein Weiser,
Jedes Mädchen sittsam ist,
Wenn die Häuser selbst sich bauen,
Wenn das Schaf die Wölfe frißt ....

Wenn das Kaustikum der Zeit
Welten, Sterne, Sonnenbälle
Aus dem Aether weggebeizt,
Und der knöcherne Geselle
Grimmig auf des Grabes Schwelle
Aus mein Lebenslämpchen schnäuzt:
Dann, bei allem, was auf Erden
Versifexe groß und klein
Reimten und noch reimen werden —
Hör ich auf, Dein Freund zu sein!

In diesem Stil ist das ganze nicht weniger als 116 Strophen zählende Gedicht gehalten.

Das zeitlich nun folgende, 1802 in Hamburg erschienene Moralische Taschenbuch ist nur bedingt als baltisches Erzeugnis zu qualifizieren, insofern sein Herausgeber J. W. H. Hezel, Professor der eben eröffneten Universität Dorpat war. Das im selben Jahr in Riga und Leipzig verlegte Taschenbuch für Freunde der deutschen Literatur in

Rußland hat Benjamin Fürchtegott Balthasar v. Bergmann, einen Sohn des bekannten rührigen ehemaligen Pastors von Rujen, zum Herausgeber. Wir können es ebenfalls übergehen: sein einziger Inhalt besteht in Beschreibungen der Insel Maltha, des Johanniterordens und der Tempelherren.

Als Herausgeber des 1803 in Berlin verlegten Poetischen Taschenbuchs für das Jahr 1803 zeichnen Kasimir Ulrich v. Boehlendorff und der Ausländer Gerhard Gramberg. Leider ist es dem Verfasser dieser Studie trotz aller Bemühungen nicht gelungen, dieses Taschenbuchs habhaft zu werden: nicht einmal die Öffentliche Bibliothek in Petersburg besitzt ein Exemplar. Das ist besonders bedauerlich, da anzunehmen ist, daß Boehlendorff, einer der bedeutendsten Lyriker unserer Heimat, außer eigenen Gedichten sicherlich auch geschmackvolle Beiträge anderer Dichter in sein Taschenbuch aufgenommen hat. —

Es sei in diesem Zusammenhang gestattet, auf Kasimir Ulrich v. Boehlendorffs Persönlichkeit mit einigen Worten näher einzugehen. Er gehört zu jenen Naturen, deren ursprünglich reiche Gaben an dem durch die engen heimatlichen Verhältnisse noch geförderten inneren Zwiespalt ihres Charakters zu Grunde gehen müssen, ohne überhaupt zur rechten Entfaltung zu gelangen. Zum Künstler geboren, mochte der junge B., den seine Adlerschwingen bald genug über seine an behaglicher Alltäglichkeit sich begnügenden kurischen Zeitgenossen hinaushoben, mit Recht die Empfindung gehabt haben, daß für ihn nicht die baltische Geburts-, sondern die deutsche geistige Heimat der Boden sei, der ihm eine fruchtbare Betätigung seiner Gaben gewährleisten könne. So zog er denn hinaus in die Fremde, sein Glück zu suchen — ohne es zu finden. Sein schwankender Charakter ließ ihn nirgends festen Fuß fassen, die dadurch bedingten steten Sorgen nicht die innere Ruhe in ihm aufkommen, die die Voraussetzung alles geistigen Schaffens ist. So kehrte er bald genug in die baltische Heimat zurück als ein Vaterlandsloser und ein Schiffbrüchiger, der von Jahr zu Jahr tiefer sank, sich und allen zur Last. Aus dieser verzweifelten Stimmung heraus mögen jene ebenso ergreifenden wie vielsagenden Verse stammen:

Soll ich immer weiter wandern,
Selten rasten, nimmer ruhn?
Ach! Da komm ich nur zu Andern
Aber nimmer zu den Meinen:
Weiß von Keinen,
Die mit Lust mir Liebes tun.

Zieht der Schwan in goldnen Kreisen
Durch die fernen Himmelshöhn,
Denk ich: könnt ich mit dir reisen!
Liebend findest du die Lieben:
Mich im trüben
Nebel will kein Herz verstehn!

Heimat ist mir längst entschwunden,
Lieb und Frieden sucht mein Herz,
Hat sie nimmer doch gefunden:
Ach! Es sucht bis zum Ermüden
Lieb und Frieden!
Werd nicht müd', mein armes Herz!

So war es ihm, gleich so vielen anderen, denn auch nicht beschieden, sein Leben zu mehr als den „letzten Szenen von einem frühen Trauerspiel" zu gestalten. 1825 machte er seinem Dasein durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Der Dichter Boehlendorff harrt noch des berufenen Biographen und Sammlers seiner in verschiedenen in- und ausländischen Zeitschriften zerstreuten dichterischen und schriftstellerischen Arbeiten. Er hat ein Recht darauf. Hat er doch — wie Grotthuß in seinem bekannten baltischen Dichterbuch mit Recht sagt — „Töne anzuschlagen gewußt, wie sie unter allen zeitgenössischen Dichtern eben nur Goethe und Lenz eigen waren." Daß dem Unglücklichen die Vollreife des Könnens versagt blieb, ist sicherlich nicht zuletzt die Schuld seines Milieus, — jener Zeitgenossen, die den in ihrer Mitte geborenen Priestern der Kunst nur sehr vereinzelt das nötige Verständnis entgegenbrachten.

Iwan de la Croix, Sekretär des Zivilgouverneurs in Mitau, gab 1805 — wie der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt bleibe — den ersten Teil eines Pantheons der russischen Literatur heraus, dem der zweite Teil nicht gefolgt ist. Wie schon der Titel dieses Opus besagt, kommt dieses in Mitau verlegte Büchlein inhaltlich für uns nicht weiter in Betracht; desgleichen können wir das ebenfalls 1805 in derselben Stadt verlegte Büchlein J. G. Czarnewskys mit dem Titel „An Madame C. Stephanie, mit einem Almanach für das J. 1806" als unbedeutend übergehen.

Als Spiegel der Zeit rechtfertigt des ehemaligen Rigaschen Tanzlehrers D. A. V. Ivensenn Taschenbüchlein „Terpsichore", das literarisch natürlich keineswegs in Betracht kommt, unsere Aufmerksamkeit. Wer sieht beim Lesen des untenstehenden Zitats nicht Großvater und Großmutter in ihrer Jugend Blüte „mit züchtigen verschämten Wangen" sich nach den Klängen des Menuetts in fröhlichem Reigen wiegend: „Der durch die Tanzkunst gebildete Mensch trägt gewiß in den geselligen Umgang eine gewisse Feinheit und Sittlichkeit mit hinüber, wird nicht so leicht einen Verstoß gegen die Konvention machen und wird gegen andere Menschen toleranter, nachsichtsvoller und menschenfreundlicher sein, indem die Bildung seines Körpers sein ganzes Gefühl für das Schöne und Gute in ihm veredelt hat." Und weiter: „Das an feine Grazie gewöhnte Auge des Jünglings findet nur an einem ihm gleichgebildeten Wesen Wohlgefallen. Hier nehmen oft die Sitten des Jünglings eine Politur an, die ihnen kein Lehrmeister geben kann; dieser gebildete Geschmack gießt Gefühle der Güte in das oft rauhe Herz des Jünglings und schiebt den Schwachheiten und Lastern einen starken Riegel vor; seine Wünsche werden Wünsche einer veredelten Natur und der Tugend, aber nicht sinnloses Bestreben nach Götzen der Einbildung."...

Eine hübsche „Sammlung vaterländischer Gedichte" stellt des auch heute noch geschätzten kurländischen Dichters Ulrich v. Schlippenbach Taschenbüchlein „Kurona" dar, das 1806 bis 1808 erschien und viele der zeitgenössischen baltischen Dichter zu Mitarbeitern hatte, unter ihnen außer dem Herausgeber selbst Elisa von der Recke, Neander, Grotthuß und Andere. Als Probe des dichterischen Könnens Elisas, wohl der geistreichsten baltischen Frau jener Zeit, mögen folgende Verse ihres Gedichts „Das Erdbeben in Neapel im Jahre 1805" Platz finden:

Es badet des Tages Angesicht
Die rote Glut in kühlen Meeresfluten,
Die Inselhöhn umfloß das Purpurlicht
Und spiegelt in dem Meer, wo alle Wellen ruhten,
Die hohe Rosenpracht zurück.
Jetzt schaute Hesperus, wie ein getrübter Blick,
Um den sich Kummerwolken winden,
Er nahte sich, als hätt' er ein Geschick
Voll Gram der Freude zu verkünden;
Wie Seufzer atmete die schwere Luft
Von Hügeln und aus tief verstummten Gründen;

Still lag die Flur, wie eine Totengruft —
O jetzt — ein Schrecken wird es offenbaren,
Was Wahrheit ist und festes Tugendglück!
Es naht ein grauenvoller Augenblick,
Umrauscht von schreckenden Gefahren:
Die Erde bebt, die Pforten klirren auf,
Es kracht der Fels und niederstürzen Mauern,
Tief aus der Erde heult empor ein dumpfes Trauern,
Die Totenglocke tönt von selbst in bangen Schauern
Und Wehgewinsel schreit zum stillen Himmel auf....

Ein typisches Beispiel der seufzerreichen und tränenglücklichen Durchschnittslyrik unserer baltischen Wertherschwärmer von damals stellt „Röschens Klage" von Grotthuß dar, deren Melancholie sich u. a. in folgenden Hirtenversen ergießt:

Um Hopfenreben
Summt Bienenschwarm,
Und jedes Leben
Fühlt liebeswarm:
Der Tauber schweifet,
Das Täubchen wirbt,
Der Hänfling pfeifet,
Sein Nestling zirpt.

Auf Freudenmyrthen
Träuft Schauerguß,
Es wechseln Hirten
Froh Kuß um Kuß.
Nur ich, die Eine,
Bin tief betrübt,
Ich Arme weine
Hier ungeliebt.

Verhallt ist lange
Sein Flötenton,
Mit bleicher Wange
Myrtill entflohn.
Hoch schlug mit Schauer
Sein Puls — o Schmerz!
Da brach in Trauer
Des Frommen Herz.

Mein Trauter webet
In kühler Gruft
Und mich umschwebet
Nur Totenluft.
O Tod! es fasse
Mich deine Hand
Lös', weil ich's hasse
Mein Lebensband.

Die vierte Sammlung des in Rede stehenden Schlippenbachschen Taschenbuches erschien 1809 unter dem Titel „Wega"; sie enthält in buntem Gemisch Beiträge gediegener Dichter (so Weyrauchs auf S. 43, 78, 94, 148 und Boehlendorffs) und die Poeme gelegentlicher Versifexe, die offenbar nicht umhin konnten, „An den Geliebten, bei Übersendung eines Schmetterlings und eines Vergißmeinnichts" tiefgefühlte Reime zu senden oder „Das Vergißmeinnicht, das Minna auf Lauras Grabe pflückte", zu besingen.

Aus dem „Nordischen Almanach", herausgegeben von F. G. Albers in Riga für die Jahre 1806, 1807 und 1809, — einem Taschenbuch, dessen Inhalt vollkommen seinem Titel entspricht — sind folgende Beiträge baltischen Charakters zu uennen: 1) Herzog Jakob v. Kurland; 2) Schilderungen und Züge aus der nordischen Geschichte: Hexen-Prozeß in Schweden;

Die Ahnfrau, eine liefländische Sage; Die schöne Kolumbule, eine Szene aus dem Leben des dänischen Königs Christan; Liefländische Anekdoten; Vermählung des Herzogs Friedrich Kasimir von Kurland; Theodor Reinking, Biographie eines Kurländers; Das Schloß Bauske; Luxus im alten Liefland; Patkuls Charakteristik; 3) Nordische Blumenlese, — eine Sammlung nicht eben bedeutender Gedichte. — Trotz aller Bemühungen hat der Verfasser dieser Studie nicht habhaft werden können der chronologisch an diese Stelle einzureihenden Sammlung „Wiesenfrüchte" von Samuel Vogel (Petersburg 1808). Das „Taschenbuch für Deutsche des Nordens„ unter dem Titel „Erholungsstunden", herausgegeben 1811—12 von J. A. Brennecke in Mitau kann hier, obschon der Titel seine Qualifikation als Taschenbuch beanspruchen zu können meint, übergangen werden, da es nur eine Sammlung von Gedichten des Herausgebers enthält.

Eine sehr interessante Edition stellen dagegen die „Dörptischen Beyträge für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst" dar, 1813—21 von weil. Professor C. Morgenstern in Dorpat herausgegeben, dessen ungemein vielseitig-tatenfroher Liebe zur Landeshochschule wir Nachgeborenen manches kostbare Erbe verdanken. Die alles nivellierende Zeit hat, wie so manche andere Erinnerung an Alt-Dorpats Glanz, auch dieses warmherzigen Mannes Gedächtnis verblassen lassen, dessen Name früher jedem Dörptschen Bursch allein schon dank „Morgensterns Garten" — jenem Teil der ursprünglich Morgensterns Privatbesitz bildenden Dorpater Domanlagen, wo heute das Baer-Denkmal steht — geläufig und vertraut war. Ebenso wie dieses Geschenk gehört auch die „Bibliotheca Morgensterni" mit ihren nach Tausenden zählenden Bänden zu den wertvollsten Besitztümern der Dorpater Universität. Was nun speziell die „Dörptischen Beyträge" anlangt, so besitzen sie vor allem als Chronik und Spiegelbild des geistigen Lebens des „Heroenzeitalters" Dorpats hohen Wert. Die vielen Studien und Vortragsreferate aus den Gebieten der Naturwissenschaft, Philosophie und Philologie, desgleichen die mit liebevollster Genauigkeit geführten statistischen Daten, nicht zu vergessen auch die an verschiedene Dorpat besuchende Würdenträger gerichteten mannigfachen Be-

grüßungsgedichte, — sie alle atmen jenen frohen Geist forscheifriger Wissenschaftspflege, die die Professorenschaft damals einen so homogenen Lehrkörper sein ließ. Kommen die „Dörptischen Beyträge" als Denkmal baltischer schöner Literatur im engeren Sinne auch nicht sonderlich in Betracht, so mag andererseits im gegebenen Zusammenhang nicht unbetont bleiben, daß speziell Morgenstern zu den eifrigsten Mitarbeitern der meisten baltischen Taschenbücher und Zeitschriften seiner Zeit zählte, so des Raupachschen Inländischen Museums, des Livona-Taschenbuchs (von dem weiter unten genauer die Rede ist), des Graveschen Taschenbuchs „Caritas" und anderer. Eine eigene Gedichtsammlung gab Morgenstern — nur mit seinen Initialen K. M. gezeichnet im Jahre 1818 in Dorpat unter dem Titel „Töne vom Lebenspfade" heraus, auf die hier kurz einzugehen erlaubt sei. Die Lektüre der in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte ergibt zwar, daß Morgenstern als Poet weniger bedeutend ist wie als Gelehrter, andererseits aber verrät jedes Stück der „Töne vom Lebenspfade" den Feinsinn und die ästhetische Kultur des Verfassers. Ein interessantes Streiflicht auf seine Beziehungen zu Elisa v. d. Recke wirft folgendes auf S. 16—17 abgedruckte Gedicht „Seiner Freundin. In ein Exemplar der letzten Ausgabe seiner Gedichte 1808":

Seine Ideale, des Glaubens Worte,
Theklas leis' anlispelnde Geisterstimme,
Hatten Balsam wieder getaut in ewig
Blutende Wunden.

Träumend saß am offnen Sonnenfenster
Unter Winterblumen ich, lauschend erstem
Frühlingshauch, hinstarrend auf unseres Dichters
Schweigende Blätter.

Und ein Lichtglanz, reiner als Lenzessonne,
Schließt mein Aug', ein heiliger Odem säuselt
Über Wang und Stirn: es erfaßt mich froher,
Heiliger Schauer.

Bebend, ahnend blick ich empor. Die Blumen
Seh' ich frisch aufblühn, und o Wunder! vor des
Buches Titel find' ich die Worte: Schillers
Geist an Elisa.

Dazu gibt Morgenstern folgenden Kommentar: „Ein Vetter Schillers las einst einer edlen Frau, der er seine damalige, bis dahin jahrelang in sich verschlossene, ihr hoffnungslos schei-

nendi Liebe zu einem seltenen Wesen, das ihre Freundin war zu entdecken gewagt hatte, ungedruckte Briefe des Verewigten vor, den sie persönlich gekannt hatte. Sie wünschte einige Zeilen von seiner Hand zu besitzen. Dieser Wunsch konnte nicht erfüllt werden. Aber eines Morgens überreichte ihr jener ein Exemplar der damals letzten Ausgabe von Schillers Gedichten. Auf dem leeren Blatte vor dem Titel fanden sich vorstehende Strophen."

Doch wir fahren mit unserer Revue der Taschenbücher fort. Ein interessantes Zeitdokument anderer Art aus Dorpats Frühzeit bildet die kleine Liedersammlung „Dionysiaca", herausgegeben von Martin Asmuß in Dorpat 1814. Sie stellt eine Auslese von im damaligen Dorpat offenbar gesungenen Zechliedern dar: unter ihnen befinden sich außer einigen recht guten deutschen Übertragungen des Gaudeamus igitur auch einige Weingesänge baltischer Provenienz, so z. B. Dionysius Gottfried Croon (Alb. acad. № 63), dessen eines Gedicht der überschäumenden Jugendfreude in folgender schwungvoller Weise Ausdruck gibt:

Sehet, uns blinken
Schäumende Becher!
Lasset uns trinken
Rüstige Zecher,
Was uns Lyäus aus Gnaden
Laßt nicht vergebens [beschied;
Jugend uns blühen!

Lenze des Lebens,
Brüder, entfliehen!
Endlich umhüllt uns ein düsteres [Grab!
Evoe Bacche!
Evoe Bacche!
Humanam sequimur sortem —
Voluptas nulla post mortem!

Nicht uninteressant ist auch die in der Dionysius-Sammlung abgedruckte offenbar älteste Lesart des bekannten Chorliedes „Vom hoh'n Olymp herab", dessen Schlußverse im Gegensatz zu deren heutiger Fassung folgenden Wortlaut aufweisen:

Ist einer dann aus diesem Kreis geschieden,
Wenn ihn der Todesengel ruft;
So weinen wir und wünschen Ruh und Frieden
In unsres Bruders kühle Gruft!
Weinet und wünschet Ruhe hinab
In unseres Bruders kühles Grab!

Die gleichfalls 1814 erschienenen „Kleinen Sittensprüche", in Pernau von einem Anonymus herausgegeben, enthalten auf 16 Seiten größtenteils recht triviale Sentenzen, deren genauere Erwähnung wir uns ohne Verlust für den Leser ersparen können.

Ungemein anregend sind die Editionen G. Tielemanns aus den J. 1812, 1815 und 1818 unter den Titeln „Livona" und „Livonas Blumenkranz" in Riga bezw. Riga-Dorpat herausgegeben. Die Bändchen tragen das sinnige Motto „Das Schöne zum Nützlichen" und sind mit einer Reihe gelungener Kupfer, größtenteils malerische Gegenden oder Ruinen Livlands darstellend, geschmückt. Die Güte der Beiträge wird durch Namen wie D. Karl Grave, Herder, Morgenstern, Weyrauch, Sonntag, Karl Graß — dessen eingangs zitiertes hübsches Gedicht „Erinnerung an die Heimat" aus dem I. Jahrg. der „Livona" stammt — gekennzeichnet. Der II. Jahrgang (1815) ist dem Fürsten Wittgenstein gewidmet, dem der Verfasser ein warmes Huldigungsgedicht darbringt. Das Durchblättern des „Livona"-Taschenbuches versetzt den Leser in ganz besonderem Maße in das altlivländische Idyll zurück, dessen naives Wohlbehagen und unkomplizierter Lebensgenuß in Julius Eckard einen so meisterhaften Darsteller gefunden hat.

In das Jahr 1815 gehören die „Theatralischen Miscellen zu einem Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde", herausgegeben von Konr. Ludw. Wunder in Dorpat. Aus dem Vermerk „erster Jahrgang" ist zu schließen, daß dieses Taschenbuch auf Fortsetzungen angelegt war, — indessen hat es bei dieser einen Ausgabe sein Bewenden gehabt. Unter den Miszellen findet sich ein lesenswerter Abriß der Geschichte des Revaler Theaters, ferner zwei Lustspiele aus baltischer Feder: „Zwei Vetter für einen" von L. J. v. Knorring und „Der Jude im Faß", ein komisches Singspiel vom Herausgeber des Taschenbuches. Beide Stückchen atmen eine harmlose Komik: im ersteren Fall baut sich der „Konflikt" darauf auf, daß die Kusine, eine reiche Erbin, nur aus Liebe heiraten will, woher sich der ihr unbekannte Vetter (von dessen Verlobungsabsichten sie schon vorher gehört hat) und sein Freund nach Vertauschung der Rollen in ihrem Hause einführen lassen. Das Resultat ist natürlich, daß die Kusine dem „Freund" ihre Hand gibt und die Liebesheirat mit dem Vetter auf diese Weise glücklich zustande kommt. Das Wundersche Singspiel basiert darauf, daß der manichäernde Jude von der Frau seines Schuldners, die ihm — ein vorher abgekartetes Spiel — Aussichten

auf ein „Küßchen in Ehren" macht, beim Herannahen ihres Mannes, des Faßbinders, in einem Faß versteckt wird. Aus dieser heiklen Situation kann der Jude sich nur durch die Zahlung von 50 Talern retten, d. h. just die Summe, die der Faßbinder ihm schuldet. Man sieht, der Inhalt des Singspiels bietet keine komplizierten psychologischen Probleme; dennoch dürfte das Ganze dank seiner Frische einer gewissen Bühnenwirkung auch heute noch sicher sein.

Einen Dichter, den wir als Landsmann ansprechen können, obschon er nur seine frühesten Kinderjahre unter uns geweilt hat, Wilhelm Smets, hat das 1817 erschienene „Taschenbuch für Rheinreisende" zum Herausgeber. Ebensowenig wie der Schreiber des vorliegenden Entwurfs dieses Büchlein in einer unserer Landesbibliotheken hat auffinden können, vermochte er den Ort seines Erscheinens festzustellen.[1] Dennoch sei ein näheres Eingehen auf das Leben dieses Dichters erlaubt, der 1796 in Reval als Sohn des Theaterdirektors Joh. Nik. Smets von Ehrenstein und der berühmten Tragödin Sophie Schröder (der Mutter von Wilhelmine Schröder-Devrient) geboren wurde. Wie warm Smets an der Stätte seiner Geburt hing, an die er nur dunkle Erinnerungen hatte bezeugt sein schönes Gedicht „Reval", in dessen Schlußversen er sagt:

Und wohin mich auch fürder, gelangt nun schon zu des Lebens
Mittag, führe mein Loos dunklern und lichteren Pfad,
Immer werd' ich nach dir mich sehnen mit kindlicher Neigung,
Reval am finnischen Golf, wo mich die Mutter gebar.

Sukzessive Schüler in Aachen, Eleve des kais.-französischen Lyzeums in Bonn, Offizier (als welcher er gegen Napoleon bei Waterloo focht), Schauspieler, stud. theol. in Münster (1819),

[1]) Smets' schriftstellerische Fruchtbarkeit bezeugen folgende seiner Werke in der Reihenfolge ihres Erscheinens: Versuche in Gedichten, 1817 (nach Rehbinder: Köln 1816); — Taschenbuch für Rheinreisende, 1817; — Die Blutbraut, Trauerspiel in vier Aufzügen, Koblenz 1818; — Poetische Fragmente aus Theobalds Tagebuche, Koblenz 1818; — Tassos Tod, Trauerspiel in 5 Aufzügen, Koblenz 1820 (nach Grotthuß 1819); — Hieroglyphen für Geist und Herz, Köln 1822 (nach Grotthuß 1821); — Neue Dichtungen aus den Jahren 1824—1831, Bonn 1831; — Spruchlieder 1832; — Des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen Jubelfahrt auf dem Rhein, romantisches Gedicht in 3 Gesängen 1833; — Kleinere epische Dichtungen, Köln 1835; — Epheukränze, Dichtungen, Aachen 1838; — Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1840; — Neue Sammlung, 1847; — Jesus Christus und das Symbol der Apostel, Gedichte 1848; — Fromme Lieder von Friedrich von Spee, 1849.

Dr. theol. und katholischer Priester in Köln, Domherr in Aachen, Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., starb er als solcher 1848, erst 54 Jahre alt. Grotthuß charakterisiert Smets in seinem „Baltischen Dichterbuch" mit folgenden Worten:

„Ein so bewegtes und abenteuerliches Leben, wie es S. geführt, hätte einen minder stark und edel veranlagten Charakter zu Grunde richten müssen, S. aber reifte darunter, wie das im Winde wogende Kornfeld. Seine Dichtungen haben einen geistigen Geschmack, der sich am besten mit altem, mildem Wein vergleichen ließe. Sie sind voll tiefer Frömmigkeit und edler Humanität, dabei fehlt es ihnen nicht an jugendlichem Feuer und schöner Begeisterung. Auch er war ein Achtundvierziger, allerdings weder ein Herwegh noch ein Jacoby!" — Eine sympathische Charakteristik seiner selbst gibt der Dichter in seinem warmempfundenen „Dankgebet": er dankt Gott zunächst dafür, daß er ihn die Kirche hat finden lassen, „welche einig, heilig, katholisch, apostolisch heißt und ist" und fährt dann fort:

Das Zweite drauf, mein Gott und höchster Herr,
Wofür mein Dank so unaussprechlich ist
Vor allem Andern, ist der heitre Sinn,
Den Du mir Gütigster verliehen hast;
Das froh Gemüt, das nimmer mich verläßt,
Das aus dem Auge leuchtet, um den Mund
Mir spielt, die bleiche Wange färbt, die Brust mir hebt,
Das jede Freude doppelt mir bereitet
Und jeden Schmerz nur halb mich treffen heißt.

So darf Smets, den durch die Verheiratung seiner vorerwähnten berühmten Schwester Wilhelmine mit Herrn von Bock später indirekte Beziehungen wieder mit den Ostseeprovinzen verbanden, des warmen Gedächtnisses auch unserer nachgeborenen Generation sicher sein.

Eine literarische Gabe rein baltischen Charakters war der in den J. 1817 und 1818 von Martin Asmuß in Dorpat herausgegebene belletristische Almanach „Neujahrs-Angebinde für Damen". (Nach Recke-Napiersky sind auch die sonst nirgends verzeichneten Jahrgänge 1819 und 1820 zur Ausgabe gelangt). Verfasser dieses Entwurfs hat nach langem Suchen erst in der öffentlichen Bibliothek in Petersburg dieses hübsche Taschenbuch auffinden können, aber leider bloß den einen Jahr-

gang 1818, über den im Folgenden denn auch referiert wird. Das Büchlein enthält eine ganze Reihe lyrischer Gedichte von August Heinrich von Weyrauch, darunter „An den Beglückten", „Frühlings Allgewalt", „Apelles" und die für Weyrauch recht charakteristischen „Heimat", sowie „Der Dichter und der Fleiß" und das „Pilgerlied", endlich „Das Geschenk der Gebärde". Charakteristisch sind diese Kinder der Muse des in der Fremde verstorbenen Dichter-Komponisten dadurch, daß sie seiner Verbitterung über die Verständnislosigkeit für sein Künstlertum und über seine innere Vereinsamung immer wieder klagenden Ausdruck geben. In dem (formell schwächsten) Gedicht „Der Dichter und der Fleiß" schildert er das Entzücken des Poeten, der auf seiner Flucht vor der für alles Höhere abgestumpften Mitwelt in tiefer Waldwildnis ein ihn verstehendes Menschenpaar findet: in den unmittelbar empfundenen Versen von „Das Geschenk der Gebärde" sagt er wohl nicht ohne Beziehung:

Ist das ganze Weltgebäude
Nicht ein lächelndes Gesicht?
Nicht ein Mund erhabner Freude,
Nicht ein Gott, der zu uns spricht?
Soll ich mich der Andacht schämen,
Die auf meiner Stirne glüht?
Kühl den Strom der Wonnen hemmen,
Der in meinen Adern sprüht?

Lebhaft an Kasimir v. Boehlendorffs Notschrei gemahnt auch sein anklagendes „Pilgerlied", das hier vollständig wiedergegeben sei:

Wer da hat der Lieben viel
Hat auch viel der Tränen!
In des Lebens buntem Spiel
Fühlt er ewig Sehnen!
Unstet treibt er hin und her,
Schiffend auf der Wünsche Meer.

Wenn er kaum ein Wesen fand,
Liebend ihm verbunden.
Zieht ihn eine andre Hand,
Muß er es verwunden,
Und so schwebt er fort und fort
Zwischen hier und zwischen dort.

Warum ist die Welt so groß,
Daß wir pilgern müssen?
Blutend reißt ein Herz sich los,
Um ein Herz zu grüßen:
Eines weint, wenn eines lacht,
Eins ist Licht und eins ist Nacht.

Jedes Trennen ist so schwer!
Schwer ist ewig Scheiden!
Tröstet denn von oben her
Uns kein Strahl der Freuden?
Zu den Sternen — welche Kluft!
Ach wie eng und nah die Gruft!

Wohin stell' ich meinen Stab
In des Zweifels Nächten?
Stell' ihn nur getrost in's Grab,
Traue jenen Mächten!
Durch des Tempels dunkles Tor
Trittst du in der Lieben Chor.

Wie man schon aus obigen kurzen Proben ersieht, zeichnen sich Weyrauchs Gedichte vor denen des Gros seiner dichtenden Zeitgenossen durch ihre starke persönliche Note aus: vermögen diese über das damals moderne sentimentale Gestammel im Großen und Ganzen nicht hinauszukommen, so sind Weyrauchs lyrische Erzeugnisse wirklich „Bruchstücke einer großen Konfession."

Aus dem übrigen Inhalt des Asmußschen „Neujahrsangebinde für Damen" sind 6 Epigramme von K(arl) P(etersen) und einige Kompositionen von stud. H. G. Schultz zu erwähnen.

Für das J. 1818 ist als Kuriosität noch das „Taschenbuch für Bostonspieler" zu nennen, als dessen Herausgeber Joh. Samuel Boubrig, ein ehemaliger Zögling Dorpats (Alb. acad. № 376) anzusehen ist. Wieweit dieses Boubrigsche „Werk" einem praktischen Bedürfnis entgegenkam, ist heute nicht mehr feststellbar; daß der Herausgeber aber den Bostonregeln, die den Hauptinhalt seines Taschenbuches füllen, auch noch „Bostonlieder" hinzugefügt hat, beweist — mindestens seinen persönlichen Spielfanatismus, denn von einer literarischen Qualifikation des Herrn Boubrig, ja auch nur von seinem literarischen Geschmack kann man im Ernst nicht reden. Er bringt es nämlich fertig, in majorem gloriam seines Bostons Lieder wie „Freudvoll und leidvoll", „Wie herrlich leuchtet mir die Natur" und andere in einer jenseits von aller Poesie stehenden Weise zu profanieren. Als Muster folge hier ein Vers von vieren nach dem Vorbilde des Goetheschen „Kennst du das Land?:

Kennst du den Tisch? Gar zierlich ist sein Blatt,
: Grün ist sein Feld und seine Ränder glatt;
Die Kerzen strahlen licht auf ihn herab,
Und bunte Bilder fliegen auf und ab.
Kennst du den Tisch? Dahin, dahin
Laßt uns vereint, geliebte Freunde ziehn!
u. s. w.

In dasselbe Jahr wie das Erscheinen des hier charakterisierten Bostontaschenbuchs, das in Dorpat verlegt ist, fällt die in Petersburg erfolgte Herausgabe des „Ersten Sträußchens" der Sammlung „Schneeglöckchen" von Karl Musaeus, einem Sohne des bekannten Volksmärchensammlers. Seine Gedichte verraten ein ziemlich ausgeprägtes Mißverhältnis zwischen Wollen und Können: z. T. Umdichtungen nach Anacreon, z. T. senti-

mentale Kinder ihrer Zeit, sind sie nicht ohne Berechtigung längst vergessen.

Einen wohltätigen Zweck, nämlich die Hilfsleistung für den Frauenverein in Jakobstadt, verfolgte ein von Otto v. Huhn in Riga 1822 herausgegebenes Taschenbuch, genauer Gedichtbuch. Der Herausgeber ist in ihm mit einer Reihe geistlicher Gedichte vertreten, viele poetische Beiträge stammen von einem gewissen A. Wulffert, z. T. hüllen sich die Verfasser in Anonymität. Die Auswahl ist im Allgemeinen nicht übel: recht nett sind die abwechselnd von Huhn und Wulffert gelieferten „Zusammenstellungen":

I. Haß und Reue.

Haß und Reue! — wie nahe verbunden,
Haben zur Wiege jede das Herz.
Wo sich der Haß im Busen verloren,
Wird jung die Reue aus ihm geboren —
Es kennet der Haß nimmer ein Ziel,
Nimmer ein Maß der Reue Gefühl.

*

II. Leben und Liebe.

Freundlich gleitet das Leben, sobald die Liebe ihm lächelt,
Wie sich das Dasein auch teilt, Leben und Liebe sind eins.
Was die Liebe berührt, verwundet nicht minder das Leben,
Und wo die Liebe entflieht, zieht auch das Leben davon.

Ein recht belangloses Opus ist der von C. Hiller in Riga edierte „Theateralmanach der Gouvernementsstadt Riga vom Jahre 1823": er enthält außer einem Personalregister des Rigaschen Stadttheaters bloß Nachdrucke Uhlandscher und anderer Gedichte, sowie die damals so beliebten Charaden — c'est tout.

Das chronologisch nächstfolgende Taschenbuch gehört bereits in das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts; von den während dieser Periode erschienenen Taschenbüchern, unter denen sich relativ viele mit sehr gediegenem Inhalt finden, soll in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift die Rede sein.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur nordlivländischen Folkloristik

aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Von

W. Heine.

Es ist eine ungemein betrübende Tatsache, daß die Quellen zur Kulturgeschichte Livlands für die Zeit der polnischen Herrschaft in aller Herren Länder zerstreut worden sind. Ganze Irrfahrten machten viele wichtige Archive durch, die wertvollsten Akten wurden dabei verzettelt oder gingen in Feuer unter. Das traurige Schicksal der Zersplitterung und teilweisen Vernichtung ereilte auch die Archivalien der einstigen livländischen Jesuitenkollegien in Riga und Dorpat und der Jesuitenresidenz in Wenden. Es ist noch immer nicht mit genügendem Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß gerade die Archive der genannten Niederlassungen der Gesellschaft Jesu in Livland außerordentlich wichtige Materialien zur Kenntnis der Mythologie und Folkloristik des lettischen und estnischen Volkes bargen.[1] Da die Väter der Gesellschaft Jesu mit dem Landvolke Livlands durch weit ausgedehnte Missionsreisen, durch Predigten in Privathäusern, durch Beichthören und Spendung ärztlicher Hilfe in die engste Berührung kamen, wird es zweifellos, daß in den Berichten der Patres, die sie aufzeichnen mußten, viel enthalten war, was auf die Überlieferungen und Mythen der Letten und Esten ein helles Licht warf. Durch eine weitausgebreitete, streng geregelte Missionstätigkeit erlangten die Jesuiten über manche Gebiete Livlands recht genaue Kenntnis, die den Mitgliedern des Ordens nicht vorenthalten, sondern in Jahresberichten zugänglich gemacht

[1]) Die Wichtigkeit der Jesuitenakten für die Kenntnis der lettischen mythologischen Vorstellungen hat Berkholz schon früh erkannt. (Vgl. Docbner, Th., W. Mannhardt und seine Beziehungen zu Berkholz. Sitzungs-Bericht d. Rig. A.-G. 1910 S. 171).

wurden.[1] Neben den üblichen statistischen Angaben über Geborene, Kopulierte, Gestorbene, über Konvertiten, Disputationen und sonstige Ereignisse des innerkirchlichen und Gemeindelebens wurde in den „litterae annuae“ genannten Jahresberichten auch oft der Missionsreisen in abgelegene Gegenden gedacht. Solche Exkursionen gaben den Vätern Gelegenheit ungemein wertvolle Aufzeichnungen über die letzten Reste vorchristlicher Kulte zu machen.[2] Besonders beklagenswert ist es, daß die Hausannalen des Dorpater Kollegs gänzlich verschollen zu sein scheinen, wenn sie nicht dereinst ein günstiges Geschick in Schweden oder Polen an das Licht bringt. Wie viel interessantes folkloristisches Material gerade in den Dorpater Hausannalen sich befunden hat, das mag zur Genüge aus einem Bericht des Kölner Theologen Michael von Isselt erhellen, der bis hierzu den baltischen Forschern unbekannt geblieben ist.

Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß der in Folgendem wiedergegebene Bericht Michael von Isselts aus den verlorenen „litterae annuae“ des Dorpater Kolleg hervorging. Das Kolleg zu Dorpat wurde im J. 1601 von den Schweden aufgelöst; ob die in ihm befindlichen Papiere verbrannten oder nach Schweden gebracht wurden, entzieht sich unserer Kenntnis.[3] Bevor wir die oben den Ursprung des Isselschen Berichtes betreffende Behauptung begründen, müssen wir die Mitteilungen Isselts näher kennen lernen. Der Bericht möge hier in der Form folgen, wie er sich in der „Kurtzen Chronick oder historischen Beschreybung der furnembsten Hendel, so sich beyde in Religions- und Weltlichen Sachen .... zugetragen haben im Jar 1585 vom Augustmonat

[1]) Über das Wesen und die Bedeutung der unter dem Namen „litterae annuae“ bekannten Jahresberichte vgl. Institutum Societatis Jesu, Florentiae 1893 ff. T. II, S 117—18. 205. — Speziell „de litteris annuis“ T. III, S. 43—45. — Dühr, B., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. I (Freib. i. Br. 1907) S. 674 ff. — Stoeckius, H., Forschungen zur Lebensordnung der Gesellschaft Jesu im 16. Jahrh. (München 1911) H. 2, S. 26 ff. — Hausmann, R., Über die Bedeutung der Jahresberichte d. Gesellschaft Jesu für Livland (Sitz.-Ber. d. G. E. Ges. zu Dorpat J. 1885 (Dorpat 1886) S. 239 ff.).

[2]) Vgl. Annales Residentiae Vendensis Soc. Jesu 1618 (Nur ein Bruchstück); abgedr. Mitteil. a. d. Geb. d. Gesch. Liv-, Est- u. Kurl. Bd. IV (Riga 1847) S. 494—501.

[3]) Hier sei nur bemerkt, daß der aus Lothringen stammende Pater Joh. Ambr. Welther von den Schweden gefangen genommen und über Finnland nach Schweden gebracht wurde. Dort verblieb er lange Zeit in Gefangenschaft, er soll dazu verurteilt gewesen sein eine 16 Pfd. schwere Krone aus Metall stets auf dem Haupte zu tragen. (Brown, Biblioteka pisarzów ass. polskiéj towar. Jezusow. (Poznan o. J.) S. 428).

biß auff den September anno 1586" (verfaßt von Michael von Isselt), gedruckt in Cölln bey G. v. Kempen 1587 in 4° (S. 2—7) findet.

„Estonia ist ein Theil des Lyfflandts, wird schier durchaus von bawrischen Leuthen bewohnet, die aber so gottselig und andächtig sind, daß sie am Freitag und Samstag alle ihre Arbeit und Hausbesorgung fahren lassen, gehn aus ihren hölzernen Hüttlein, die sie an verschiedenen Orten haben, kommen am Sonntag früh, da die Väter predigen und Meß tun sollen. Unter denselbigen sein etliche, die 20, etliche 25, ja etliche viel die 30 Meilen zu Fuß hinkommen und die ganze Zeit der Predigt und Meß mit großer Andacht daselbst stehen, was seltsam, da bei uns kaum einer der gerne die Nasen in die Kirche steckt. In diesem Jahr ist geschehen worden unter dem Haufen, die das H. Sacrament empfingen auff S. Laurentii Abend ein alter Mann, der wohl dreißig Meilen wegs daher kommen, allein den herrlichen Festtag daselbs mit den andern zu halten, zu fasten und das H. Sacrament, welches sie „Jumal Armo", das ist „die Liebe Gottes" nennen, zu empfangen. Und solche ihre Andacht nimmt zu von Tag zu Tag, also daß sie nicht mehr leiden oder dulden, die bei ihnen von der Russen oder Moscowiter Religion, welche beinahe der Griechischen, Lutherischen und Calvinischen gleich ist. (!) Die Priester aber, die diesem Volke vorstehen, werden eines Theils aus dem Braunsbergischen Collegio, Warmiers Stifft, einteils aus vielerley Provinzen Deutschlands dahin berufen.

Die Lyffländer brauchen der Esten und Letten Sprache, die sich mit andern Sprachen garnicht vergleicht. Derhalben die Priester, so zu ihnen kommen, zum fürdersten die Sprache lernen, und so lange bis sie selbige verstehen Dolmetscher brauchen müssen, deren viel im Lande wohnen. Ist auch in vergangenen Tagen daselbst ein Seminarium oder Schule aufgebauet für die Dolmetscher, darin die Jungen sowohl in den freien Künsten als in der Religion gelehret werden, damit sie nachmals zu Kirchen-Dienern gebraucht könnten werden. Einer unter den Vätern, Thomas Busaeus, hat in diesem Jahr einen Katechismus in estnischer Sprache gemacht und in Druck lassen ausgehen, derselbige wird jetzo von meniglichen fleißig gelesen.[1]

[1]) Den Bibliographen ist dieser Katechismus unbekannt geblieben; weder de Backer (Sommervogel) noch Brown kennen ihn. Es ist möglich, daß er sich noch in Uppsala unter den von J. Collyn jüngst entdeckten Drucken livl. Ursprungs findet.

Die Andacht dieses Volkes ist so groß und eifrig, daß wann ihnen ein Priester begegnet, sie demselbigen nachfolgen und wo sie ihn in der Stadt, Feld, Straße oder Kirche sehen, nieder knieen und beten, denselbigen umzirkeln und also mit ihm nieder knieen und beten wie untertänigste Kinder. Dieweil aber unter dem Volke welche sind, die noch nicht beten können, so betet der Priester mit lauter Stimme, dem sie dann von Wort zu Wort nachbeten. Sie können aber dazu nicht bewegt werden, daß sie mit den Ketzerischen beten, wiewohl dieselbigen als die Affen im brauch haben den Katholischen alles gerne nachzutun, sagend, daß sie keine Priester wollen ehren, denn allein die Priester die lange Röcke tragen, Meß halten und ihre Dinge benedeien. Denn es ist nunmehr Brauch daselbst, daß sie Brod, Salz, Milch, Butter, Wachs, Kerzen, Baumäste und allerlei Samen in die Kirche bringen, daß sie vom Priester gebenedeiet werden. Ja sie wollen auch ihre Häuser, Schlafkammern, Stuben, Ställe, Küchen, Hausrath, Gärten, Felder, Vieh, Pflüge, Fischernetze und dergleichen alles, so sie brauchen, vom Priester geheiligt haben. Und da die Priester von wegen der Predigten und H. Sacraments-Ertheilung nicht Zeit haben, auff und alle Orte zu kommen, so bringen die Esten einen Sack mit der Erde aus ihrem Acker gefüllt, und dieselbe Erde, wenn sie benedeiet ist, säen und breiten sie auf alle ihre Aecker; denn sie haben großes Vertrauen in dem Segen des Priesters und Gotteswort, dadurch alle Dinge geheiliget werden, wie S. Paulus zu verstehen gibt (1 Tim. C. 4).

Als der durchlauchtigste Cardinal Radzivilius, Gubernator in Lyflandt, die Provinz visitierte, war an allen Orten ein solcher Zulauf der Menschen, das H. Sacrament der Firmung zu empfangen, das dergleichen von Anfang der Christenheit nicht ist gesehen worden. Derselbe Fürst ist ganz keusch und seines heiligen Lebens halber ansehnlich und wiewohl er jetzo die Blume seines Lebens, nemlich 30 Jahre hat, und von wegen seines edlen Stammes und Geschlechtes fürtrefflich ist, — so unterläßt er dennoch nicht täglich Messe zu halten.

Und weil auf etliche hundert Meilen kein Arzt ist, kommen von fernen Orten viel Schwache und Kranke zu den Katholischen Priestern, sie bittend, daß dieselbigen für sie zu Gott bitten. Die Priester beten und geben ihnen etwan ein Stücklein vom Agnus Dei, segnen sie, mischen geweihtes Wasser unter ihren Trank, machen also durch Gottes Gnade und ihres heiligen Glaubens Verdienst viele wiederum gesund.

Lyfflandt zwar, ehe die Väter der Gesellschaft Jesu dahin kamen, war fast übel daran, von wegen der bösen Geister, und derselbigen Gespenst und Schrecken. Denn die Menschen daselbst, auch die etwa zu ihren Jahren kommen, waren entweder nicht getauft, oder da sie gleich getauft waren, von den Ketzern getauft, die den Exorcismus und Beschwörung nicht brauchen. (!) Derwegen die Väter durch Kraft des Weihwassers viel Oerter reinigten und von solchen Beleidigungen befreieten. Zur Bestetigung der Katholischen und Konfusion der Ketzer will ich hier ein oder zwei Exempel anzeigen.

Kerope heißt der Schlösser eins, so der Moscowiter den Polen hingelassen hat, darin viel Deutsche von den Moscowitern umgebracht waren. Dasselbige Schloß und nächst umliegende Plätze waren vom teuflischen Gespenst dermaßen geplagt, daß die Teufel auch öffentlich und allen sichtbar, wenn der Mond des Nachts scheint, auf Pferden sitzend, um der Stadt Mauern rannten, also daß die Pferde mit solcher Last beschwert, niederfielen und etwan starben. Auch am hellen Tag erschienen sie wie die Moskowiter gekleidet und ganze Wagen mit Frucht beladen auf ihren Achseln oder Schultern tragend, welche sie da alle Menschen zusahen in einen Torfbruch nächst beim Schloß gelegen warfen. Es kam des Weges an diesen Ort ein Priester, derselbe, nachdem er den rechten Exorcismus und Beschwörung der Kirche gebraucht hatte, besprengte er den Ort mit Weihwasser und ist dadurch das teuflische Gespenst daselbst verschwunden und fortan nicht mehr gesehen worden.

Auch ist noch ein sumpfiger Ort etwa 10 Meilen weg von Odepe, welcher ein Hof ist des neuen Bischoftums Wenden in Lyfflandt. Daselbst war ein sumpfiges Wasser, welches vom Teufel dermaßen infestirt war, daß wenn nicht alle Jahre das Blut von jungen Kindern darin kam, die Nachbarn über die maßen geplagt und den Ackersleuten ringsumher viel Schaden angethan wurde. (Der Teufel) fälschete die Luft, machte Donner, Blitz und viel schädliche Ungewitter. Daher hatten sie es im Gebrauch, daß sie den Müttern die Kinder heimlich hinwegstahlen und ins Wasser warfen, oder zum wenigsten das Blut aus ihren Leichnamen nahmen, und also verdorreten und bald darnach starben. — Auch war an demselben Ort ein Mensch von teuflischer Kunst bezaubert, so daß er nicht von seinem Platze fortkommen konnte. Denselben samt den vorgemeldeten sumpfigen

Wasserort hat ein katholischer Priester auch neulich von teuflischer Beschädigung erlöst durch die Mittel davon oben gesagt ist.

Auch war eine Kriegers-Dirne eines Moskowiters vom Teufel also geplagt, daß sie niemand zähmen oder bezwingen konnte, lag in Verzweiflung und schrie sich fast todt. Ein Priester ward in ihr Haus geführt, nachdem dieser ein Gebet gesprochen hatte gab er ihr Weihwasser in den Mund, und weil sie dieses nicht leiden konnte, spie sie es aus und warf zugleich mit dem Wasser einen Klumpen Heu aus. Der Priester befahl denen, die sie hüten sollten, sie sollten dasselbe oft tun, ungeachtet dessen, daß der Teufel die Kraft des Wassers ungerne litt. Sie taten wie ihnen befohlen wurde. In derselben Nacht da sie das Weihwasser wiederum ausgespieen hatte, warf sie samt dem Wasser auch einen Klumpen von Federn zusammengemacht aus. Am folgenden Tage kam das Weib in den Tempel der Väter und sagt Gott Dank für die wiedereroberte Gesundheit.

Diese Dinge sind innerhalb zweier oder dreier Jahre bei den Christen in Lyfflandt geschehen. Es sind täglich größere Dinge zu erwarten von wegen des wunderlichen Eifers, so das Volk hat im Glauben in aller Gottseligkeit." —

Nach diesen Ausführungen wendet sich Isselt den Verhältnissen in Schweden zu.

Dieser interessante Bericht des Kölner Theologen, — der uns hier allerdings nur so weit, als er folkloristische Elemente in sich birgt, beschäftigen soll — läßt in uns den Wunsch wach werden, Näheres über die Person des Verfassers zu erfahren.

Am Ende des 16. Jahrhunderts lebte in der rheinischen Metropole Köln ein Mann, der bei seinen Zeitgenossen als historischer Schriftsteller in hohem Ansehen stand. Es war der Pfarrer Michael von Isselt, der in Dokkum oder in Amersfoort in den Niederlanden als Sohn eines Arztes zur Welt kam. Das Jahr seiner Geburt ist uns nicht überliefert worden, doch wissen wir, daß er in Utrecht die erste Schulbildung erhielt. Seine theologischen Studien machte er in Utrecht und Löwen. Im Jahre 1579 ging Isselt nach Amersfoort, wo er als katholischer Priester wirkte. Diese Tätigkeit wurde für ihn verhängnisvoll, denn feindlich gesinnte Protestanten bemächtigten sich seiner Person und kerkerten ihn ein. Dasselbe Loos traf ihn bald darauf zu Zwolle, ebenso zu Nimwegen, wo er 1590 Pfarrer geworden war. Als Nimwegen in die Hände des Prinzen von Oranien fiel, nahm Isselt als eifriger Katholik für die Spanier Partei; es gelang

ihm nach Köln zu flüchten, wo er in der Folge eine ungemein reiche schriftstellerische Tätigkeit entwickelte. In Köln entstanden auch Isselts Nachträge zur Weltgeschichte des Surius, sowie sein „Mercurius Gallo Belgicus", den er unter dem Pseudonym „Jansonius Doccomensis" herausgab. Ebenfalls in Köln verließ die Presse jenes jetzt völlig vergessene Werk, dem wir die Mitteilungen über Livland entnommen haben. Die letzten Lebensjahre verbrachte der streitbare Mann in Hamburg. Hier ereilte ihn der Tod am 17. Oktober 1597 und in einem in der Nähe Hamburgs gelegenen Kloster bettete man ihn zur ewigen Ruhe.[1]

Weiter drängt sich uns die Frage auf, wie konnte der so weit von Livland wirkende Mann, dessen persönliche Anwesenheit in unseren Provinzen nicht nachweisbar ist, eine so genaue Kunde über gewisse Verhältnisse in der Dorpater Gegend gewinnen; aus welcher Quelle sind seine Mitteilungen geflossen und bis zu welchem Grade sind sie glaubwürdig?

Ein Vergleich des Isseltschen Berichtes mit den „litterae annuae" des „domicilium Torpatense" vom J. 1583 zeigt, daß bei Isselt einige Tatsachen, deren in den „litterae annuae" nur kurz Erwähnrng getan wird, von ihm ausführlich behandelt werden und zwar mit genaueren topographischen Angaben, die sich in den „litterae annuae" nicht finden.[2] Des weiteren erhellt aus solchen Vergleichen, daß Isselts Bericht und die im Druck vorliegenden „litterae annuae" des „domicilium Torpatense" eine gemeinsame Quelle gehabt haben müssen und wir gehen zweifellos nicht fehl, wenn wir annehmen, daß beide Berichte den verlorenen Hausannalen des Dorpater Jesuitenkollegs entnommen sind. Ferner sind auch persönliche Beziehungen Isselts zu den Insassen des Dorpater Kollegs sehr wohl möglich gewesen.

Stanislaus Rostowski teilt uns die Namen einiger Patres mit, die aus den Niederlanden stammten und in Dorpat wirkten. So vor allem Thohmas Busaeus, der aus Geldern gebürtig

---

[1]) Aa, A. J. (van der), Biographisch woordenboek der Nederlanden. Haarlem 1860. Bd. IX. S. 42 ff. — Hoefer, L., Nouvelle biographie générale. Paris 1858. T. XXVI, S. 98.

[2]) Vgl. Annuae litterae Societatis Jesu anni M. D. LXXXIII. Ad patres, et fratres eiusdem societatis. Romae, in collegio eiusdem societatis M. D. LXXXV (231 S.) in 8° (S. 101—106 Torpatense domicilium). (Benützt wurde das einst dem St. Ulrichsstift in Augsburg gehörende, nun in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindliche Exemplar der „litterae annuae"),

war.[1] Auch wirkte in Dorpat in der für uns in Betracht kommenden Zeit der Pater Vithardus Vitardi, ein Nimwegener. Wie wir bereits hörten lebte Isselt auch in Nimwegen, wie nahe liegt da der Schluß, daß zwischen beiden Geistlichen ein Konnex bestanden hat! Wie die Beziehungen Isselts zu den Dorpater Jesuiten zustande kamen, das entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht sind Briefe Isselts in den Niederlanden noch erhalten, derartige Quellen würden ja über die angeregte Frage am besten Licht verbreiten. Im Großen und Ganzen liegt kein Grund vor an der Richtigkeit der Isseltschen Angaben zu zweifeln, zumal eine ganze Reihe von Tatsachen, die von ihm mitgeteilt werden, auch aus unseren livländischen Quellen belegt werden können, es sei hier nur an die Erwähnung der Kinderopfer erinnert, Menschenopfer haben zweifellos einst bei den Esten stattgefunden, ob aber noch am Ende des 16. Jahrhunderts, diese Frage wagen wir nicht zu entscheiden.

Wenden wir uns nunmehr den Erzählungen Isselts zu, die ein folkloristisches Interesse beanspruchen, so ist es vor allem eine Sage, die sich an das im ehemaligen Bistum Dorpat in der Nähe der moskowitischen Grenze belegene Schloß Kirrumpä knüpft, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.[2] Wir hören von nächtlichen lärmenden Umritten gefallener Krieger im Mondschein, von einer ganzen Menge Gefallener, die zur Nachtzeit gespenstigen Spuck treiben.[3] Diese Sage erinnert an jene Gruppe von Überlieferungen, die in der Sage vom wilden Heer ihren

---

[1]) Lituanicarum Societatis Jesu historiarum libri X, ed Joa. Martinov (Parisiis et Brux. 1877) S. 109 (12).

[2]) Um Kirrumpä ist oft und heiß gekämpft worden; besonders im Jahre 1558. — Christoph Radzivill fiel 1579 in das Stift Dorpat ein, bezwang Kirrumpä, nahm viele Russen gefangen und führte sie nach Wilna. Eine Anzahl Russen soll damals in K. niedergemetzelt worden sein. (Vgl. Henning, Liffländische Churländische Chronica a. 1554—90. (SS. rer. Liv. II, S. 222 ff. u. S. 275. — Russow, Chronik, herausg. v. Pabst. S. 272). Näheres über Kirrumpä bei W. Heine, Die Ruinen des Schlosses Kirrumpä bei Werro (Rig. Stadtbl. 1893, S. 56—63).

[3]) Nach dem Volksglauben der Esten spuckt es überall dort, wo angeblich unschuldig Gerichtete begraben oder neugeborene Kinder verscharrt sind. An der Stelle, wo solche Tote liegen, da soll ein Knochen aus der Erde hervortreten und soll zu bluten anfangen, wenn der Mörder in die Nähe der Stelle kommt. (G. Stein,, Über alte Gräber und estn. Sagen in der Neuhausenschen Gegend. Sitz-Ber. d. Gel. Estn. Gesellsch. zu Dorpat v. J. 1885, S. 185). — Im Herbst des J. 1906 war unter den Esten Fellins die Mär verbreitet, es hätte sich aus dem beim See gelegenen Grabe hingerichteter Revolutionäre — ein nur mit einer Manschette bekleideter Knochenarm drohend erhoben. (Mitte Oktober 1906 dem Verf. in Fellin mitgeteilt).

reinsten Ausdruck fand. Aus der Literatur läßt sich eine Menge von Parallelen bieten, hier sei nur auf einige hingewiesen. Urfahr in Baden heißt von einem großen Blutbade, das einst die Deutschen dort in einem französischen Heere anrichteten, — die Mördergrube; die Gegend abwärts die Leiden. Seit jenem Treffen läßt sich daselbst in der Luft ein nächtliches Rasseln, Schießen und Rufen vernehmen, welches das wilde Heer genannt wird. Bei Frankenberg in Hessen liegt eine Hochebene, die Totenhöhe genannt. In grauer Vorzeit wurde hier eine Schlacht geschlagen und an dem jedesmaligen Jahrestage derselben erheben sich in der Nacht die Gebliebenen und wiederholen von neuem das blutige Spiel. Von den Geistern, die auf Ebersberg kämpfen, sagen die Umwohner, es seien die noch unerlösten Seelen der im Kampf um die Burg erschlagenen Ritter und weiter wird von einem gespenstigen Schimmelreiter erzählt, der bei Schlettstadt nächtlicher Weile in Offizierkleidung auf einem ehemaligen Schlachtfelde umherreitet.[1]

Da es L. v. Schröder gelungen ist in einer ganzen Anzahl estnischer Mythen altgermanische Elemente nachzuweisen, so wäre es immerhin der Mühe wert, darnach zu forschen, ob im estnischen Volke (einst oder noch jetzt) Sagen im Umlauf sind, die Anklänge an die Sage vom wilden Heer zeigen.

Vielleicht gelingt es auch estnische Parallelen zu finden zu jenen interessanten Mitteilungen des am Ende des Mittelalters lebenden schwedischen Bischofs Olaus Magnus, in denen er von nächtlichen Geistertänzen spricht. Diese Geistertänze, die wir vielleicht als Elbentänze auffassen können, schildert er in folgenden Worten: „Die wanderleut vnd hirten, so zu nächtlicher weyl auff dem feld das vich hüten, sehen vnd erfaren viel wunderbarlicher gespenst, dann an vielen orten mittnächtiger Länder halten solche Geyster oder Teuffelgespenst jre Tantzkreyß, mit allerhand gesang und seitenspiel, deren fußtapfen vnd warzeichen bey weilen nach auffgang der Sonnen in dem thaw gespürt werden. Sie tantzen auch offt den boden so tief hinein, daß das ort daselbst rings weiß herum eröset vnd verbrannt scheinet, das weder laub noch graß mehr daselbst wächst." [2]

---

[1]) Wolf, J. W., Beiträge zur deutschen Mythologie (Göttingen 1857) Bd. II, S. 152.

[2]) Olaus Magnus, Historien der mittnachtigen Länder. Ausg. v. J. B. Fickler. Basel 1567, Bl. 94.

Besonderes Interesse beansprucht Isfelts Mitteilung über die den Geistern eines bei Odenpä gelegenen Sees dargebrachten Kindesopfer. Die genauere Lage des erwähnten Gewässers läßt sich nicht feststellen, denn in der mitgeteilten Entfernung befinden sich rings um Odenpä mehrfach Seen. Vor allem ist anzunehmen, daß das „sumpfige Gewässer" schon längst verwachsen ist, doch könnten immerhin Umfragen Spuren von Traditionen zu Tage fördern, denen mit Erfolg nachgegangen werden könnte. Vielleicht gelingt es doch noch den Ort zu finden, wo anscheinend noch im 16. Jahrhundert Menschenopfer dargebracht wurden.[1]

Die das Wasser behütenden Geister spielen in den Überlieferungen der Esten eine große Rolle; besonders erscheinen sie als sehr empfindlich und oft der Versöhnung bedürftig. Die geringste Verunreinigung und Vergewaltigung eines Gewässers zieht unfehlbar den Zorn des Wassergeistes nach sich, der in Dürre, heftigen Gewittern, Hagelschlägen seinen Ausdruck findet. Rachsucht ist eine charakteristische Eigenschaft des Wassergottes.

Als Wassergott erscheint oft ein Greis, ihm sind auch die Seen anvertraut, daneben kommt auch manchmal eine Wassermutter als Göttin der Seen vor.[2] In den ältesten Zeiten scheint eine jugendliche Wassergottheit verehrt worden zu sein, an die sich

[1]) Die Gegend um Odenpä bewahrt noch viele Erinnerungen aus vorchristlicher Zeit. Von den hübschen bewachsenen Inseln des bei dem gleichnamigen Gute gelegenen „Heiligen See's" wird erzählt, daß nach der Mitteilung alter Leute in alter Zeit die dort befindlichen Bäume göttlich verehrt wurden. (Vgl. Boecler, J. W. Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten. beleuchtet von Fr. Kreutzwald. St. Petersb. 1854, S. 10 ff). — An der Grenze des Samhoffschen Gutsgebietes liegen zwei Seen, die beide den Namen „Nönni-järw" oder „Nöni-järw" führen. Nicht weit von dem größeren dieser Seen sieht man einen grundlosen und fauligen Morast, dort liegt ein Stein, an den sich Sagen vom Teufel knüpfen. Der Stein hat das Aussehen eines umgekehrten Bootes. (Vgl. Bienemann, Fr., Livländ. Sagenbuch (Reval 1897) S. 38 ff).

[2]) Estn. „wete-ema" (Vgl. Boecler S. 148). — Jannsen, H., Märchen u. Sagen des estnischen Volkes (Riga 1888) T. II, S. 185, Anm. 2 zu № 27 (Über den Charakter der Wassergeister). — Als eine Frau im Wirtsjärw Kinderwäsche wusch, da erhob sich der See und zog fort. (Bienemann, Fr., livländ. Sagenb. S. 38, Anm.) — Der See bei Dobben in Kurland, unweit des Jodu-Kalni, — um ein Beispiel aus lettischem Gebiete anzuführen, — zog weg, weil Kinderwäsche in ihm gewaschen wurde. Der Pakso-See bei Lehowa verschwindet aus demselben Grunde (Bienemann, Fr., livl. Sagenb. S. 44, Anm. 7 u. 20). Zu den Seewandersagen bemerkt Jannsen op. cit. S. 184 Anm. 3: „Wie die Sagen indogermanischer Völker, so berichten auch die der Ugrofinnen häufig von Wanderungen der Seen." Weiter betont J., daß die Esten die Wassergeister oft als Kinder des Gewittergottes bezeichnen. — Am Ufer des Peipussees spielende Kinder werden von einem alten Mann mit grauem Bart und Haar — dem Wassergeist — beschenkt. (Bienemann, S. 31. Ähnliche Sagen a. a. O. S. 35 № 36, S. 36 № 37, S. 44 u. A.).

einige leichte Anklänge wohl noch finden lassen werden. Mehrfach spielen Kinder gerade in den Sagen eine Rolle, die unzweifelhaft indogermanische Elemente in sich bergen.[1] Es sei hier nur daran erinnert, daß nach den alt-iranischen Religionsvorstellungen die männliche Wassergottheit Apam-Napat oder Kind der Gewässer genannt wurde.[2] Die spätere Pahlavitradition lokalisiert den Aufenthalt dieses Gottes in der Gegend des Kaspischen Meeres. In der Avesta wird Apam-Napat mit aller Bestimmtheit als Wassergeist bezeichnet.[3] Stehen die dem Wassergeist von den Esten dargebrachten Kinderopfer mit diesem alt-iranischen Vorstellungskreis in Zusammenhang? Das des näheren zu untersuchen, würde gewiß im Interesse der estnischen Mythologie sehr zu wünschen sein. Dafür, daß Menschenopfer bei den Esten zweifellos einst stattfanden, finden wir auch eine Bestätigung der Isfeltschen Angabe.[4] Wir wissen aus Boeclers Mitteilungen, daß die Esten zu gewissen Zeiten ihren Göttern Opfer darbrachten, die sie mit eigenem und fremdem Blute bekräftigten. Hieraus schließt Kreutzwald auf einen einstigen blutigen Opferdienst der Esten und sagt, daß sich selbst in den Erinnerungen des Volkes Spuren von solchen blutigen Opfern erhalten haben. Die Esten erzählen aus dem Munde alter Leute gehört zu haben, daß bei herrschendem mehrjährigem Mißwachs, bösen Seuchen, Kriegsnöten und ähnlichen schweren Prüfungen von ihren Vorfahren zur Abwendung des Unglücks ein Kind den Göttern geopfert worden wäre.[5] Die Darbringung von Menschenopfern war bei den Skandinaviern mit denen die Esten oft in Berührung kamen, nichts so seltenes. Die Kjalnesingasaga berichtet, daß Menschen in heilige Sümpfe als Opfer geworfen wurden und Adam von Bremen erzählt von Menschenopfern, die in das heilige Wasser von Uppsala getaucht wurden.[6] Selbst bei bereits christlich ge-

[1]) Vgl. die vorhergehende Anm. Über alt-indogermanische Elemente in den Sitten und Mythen der Esten vgl. Schröder L. v., Über estn. Hochzeitsgebräuche (Sitz.-Ber. d. Gel. Estn. Gesellsch. zu Dorpat 1886 S. 140 ff. u. ders., Germanische Elben u. Götter beim Estenvolk (Sitz.-Ber. d. Kaiserl. Akademie d. Wissensch. zu Wien. Bd. CLIII. Wien 1906).

[2]) Vgl. Jackson, A. v., Williams, Die iranische Religion in Geiger und Kühn, Grundriß der iranischen Philologie, II, S. 642 und Gray, The Indo-Iranian Deity Apam-Napat im Archiv für Religionswissenschaft III, 18 ff.

[3]) Jackson l. c. — Macdonell, A. A., Vedic Mythology in Bühler, Grundriß Indo-Arischer Philologie u. Altertumsk. III, 1. H. Abt. A, S. 70 ff.

[4]) Auch Jannsen ist überzeugt, daß es einst bei den Esten Menschenopfer gab (Estn. Sagen T. II, S. 184, Anm. 3). — [5]) Vgl. Boecler, op. cit. S. 99. — [6]) Lib. IV, c. 26 schol. 134; darnach E. Mogk in: Paul, Grundriß der german. Philologie (Straßb. 1900) Bd. III, S. 385.

wordenen Stämmen finden wir diese barbarische Opfersitte. Als die Franken im Jahre 539 unter Theudobert in Oberitalien vordrangen, nahmen sie die zurückgebliebenen Gotenweiber und Kinder, warfen, obgleich sie Christen waren, ihre Körper als Opfer in den Po, und das taten sie, wie Prokop meint, um die Zukunft zu erfahren.[1] In schwer zugänglichen abgelegenen Gegenden des Estenlandes erhielten sich zweifellos noch sehr lange nach Einführung des Christentums heidnische Sitten und Bräuche in ihrer krassesten Form; hierfür bietet gerade Isselts Bericht ein neues Glied in der Beweiskette.[2]

Wie stellten sich nun die Jesuiten zu den heidnischen Sitten der Esten? Die Kirche sah damals, indem sie den Anschauungen der Kirchenväter folgte, in den von den Esten verehrten Wassergeistern böse Dämonen, deren schädliches Wirken nur durch kirchliche Benediktionen und Exorcismen entgegen getreten werden konnte. Streng den Forderungen der Kirche Folge leistend, griffen die Patres der Gesellschaft Jesu stets zum Exorcismus, wenn es sich darum handelte, Orte oder Personen von dämonischen Anfechtungen zu befreien. Charakteristisch für die Geistesrichtung Isselts ist es, daß er das häufige Vorkommen von gespenstischem Spuck in Livland mit dem Abfall der Bevölkerung vom Katholizismus in Zusammenhang bringt. Dieser Standpunkt des Kölner Theologen ist ja leicht begreiflich. Zu seiner Zeit lebte jeder Mensch in steter Angst vor der Gewalt des Teufels und vor den feindlichen Anschlägen der Dämonen. Fast von der Wiege bis zum Grabe wurden die armen geplagten Menschen des 16. und 17. Jahrhunderts die furchtbare Angst vor dem Teufel nicht los. Der böse Blick, das Beschreien, das Wettermachen der Dämonen, und zahllose andere böse Praktiken beherrschten den genannten Vorstellungskreis aller Stände außerordentlich stark.[3] Wie konnte es da anders sein, als daß die

[1]) De bello Gothico II, 25; darnach E. Mogk l. c.

[2]) Aus Isselts Werk übernahm Petrus Thyraeus sowohl die Mitteilung über den Geisterspuck bei Kirrumpä wie auch die Mitteilungen über Kinderopfer in sein interessantes Opus: Daemoniaci cum locis infestis et terriculamentis nocturnis. Coloniae Agr. 1631, S. 13 (c. 32 et 33). — Aus dieser Quelle schöpfte dann noch P. Kaspar Schatt, (S. J.) Physica curiosa sive mirabilia naturae ll. XII. Herbipoli 1697, lib. II, c. VIII, S. 227—28. — Valvasor, J. W. Frhr. v., Die Ehre des Herzogtums Krain. Laybach 1689 ff. Bd. I. B. II, S. 253 (nach Majolus, de angelorum spectris et terriculamentis fol. m. 82, dieser wieder nach Isselt).

[3]) Über die fast unübersehbare Literatur des 16. Jahrh., die sich mit dem Teufel und den Dämonen beschäftigt orientiert ausgezeichnet: Ostorn, M., Die Teufelliteratur des XVI. Jahrh. Berlin 1893.

Jesuiten in jedem altheidnischen Brauch ein dämonisch-diabolisches Treiben sahen. Selbst die Kirche ging in ihren Exorzismen viel zu weit, so daß in späteren Zeiten eine Reinigung der Benediktionalien und Ritualbücher vorgenommen werden mußte, da sich in diese liturgischen Bücher Exorzismen eingeschlichen hatten, die den Aber- und Wahnglauben nährten.[1]

Vielfach berichten die „litterae annuae" von Besessenen leider nur kurz und dürftig. Ein so ausführlicher Bericht, wie ihn Isselt über das besessene Soldatenmädchen liefert, ist in den gedruckten Jahresberichten nicht zu finden. Da in unseren einheimischen Quellen aus dem 16. Jahrh. der Besessenheit nicht gedacht wird, so können wir nicht umhin hier etwas näher bei dem von Isselt gemeldeten Fall zu verweilen. Die geschilderten Vorgänge mit dem Soldatenmädchen zeigen scharf ausgeprägte Charakteristika jener schweren hysterischen Erkrankung, die auch von dem berühmten französischen Psychiater Charcot als „obsession" bezeichnet wird. Schon der Umstand, daß als besessen meist nur Weiber genannt werden, läßt die Vermutung wach werden, daß die merkwürdige Erscheinung zweifellos mit Hysterie zusammenhängt. Auch die deutschen Forscher, ganz besonders Hennig haben sich eingehend mit der Besessenheit beschäftigt.[2] Dem Franzosen Richet folgend, erklärt Hennig das Besessensein als eine der schwersten Formen hysterischer Erkrankung. Die gefährliche Erkrankung, wie sie mehrfach noch jüngst in Pariser Spitälern beobachtet wurde, äußert sich in den heftigsten konvulsivischen Zuckungen des ganzen Körpers, wobei die Kranken alle Kleider vom Leibe reißen, die fürchterlichsten Verrenkungen aus-

[1]) Eine Anzahl den Aberglauben fördernden Exorzismensammlungen wurden mit kirchlichem Verbot belegt, so H. Mengus, Fustis daemonum (verboten durch Decret v. 7. Juli 1704). — Desselben Dell'arte essorcistica (durch Decret v. 17. Jan. 1707). — U. Stoiber, Armamentarium ecclesiasticum (durch Decret v. 20. Aug. 1753). Vgl. Index libror. prohibitorum SS. D. N. Leonis XIII iussu ed. Romae 1900 S. 212 u. 286. — Die merkwürdigsten Exorcismen enthält: „Polidorus, Val., Practica exorcistica Venetiis 1606 pars I." — Über die heutigen Anschauungen der katholischen Theologen über diesen Gegenstand vgl. Thalhofer, V., Handbuch d. Kathol. Liturgik Bd. II, S. 524. (Über die im Rituale Romanum enthaltenen Exorzismen vgl. Cardi, P. M., Ritualis Romani documenta de exorzisandis obsessis a daemonio. Venetiis 1733).

[2]) Hennig R., Der moderne Spuck- und Geisterglauben. Eine Kritik u. Erklärung der spiritistischen Phänomene. Hamburg 1906, S. 86 ff. — Der Verf. ist einer der schärfsten Kritiker der sogenannten okkulten Phänomene und erklärt die Besessenheit als reine hysterische Erkrankung, betont dabei, daß Besessene oft auch simulierten.

führen, die Zunge herausstrecken, die Augen verdrehen, sich knäulartig zusammenrollen, schreckliche Schreie ausstoßen. Oft kommen bei ihnen Perversitäten des Nahrungstriebes vor, wie Verschlucken von Nadeln, Holz, Knochen, Scherben, Metallstücken usw.; in außerordentlich großen Mengen. Oft haben derartige Kranke den unwiderstehlichen Drang sich selbst zu peinigen, durch Anlegung von Fesseln, durch Sturz in das Feuer, ins Wasser usw.[1]

Wenn so die moderne Psychologie einer ganz natürlichen Erklärung der Besessenheit das Wort redet, so hat sich dennoch von jeher die katholische Kirche und der positive Protestantismus auf den Standpunkt gestellt, daß in besonders schweren Fällen von Besessenheit gewiß teuflische Mächte im Spiele sind, um den Besessenen zu quälen. Die kirchlichen Anschauungen über die Besessenheit hat in ausführlichster Weise Görres in seiner berühmten christlichen Mystik dargestellt.[2] Jetzt hält die Kirche daran fest, daß den Fällen von Besessenheit das größte Mißtrauen entgegen zu bringen und nur nach vorhergegangenen genauesten ärztlichen Untersuchungen im Geheimen Exorzismen über den Besessenen zu sprechen seien. Als deutlichstes und sicherstes Symptom der Besessenheit galt einst das Reden in fremden Sprachen, die der Besessene niemals gehört, geschweige denn gelernt hatte. Diese heute von den Psychologen „Glossolalie" (Zungenreden) genannte Erscheinung ist noch viel umstritten, ein endgültiges Urteil über sie ist noch nicht gefällt worden.[3] Ein weiteres Merkmal teuflischer Besessenheit erblickte man früher im

[1]) J. M. Charcot u. P. Richer haben in ihrem interessanten Werke: „Les démoniaques dans l'art (Paris 1887) S. 91 ff. eine längere illustrierte Abhandlung über „démoniaques convulsionnaires d'aujourdhui" geliefert. Das Material stammt aus Pariser Kliniken und wurde von absolut einwandfreien medizinischen Autoritäten gesammelt.

[2]) Der ganze IV. Band der neuen Ausgabe (Regensburg, Maur, ca. 1880) behandelt fast ausschließlich die Besessenheit. — Auch positive protest. Dogmatiker haben sich mehrfach über den Gegenstand geäußert. Vgl. Oettingen, A. v., Lutherische Dogmatik (München 1900) Bd. II, Abt. 1, S. 474 ff. — Philippi, F. A., Kirchliche Glaubenslehre III, S. 324 ff. (Stuttg. 1859). — Ein Gutachten der Rostocker evangelisch-luther. Fakultät v. 11. Juni 1691, das eine besessene adelige Jungfrau zu Wangelin betrifft, sagt: „Noch heutiges Tages können etliche mit einem heroischen Geist gewaffnet werden, auch dann und wann gewaffnet zu werden pflegen welche, wenn sie in Gott eifrig werden, mit heiligem starken Muth, dem Teufel gebiethen, daß er weiche und nicht wiederkehre, welches wir nicht tadeln, sondern vielmehr loben und solchem heroischem Geiste gratulieren, wenn der Ausgang glücklich ist. (Kerner, J., Magikon, Stuttgart 1853, Bd. V. S. 227).

[3]) Vgl. Hennig op. cit. S. 91 ff.—199 ff. — Flournoy, Th., „Des Indes à la planète de Mars. Etude sur un cas de somnabulisme avec glossolalie. Paris 1900.

Erbrechen ſolcher Gegenſtände, von denen es rätſelhaft erſchien, wie ſie in den Magen eines Menſchen gelangen können. So berichtet Iſſelt, daß das Soldatenmädchen Federklumpen erbrochen habe. Andere Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts erzählen, daß Beſeſſene Holz, Nägel, Meſſer, Glasſtücke, Eierſchalen, Tücher, Nadeln, Garne, Steine uſw. erbrochen haben. Paulus Grillardus und nach ihm E. Gockel meinen, daß es ſich um reine Blendwerke und Vorſpiegelungen des Teufels handelt, wenn Beſeſſene derartige Gegenſtände erbrechen. Jedenfalls ſteht feſt, daß bei den in der Gegenwart beobachteten Fällen von Beſeſſenheit die Kranken tatſächlich die merkwürdigſten Dinge ausſpeien, die ſie in unbeobachteten Momenten verſchlingen.[1]

So merkwürdige Erſcheinungen wie das Reden in fremden Sprachen und das Erbrechen ungenießbarer, dem Magen ſehr gefährlicher Gegenſtände — mußten die in Livland wirkenden Jeſuiten auf jeden Fall als deutliche Symptome dämoniſcher Beſeſſenheit auffaſſen. Gemäß den Vorſchriften ihrer Kirche konnten ſie als einziges Heilmittel wider dieſe ſchreckliche Erſcheinung nur Exorzismen in Anwendung bringen, die über den Beſeſſenen geſprochen wurden, wobei eine Beſprengung mit Weihwaſſer und mehrfache Segnungen mittelſt des Kreuzeszeichens vorgenommen wurden. Welche große Bedeutung man der Beſchwörung der Beſeſſenen beilegte, beweiſt ein Formular, das unter dem Titel: „Tractatus iuvandi a daemonibus obsessos vel malefícantos“ der in Krakau 1591 erſchienenen im ganzen Königreich Polen gültigen Agenda einverleibt wurde.[2] Die Vorſchriften über die Behandlung des Beſeſſenen, über die Anwendung der Exorzismen, über den Modus des Rezitierens der Pſalmen, Verſikel

[1]) Gockel, E., Tractatus curiosus von dem Beſchreyen und Verzaubern. Frankf. u. Lpz. 1717, S, 57 ff. — Viele Beiſpiele von Beſeſſenheitsfällen, bei denen Erbrechen der merkwürdigſten Gegenſtände ſich einſtellte, bei Groß, H., Magica. Wunderbarliche Hiſtoria von Geſpenſtern und Erſcheinungen der Geiſter. 2 T. Eisleben 1600. T. I, fol. 115a, 117b. (Vgl. auch Leiſtle, Die Beſeſſenheit nach der Lehre der hl. Väter. Dillingen 1887, S. 177).

[2]) Der Titel des auch als Druck ſehr bemerkenswerten Rituales iſt: „Agenda seu ritus sacramentorum ecclesiasticorum. Ad uniformam ecclesiarum per universas provinzias regni Poloniae usum, officio Romano conformati. Ex decreto synodi provincialis Petricoviensis denuo conscripti et editi. Studio et opera rever. D. Hieronymi Povodovii, archipresb. et canonici Cracoviens. Cracoviae 1591. In fol. (2 partes). Prächtiger Druck in rot u. ſchwarz, ein blattgroßer Holzſchnitt auf der Rückſeite des Titelblattes. (Vorh. in d. Münchner Hof- u. Staatsbl. (Liturgica Fol. № 6). — Über die Petrikauer Synode v. J. 1577, die die Ausarbeitung dieſes Ritualbuches beſtimmte, vgl. Fabisz, P. W., Wiadomosc o synodach prowincionalnych Gnieznienskich. (Kepno 1861) S. 178.

und Gebete nehmen zusammen mit den Texten volle 17 Folioseiten ein. Es würde hier zu weit führen eine Beschreibung des merkwürdigen Ritus zu geben, nur soviel sei bemerkt, daß die Beschwörungen manchmal Tage lang dauerten. Sobald der Besessene einige Laute zu hören gab, glaubte man die Stimme des Teufels zu hören; es wurden dann Fragen an den Dämon gestellt usw. — Da das genannte Rituale (Agenda) für alle Diözesen Polens bestimmt war, so ist es nicht ausgeschlossen, daß das erwähnte Formular auch in Livland Anwendung gefunden hat, zumal ein Diözesanrituale des Bistums Wenden nicht nachweisbar ist. Da die in Livland unter dem Landvolk wirkenden Patres in ihrer pastoralen Tätigkeit mit Arbeit überbürdet waren, so werden sie sich bei Beschwörungen Besessener gewiß eines abgekürzten Formulares bedient haben, wie es in späteren Auszügen aus der Agenda vom J. 1591 erscheint.[1] Isfelt spricht nur von einem Gebet, das über dem Soldatenmädchen gesprochen wurde und betont dann noch die befreiende Kraft des geweihten Wassers. Ob vor dem Jahre 1591 in Livland das „Rituale Romanum" oder eine altlivländische speziell Rigasche Agenda von den Jesuiten gebraucht wurde, können wir leider nicht mehr feststellen, da die bisher bekannt gewordenen Quellen hierüber schweigen.

Nach allen Richtungen hin kamen die Väter der Gesellschaft Jesu mit Letten, Esten und Liven in Berührung, in allen Lagen des Lebens scheinen sie von dem halbverwilderten Landvolk um Hilfe angegangen worden zu sein. In trüben und bedrängten Tagen, zu einer Zeit, wo alle Bande der Ordnung gelöst waren, wo wilde konfessionelle Kämpfe das Land durchtobten, wo Seuchen und feindliche Söldnerschaaren den Landmann an den Rand des Verderbens gebracht hatten, da mußten die furchtlos auf dem Lande wirkenden Jesuiten auf die Bevölkerung Livlands einen großen Eindruck machen und den unerschrockenen Pionieren des Katholizismus manche Anhänger gewinnen. Mit Aufmerksamkeit beobachtete man in Rom die Vorgänge in Livland, man setzte große Hoffnung auf die Früchte der Wirksam-

[1]) Im J. 1612 erschien bei G. Schönfels in Braunsberg eine „Agenda parva, in commodiorem usum sacerdotum provinciae Livoniae conscripta. (Vgl. Gruchot, H., Zur Geschichte des Braunsberger Jesuiten-Kollegiums. Verzeichnis der Braunsb. Drucke. Braunsb. 1887 (Progr.). — Andere Ausgaben der „agenda parva" giebt es vom J. 1616, 1630, 1647 usw., jedoch nicht mit spezieller Erwähnung Livlands oder Litauens. Die polnisch-livländ. Agenda wird sich wohl von der polnischen Ausgabe durch die Einschaltung oberlettischer Texte unterschieden haben.

keit der Gesellschaft Jesu unter Liven, Letten und Esten; doch die römischen Hoffnungen erwiesen sich als Illusionen und im Volk erinnern nur leise und dunkle Anklänge in den Überlieferungen an jene Zeit, wo die Patres Tolgsdorff, Kulesza, Elger, Welther, Stribing, Buccius, Quadrantinus u. A. predigend und missionierend Livland durchzogen.

Aus dem Briefwechsel des Freiherrn Ulrich von Schlippenbach.

Von

Baroneſſe **Th v. Brunnow.**

(Schluß.)

Perthes nachfolgende Antwort auf Schlippenbachs gekränkten Brief iſt eine Motivierung, warum Deutſchland im Augenblick ſo wenig Intereſſe für die Vorgänge, ſowie hauptſächlich wohl für die literariſchen Beſtrebungen der Oſtſeeprovinzen hat. Wenn es im eigenen Hauſe brennt, ſo hat man keine Zeit ſich um die Vorgänge im Nachbarhauſe zu kümmern. Perthes Brief an Schlippenbach gibt uns ein lebendiges Bild der damaligen Zuſtände in Deutſchland. Schlippenbach hat ihm Schriften der kurländiſchen literariſchen Geſellſchaft zur Verteilung überſandt, ihm antwortet Perthes den 21. Febr. 1820:

„Es iſt alſo nach dieſer Verteilung keine Urſache vorhanden im *Äußern*, daß in der literariſchen Welt von dieſen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen geſchwiegen wird. Ich bin auch überzeugt, daß keine *innere* Urſache zu ſolchem Schweigen ſtattfindet, allein die Verwirrung und Zerſpaltung dieſer Zeit in Deutſchland bringt Erſcheinungen ganz beſonderer Art hervor. Die politiſche, religiöſe, wiſſenſchaftlich literariſche Lage der Deutſchen muß Jeder, der nur etwas Erfahrung und Umſicht hat und nur ſehen will, zu der ſicheren Überzeuguug bringen, daß wir einer großen Entwicklung entgegengehen. Gott mag helfen! Die Ultras beider Seiten ſtehen in Gewehr und die Verſtockung iſt auf beiden Seiten gleich groß — doch muß man geſtehen, übertrifft die Frechheit der liberalen Ultras bei weitem die Anmaßung der entgegengeſtellten. Es iſt nicht möglich Jemandem, der nicht unter uns lebt und webt, klar

zu machen, wie Alles steht. Des Schweizer Haller „Restauration" und Fieve's Schriften sind die Grundsätze, worauf die monarchisch-aristokratische Parteisucht und in der Konsequenz der Theorie nach, bis zum äußersten geht — doch muß man den Einzelnen derselben zugestehn, daß sie von Herzens Grund aus liberal sind — wogegen gerade die liberale Partei das Gegenteil ist und Stolz und Anmaßung sehr lebhaft exerciert. Zum Trost waltet unter dem Mehrteil der jungen Männer echter liberaler Sinn, und nur ihre Sprecher, in der Schule der französischen Revolution alt und grau geworden, sind die Frechen. An der Spitze der Schreier hat sich nun der alte Dichter Voß gestellt sammt seinem Genossen, dem Theologen Paulus aus Heidelberg. Alles dies ist aus der Gährung ins Öffentliche getreten seit Kotzebues Ermordung und den Karlsbader Kongreß. Um Ihnen etwas Licht zu geben, werde ich Ihnen bis zum Spätjahr noch einige Aktenstücke senden, besonders die Voß-Stollbergsche Streitschrift — denn hier liegt die Wurzel. In diesen Streit bin ich mit verwickelt worden, weil ich mich des seeligen Claudius, meines Schwiegervaters, annehmen mußte, und nun wird mir auch mitgespielt; welchem ich aber mit Gemütsruhe zusehen kann, da man nichts aufzubringen weiß, weshalb zu verantworten eine Notwendigkeit wäre. Sonderbar genug verschreit man mich wegen meines Briefes an Fouqué als adelliebend! Ich meine, das könnte daraus eben nicht hervorgehen. — Ihr Aufsatz gefällt mir durchaus sehr wohl — auf diese Art muß untersucht werden, wenn die Wahrheit sich ausmitteln soll — dabei ist viel Interessantes, Faktisches, uns Deutschen Neues darin, und eben, daß Sie außerhalb Deutschland in uns freien Verhältnissen stehen — gibt den Ansichten eine Bewährung. Dies ist auch die Meinung mehrerer meiner Freunde, denen ich Ihren Aufsatz mitteilte. Sehr gern wünschte ich den Aufsatz drucken lassen zu dürfen, aber ich wünsche ihn nicht an mich gerichtet. Ferner fragt sich, wollen Sie Ihren Namen genannt haben? Für Deutschland wäre es gut und kann Ihnen nicht schaden, fragt sich aber, ob nicht vaterländische Ursachen es Ihnen widerraten. Jetzt kommt Ihr Aufsatz wohl zur rechten Zeit. Es sind noch verschiedene Punkte Ihres Briefes, über die ich

mir vorbehalte ausführlich zu schreiben, besonders über die Nichtbeobachtung literarischer Produkte aus den deutsch-russischen Ostseeprovinzen und über die Verkennung Ihres hohen Monarchen unter uns — beides ernster Art, also einer weiten Ausbreitung als dieser Brief mir erlaubt.

Ihrem gütigen Andenken empfiehlt sich untertänigst

F. Perthes."

Spät, aber um so eingehender beantwortet Schlippenbach den Brief von Perthes:

„Ihr gütiges Schreiben vom 21. des Monats Februar ist mir erst heute, den 5. (17.) August, eingehändigt worden, daher die späte Antwort. Mein Aufenthalt auf meinen Gütern, die ich alle Jahre in den Monaten Juli und August besuche, um mir durch den Genuß des Landlebens Kraft und Gesundheit für die Geschäfte des Jahres zu sammeln, hat Ihren Brief verspätet, der über Mitau hierher zurückgegangen. . . . . Daß von dem 1. Teil der „Annalen" keine Notiz in der literarischen Welt genommen wird, dazu habe ich wohl die Ursache in dem Umstande gesucht, daß man sie als russisches Produkt ansieht, und von diesem nicht gern in Deutschland spricht. Trotz der schönen Weihnachtsgabe deutscher Freiheit und Wiedergeburt sieht man Rußland als den Knecht Ruprecht an, der sie brachte, und man spricht nicht gern von ihm und seinen Gaben. So wenigstens erzählt man hier von einer so ungerechten Würdigung alles dessen, was russisch ist, daß ich fürchte, diese Ungerechtigkeit müßte mit der Zeit auch hier Widerwillen und Abneigung erzeugen, und diese ist allenthalben schädlich, wo sie erscheint, und hemmt und hindert alles Gute, Wahre und Schöne im wechselseitigen Verkehr der Nationen unter einander. Wir haben freilich von Deutschland nichts zu fürchten, als den Tadel, ja, und der gerechte nur darf schmerzen. Warum hindert man aber Deutschland wie bisher als Wiege aller Wissenschaft lieben zu lassen, aber eben die Einseitigkeit, welche wie ein Passatwind nur einen Strich hält, und Steuer und Ruder ohne Wirkung läßt, diese ist das Unglück aller Zeiten, und die rechte Erbsünde der Nationen. Übrigens glaube ich, daß der jetzt in Deutschland herrschende Parteigeist keinen politischen Effekt haben kann und wird. Wie in festen

Gefäßen die Gährung nicht im Stande ist das wohlverschlossene Faß zu sprengen, so auch in Deutschland, wo die Nachbarstaaten im Süden und Norden nicht derbe eiserne Bänder sind, welche den gesunden Volksgeist schon halten werden, und das Bischen Schaum, das aus dem Zapfen dringt, hat nicht viel zu sagen. Ich bin aber überzeugt, daß der Wein, der gähren will, recht arg auf die Bänder schimpfen mag, die ihn aufzubrausen hindern, und doch sind es diese nur, welche es möglich machen, daß der Most Wein, und als solcher klar und stark werde, — so aber hoffe ich, daß in Deutschland endlich auch alles sich gehörig setzen, und der gährende Hefen dahin kommen wird, wohin er gehört, nämlich unten am Boden. Wahrlich Hefen, und nichts mehr ist aller liberaler Geist, welcher nur zerstören und in Blasen aufsteigen will. Wir werden es erleben, daß alle Revolutionshelden, und wenn ein rasender Paulus unter ihnen, doch nichts ausrichten werden, und schon deshalb nicht, weil es in Deutschland keine Nation im politischen, sondern nur eine im literarischen Sinne gibt, und denn schon, wie gesagt, ein paar Schildhalter dastehen, die das Wappen der bestehenden Ordnung schon halten werden, und was man nicht wegschlagen kann, wird man weder wegschreien noch schimpfen. Daß man Sie als adelsliebend verschreit, ist ein Beweis höchster Ungerechtigkeit und Dummheit. Der Edelmann, der nichts als Edelmann ist, würde in Ihnen vielmehr einen Gegner finden, es freut mich eben daher Ihnen Ihnen sagen zu können, daß unter mehreren hiesigen Edelleuten, welchen ich Ihre Schrift mitgeteilt, sich die Mehrsten für Ihre Meinung erklärten, wie ich es auch selbst wesentlich in meinem Ihnen mitgeteilten Aufsatz getan habe. Es sei Ihnen ganz frei überlassen, meinen Aufsatz an Sie gerichtet oder mit einer andern Einleitung drucken zu lassen oder nicht. . . . Die einzige Rücksicht, die ich nehmen könnte, wäre die, wenn man in Deutschland auf eine grobe Weise darüber herfallen wollte, indeß glaube ich, daß mich das auch nicht kränken sollte, wenn man 200 Meilen weit grob wird, — hier in meiner Nähe denke ich denn, würde es doch nicht geschehen. Für Rußland und Kurland habe ich nicht die mindeste Ursache meinen Namen zu verschweigen, und daß man auf eine bescheidene Weise in

allen Fällen sich freimütig äußere, leidet unser Staat gern. Ich weiß Fälle, wo unser herrlicher Monarch die freimütigsten Wahrheiten, mit Lieb und Treue gesagt, er sie gern gehört und berücksichtigt hat. Ich glaube, mancher kleine Fürst Deutschlands würde zürnen, wollte man ihm Vorstellungen machen, wie solche sehr oft nach Petersburg gehen. Acht Jahre vor Einführung der Bauernfreiheit sprach ich auf einem Landtage laut öffentlich für diese, und ich bin überzeugt, daß ich auch dadurch manche Vorbereitung herbeiführte, und daß dieses segensreiche Werk dadurch vollendet wurde, und unsere Güter um keinen Taler im Preise herabgesetzt hat, und keine gerechte Einnahmen beschränkt. Der Verfasser der „Erinnerungen aus einer Reise von Kurland nach Dänemark" Romberg im Kommissions-Comptoir 1819 sagte, von meiner Persönlichkeit sprechend, daß ich kein Ziel scheue, und da hat er nicht ganz Unrecht. Auch finde ich, daß wenn man Zweck und Ziel als gut und wahr erkennt, es einem niemand dankt, daß man von demselben abweiche. Andrerseits muß man auch kein Ziel erstürmen wollen, wenn man hierzu nicht Beruf und Kraft hat, am wenigsten aber, wie man jetzt in Deutschland tut, lärmen und toben und sich abmühen, wenn man ein zu hohes Ziel in die Wolken hinein erringen will, und das in keinem Sinne vermag. Eine solche Ursache solcher falschen Ansichten in Deutschland ist die erträumte Wichtigkeit, welche sich deutsche Schriftsteller aneignen. Ein alter Professor glaubt auf seinem Lehnstuhl sitzend, daß seine Feder eigentlich die ist, welche als Uhrfeder den Gang der Welthändel leitet, und da bin ich doch fest überzeugt, daß, hätte das Jahr 1812 nicht die deutschen Schwerter vom Rost befreit, die deutschen Schreibfedern hätten ihn nicht abgefrazt, er säße noch recht stark auf denselben. In Rußland stechen die Spieße der Kosaken und Bauern tiefer als die Federn in Deutschland, und der Volksgeist war sehr ächt, ohne daß ihn ein alter Professor in seiner Studierstube in der Retorte destilliert hätte. Das politisch Gute, das erst durch Schriften destilliert werden soll, ist wie Runkelrübenzucker künstliches Produkt, das demjenigen, dessen Surrogat es sein soll, ziemlich ähnlich schmeckt, aber doch nicht ersetzt. Schicksal und Zeiten bilden die Völker moralisch und politisch aus. Der

Volksgeist wird nicht von den Schriftstellern geschaffen, ich glaube vielmehr, daß der Volksgeist den Schriftsteller bilde, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die über ihre Welt und Zeit wie Riesenbäume unter den andern in weiten Wäldern hervorragen. Mein Brief dehnt sich in eilendem Fluge der Gedanken beinahe zur Abhandlung aus, also will ich abbrechen, um so mehr, als wir von politischen Wetterstürmen uns wie Leute, die vom festen Lande aus ihn auf der See ansehen, nicht die Seefahrer selbst sprechen können. Wir haben höchstens Gewitter mit einzelnen zerstörenden Blitzen, aber keine Stürme zu befürchten. Der Frieden, welcher in andern Ländern die Kräfte zum innern Kampfe reizt, wird hier von unserm Monarchen, den jeder redliche Mann mit Begeisterung liebt, zur inneren Ausbildung seines Volkes angewandt. Es geschieht sehr viel, und würde Größeres geschehen können, wäre der Stoff oft nicht so hart, aus dem Prometheus Alexander den neuen Menschen bilden will. Unsere Abgaben sind gering, die Freiheit der Gedanken weniger beschränkt, wie in Deutschland. . . . . Die einzige Klage, die wir mit Recht führen können, ist die, daß aller Handel stockt, doch wie ich höre, ist das allgemeine Klage, und Merkur scheint also nicht an einzelnen Gliedern gelähmt, sondern vom Schlage getroffen zu sein. . . . .

Mit inniger Achtung und Ergebenheit

Schlippenbach."

Gingen in Deutschland in diesen Jahren die Wogen hoch, und kommt es zu keiner Einigung zwischen Völkern und Regierungen, so vollzog sich hier im benachbarten Osten das große Werk der Aufhebung der Leibeigenschaft, das durch die besten und bedeutendsten Männer angebahnt war. Zunächst wurde wie bekannt in Estland am 8. Juni 1817, dann in Kurland am 30. August desselben Jahres und schließlich in Livland 1818 und 19 die Freiheit der Bauern proklamiert. Begeisterte Freude erfüllte die Vor- und Mitkämpfer dieser großen Sache. Schlippenbach schreibt an Perthes:

„Unterdeß hat Kurland unter Alexanders segensreichem Walten die Leibeigenschaft wie eine höhnende Fessel abgestreift, und das ist mein großer Stolz, einem Adel anzugehören, der

dies freiwillig, wirklich freiwillig tut. Von 400 Stimmen waren nur 9 gegen die Freilassung der Bauern. Ich kenne nichts ehrenvolleres für mich, als daß auch ich zu den vom Kaiser ernannten Kommissarien gehört, welcher dieserhalb Vorschläge zu machen hatten. Merkels Geschichte der freien Letten wird Ihnen wohl schon bekannt geworden sein, sie ist nicht umfassend, und die neueste Geschichte mehr angedeutet als ausgeführt, doch ich gestehe, daß ich, was von mir dort gesagt wird, mit Vergnügen gelesen, weil ich auf nichts in meinem ganzen Leben so viel Wert setze, als darauf, zuerst in einer damals diesen Ideen ungünstigen Zeit für die Freiheit der Letten gesprochen, und später dafür so manches sehr Wichtige getan und den großartigsten Erfolg erlebt zu haben. Das erste Gesetzbuch für die freien Letten in der ersten von unsrem Monarchen ernannten Kommision habe ich als Redakteur entworfen, ich tausche es gegen kein Heldengedicht, das ich noch so schön etwa hätte dichten können, und jetzt hoffe ich, wenn die ritterschaftliche Bank sich formieren wird, mich bei meinen Standesbrüdern dafür zu bedanken, daß sie so menschlich und gerecht nicht ihren Vorteil, sondern das Glück ihrer Bauern beachtet, denn in diesem Kreditsystem glaube ich den Vorteil für alle Landgüter größer, als der Verlust bei Aufhebung der Leibeigenschaft gewesen."

Zu Kotzebue, an dessen Zeitschriften Schlippenbach langjähriger Mitarbeiter war und mit dem er bis kurz vor dessen Tode in Korrespondenz stand, äußert er sich wie folgt:

„. . . . Denn diesen Adelstolz teile ich mit meinen kurländischen Brüdern, daß ich wünschte, ganz Deutschland wüßte die edle Weise, mit welcher Kurlands Adel freiwillig seine Rechte beschränkt, um die Rechte der Menschheit zu erheben. Ich wünschte, daß man auf meinem Grabe dereinst nichts anders schreibe, als daß ich wesentlich zur Aufhebung der Leibeigenschaft in meinem Vaterlande beigetragen habe. Es ist ebenso gut als hätte ich viele Schlachten gewonnen, denn auch der Eigennutz und Vorteil steht ihren Mann."

Ganz interessant ist nachfolgender Bericht von Schlippenbach an einen Freund, wahrscheinlich wohl in Deutschland, über den Aufenthalt des Kaisers in Mitau:

„Der Kaiser hat die nunmehr bestätigte Bauernordnung selbst nach Kurland gebracht und sich gegen den hiesigen Adel sehr gnädig bewiesen. Eine Deputation von Bauern ward ihm vorgestellt und diesen sagte er, nicht er, sondern ihre bisherigen Erherren hätten ihnen die Freiheit auf seinen Wunsch geschenkt, und daher müßte schon Dankbarkeit ein neues Band des Gehorsams und der Anhänglichkeit gründen. Gesetze würden übrigens die Bauern vor jeder Willkür schützen, aber auch strenge zügeln, um allen Mißbrauch der neuen Rechte zu verhüten. Die Bauern, meistteils schöne kräftige Leute, wie es in Kurland größtenteils die Bauern sind, dankten dem Monarchen mit nicht zeitungsmäßiger, sondern wahrhafter Rührung, und sagten, sie wünschten, daß er auch den Dank ihrer Kindeskinder erlebe. Der Monarch nahm gütig und wirklich gerührt diesen Ausdruck des Herzens entgegen und besonders schien ihm die Furchtlosigkeit und Freimütigkeit zu gefallen, mit welcher sich diese Leute betrugen. Bei der Tafel brachte der Monarch im Ritterhause die Gesundheit seines wohlgesinnten kurischen Adels aus und trat gegen Abend des 31. Septembers, gerade an seinem Namenstage seine Reise nach Deutschland an. Bei der Station Frauenburg ward der Kaiser umgeworfen, doch da der Postillon durch die Dunkelheit der Nacht entschuldigt ward und die Pferde auch durch einen andern Wagen scheu geworden, so war des Kaisers erster Befehl auf der nächsten Station den armen Postillon ja nicht zu bestrafen. Vielmehr hat der gütige Monarch ihn noch für den Schreck beschenkt. Solche Züge der Menschlichkeit sind meinem Gefühl nach wahrhafte Mosaikstücke von Edelsteinen, um die Züge des Bildes eines Monarchen darzustellen."

Das neue Gesetz schrieb Schlippenbach in seinen Reiseerinnerungen, soll das Wohl der Leibeignen mit dem des Gutsbesitzers vereinen. Das Gesetz stelle den leibeigenen Bauer in Kurland als Person auf, dem Pflichten aber auch Rechte gehören, die nicht die Willkür, sondern der ausgesprochene Wille des Staates sakrirt. Es ist aber ein Erfahrungsgrundsatz, daß der Übergang vom Sklaven zum freien Mann ohne Nachteil für jenen nicht plötzlich geschehen darf, und daß bei dem Worte: Werde frei, wie bei jenem, welches Gott zum Chaos sprach, es werde

Licht, dennoch bis zur Vollendung einer neuen Welt mehrere Schöpfungstage nötig sind. Daher bleibe der ackerbautreibende Bauer für einige Zeit noch dem Boden, der ihn nähre, verpflichtet, doch durch Gesetze geschützt, die ihn der Aufsicht — nicht der Willkür des Herrn übergeben. Der Bauer stehe nicht so getrennt von seinem Herrn, um seinem Herzen entfremdet zu werden, und der Stolz der Gutsbesitzer Kurlands bleibe immer der, wohlhabende Bauern zu haben. Der Bauer muß den Begriff eines freien Standes erst kennen lernen, sein Geist werde erst entfesselt, ehe seiner Person unbeschränkte Freiheit der Handlungen zugeteilt sei. Schulen mögen angelegt, und so Kenntnisse verbreitet werden, die ihn seiner Bestimmung als Mensch in jeder Beziehung entgegenführen.

Wie Recht Schlippenbach mit seiner Ansicht hatte, daß der Leibeigene sich erst in seine Freiheit hineinleben müsse, geht aus nachfolgenden Zeilen an Perthes hervor:

„Die neuen Einrichtungen haben nun schon seit mehreren Monaten ihren Anfang genommen. Anfangs waren in einigen Gegenden Unruhen. Die Bauern wollten nicht zugeben, daß die Richter aus ihrer Mitte beeidigt würden und glaubten mit diesem Eide die kaum erhaltene Freiheit wieder abzuschwören. Es mußten sogar ernste Maßregeln genommen werden, und die Ruhe ward nun sehr bald durch Militär hergestellt. Jetzt ist Alles und selbst der Gutsherr zufrieden, der die Bemerkung machen muß, daß die freie Hand nicht schlechter arbeitet, als die des Sklaven. Wir werden nicht an Revenüen verlieren, und recht zur Belohnung des guten Werkes hat der Himmel ein schönes fruchtbares Jahr gegeben."

Diese stolze freudige Stimmung spiegelt sich in allen Briefen der Männer wieder, denen das Gelingen dieses großen Werkes Herzenssache geworden. Der nachfolgende Brief von Baron George Benedict v. Engelhardt, desselben, der sich so objektiv zur Ansicht von Perthes über die Stellung des Adels geäußert, hat trotz seines intimen Charakters des Freundesbriefes viel interessantes. Die Aufhebung der Leibeigenschaft war eines der Ziele gewesen, in dem Engelhardts Lebenszweck eingeschlossen war. Als juristischer Schriftsteller damaliger Zeit in Kurland bedeutend, ist er u. A. der Verfasser von: Einige Worte an Kurlands

Bauern über die wichtigsten in den Allerhöchst bestätigten Kurländischen Bauerverordnungen enthaltenen Bestimmungen." Die juridischen Mitteilungen über gemeinsame Arbeit im Oberhofgericht lasse ich aus.

Barbern, den 25. Juli 1818 oder 19?

Gestern erhielt ich Dein eben so freundschaftliches als geistreiches Schreiben, und wenn auch die Najaden von Barbern bis jetzt eben nicht wohltätig auf meine Physik wirket, so hat Dein Brief desto kräftiger auf mein zum Trübsinn gestimmtes Gemüt influenziert; denn es ist doch nichts, das so kräftigt und mutigt, als die Überzeugung von guten und edlen Männern geliebt zu werden. . . . Zur Großvaterschaft meinen herzlichen Glückwunsch. Mit allem und jedem in dieser besten Welt ist Unbequemlichkeit verschmolzen — doch ist es süß — sich in Kindern und Kindeskindern verewigt und vervielfältigt zu sehen. Nie lieben Kinder die Eltern so, wie die Eltern ihre Kinder. Der Grund dieses Phänomens ist — weil die Eltern — in den Kindern — nicht diese in den Eltern fortleben. Dies mächtige Streben und Sehnen nach aller Art von Fortsein ist stärker als das Gefühl der Dankbarkeit, denn sonst müßten die Kinder die Eltern mehr lieben, als die Eltern ihre Kinder. . . . .

Die Liefländer haben auch die persönliche Freiheit proklamiert. Ich hoffe es noch zu erleben, daß man in Europa nicht blos wird sagen können: Jure naturali omnes homines liberi nascuntur — sondern Jure naturali et civili omnes hominis liberi sunt.

Dies schreckliche System, nach welchem ein Mensch in der Kategorie von Sachen stand, und wie ein Pferd oder Hund verkauft oder verspielt werden konnte, muß untergehn überall bald oder spät. Alle solche unnatürliche Institute der civil legislation zerschmelzen wie der Schnee in der Märzsonne, sobald die Vernunft erwacht — und dann wird wahr, was der römische Legislator schon aussprach: Jura naturalia semper firma atque immutabilia permanent; jura civilia vero saepe mutari solent.

Opfer hat der Adel durch Aufhebung der Leibeigenschaft gebracht und zwar nicht nur pekuniäre Opfer, sodern auch

Opfer an Rechten, von welchen sich der Mensch nicht gerne trennt. Aber — er war diese Opfer der Menschheit schuldig — und was er an Einnahmen und Rechten verloren — wird er an moralischer Würde gewinnen, denn man sage, was man wolle, so erniedrigt Leibeigenschaft nicht nur den Leibeigenen, sondern auch den Besitzer von Leibeigenen! Umgang mit Menschen, die eigentlich keine Menschen sind, hemmt den höhern Flug der Seele und verfinstert den Blick in die höhere Bestimmung der Menschheit. Mögen Tausende winseln über unsere Lebensepochen, in der, weil eine neue Schöpfung vorgeht, Verluste die Priviligierten treffen mußten; — ich freue mich — gerade in dieser Epoche zu leben, weil ich auch Anteil habe an den Opfern, die wir bringen müssen, um eine schöne Weltordnung unsern Enkeln herbeizuführen. So etwas muß man, um Ersatz in sich zu finden, nicht abhorto colle, sondern con amore machen. Lebe wohl, geliebter Freund! und meine Versicherung, daß ich Dir gehöre mit der Überzeugung an, mit der ich sie aussprach.

George von Engelhardt.

Auch die Dichtkunst bemächtigte sich des großen Stoffes. Probst Launitz aus Grobin sendet sein Geistesprodukt an Schlippenbach mit folgenden Zeilen:

Grobin, den 12. Nov. 1819.

Hochzuverehrender Herr Landrat und Ritter!
Hochwohlgeborener Herr!

Ew. Exellenz sind ein Antagonist der lettischen Sprache; Sie werden also mein Büchlein: „No brisweetibas" in den Winkel werfen, wie Friedrich der Große unsere teutschen Autoren. Doch diesmal Gnade! Das Büchelchen soll Ihnen nur beweisen, wie sehr ich Ew. Exellenz schätze und verehre. Wem die Kamöne des dulce canere nicht vergönnt hat, der schreibt lettisch und singt lettisch sein Lied.

Mit herzlicher Hochachtung Ihr treuer und gehorsamer Diener

Launitz.

Schlippenbach antwortet:

Hochwohlehrwürdiger Herr! Hochgelehrter Herr Probst!

Mit herzlichem Dank habe ich das Andenken Ihrer Schrift „No brihwetibas" erhalten, und um des Nutzens willen, den

diese zur richtigen Ansicht der Freiheit und ihre Rechte und Pflichten verbreiten wird, des Erscheinens dieser Schrift mich gefreut. Ich bin kein Antagonist der lettischen Sprache, doch wenn es Bestimmung der Letten sein soll alle Stufen der vollkommensten Bildung einmal erreichen zu können, dann glaube ich, wird er es mit seiner Sprache machen müssen wie unsere Kinder, die erst in zarter Jugend auch zuerst lettisch sprachen, doch nachher diese Sprache zwar nicht vergessen, doch nicht bemühen, um sich völlig auszubilden, sondern hierzu schon mehr gebildete Sprachen wählen. Diese innere Überzeugung kann ich dem lettischen Schriftsteller wohl gestehn, der auch ein deutscher Schriftsteller von Verdienst ist und der den Inhalt seiner in anderen Sprachen gebildeten Begriffe ins Lettische überträgt, um zu nützen, nicht um eine neue Literatur von klassischem Werte für eine Nation von höchstens 600,000 Menschen zu bilden, wo wohl mitten, recht im Kern dieser Nation noch obendrein deutsche Sitte, Sprache, Gesetze, Literatur herrschend, entschieden herrschend ist, und wo man im Voraus 1000 gegen eins wetten könnte, daß nie und nimmer in der Höchsten Appelations-Instanz lettische Akten geführt werden oder die Landbehörde lettische Verfügungen schreiben, und wo also wenigstens die Sprache eine Sklavin bleibt, während der sie sprechende ein freier Mann sein und werden soll. Doch ich glaube, daß, könnten wir die deutsche Sprache auf die lettischen Seelen so schnell propfen, daß in 3 bis 4 Jahren Früchte erlebt würden, wir in 10 Jahren deutsche Bauern und derzeit solche haben würden, welche aus dem Ackerbau dreifachen Mehrgewinn zögen, als jetzt erhalten wird. Ich will noch weiter meine Ketzereien gestehn und zwar, daß ich gern die klassische Literatur aller Völker begraben sehen würde, mit Ausnahme der einen schon völlig gebildeten, welche als allgemeine Sprache des ganzen Erdbodens übrig bleiben sollte. Gewiß gewönne man an Sinn, was an Worten verloren gegangen, und das Leben des Gelehrten wäre um viele Jahre länger dem Forschen nach Begriffen geschenkt. Jetzt sitzt auf jedem Sprachzweige ein anderer gelehrter Vogel und pfeift. Es ist zwar ein Konzert, aber man sieht doch selbst an Nachtigallen, daß sie vollkommen singen, wenn viele die-

ſelben Töne angeben. Im Himmel iſt gewiß nur eine Sprache, und wie ſoll aber auf Erden keine wünſchenswerte Vollkommenheit ſein, was eine des Himmels ſelbſt genannt werden kann. Nun denken Sie, wenn noch ſo eine Winkelſprache, wie unſer lettiſch ſich in andere Sprachen melieren will, als wäre ſie des Rechtes, und habe ihre Hexameter ſo gut wie die griechiſche, um ſie nach Belieben kurz oder lang zu gebrauchen. Nein, der Lette wachſe zum Deutſchen heran, wie er zum freien Mann heranwachſen ſoll, und wir ſtellen dann die lettiſche Literatur im Dome zu Riga aus, wo die alten Ritter Schwert und Mantel niederlegten, als ſie ſich zu Erbherrn der Letten machten. Dort mögen dann beide Denkmäler alter Zeit neben einander als Raritäten ruhn."

Iwan Sſuſſanin, das Symbol der ruſſiſchen Volkstreue.

Zum Gedächtnis an die Thronbeſteigung des Hauſes Romanow vor dreihundert Jahren.

Am Denkmal, das zum Gedächtnis des tauſendjährigen Beſtehens des ruſſiſchen Reiches errichtet wurde, erhebt ſich auch das Bildnis eines ruſſiſchen Bauersmannes, die ſchlichte Geſtalt des Koſtromaſchen Bauern Iwan Sſuſſanin — ein Symbol der Treue und Hingebung des ruſſiſchen Volkes für ſeinen Zaren, jener Treue bis zum Tode, die bis heute in ihm lebendig iſt und ſo Gott will bleiben wird.

Seitdem die Oper Glinkas „Das Leben für den Zaren", zu der einer unſrer Landsleute, Baron Roſen den Text geſchrieben hat, im J. 1836 zum erſten mal aufgeführt worden, iſt die Geſtalt Iwan Sſuſſanins zu einer der populärſten hiſtoriſchen Perſönlichkeiten geworden, von der jedermann zu erzählen weiß, was ſie getan, daß ihr Name bis zum heutigen Tage ruhmvoll in der Nachwelt lebendig iſt.

Dies aber weiß man ſich von ihm zu erzählen:

Als im Frühling 1613 die Nachricht von der Wahl Michail Romanows zum Zaren zu den immer noch in Rußland umherſchweifenden und plündernden Polen gelangte, beſchloſſen ſie, ihn töten zu laſſen, und ſandten zu dem Behufe eine Schar aus. Davon unterrichtet, daß Michail ſich nicht in Koſtroma, ſondern auf ſeiner Beſitzung Domnino im Koſtromaſchen Gouvernement aufhalte, drang die polniſche Bande in das Dorf ein, ergriff den Bauern Iwan Sſuſſanin und verlangte, daß er ihr den Weg zur Behauſung des Zaren zeigen ſolle. Durch das Ausſehen der Frageſteller ſtutzig gemacht und in ihnen feindliche Polen erkennend, war Sſuſſanin ſchnell entſchloſſen, Michail, der ſein angeſtammter

Herr und zugleich erwählter Zar war, zu retten, und erklärte den Polen, er werde ſie zu Michail führen, ſchlug aber den entgegengeſetzten Weg in einen dichten Wald ein. Während er dort die Polen in entſetzlichem Wetter in die Irre und immer tiefer in die unwegſame und abgrundreiche Wildnis führte, eilte — nach Einigen Sſuſſanins Schwiegerſohn Bogdan Sſobinin, in der Oper aber der von Sſuſſanin erzogene Waiſenknabe Wanja — zur Behauſung Michails, um ihn zu warnen und vor dem Anſchlage zu retten. Das gelang, und Michail begab ſich in das feſte Koſtroma in Sicherheit. Inzwiſchen war es Nacht geworden; die erſchöpften und durch die Schwierigkeiten und die Länge des Weges ungeduldig und mißtrauiſch gewordenen Polen fingen an Verdacht zu ſchöpfen und ihren Führer zu ſchelten: „Du betrügſt uns!“ riefen ſie. — „Nicht ich betrüge Euch,“ antwortete Sſuſſanin, — „Ihr betrügt Euch ſelbſt, Ihr täuſchtet Euch, wenn Ihr glaubtet, ich würde Euch den erwählten Zaren ausliefern. Michail Feodorowitſch iſt gerettet, Ihr aber ſeid weit von ſeinem Gute entfernt. Hier iſt mein Kopf; macht mit mir, was Ihr wollt, ich befehle meine Seele Gott!“ — Ergrimmt fielen die getäuſchten Polen über Sſuſſanin her, marterten ihn und hauten ihn ſchließlich in Stücke. Sie ſelbſt aber konnten den Ausweg aus dem Walde nicht finden und gingen im Schneeſturm zu Grunde — alle ohne Ausnahme! Die Nachkommen Iwan Sſuſſanins von ſeiner Tochter Antonida und ihrem Manne, dem bereits erwähnten Bogdan Sſobinin, wurden von Michail reich belohnt, von allen Abgaben für alle Zeiten befreit und in den freien Beſitz eines Geſindes des Dorfes Domnino geſetzt, von wo aus ſie, ſo lange Michail regierte, häufig gen Moskau fuhren und beim Zaren zu Gaſt waren. Die ſpäteren Herrſcher haben dann den Gnadenbrief Michails den Nachkommen Sſuſſanins von Zeit zu Zeit beſtätigt und erneuert.

In der Tat, die heroiſche Selbſtaufopferung Sſuſſanins mußte für das Reich von der größten Bedeutung ſein! Man vergegenwärtige ſich die Lage der Dinge. Der Moskauſche Staat war zerſtört; Städte, Flecken und Dörfer ausgebrannt; die Felder lagen unbeſtellt; die Bevölkerung war weit und breit auseinandergelaufen und auf allen Straßen und Wegen lauerte Raub und Totſchlag. Ein Heer gab es nicht, die Kaſſe war leer.

Die Schweden nahmen Pleskau und Nowgorod ein, die Polen saßen in Smolensk. Der Ataman Saruzki mit Marina Mnischek hatten sich Astrachans bemächtigt und der Pole Lissowski mit seinen Reiterbanden schäumte raubend und plündernd im Lande umher. Und jetzt war endlich am 21. Februar in Moskau unter nicht geringen Schwierigkeiten die Wahl Michail Romanows zum Zaren zustande gekommen. Es liegt auf der Hand, daß sein Tod unter solchen Verhältnissen und zu diesem verhängnisvollen Zeitpunkte das Land sofort wieder in neue unabsehbare Wirren, in den Abgrund des Verderbens hätte stürzen können, leicht hätte geschehen können, daß Rußland den Polen zur Beute gefallen wäre. Welch ein großes Verdienst also um das Vaterland mußte die heldenmütige Tat Sussanins bedeuten, welch unsterblichen Dank ihm die Nachwelt zollen, wenn — ja wenn die „Rettung" des erwählten Zaren wirklich geschehen wäre, wenn die Erzählung davon historische Tatsachen berichtete. Aber — es ist eine Legende, eine schöne Legende, dazu noch neueren Ursprungs, die in einer höchst merkwürdigen Weise zustande gekommen ist und noch bis auf den heutigen Tag in Schul- und anderen Büchern als geschichtliche Tatsache erzählt wird, obgleich der große russische Historiker Kostomarow schon längst ihre Unhaltbarkeit unwiderleglich dargetan hat.

Die zeitgenössischen Quellen aus der Epoche der Wirren — von diesem Punkte ist hierbei auszugehen — wissen von diesem bedeutungsvollen Ereignis nichts zu erzählen. Weder ausländische noch russische Berichte und Schriftsteller erwähnen seiner auch nur mit einem Worte. Weder die Nikonowsche Chronik noch die große Wahlurkunde, die beide über alle Ereignisse bei der Thronbesteigung Michail Romanows mit der breitesten Ausführlichkeit berichten, enthalten auch nur die geringste Andeutung darauf. Weder die spezielle umfangreiche Urkunde Michails noch eine zweite der Zarin-Mutter, in denen beide ausführlich alle Ereignisse vor und bei der Zarenwahl schildern, und zwar gerade deshalb, um aller Welt die Größe der Gefahren und Mühen vor Augen zu stellen, denen sich Michail durch die Annahme der Wahl zum Zaren, ausgesetzt habe, — keine von ihnen, in denen man doch unbedingt erwarten müßte, diesen hochwichtigen Vorfall erwähnt zu finden, weiß auch nur eine Silbe davon zu

melden. Auch aus der folgenden Zeit liegt uns nicht die geringſte Nachricht über Sſuſſanins Heldentat vor, ja auch nicht einmal eine Andeutung darüber, wie E. Bauer in einem Aufſatz zu dieſem Gegenſtand bemerkt, daß Sſuſſanin etwa im Volksmunde als Retter Michails fortgelebt hätte.

Bis zum Jahre 1804 weiß niemand irgendetwas von dieſer patriotiſchen Tat; dann erſt wurde ſie von dem Geographen Schtſchekatow „entdeckt“. Dieſer weiß nämlich in ſeinem 1804 erſchienenen „Geographiſchen Lexikon“ folgendes zu erzählen:

„Als die Wahl zum Herrſcher von Rußland auf den Bojaren Michail Feodorowitſch Romanow gefallen war, beſchloſſen die aus allen Gegenden des ruſſiſchen Reiches verjagten Polen, nachdem ſie erfahren, daß der erwählte Herrſcher ſich nicht in Koſtroma, ſondern auf ſeinem Erbgute im Koſtromaſchen Kreiſe befand, dieſen für ſie allergünſtigſten Umſtand zu benutzen und Michail zu verderben. In nicht geringer Anzahl eilten ſie geradeswegs zum Dorfe, ohne im Geringſten daran zu zweifeln, daß ſie daſelbſt den jungen Bojaren finden würden. Als ſie am Orte angelangt waren, begegnet ihnen der Bauer des dem zariſchen Hofe zugehörigen Dorfes Domnino, Iwan Sſuſſanin; ſie ergreifen ihn und forſchen nach dem Orte, wo ſich die geſuchte Perſönlichkeit befinde. Der Bauer, welcher aus den Zügen der Polen ihre böſe Abſicht lieſt, erklärt, er wiſſe es nicht, — aber die Polen, vorher davon unterrichtet, daß der erwählte Herrſcher ſich tatſächlich auf jener Beſitzung befände, ſind nicht willens, den Bauern lebend aus ihren Händen zu laſſen, wenn er nicht den wahren Ort zeigen werde. Die Böſewichter quälen ihn und fügen ihm unerträgliche Wunden zu: aber alles dieſes war nicht imſtande, den treuen Bauern zu veranlaſſen, ſein ſo wichtiges Geheimnis zu verraten. Er weiſt ſie vielmehr, um ſie von weiteren Nachforſchungen abzuhalten, nach verſchiedenen unrichtigen Orten hin. Endlich, nachdem er viele Martern durch dieſe Böſewichter erduldet, verliert unſer Märtyrer ſein Leben, wodurch er jedoch das Leben ſeines Herrſchers rettet.“ Der Zar habe dann ſpäter, ſo ſchließt Schtſchekatow ſeine Erzählung, den Nachkommen Sſuſſanins Land, Freiheiten und Privilegien verliehen, die er nach einem Gnadenbriefe aufzählt, den der Zar Michail tatſächlich im J. 1619 dem Schwiegerſohne Sſuſſanins ausgeſtellt hat.

Das iſt die erſte ausführlichere Erzählung, die über dies Ereignis vorliegt. Wo hat nun Schtſchekatow ſeine Nachrichten her, aus welchen Quellen hat er geſchöpft? Nun, ſeine einzige Quelle iſt und kann nur ſein eben jene Gnadenurkunde Michails vom J. 1619, die er ſelbſt zitiert, die einzige Stelle, an der ſchon vor 1804 Sſuſſanins Name genannt wird. Schtſchekatow erwähnt dabei auch eine ſpätere Beſtätigung dieſer Urkunde durch die Kaiſerin Katharina II, mit der naiven Bemerkung, daß dieſe durch ihre Unterſchrift „die Wahrheit dieſer Anekdote unſtreitig beglaubigt“ habe.

Die erwähnte Gnadenurkunde von 1619 berichtet nun nicht mehr und nicht weniger als folgendes:

Wir von Gottes Gnaden Großer Herr, Zar und Großfürſt Michailo Feodorowitſch, Selbſtherrſcher aller Reuſſen, haben in Unſerer Zariſchen Barmherzigkeit und auf den Rat und die Bitte Unſerer Mutter, der Hochehrwürdigen Nonne Martha Iwanowna, geruht den Bauern Unſeres im Koſtromaſchen Kreiſe belegenen Dorfes Domnino, Bogdaſchka Sſobinin, für die Verdienſte um Uns und das vergoſſene Blut und die Leiden ſeines Schwiegervaters Iwan Sſuſſanin zu belohnen: Als wir nämlich, Michailo Feodorowitſch, Großherr, Zar und Großfürſt des ganzen ruſſiſchen Reiches in dem verfloſſenen Jahre 121 [= 1613) in Koſtroma waren, damals kamen in den Koſtromaſchen Kreis polniſche und litauiſche Leute, und ergriffen dieſe litauiſchen Leute damals den Schwiegervater des Bogdaſchka, Iwan Sſuſſanin, und marterten ihn mit großen, maßloſen Martern und forſchten ihn aus, wo Wir, Großherr, Zar und Großfürſt des ganzen ruſſiſchen Reiches damals wären; und Iwan, der wohl wußte, wo Wir, der Herrſcher damals waren, und der von jenen polniſchen und litauiſchen Leuten maßloſe Martern erduldete, ſagte von Uns dem Herrſcher, jenen polniſchen und litauiſchen Leuten nicht, wo Wir damals waren, und die Polen und Litauer quälten ihn zu Tode. Und Wir, Michailo Feodorowitſch, Großherr, Zar und Großfürſt des ganzen ruſſiſchen Reiches, verleihen ihm, Bogdaſchka, für den uns erwieſenen Dienſt und das vergoſſene Blut ſeines Schwiegervaters Iwan Sſuſſanin, die Hälfte des im Koſtromaſchen Kreiſe belegenen und zu Unſerem Dorfe Domnino gehörigen Geſindes Derewniſchtſch, in welchem er,

Bogdaſchka, jetzt lebt, und befehlen, daß er 1½ Tſcheten [d. h. nur ¾ Deſſätin] Landes frei beſitzen ſolle; von dieſem halben Geſinde und von den 1½ Tſcheten Landes befehlen Wir weder von Bogdaſchka, noch von ſeinen Kindern und Enkeln und Urenkeln irgend welche Steuern an Uns, oder Verpflegungen und Vorſpanne, oder jeder Art Auflage von Getreidelieferungen im Allgemeinen und an den Hof, oder Abgaben für den Städten zu leiſtende Arbeiten, für Brückenbau oder für irgend etwas Anderes zu erheben. Wir befehlen im Gegenteil, daß er und ſeine Kinder und Enkel und ſein ganzes Geſchlecht dieſes halbe Geſinde unveräußerlich frei beſitzen ſoll. Sollte aber dieſes Unſer Dorf Domnino in den Beſitz irgend eines Kloſters übergehen, ſo befehlen Wir, daß das halbe Geſinde Derewniſchtſch und die 1½ Tſcheten Landes an das Kloſter mit dem Dorfe nicht übergeben werden ſollen, — ſondern daß vielmehr, gemäß Unſerer Zariſchen gnädigen Verleihung, Bogdaſchka Sſobinin und ſeine Kinder, Enkel und Urenkel, ſowie ſein ganzes Geſchlecht unveräußerlich im Beſitze deſſelben auf ewig verbleiben.

Gegeben in Moskau im J. 7128 [= 1619] am 30. Tage des November.

Im Jahre 1633 erhält dann die Witwe Sſobinins, Antonida, die Tochter Iwan Sſuſſanins, eine Beſtätigung dieſes Gnadenbriefes, in der nur der Gegenſtand der Landſchenkung, aus Urſachen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, abgeändert war, im übrigen aber über den Vorfall von 1613 nichts anderes erzählt wird, als was auch ſchon in dem Gnadenbrief von 1619 geſtanden hatte. Späterhin haben die Nachkommen Sſobinins dann noch mehrere Mal Beſtätigungen ihres Privilegiums erhalten, 1641, 1691, 1767 und zuletzt noch 1837; aber auch in allen dieſen Beſtätigungen findet ſich über jenes Ereignis nicht ein Wort mehr, als was ſchon die Urkunde von 1619 berichtet hatte.

Schon ein ganz flüchtiger Vergleich der Erzählung Schtſchekatows mit dem, was die Gnadenurkunde berichtet, zeigt aufs deutlichſte, in wie lebhafter Weiſe Schtſchekatow beim Ausſchreiben ſeiner Quellen der freiſchaffenden Phantaſie hat die Zügel ſchießen laſſen.

Was iſt es denn, was die Urkunde erzählt? Sie beſagt nicht mehr, als daß 1613 der Bauer Sſuſſanin aus dem Koſtro-

maschen Kreise von polnischen und litauischen Leuten ergriffen, nach dem Aufenthalt Michails befragt und, als er diesen nicht nennen wollte, zu Tode gequält worden sei, wofür der Zar seinem Schwiegersohn und den Nachkommen nunmehr die aufgezählten Freiheiten als Belohnung für den erwiesenen Dienst gewähre. Nichts weiter. Weder wird erwähnt, wo und wann das Ereignis stattgefunden, noch auch, daß sich Michail damals auf seinem Gute Domnino aufgehalten habe; weder, wie groß oder klein die polnische Schar gewesen, noch auch ob sie zu den regulären Truppen oder zu einer räuberischen Bande gehört habe. Dagegen wird aber zweierlei durch die Urkunde unzweifelhaft festgestellt: erstens, das Michail damals in Kostroma weilte, und zweitens, daß er erst volle sechs Jahre später, und zwar auch dann nicht von sich aus, sondern erst auf das Gesuch der Zarin-Mutter die Nachkommen Sussanins belohnt hat, belohnt noch dazu in einer so geringfügigen Weise, wie es einer so bedeutungsvollen Tat, welche die Rettung des erwählten Zaren und damit vielleicht die Bewahrung des ganzen Reiches vor neuen Wirren gewesen wäre, doch nur wenig zu entsprechen scheint. Ähnliche Verleihungen finden sich zudem in einer großen Anzahl zarischer Gnadenbriefe aus jener Zeit an die verschiedensten Personen. Aus der Urkunde geht ferner nicht einmal mit hinreichender Sicherheit hervor, daß Michail damals, als Sussanin zu Tode gequält wurde, bereits erwählter Zar war, denn der Titelzusatz „Großer Herr, Zar und Großfürst" zu dem „Als Wir" usw. besagt nicht notwendig mehr, als eben den Titel des im J. 1619 die Urkunde ausfertigenden Zaren.

Und was hat nun Schtschekatow aus diesen einfachen Angaben gemacht, was für eine dramatisch belebte Erzählung, die schon alle jene Elemente der Ausschmückung in sich trägt, mit denen dann spätere Schriftsteller sie noch weiter ausgeführt und bis ins Einzelne verziert haben!

Läßt sich denn ein Vorgang, wie ihn diese Schriftsteller schildern, historisch auch nur wahrscheinlich machen? Wenn er wirklich stattgefunden haben soll, so kann das nur zwischen dem 21. Febr. 1613, dem Tage der Erwählung Michails zum Zaren in Moskau, und dem 13. März, dem Tage, an dem die große Gesandschaft, die Michail seine Wahl verkünden soll, in Kostroma im Hypatius-Kloster eintrifft. In dieser Zeit waren aber nördlich

von Smolensk keine polnischen Truppen mehr vorhanden. Es könnte sich also etwa um eine Schar aus den Lissowskischen Banden gehandelt haben. Aber vor einer solchen war Michail in dem starken und festen Kostroma, gegen das solch eine Bande garnichts hätte ausrichten können, in vollkommenster Sicherheit und Sjussanin hätte keinerlei Bedenken zu tragen brauchen, den Polen zu sagen, sein Herr sei in Kostroma. — Ferner: woher soll diese polnisch-litauische Bande so schnell die Kenntnis davon erlangt haben, daß Michail zum Zaren erwählt worden, woher auch Sjussanin in seinem entlegenen Domnino schon damals diese Kenntnis gehabt haben? Woher sollen die Polen zugleich gewußt haben, daß Michail sich im Kostromaschen Kreise auf dem Lande befinde, wo doch nicht einmal die große Gesandschaft, die an ihn am 2. März aus Moskau abgefertigt wurde, eine Ahnung davon hatte, wo er sich aufhalte, und deshalb in ihrer Instruktion angewiesen werden mußte, „nach Jaroslawl zu gehen oder wo er, der Herrscher, sich befinden werde."

Und dann: wenn die nach Glinkas Bericht von Sjussanin irregeführten Polen ihn massakrierten und darauf in winterlicher unwirtlicher Waldwildnis allesamt bis auf den letzen Mann elend zu Grunde gingen, wer war es denn, der die Meldung von diesem Vorgang überhaupt zurückbringen konnte? Ein Nachfolger Glinkas, Fürst Koslowski, hat diesen Widerspruch offenbar empfunden und ihn daher 1840 in seinem Buche „Ein Blick auf die Geschichte Kostromas" dadurch zu lösen gesucht, daß er einfach erzählt, Sjussanin sei es während der Verhandlungen mit den Polen gelungen, seinem Schwiegersohn Sjobinin einen Wink zu geben, daß er Michail warne und dieser habe sich dadurch nach Kostroma in Sicherheit bringen können. Aber weshalb mußte dann Michail sechs Jahre später erst durch seine Mutter auf diese Handlung Sjussanins und Sjobinins aufmerksam gemacht werden? Indessen, Koslowski weiß auch diese Schwierigkeit zu umgehen: er weiß zu erzählen, daß Michail schon gleich nach seiner Rettung die Leiche Sjussanins aufsuchen und mit großen Ehren im Hypatius-Kloster bestatten läßt. Ja, er weiß hierfür sogar eine bis dahin ganz unbekannte Quelle zu nennen, die angeblich auf alte Volksüberlieferungen zurückgehen sollte, eine Handschrift, die dann später, im J. 1871 im „Russischen

Archiv" von Dorogobuſhinow veröffentlicht wurde, weil er „ſich und dem ruſſiſchen Volke den Glauben an Iwan Sſuſſanin nicht rauben laſſen wolle." Es ſind Aufzeichnungen des Protojereis an der Kirche in Domnino, Alexei Domninſkij, die der Herausgeben „Volksüberlieferungen" nennt. Sie berichten, was der Verfaſſer von ſeinem Vater und dieſer von ſeinen Vorfahren gehört hat, die alles wiederum von zwei Popen, den Gebrüdern Stepanow herhaben wollten, die um 1700 in Domnino gelebt hätten. Indeſſen erklärt der Protojerei Alexei ſelbſt ausdrücklich, daß die Bauern des Dorfes Domnino *nichts* von Iwan Sſuſſanin wüßten und alles *bloß von den Prieſtern* erfahren hätten. Dieſe Aufzeichnungen wiſſen nun ſo mancherlei Detail über jenes Ereignis von 1613 zu berichten, ſo z. B. daß Sſuſſanin Michail in ſeinem Hofe unter einer Krippe verborgen habe, oder, wie eine andre Verſion lautet, in einer Grube in ſeiner Scheune, die er mit verkohlten Balken bedeckt; die Scheune aber habe Sſuſſanin ſchon zwei Tage vorher, Unheil ahnend (!), abſichtlich angezündet (!). Ferner, daß Michail die einzelnen zerſtückten Körperteile Sſuſſanins mit eigener Hand ins Grab gelegt habe, daß Sſuſſanins Tochter Stepanida (sic!) ſpäter öfters zum Zaren nach Moskau zum Beſuch gekommen ſei uſw. Wie man ſieht hat hier die Phantaſie in beſonders üppiger Weiſe ihr Rankengeflecht um die Erzählung geſchlungen. Es war kaum noch nötig, daß der Hiſtoriker Koſtomarow noch im ſelben Jahre, wo dieſe angeblichen „Volksüberlieferungen" erſchienen, ihre gänzliche Unhaltbarkeit ausführlich nachgewieſen hat.

So alſo ſteht es um die geſchichtliche Autentizität der Erzählung von der Lebensrettung des neuerwählten Zaren Michail durch den treuen Bauern Iwan Sſuſſanin. Es iſt ja ſehr wohl möglich, daß Sſuſſanin, wie ſo viele, viele andre ruſſiſche Männer in jener Zeit, einer polniſch-litauiſchen Räuberbande zum Opfer gefallen iſt; auch das iſt möglich, daß er ſchließlich zuſammengehauen wurde, weil er ſich weigerte, den Banditen den Weg zum Hauſe ſeines Gutsherrn, des Bojaren Michail Romanow, zu zeigen, wo jene allerdings hoffen durften größere Beute zu machen, als etwa im Bauerndorfe. Aber alles andre — iſt Legende. Iſt zwar eine ſchöne und ſinnige Legende, ein Hohesliedauf die unverbrüchliche Treue des ruſſiſchen Volkes zu ſeinem

Zaren, aber doch nur eine Legende. Sie ist aber auch ein Symbol, das sich das russische Volk ebensowenig rauben zu lassen braucht, wie sich die Schweizer die unvergänglichen Sagen von Tell und von Arnold von Winkelried, die Symbole der schweizerischen Freiheits- und Vaterlandsliebe, jemals werden nehmen lassen.

Ist sie auch noch jung, die Legende von Iwan Sjussanin, ihr innerer und unvergänglicher Wert liegt in der Idee, die sie verkörpert; es ist die Idee der Treue bis zum Tode für den angestammten Zaren, die im tiefinnersten Wesen des russischen Volkes wurzelt und noch heute weithin allerorts im weiten Reiche lebendig ist und auch lebendig bleiben wird.

Die Gartenstadt.

Von Architekt **Theod. Burmeister.**

(Schluß.)

Soll die Industrie sich in einer Gartenstadt niederlassen, so müssen ihr zeitgemäße Produktionsbedingungen geschaffen werden. In welcher Weise dieses zu geschehen hat, lehrt uns Letchworth durch seine praktischen Erfolge. Beispiele lassen sich auch in anderen Gartenstädten finden, doch handelt es sich da meist um die Ansiedlung einzelner Firmen, oder um Projekte. Für eine gedeihliche Entwicklung der Industrie in den Gartenstädten ist es notwendig, daß die Fabrikparzellen auch zu einem billigen Preise hergegeben werden. Die Pacht muß bei Erfüllung der Bedingungen unkündbar sein. Keine einschränkenden Vorschriften dürfen die verschiedenartigen Baubedürfnisse in den Fabrikvierteln hemmen. Um diese Viertel vor einer spekulativen Ausnutzung für Wohnzwecke zu schützen, können entsprechende Maßregeln in den Pachtkontrakt hineingenommen werden. Für einen bequemen und billigen Warentransport kann durch Zweiggleise, unter Umständen auch Stichkanäle, gesorgt werden. (Hierdurch lassen sich gleichzeitig die Straßen der Gartenstadt vor einem großen störenden Lastverkehr schützen). Gegen eine Luftverschlechterung durch die Industrie werden vorbeugende Maßnahmen getroffen: die Lage der Industrieviertel zur Ansiedlung ist eine den herrschenden Winden entgegengesetzte. Um eine Rauchplage nie aufkommen zu lassen, müssen die Fabriken ihre Kraft von einer zentralen elektrischen Station erhalten, oder zu eigenen modernen rauchfreien Kraftanlagen gezwungen werden. Ein solches Vorgehen hat in Letchworth zu sehr günstigen Resultaten geführt und so manche industrielle Unternehmungen, die selbst auf reine Luft angewiesen sind, herangezogen. Besonders vorteilhaft scheint eine Uebersiedlung in die Gartenstadt für diejenigen Betriebe zu sein, welche höher qualifizierte Artikel produzieren und eine gelernte Arbeiterschaft brauchen.

Es hat sich gezeigt, daß die Arbeiterbevölkerung in den Gartenstädten auf einer höheren Kulturstufe steht, seßhafter ist und in sozialem Sinne versöhnlicher ist, als man es bei sonstigem

Arbeitermaterial findet. In Deutschland haben sich bis jetzt nur wenige Fabriken in den Gartenstädten niedergelassen, doch können sich die Verhältnisse ändern: es läßt sich deutlich eine zentrifugale Bewegungstendenz der Industrie beobachten. Hohe Steuern, große Bodenpreise, Raummangel und verschiedene veraltete und unpraktische Produktionsbedingungen zwingen die Industrie ihren Standort in den Städten zu verlassen und sich auf freiem Terrain anzusiedeln. Jetzt, wo das Telephon und das Automobil die schnellste Verbindung mit dem Zentrum ermöglichen, steht einer Dezentralisation der Industrie nichts mehr hindernd im Wege. Die günstigen Produktionsbedingungen, welche die Gartenstädte der Industrie bieten, erlauben es, in ihnen die Industriestätten der Zukunft zu vermuten. Es hat bereits so mancher Betrieb den Weg in die Gartenstadt gefunden. Die „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst" haben sich z. B. in Hellerau niedergelassen. — Wir sahen, daß die Gartenstadt eine industrielle Entwicklung begünstigt, aber andrerseits ist die Industrie von großer Bedeutung für das Aufblühen der Siedlung: durch ihren Einzug werden breite Bevölkerungsmassen herangezogen und ein lokales Geschäftsleben begründet.

Die rechtlichen Verhältnisse der Gartenstädte sind noch nicht überall geklärt. In staatsrechtlichem Sinne gibt es nur eine Gartenstadt, und dieses ist Letchworth. Alle anderen einschlägigen Siedlungen stehen in Abhängigkeit von alten Zentren; sie bilden keine selbständigen politischen Gemeinden, sondern gehören zu den betreffenden Land-, Stadt- oder Vorortsgemeinden, auf deren Gebiet sie entstanden sind. Die zufällige Zugehörigkeit ist eine mehr äußerliche und kommt im Charakter der Siedlungen nicht zum Ausdruck: die Gartenstadt entwickelt sich um das eigne Zentrum zu einem abgeschlossenen Ganzen. — Die meisten der deutschen Gartenstädte sind „Gesellschaften mit beschränkter Haftung". Öffentlich rechtliche Befugnisse besitzen sie natürlich nicht, privatrechtlich haben sie sich aber große Kompetenzen zu verschaffen gewußt: sie haben sich die Macht gesichert, über die Bebauung ihres ganzen Terrains selbst verfügen zu dürfen, (eine Macht, welche die kommunalen Verwaltungen anderer Städte nicht besitzen). Dieses ermöglicht eine planmäßig einheitliche und wirtschaftlich vorteilhafte Entwicklung und eine umfangreiche Wohnungs- und Bodenpolitik. Es liegt in der Hand der genossenschaftlichen Verwaltung das Maß der baulichen Bodenausnutzung der einzelnen Gartenstadtteile und damit ihre Besiedlungsdichte vorzuschreiben, dem Handel und der Industrie die Standplätze anzuweisen und durch eine größere Anzahl sich im Gesellschaftsbesitz befindlicher Wohnungen die Mietpreise beständig auf normalem Niveau zu erhalten. Von noch größerer Bedeutung als

die Wohnungspolitik ist die Bodenpolitik. In einer neuzeitlichen Bodenpolitik liegt einer der größten Erfolge, der Gartenstadtunternehmungen: überall sind wirksame Maßregeln zur völligen Unterdrückung der privaten Bodenspekulation durchgeführt worden. Die rechtliche Form ist dabei eine verschiedene, doch handelt es sich immer um das Prinzip eines gesellschaftlichen Besitzes oder Obereigentums an dem ganzen Gebiet. In England wird das übliche Erbpachtsystem angewandt. Deutschland besitzt seit dem J. 1910 eine ähnliche Rechtsform im „Erbbaurecht". Das Erbbaurecht gibt „das dingliche, veräußerliche Recht auf oder unter der Oberfläche eines Grundstückes ein Bauwerk zu haben." Es ist ein Gebrauchsrecht, welches auf eine bestimmte Zeit (gewöhnlich 50 bis 80 Jahre) gewährt wird. Nach Ablauf der Frist fällt nicht nur der Boden, sondern es fallen auch die Gebäude an den Obereigentümer zurück. Meist werden die Verbesserungen entschädigt und die Verschlechterungen abgezogen. Das Erbbaurecht hat bereits große Verbreitung gefunden. Von ähnlicher Wirkung ist das Wiederkaufsrecht, welches dem Obereigentümer für die Dauer von 100 Jahren ein Recht sichert, das Grundstück beim Konkurs, Kontraktbruch, bei Verwahrlosung und jedem Besitzwechsel zum ursprünglichen Verkaufspreise zurückzuerwerben. Eine andre Form der Bodenabtretung ist die Erbmiete. Angewandt wird sie in Hellerau. In diesem Fall befinden sich die Häuser auch in genossenschaftlichem Besitz und werden gegen eine jährliche Zinszahlung dem Mieter auf bestimmte Zeitdauer abgetreten. Bei Erfüllung des Kontraktes ist die Miete von Seiten der Gesellschaft unkündbar. Der Mieter hat jedoch das Recht gegen eine Entschädigung den Kontrakt jederzeit zu lösen. — Das Obereigentumsrecht, beziehungsweise der Besitz des Bodens, sichert der Gesellschaft den vollen Wertzuwachs. Ein solcher muß unbedingt eintreten, da die Ausnutzung des Bodens durch die Besiedlung eine intensivere wird. Der Wertzuwachs kommt der Gesamtheit zugute: durch ihn fließen Mittel in die genossenschaftliche Kasse, welche, dem Wohle aller dienende, Verbesserungen ermöglichen.

Eine Finanzierung der Gartenstädte wäre ohne den so gewonnenen Wertzuwachs garnicht denkbar, da die Gesellschaft nicht das Recht der Steuererhebung besitzt. Zur Deckung der budgetmäßigen Ausgaben kann nur der Boden- und Mietzins, der Gewinn aus den Zentralanlagen und der gewonnene Wertzuwachs verwandt werden. Die Einnahmen aus diesen Quellen stellen sich nur allmählich ein, so daß die laufenden Ausgaben anfangs aus dem Anlagekapital gedeckt werden müssen. Bei allen gartenstädtischen Gründungen ist ein sehr großes Anlagekapital erforderlich; meist wird es mit Hilfe von Aktien oder Anteilscheinen und Obligationen beschafft. Da die Rentabilität der

Gartenstadtunternehmungen meist keine sehr glänzende sein kann, ist es schwer Kapitalisten in genügendem Maße zu gewinnen. Eine große Erleichterung für die Gründung ist es, wenn das Gelände nicht gekauft zu werden braucht, sondern die ursprünglichen Grundbesitzer ihr Land zur Verfügung stellen und zur Gesellschaft mit so viel Geschäftsanteilen beitreten, als dem Werte der von ihnen abgetretenen Grundstücke entspricht. Die Gartenstadtunternehmungen sind durchweg solide fundiert worden: noch keine ist unter Konkurs gekommen. In Deutschland wird die Finanzierung neuerdings sehr erleichtert durch das entgegenkommende Verhalten der Landesversicherungsanstalten und durch die gelegentlich von den Nachbargemeinden geleisteten Bürgschaft. Viele Gartenstädte sind eben schon in der Lage eine Dividende zu zahlen. Meist darf sie ein festgesetztes Maximum nicht überschreiten (in Hampstead ist es 5 pZt., in Letchworth und den meisten deutschen Gartenstädten 4 pZt.). Der Rest des Reingewinnes ist für Verbesserungen der Anlagen bestimmt. In Letchworth. Hampstead und Hellerau kommt bereits eine maximale Dividende zur Auszahlung. — Die Bautätigkeit wird in den Gartenstädten meist nicht von der Gründergesellschaft selbst in die Hand genommen, sondern gemeinnützigen Baugesellschaften, oder der Privatinitiative überlassen. Die Beschaffung der Baugelder gestaltet sich bei den bodenrechtlichen Verhältnissen nicht ganz leicht. Besonders ungünstig für die private Bautätigkeit ist es, wenn das Immobil nach Ablauf der Baufrist ohne Entschädigung der Verbesserungen an die Gesellschaft zurückfällt: hierbei kann das Haus nur mit Tilgungsobligationen beliehen werden. Der in diesem Falle recht bedeutende fehlende Betrag für die Baukosten muß also von dem Bauenden selbst aufgebracht werden. Hierin ist eine Hemmung des gartenstädtischen Kleinhausbaues zu erblicken, da es sich bei diesem meist um kapitalschwache Besitzer handelt. In Deutschland ist man jetzt vielfach zu einer Verbesserung des Pachtverhältnisses gekommen, indem die Obereigentümerin (die Gesellschaft) sich verpflichtet, bei Ablauf der Pachtfrist das Haus seinem Werte nach zu entschädigen. Beim Erbmietsystem in Hellerau muß der Mieter das Haus im Betrage von 40 pZt. der Baukosten (ca. 2000 Mark) beleihen, was für die unbemittelten Klassen nicht immer ganz leicht ist. Die Firma „Deutsche Werkstätten" streckt für ihre Arbeiter das Geld vor; hiermit wird aber nur wenigen gedient. Der Gesamtheit kann nur ein reichlicher öffentlicher Kredit helfen. Einen solchen für den Kleinhausbau zu organisieren hat man in England und Deutschland bereits begonnen.

Das Leben in den Gartenstädten hat eigene charakteristische Formen angenommen: es trägt den Stempel einer be-

sonderen Wohnweise. Es zeigt sich aber auch, daß hier selbst die Bewohner andrer Art sind. Durch das Neuartige in den Gartenstädten werden die verschiedensten Elemente herangezogen: es siedeln sich die Vertreter mannigfaltiger geistiger und sozialer Strömungen hier an; man findet Angehörige freier Gewerkschaften, Beamte, Privatgelehrte, moderne Gartenkünstler und Architekten, Ärzte, Sozial- und Bodenreformer, Abstinenten und Vegetarier, Leute von der Bewegung für Ausdruckskultur und Heimatschutz, freie Künstler und so manche Sonderlinge. Das Interesse für die gartenstädtische Wohnweise ist in weite Kreise gedrungen. Auch die arbeitende Bevölkerung schließt sich nicht von der Bewegung aus; im Gegenteil, die Arbeiter bilden in manchen Gartenstädten die Mehrzahl der Bewohner und viele von ihnen beteiligen sich finanziell am Unternehmen. Bis jetzt sind die meisten der kleineren Gartenstädte ausschließlich Wohnsiedlungen, und die Bewohner leben mehr oder weniger entfernt von ihren Arbeitsstätten. Hierin liegt ein Widerspruch gegen die eigentliche Gartenstadtidee. Diesen augenblicklichen Zustand kann man jedoch als ein Uebergangsstadium ansehen, da die Wohngelegenheiten voraussichtlich auch Arbeitsstätten nach sich ziehen werden. In Letchworth und Hellerau wird die Zahl derer, welche ausschließlich des behaglichen Lebens und der sozialen Annehmlichkeiten wegen in die Gartenstadt ziehen, immer kleiner; die meisten suchen hier ihren Lebensunterhalt. — Neben der Berufsarbeit finden die Bewohner eine reichliche Betätigungsmöglichkeit in den Hausgärten. Jetzt wo die Arbeitsstunden überall eingeschränkt werden, ist es auch den Erwerbstätigen möglich, mit Hilfe ihrer Familienglieder die Gärten intensiv zu bewirtschaften und ertragreich zu machen. Auf diese Weise sind in den englischen Gartenstädten kleine Gärten zu ganz ergiebigen Einnahmequellen für die Bevölkerung geworden. Neben Gemüsebau beschäftigen sich die meisten Bewohner der Gartenstädte auch mit Obst- und Blumenzucht. In Bournville wird förmlich ein Blumenkultus getrieben und die üppigen Gärten von Port Sunlight genießen weiten Ruf. Die Arbeit in den Hausgärten bildet ein wertvolles Gegengewicht gegen den Alkohol und mildert merklich das Verlangen nach lärmenden und oberflächlichen Vergnügen. — Einen eigenen Charakter haben auch die Wirtshäuser in den Gartenstädten angenommen: nirgends gibt es einen Alkoholzwang, meist ist sein Ausschank überhaupt verboten. Nur mit Genehmigung und unter Aufsicht der Gesellschaft kann eine Wirtschaft eröffnet und geleitet werden. In der Gasthausreform gehen wieder die Engländer voraus: in Hampstead ist die Errichtung einer Schankwirtschaft statutenmäßig ausgeschlossen und in Bournville hat eine Genossenschaftsversammlung, an welcher auch die Frauen teilnahmen,

beschlossen, den Alkoholverkauf gänzlich zu verbieten. Das Leben in den Gartenstädten hat es bewiesen, daß auch breite Bevölkerungsschichten sich gänzlich vom Alkoholgenuß lossagen können. — Für Unterhaltung und Erholung in den Mußestunden wird in den Gartenstädten reichlich gesorgt. In England steht der Sport an erster Stelle. Ihm widmen sich hier alle Gesellschafts- und Altersklassen, Männer, Frauen und Kinder. — Einen erfreulichen Aufschwung nimmt das geistige Leben in den Gartenstädten; hier, wo sich oft Tausende von Menschen einer neuen Wohn- und Lebensweise zuwenden, fehlt es naturgemäß nicht an Anregung: mit viel Erfolg werden Vorträge gehalten und öffentliche Diskussionen arrangiert. In mehreren englischen Gartenstädten sind zu diesem Zweck Versammlungshallen errichtet worden; sie sollen den Anhängern aller religiöser und politischer Strömungen in gleicher Weise zur Verfügung stehen. Im Besitz allgemeiner oder spezieller Lehranstalten sind die meisten Gartenstädte; in Letchworth gibt es sogar eine Volksuniversität, welche Männern und Frauen zu philosophischen, nationalökonomischen und ethischen Studien dient; durch sie sollen Kenntnisse über praktische Bodenkultur und Körperpflege verbreitet werden. Die geistige Anregung von Hellerau reicht, dank der dort befindlichen Bildungsanstalt von Jaques-Dalcroze, weit über den Rahmen seiner Bewohner hinaus. — Das Leben in den Gartenstädten hat einen korporativen Charakter angenommen. Dieser Zusammenschluß bedeutet einen Fortschritt gegenüber den individualistischen Verhältnissen der II. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man verspürt wieder eine kulturelle Abgeschlossenheit des Gemeinwesen, wie die Städte des Mittelalters sie, dank der korporativen Gliederung des geistigen, geselligen und wirtschaftlichen Lebens, besessen haben. In den meisten englischen und deutschen Gartenstädten werden die öffentlichen Angelegenheiten durch einen Bewohnerausschuß geordnet. Der wichtigste Teil seiner Tätigkeit ist die Schaffung gemeinnütziger Einrichtungen. In Stockfeld bei Straßburg ist von ihm eine leihweise Abgabe von Geräten für Garten und Haus organisiert worden. In seiner Hand liegen die Gartenprämierungen, welche sehr große Verbreitung gefunden haben und sich überall als gutes Mittel zur Hebung der Gartenkultur und Festigung des Zusammengehörigkeitsgefühls gezeigt haben.

Wir sahen also, zu welchen städtebaulichen und wohnungstechnischen Lösungen die Gartenstadtentwicklung geführt hat, in welcher Weise man bestrebt war, die neuzeitlichen wirtschaftlichen Anforderungen zu befriedigen und wie man das Leben in den Gartenstädten nach modernen Gesichtspunkten zu gestalten suchte.

*

Wenden wir uns nun zur Frage: welche kulturelle, ästetische und volkswirtschaftliche Bedeutung kommt gegenwärtig den Gartenstädten zu? Die Antwort ist eine sehr günstige.

Die Gartenstädte besitzen eben schon eine unverkennbare kulturelle Bedeutung: sie sind wichtige Faktore des allgemeinen Fortschrittes. Besonders auffallend ist ihr Verdienst in der Volkserziehung. Nie könnte eine wohltätige Arbeiterpflege den erzieherischen Wert der gartenstädtischen Lebensweise haben. Es ist überall beobachtet worden, wie sich die Lebensgewohnheiten der Gartenstadtbewohner allmählich ändern und wie die Leute in geistiger und sittlicher Beziehung auf ein höheres Niveau steigen. — Ferner sind die Gartenstädte „Kryställisationspunkte" für eine Reihe neuzeitlicher Ideen. Denken wir z. B. an Jaques-Dalcroze, der, wie er selbst sagt, sich in Hellerau, in der Gartenstadt niedergelassen hat, um „den Rhytmus zur Höhe einer sozialen Institution, zu einer volkserziehenden Kraft zu erheben." — Viel Anregung bieten die Gartenstädte auch für technische Erfindungen: es gilt hier bei den Neuanlagen nicht nur Veraltetes zu vermeiden, sondern es sind viele noch nie dagewesene technische Lösungen erforderlich. — Eine günstige Beeinflussung der gesetzgebenden Institutionen durch die Gartenstädte ist in England und Deutschland durchaus zu merken. Die „Town Planning Bill" [1] ist im Wesentlichen auf Initiative der „Garten-City-Association" und auf den Erfolg ihrer ersten planmäßigen Siedlung, der Gartenstadt Letchworth, zurückzuführen. In Deutschland hat die Gartenstadtbewegung nicht letzten Endes zur Einführung des Erbbaurechtes beigetragen. Auch die Baugesetze haben unter dem Einfluß der Gartenstädte einigen Wandel erfahren: Erleichterungen für den Kleinhausbau sind nicht nur in Form von Dispensen eingetreten, sondern es sind neue gesetzliche Normen in Geltung gebracht worden und zwar von dem Standpunkt aus, daß es sich hier um die Lösung neuer Fragen handle. Der Bau von Hampstead brachte eine Parlamentsentscheidung gegen eine Reihe, den Kleinhausbau erschwerender, Baubestimmungen zuwege. In Deutschland wurden die besonderen hygienischen Verhältnisse des Kleinhausbaues in einem ministeriellen Erlaß vom Oktober 1909 entsprechend berücksichtigt. Es läßt sich behaupten, daß von der Gartenstadtbewegung eine „Pionierarbeit" für die Bodenreform und die Reform der Baugesetzgebung geleistet worden sei.

Welche Bedeutung kommt nun den Gartenstädten in künstlerischer Beziehung zu? Wenn wir heute von der Rückkehr zu

[1]) Nach diesem Gesetz wird den Gemeinden das Recht eingeräumt die Stadterweiterungen selbst in die Hand zu nehmen, einen Bebauungsplan aufzustellen und Gelände zu erwerben. Auch wird ein beschränktes Zwangsenteignungsrecht ihnen zugestanden.

einer natürlichen und sachlichen künstlerischen Entwicklung sprechen können, so haben die Gartenstädte mit einen großen Verdienst daran. Die Gartenstadtbewegung setzte zu einer Zeit künstlerischer Unkultur ein, zu einer Zeit, wo das schöpferische Können dem kunstgeschichtlichen Wissen den Platz eingeräumt hatte; zu einer Zeit aber, wo die Sehnsucht nach einer künstlerischen Kultur bereits rege war. In den Gartenstädten fanden die Künstler ein sehr dankbares Gebiet ihr schöpferisches Können zu entwickeln: in freier Landschaft konnte ein städtebauliches Musterbild von künstlerischer Einheit geschaffen werden. Bei allen englischen und deutschen Gartenstädten hat man es sich zur Aufgabe gemacht, das Künstlerische zu seinem Rechte kommen zu lassen. Besondere Kunstkommissionen sind zur Beaufsichtigung und Beratung der gesamten Bautätigkeit eingesetzt worden. Die künstlerischen Bestrebungen der Gartenstadtverwaltungen übertragen sich auch auf die Bewohner und veranlassen den Einzelnen auch in seiner eigenen Umgebung die künstlerische Seite zu berücksichtigen. Diesem allgemeinen künstlerischen Zug ist das ästethische Äußere der Gartenstädte nicht letzten Endes zu verdanken.

Neben der Bedeutung, welche die Gartenstadtbewegung für einen kulturellen und künstlerischen Aufschwung der Gegenwart hat, ist ihr volkswirtschaftlicher Wert zu nennen. Mit einer Neugründung auf jungfräulichem Boden fallen die mannigfachen Widerstände und Reibungsflächen, welche in den alten Städten so lästig sind, fort. Hier ist eine „zweckmäßige Regelung der „schaffenden Tätigkeit" der Bewohner und eine „Verbesserung der Wirtschaftsordnung" denkbar: Produktion und Konsum können in ein einfacheres Verhältnis zu einander gebracht werden. Volkswirtschaftlich von Bedeutung ist ferner die Innenkolonisation, welche mittelst der Gartenstädte erreicht wird: sie bildet ein Gegengewicht gegen die Landflucht und führt zu einer viel intensiveren Bodenausnutzung, als es im landwirtschaftlichen Betriebe möglich ist. Es hat sich erwiesen, daß der Ertragswert der Hausgärten ein bedeutend größerer ist, als der frühere landwirtschaftliche des ganzen Gebietes (Berechnungen für Letchworth ergaben das Verhältnis 6 : 1 [1]). — Von nicht zu unterschätzender volkswirtschaftlicher Bedeutung könnte die Verwertung der Abfallstoffe für den Garten- und Ackerbau bei einer größeren Verbreitung der Gartenstädte werden. Eben wird der Dungwert der von den Städten Deutschlands in die Flüsse geleiteten Abwässer auf 120 Millionen Mark geschätzt; für die Landwirtschaft muß dagegen Kunstdünger im Werte von 220 Millionen Mark importiert werden.[2] Hieraus ist ersichtlich von welcher volks-

[1]) Berlepsch-Valendas „Gartenstadtbewegung in England".
[2]) „Gartenstadt" 6. Jahrg. Heft 9.

wirtschaftlichen Bedeutung eine systematische Verwertung der Düngstoffe sein könnte. Aus technischen Gründen ist sie nur in den Gartenstädten möglich. — Die Form, welche der Gartenbau in den Gartenstädten angenommen hat, ist eine ökonomisch sehr günstige: er wird in kleinsten Einheiten betrieben Bei der im Gartenbau beständig erforderlichen Beobachtung und Detailarbeit ist ein großer Betrieb sehr teuer; hier wird die Arbeit von den Besitzern in den Mußestunden geleistet und kann volkswirtschaftlich als ein reines Plus angesehen werden. — Die große Produktion von Gemüse und Obst ist nicht ohne Bedeutung für die Volksernährung. In erster Linie kommt der Ertrag natürlich den Besitzern zugute, da aber die Gartenstädte eine bedeutende Steigerung der Gesamtproduktion verursachen — indirekt allen. Jetzt, wo die Fleischteuerung überall um sich greift, ist die Möglichkeit eines größeren Gemüsekonsums von nicht zu unterschätzender Bedeutung. (Die Anzahl der Vegetarier ist in den Gartenstädten eine besonders große).

In den Gartenstädten läßt sich durchweg ein erfreulicher Gesundheitszustand konstatieren. Nicht in geringem Maße wird er durch die gute Ernährung verursacht. Es sind hier aber auch andere Momente von großer Bedeutung: die gesundere und ruhigere Lebensweise, der geringere Genuß von Alkohol, die Bewegung in frischer Luft (namentlich bei den Gartenarbeiten), die geringere Verbreitung von ansteckenden Krankheiten (eine Folge der geringeren Wohndichte), die antiseptische Wirkung der reichlichen Besonnung und endlich die Tatsache, daß nicht die schlechtesten Elemente in die Gartenstädte übersiedeln. Einige für den Gesundheitszustand in den englischen Gartenstädten charakteristischen Zahlen seien hier angeführt.[1] Die Kindersterblichkeit auf 1000 lebendgeb. betrug im Durchschnitt in Letchworth 31,7, in Bournville 68,0, in Liverpool 143,6, in ganz England 121; die Sterbeziffern auf 1000 Lebende betrugen jährlich in Letchworth 5,2, Bournville 5,5, Liverpool 19,3, in ganz England 14.9. Diese Zahlen zeigen, wie günstig sich die Verhältnisse in den Gartenstädten gestalten. Einen weiteren schlagenden Beweis für den guten Gesundheitszustand in den Gartenstädten gewährt ein Vergleich der Messungsresultate an Schulkindern der Gartendörfer Port Sunlight und Bournville mit denen der Großstädte Birmingham und Liverpool: gleichaltrige Kinder, Knaben und Mädchen, sind in den Gartenstädten durchweg schwerer und größer.

Die günstigen Erfahrungen, welche in den Gartenstädten gemacht worden sind, sollten von keiner Staatsregierung oder Stadtverwaltung übersehen werden; handelt es sich hier doch um öffentliche Angelegenheiten von weitgehendster Bedeutung. Bis

[1]) Berlepsch-Valendas „Gartenstadtbewegung in England".

jetzt haben nur in England Staat und Gemeinde die Gartenstadtbewegung begünstigt. Wie wir sahen, sind hier entsprechende Gesetze erlassen, öffentliche Kredite bewilligt und die Anleihen einiger Gartenstädte durch Bürgschaft bestehender Kommunen erleichtert worden. Welch eine Bedeutung gelegentlich von berufener Seite der Gartenstadtbewegung beigemessen wird, beweisen die Worte des Oberbürgermeisters von Ulm, Dr. v. Wagner: „Staat und Gemeinde handeln in ihrem ureigensten Interesse, wenn sie Gartenstadtgesellschaften, bei denen Spekulation mit Grund und Boden ausgeschlossen und eine nach technischen, hygienischen und landschaftlichen Gesichtspunkten einwandfreie Bauweise gesichert ist, in jeder Weise fördern dadurch, daß sie vor allem Ländereien zu billigen Preisen abgeben, den Verkehr zwischen den Wohnplätzen und Arbeitsplätzen so billig wie möglich gestalten." .... „Würde selbst nur die Förderung der Volksgesundheit die Frucht der Gartenstadtbewegung sein, so wäre damit alle Mühe und Arbeit wirklich belohnt." — In Ulm und Stuttgart sind auf Initiative der Stadtverwaltungen Gartenvororte angelegt worden. Die dort und bei den Versuchen englischer Städte gemachten Erfahrungen sind so günstig, daß sich eine Nachahmung derartiger Unternehmungen erwarten läßt. Es ist anzunehmen, daß die Gartenstadt für England und Deutschland die Stadterweiterungsform der Zukunft bilden wird.

* * *

Bei uns ist es zunächst noch nicht denkbar einer praktischen Gartenstadtfrage im englischen oder deutschen Sinne näher zu treten.[1] Drüben hat es sich erwiesen, daß die Gartenstadtbewegung kein utopistischer Traum ist, sondern hygienischen, ethischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten entspringt; dort ist man so weit, mit Hilfe der Gartenstädte zu einer Wohnungs- und Bodenreform, zu einer neuen Arbeitsorganisation und damit zu einer neuen Gesellschaftsordnung zu kommen. Wir sind noch weit davon entfernt. Um bei uns den genossenschaftlich gegliederten Gartenstadtunternehmungen den Boden zu ebnen, müßte eine Reform der russischen Staatsgesetze und des bürgerlichen Rechtes erfolgen. — Lähmend auf die Privatinitiative zu einer Gartenstadtanlage muß auch die russische Steuerpolitik bei ihrer jetzigen Beschaffenheit wirken. — Ferner fehlt es bei uns an einer geeigneten Einwohnerschaft. In Deutschland und England bilden Arbeiter und sonstige kleine Leute ca. 90 pZt. der Gartenstadtbewohner; bei uns sind die untersten Schichten der städtischen

[1]) Bis jetzt ist in Rußland nur ein Versuch gemacht worden: die „Hygienische Gesellschaft" in Warschau befaßt sich mit der Gründung einer gartenstädtischen Siedlung.

Bevölkerung noch lange nicht in der kulturellen und wirtschaftlichen Lage gartenstädtische Kleinwohnungen von 3 Zimmern zu beziehen. Ein genossenschaftliches Unternehmen, an welchem sich alle Bevölkerungsschichten beteiligen müßten, würde bei uns auch durch die nationalen Reibungen behindert werden. — Nicht zu vergessen ist, daß sich bei unserem nördlichen Klima der Kleinhausbau nicht so günstig gestaltet, wie in England und Deutschland. — Vor allen Dingen fehlt aber bei uns noch an der Ueberzeugung, daß eine Verbesserung der schlechten Wohnungsverhältnisse dringend notwendig ist und am energischen Willen für Abhilfe zu sorgen.

Wenn es bei uns auch nicht möglich ist, das Problem in seinem Kern anzugreifen und mit einer Verbesserung der Wohnverhältnisse der unteren Bevölkerungsschichten zu beginnen, so dürfte doch ein Versuch, eine Wohnungsreform für den Mittelstand herbeizuführen, von großem Wert und auch von Erfolg sein. Man würde dabei nicht nur einer kleinen Gruppe bessere Wohngelegenheiten schaffen, sondern durch das Beispiel erzieherisch auf die Gesamtheit wirken. Jeder Versuch, den Gartenstadtgedanken in irgend einer Form zu verwirklichen, würde uns der Möglichkeit an eine praktische Gartenstadtfrage größeren Stils zu denken, näher bringen. Zunächst muß die Erkenntnis Verbreitung finden, daß es sich in der Gartenstadtidee um hohe und edle, aber zugleich auch praktische Ziele handelt. — „Es steckt etwas Begeisterndes in dem Gartenstadtgedanken, etwas, was das Herz leicht und zukunftsfreudig macht." (Kampfmeier).

Zum Andenken Rudolf Seuberlichs.

Von

O. von Schilling.

Im Januar haben sie in Hagensberg Rudolf Seuberlich begraben, einen Mann, der wohl schwerlich jemals einen ernsten Feind gehabt hat, denn das Wesen seiner Sinnesart war Fröhlichkeit und Güte. Froh und gut war deshalb auch alles, was der Dichter Seuberlich geschaffen hat und sollte manches von seinen Scherzgedichten einmal nicht vor scharfer Kritik bestehen, wir, die wir ihn gekannt und geliebt haben, hören auch aus Mißlungenem den warmen Herzschlag Rudolf Seuberlichs heraus und lächeln in dankbarer Erinnerung.

Aber nicht nur um des Menschen und Freundes willen schätzen wir Seuberlichs Poetenwerk, es steckt wirkliche Künstlerschaft in seiner Lebensarbeit. Um da Spreu vom Weizen zu trennen, heißt es vor allem die Doppelnatur dieses baltischen Dichters festzustellen. Einerseits war Seuberlich ein fideler Reimer, der seine Muse wie zu einer Polka engagierte und mit ihr fröhlich herumwirbelte, wenn ihn die Lust dazu anging. Dieser Liebhaberei verdanken wir aber nicht nur eine Menge sehr selten banaler und fast nie trivialer Gelegenheitsgedichte, sondern auch die „baltischen Schnurren", deren kulturhistorischer und sprachlicher Wert allerdings hoch über ihrer poetischen Form steht, die aber trotzdem Seuberlich mit vollem Recht als einzigen den beiden andern baltischen Dialektdichtern J. J. Malm (Oberpahlsche Freundschaft) und Schultz-Bertram beigesellen. Außerdem hat dieser Seuberlich noch eine große Zahl ernster und heiterer Gedichte anderen Charakters verfaßt, die ihn zu einem Lyriker stempeln, dem wohl erst eine spätere Zukunft ganz gerecht werden wird.

Wir Leute der Gegenwart haben uns erst vor zu kurzer Zeit von diesem Kunststil freigemacht, als daß wir jetzt schon ein unparteiisches Urteil fällen könnten. Ich glaube außerdem annehmen zu dürfen, daß Rudolf Seuberlich hierin trotz seiner 70 Jahre auch eine neue Jugend erlebt hat und innerlich beinahe ebenso, wie wir stand. Aus seiner letzten Gedichtsammlung „Nachklänge aus trüben und heitern Tagen" wähle ich da zwei sehr bezeichnende Verse aus. Seuberlich selbst schreibt:

„Als Dichter selbst benahm ich mich
zuweilen gar nicht säuberlich
in Sprache und Manieren.
Mit „Kerls" und „Teufeln" spät und früh,
mit „e" statt „ö", mit „i" statt „ü"
kam ich mein Weib chokieren."

In einem launigen Begleitschreiben in Versen, das Seuberlich bei Übersendung seiner Tolstoi-Übersetzungen als fingiertes Gedicht von Frau Lisinka Seuberlich mitschickt, heißt es dann noch:

„Mein sechsundsechzigjähr'ger Mann
hat etwas großes verrichtet:
er hat drei Dramen von Tolstoi
verdeutscht und richtig verdichtet.

Er sagt: Er habe bisher nur Schund
gedichtet als Pegasusreiter!
Er fühle sich jetzt als Dichter erst!
Und wenn ich's nicht glaube, schreit er."

Nun sind das alles natürlich humorvolle Übertreibungen, aber es klingt doch ein ernster Unterton mit. Unwahrscheinlich ist es jedenfalls nicht, daß auch Seuberlich selbst in seiner großen künstlerischen Gewissenhaftigkeit und mit seiner scharfen Selbstkritik zu dem gleichen Resultat, wie wir, gekommen ist. Trotz all' der harmlosen Liebenswürdigkeit und der häufig überraschenden Anmut und Grazie sind diese Schnurren, Reime und Gedichte doch nur ein Nebenbei, ein Feiertagsvergnügen gewesen, die Hauptbegabung Rudolf Seuberlichs war rezeptiver Natur und lag im Nachdichten und Übertragen fremder Kunst. Für diese Annahme spricht auch die ganze Natur Seuberlichs.

Jeder schöpferische, aus sich selbst schaffende Künstler ist einseitig, unduldsam und subjektiv, für andrer Leute Kunst hat er nur sehr geringes Verständnis. Zu stark beschäftigt ihn sein eignes Ich, sein eignes Wollen. Seuberlich hatte dagegen eine so neidlose, inbrünstige Bewunderung für große Leistungen

Fremder, daß eine Erklärung durch seine beinahe kindlich anmutende Güte doch nicht stichhaltig erscheint. Er war eben nicht Komponist, sondern Virtuos. Seine größte Befriedigung war es, Meisterwerke andrer auf dem eignen Instrument nachzuspielen und sich wie die Mitwelt dadurch zu erfreuen. Deswegen tut man Seuberlich kaum unrecht, wenn man seine Übersetzungen aus andren Sprachen und besonders aus dem Russischen über dasjenige stellt, was er aus Eigenem uns gegeben hat. Der Übersetzer Seuberlich hat — allerdings nicht immer — ganz Vorzügliches geleistet. Schon die Übersetzungen von Nekrassow („Russische Frauen" und „Wer lebt glücklich in Rußland?") sind erstaunlich gut, aber in der dichterischen Übertragung von Alexei Tolstois Trauerspiel-Trilogie („Iwan des Schrecklichen Tod", „Zar Fjodor", „Zar Boris") erreicht Seuberlich stellenweise eine solche sprachliche Schönheit bei gleichzeitiger enormer Übersetzungstreue, daß man das Original kaum mehr vermißt. Es ist ein derartiges Sich-Versenken in Zeit und Stil, ein so inniges Mitfühlen mit den künstlerischen Absichten Tolstois und ein so formsicheres Nach-Schaffen, daß man an besonders schöne Übertragungen Hugo von Hoffmanthals gemahnt wird.

Vielleicht täusche ich mich und der baltische Dialektdichter wird das Bleibende sein, aber mein Gefühl irrt sich in solchen Sachen selten. Schaden würde ein Irrtum jedenfalls auch nicht, wenn meine Ausführungen dann wenigstens dazu beitragen würden, daß das weitere Publikum ebenfalls den Übersetzer Seuberlich kennen zu lernen versucht. Kommt es dann zu einer andern Meinung, so werden wir uns doch in der Überzeugung vereinigen, daß wir im Januar nicht nur einen liebenswerten und herzensguten Menschen zu Grabe getragen haben, sondern auch einen feinsinnigen Künstler, wie sie die Heimat nur wenige hat.

Politische Revue.

Man wird doch einmal, wenn man die Geschichte der Deutschen in den Ostseeprovinzen und im Innern des Reiches schreiben wird, von dem Jahre 1905 an einen neuen Abschnitt in der Entwicklung des Deutschtums in unserer Heimat und im weiten Reich datieren. Immer deutlicher tritt schon heute zu Tage, daß einerseits die Bewegungsfreiheit, die uns, mag sie auch noch so beschränkt sein, gegeben ist, andrerseits die verstärkten Angriffe, die von den verschiedensten Seiten gegen uns gerichtet werden, vornehmlich von Undeutschen der baltischen Lande, zu einer Anspannung der Kräfte der Deutschen, zu einer Vertiefung des Bewußtseins, um was es geht, und zu dem Bestreben geführt haben, die räumlich weit von einander entfernten, aber auch durch Geschichte und soziale Struktur — hier aristokratische, dort demokratisch-bäuerliche Grundtendenz — geschiedenen Gruppen der in Rußland lebenden Deutschen zu einem nicht nur ideellen Zusammenhalten, sondern zu einem gegenseitigen Kräfteaustausch und auf dem Boden praktischer Aufgaben sich vollziehenden Annäherung zu veranlassen. Es ist das nichts Leichtes, und schließt eine Arbeit in sich, die Geduld und Ausdauer verlangt und sich durch die nicht ausbleibenden Fehlschläge und Rückschläge nicht entmutigen lassen darf.

Wie weit und fremd waren uns Balten doch noch vor wenig Jahren die Kolonisten Bessarabiens, Wolhyniens, Südrußlands und des Kaukasus, wie schief waren dort wiederum die Urteile über uns Balten, mit denen man nichts gemein haben wollte, weil das nach „Politik" schmecken würde. So eine Art Südstaaten mit Sklavenhaltern = Baronen schwebte den deutschen Bauern vor, wenn sie von uns hörten; selbst unter den evangelischen Predigern, die die Kolonisten geistlich bedienten, stellte man sich schroff ablehnend zu den baltischen Amtsbrüdern, die denselben Acker bebauten. (? d. Red.)

Das beginnt langsam sich zum Bessern zu wenden. Gewiß nur langsam, aber die Einsicht bricht sich Bahn, daß, unbeschadet der Treue und Loyalität zu Kaiser und Reich, es eine Lebensfrage für alle Deutsche im Reich bedeutet, daß sie einander kennen, achten und nützen lernen. In einer vortrefflichen Artikelreihe der in Alexandrowsk erscheinenden „Bürgerzeitung" haben diese Gedanken konkrete Form angenommen. Mit patriotischer Energie ist hier gegen die Lässigkeit und den Unverstand der Kolonisten angefochten worden, die selbst in ihren Volksschulen der Muttersprache nicht zu ihrem legalen Recht verhelfen wollen, geschweige denn den Wert einer deutschen Mittelschule für ihre Jugend zu erkennen im Stande sind. Die „Bürgerzeitung" weist nun auf die deutschen Kirchenschulen in St. Petersburg, auf die deutschen Mittelschulen in den baltischen Provinzen, vornehmlich die Albertschule und das Goldinger Gymnasium hin. Sie entkräftet die Einwendungen und betont den hohen praktischen und idealen Gewinn. „Die politische Entwicklung des Reiches macht es auch für uns wünschenswert, tüchtiger Männer zu haben, die reifere politische Anschauungen, weiteren politischen Blick haben. Daß man sich solche in den Ostseeprovinzen leichter aneignet, wird verständlich, wenn wir uns überlegen, daß die Ostseeprovinzen bis in die achtziger Jahre ein ganz anderes Verwaltungssystem hatten, ein System, das die Bevölkerung viel mehr zur Arbeit für Staat und Gemeinwesen erzog. Der Ostseeprovinzler wächst in Gewohnheiten und Anschauungen auf, die im Reiche erst jetzt allmählich entwickelt werden. Autonomie und Selbstverwaltung, die vielfach in den Ostseeprovinzen bestanden, wenn auch in andrer Art, als man sie jetzt erstrebt, haben dort erzieherisch gewirkt. Der Jüngling, der dort nicht nur die Schule besucht, sondern auch mit der Bevölkerung in Fühlung tritt, wird manches so nebenbei lernen und sich aneignen, was ihm im spätren Leben nützlich sein kann. — — — Unser Interesse ist es, von den guten Seiten des baltischen Deutschtums für uns Gewinn zu ziehen. Es ist bekannt, daß aus den Ostseeprovinzen eine verhältnismäßig sehr große Zahl geistiger Arbeiter hervorgehen. Die Ostseeprovinzen liefern geistige Arbeiter nicht nur für das ganze weite Reich in großer Zahl, selbst ins Ausland. Auch heute noch liefern die Ostseeprovinzen tüchtige Kräfte ins Ausland, die in den baltischen deutschen Schulen den Grund gelegt haben zu späterer Leistungsfähigkeit. Auch die Familie tut dort viel mehr für Erziehung und an Ausbildung ihrer Kinder, als

es bei uns Sitte ist. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, kann man auch von ihnen sagen." Daß diese geistige Anlehnung begonnen hat, beweist der Besuch unserer Handwerkslehrlingsheime in Dorpat und Riga durch Deutsche aus Innerrußland, die Anziehungskraft, die das deutsche Lehrerseminar in Mitau auf sie ausübt, und die neuerdings erfolgte Konstituierung der Korporation „Teutonia" in Dorpat, die in den Chargirtenkonvent aufgenommen worden ist. Wie notwendig vom Standpunkt der Erhaltung des Deutschtums diese Anknüpfungspunkte sind, wird durch nichts besser illustriert, als durch die Tatsache, daß die aus deutschen Kolonistenkreisen sich rekrutierenden Teutonen anfangs unter einander — russisch sprachen! Die Tatsache, daß die Kolonisten eine Ackerbauschule mit deutscher Unterrichtssprache die ihnen bewilligt worden war, selbst russifiziert haben, braucht den praktischen Bauern freilich nicht gerade besonders übel gedeutet zu werden, wo in den baltischen Provinzen mit ihrer „Intelligenz" derartige Kompromisse mit dem Bequemlichkeits- und materiellen Nützlichkeitsmoment mehrfach zu verzeichnen gewesen sind.

Doch sind solche Erwägungen bei uns, Gottlob, nicht Gemeingut der Deutschen, sondern nur einer verhältnismäßig geringen Gruppe unter ihnen, so daß die z. B. freilich wohl nur vereinzelten Bestrebungen der Kolonisten, ihren Kindern in den baltischen Schulen das zu geben, was ihnen daheim fehlt, ihre praktische Verwirklichung nicht unschwer finden können. Auch in einer andern, das Wohl und Wehe der Kolonisten betreffenden, ihrem Leben an die Wurzel greifenden Frage haben sie Gelegenheit gehabt, die nationale Einmütigkeit der Deutschen ganz Rußlands wahrzunehmen, die sich in warmherziger und tatkräftiger Abwehr dokumentierte: wir meinen das neue Kolonistengesetz, das von dem nun verabschiedeten Minister des Innern, Makarow, eingebracht und von seinem Nachfolger Maklakow bedauerlicher Weise nicht zurückgezogen worden ist. Es ist ein für die Deutschen beleidigendes Monstrum, ein in ethischer Hinsicht fraglos als Verschärfung der ersten Vorlage anzusehender Entwurf, da er unverhüllt eine Prämie auf die Selbstentnationalisierung der Kolonisten setzt und die inappelabele Entscheidung darüber, ob einer das russische Volkstum durch den griechischen Glauben so unzweifelhaft angenommen hat, daß auf ihn die Beschränkungen des neuen Gesetzes nicht Anwendung zu finden brauchen. Daß die Oktoberfraktion die Vorlage ablehnen wird, steht fest. Es ist das nicht

nur ein Akt objektiver Gerechtigkeit, sondern ein Ausfluß der inneren freundlichen Haltung zu den Deutschen, die ihnen bei den letzten Wahlen fast überall die Gefolgschaft gehalten haben. Gutschkow hat es bei der Moskauer Versammlung des Oktobristischen Zentralkomitees mit Nachdruck betont, daß man seine Freunde im Unglück erkenne. Als Rußland sich 1905 in großer Gefahr befand, da hätten die Deutschen Treue gehalten nnd wären zu denjenigen gestoßen, die das Vaterland retten wollten. Es muß anerkannt werden, daß auch in den Kreisen der Nationalisten sich Gerechtigkeitssinn und Anerkennung der Loyalität und des Nutzens der Kolonisten findet. So hat der Bessarabische Deputierte Sinadino sich dahin ausgesprochen, daß das Projekt in der 4. Duma in keinem Falle Aussicht auf Annahme habe. Stark ins Gewicht dürfte auch der Beschluß der Bankdirektoren Akkermanns fallen, das Finanzministerium darauf hinzuweisen, daß eine Finanz- und Baukrisis unausbleiblich wäre, wenn die Vorlage Gesetz würde. Zu einer erhebenden Kundgebung deutscher Einmütigkeit hat sich dann die am 23. Jan. in Moskau stattgehabte Versammlung der Moskauer Deutschen Vereinigung im Verbande des 17. Oktober gestaltet, an der Petersburger, Bessarabische, Taurische und a. deutsche Vertreter teilnahmen. Erschütternd waren die Schilderungen der Kolonisten, welchen Beschränkungen und Bedrückungen sie in vielfacher Hinsicht stets ausgesetzt sind, die so weit gehen, daß jede Küster- und Lehrerversammlung bei den Predigern verboten ist, ja daß die Errichtung einer Mittelschule mit russischer Unterrichtssprache — von deutscher ist überhaupt nicht die Rede! — obwohl der Unterhalt für sie allein von den Kolonisten zu bestreiten ist, nur durch Anschluß der bessarabischen Deutschen an den extremen Rechten Krupenski zu erreichen war! Die baltischen Abgeordneten haben schon als die ominiöse Vorlage in erster Auflage drohte, mit Entschiedenheit ihren ganzen Einfluß in der Fraktion gegen sie in die Wagschale geworfen. Es ist selbstverständlich, daß sie mit demselben Nachdruck auch diesmal gegen das verschlechterte Opus Front machen werden.

In diesem Zusammenhang sei endlich des 50-jährigen Bestehens der deutschen Odessaer Zeitung gedacht, die aus kleinen Anfängen und unter vielen Schwierigkeiten sich allmählig zu einem Faktor entwickelt hat, der aus dem Leben der südrussischen Deutschen nicht fortzudenken ist, deren treuer Anwalt und Förderer in ihren materiellen und geistigen Interessen sie geworden

ist. Der Ehrentag gab Veranlassung zu herzlichen Sympathiekundgebungen fast der gesamten deutschen Presse Rußlands und vieler Körperschaften und Personen gegeben. Auch der Deutsche Verein in Livland hat dem Jubilar in einer Adresse herzliche Glückwünsche übermittelt.

Kehren wir zu unserer baltischen Heimat zurück, in der gerade der Januar Veranlassung zur Feststellung manch erfolgreicher Arbeit gegeben hat. Wir können es ohne Überhebung sagen, daß auf vielen Gebieten wir tüchtig gelernt haben und die Einsicht sich mehr und mehr Bahn bricht, daß die Erhaltung unseres Volkstums von der wirtschaftlichen Tüchtigkeit abhängt. Gegenüber den in die Augen springenden, erfolgreichen Bemühungen der Letten und ganz besonders der Esten, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß auf wirtschaftlichem Gebiet zu Wohlstand und damit zu Einfluß zu kommen, erhalten gleiche Bestrebungen von deutscher Seite den Stempel der Notwendigkeit. Die diesjährigen öffentlichen Jahressitzungen der Kaiserl. Livl. Gemeinnützigen und Ökonomischen Sozietät am 23.—25. Januar in Dorpat haben in dieser Hinsicht ein Bild entworfen, das uns mit Befriedigung erfüllen darf. Trotzdem das Jahr 1912 für die Landwirte ein Jahr schwerer Enttäuschungen gewesen ist, ist überall ruhig fortgearbeitet und neues Vielversprechendes in Angriff genommen worden. Der Präsident dim. Landrat E. von Oettingen wies u. A. auf das von einer baltischen Genossenschaft begründete mustergiltige große Zentralinstitut zur Versorgung Rigas mit Milch hin, ferner auf die erfreuliche Fortentwicklung des Kontrollvereinswesens in Livland, die Bekämpfung der Viehseuchen, wofür ein großes Laboratorium — speziell der Rindertuberkulose nach dem Verfahren Prof. Ostertags —, die fortschreitende Anerkennung der Notwendigkeit rationeller Buchhaltung für die Landwirte, für die die Zentralbureaus in den drei Provinzen tätig sind, die zweifellosen Erfolge des baltischen Moorvereins, der außer seiner Moorversuchsstation Toma die Begründung einer Demonstrationswirtschaft für Moorkultur in Grähnhof bei Riga in nahe Aussicht genommen hat und die Arbeiten des Landeskulturbureaus. Als besonders erfreulich konnte der Präsident hervorheben, daß das Bewußtsein der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit der drei Ostseeprovinzen sich zusehend Bahn bricht. Es könne daher die Begründung einer allgemeinen Baltischen landwirtschaftlichen Gesellschaft als gesichert angesehen werden, die vor Allem auf eine Vereinheitlichung der Tätigkeit

der Viehzucht- und Kontrollvereine, der Saatenanerkennung und der Konsolidierung des Konsumvereinswesens hinzuwirken hat. Einen weitern Schritt stellt die Baltische Lebensversicherungsgesellschaft dar, die nicht nur den einzelnen Versicherten Vorteile bieten, sondern große Bedeutung für die heimische Landwirtschaft durch Beihilfe zur Konsolidierung des Grundbesitzes und Familienbesitzes haben wird. Auch die Frage der Gründung einer speziell den landwirtschaftlichen Interessen entgegenkommenden Bank ist so gut wie gelöst. Beide Institute werden ihre Tätigkeit wohl in diesem Halbjahr eröffnen. Es sei schließlich noch gesagt, daß die von der Ökonomischen Sozietät und dem Estl. landwirtschaftlichen Verein in Reval begründete Verwalterschule alle auf sie gesetzten Hoffnungen rechtfertigt, auch die landwirtschaftlichen Fortbildungskurse haben erfreulichen Zuspruch gefunden. Diese Arbeit der Livl. Sozietät steht nicht vereinzelt da. In den Schwesterprovinzen läßt sich soweit sie nicht Hand in Hand mit Livland arbeiten, überall ein gleiches wirtschaftliches Vorwärts erkennen.

In Parallele hierzu darf die nationale Arbeit auf dem Gebiet der Schule und sonstiger Kulturbetätigung genannt werden, die sich in den Deutschen Vereinen konzentriert. Was alles auf diesem Gebiet geleistet werden kann, das zeigt in erster Reihe die Ortsgruppe Dorpat des Deutschen Vereins in Livland, in der ein zielbewußter Wille den Verein zu einer bewunderungswürdigen vielseitigen Leistungsfähigkeit befähigt, mithin Resultate erzielt, denen gegenüber Verstimmungen und Einwendungen zurücktreten müssen. Wie das in einer kleinen Stadt freilich leichter durchzuführen ist, hat der Verein in Dorpat neben einer konsequenten Schulentwicklung seine Arbeit auf die Erhaltung des deutschen Immobils und die Dienstbarmachung deutschen Kapitals für die deutsche Sache gerichtet. Wie sein Anfang Februar erschienener Jahresbericht erkennen läßt, hat er dabei schöne Erfolge erzielt und in materieller Hinsicht die Vereinskasse mit einem Plus von über 3000 Rbl. für 1912 abschließen können. Aber auch in Riga kann der Deutsche Verein mit Genugtuung auf das abgelaufene Vereinsjahr zurückblicken. Ein Appell, der an die Mitglieder gerichtet wurde, ihre Mitgliedsbeiträge zu erhöhen, hat gute Frucht gezeitigt. Gegen 7000 Rbl. sind mehr angemeldet worden und da im neuen Jahr eine sehr große Zahl von Mitgliedern auch ohne vorhergegangene Meldung seine Zahlungen erhöht, so darf man auf ein Mehr von 10,000 Rbl. rechnen.

Eine energische Werbetätigkeit wird gewiß auch viele noch außen stehende Deutsche — wo wäre es sonst so möglich, daß es solche überhaupt gibt! — dem Verein zuführen, dessen Werbekraft sich allmählig doch siegreich durchsetzt. Treten die noch abseits Stehenden dem Verein zu, so würde das approximativ eine Summe von weiteren 10,000 Rbl. Mitgliedsbeiträgen bedeuten. Wie gut würde der Deutsche Verein sie gebrauchen können!

In den Vorbereitnngen zu den Stadtwahlen in Riga, auf die begreiflicher Weise die Aufmerksamkeit weitester Kreise gerichtet ist, sind bis Mitte Februar entscheidende Beschlüsse und Vorkommnisse nicht zu verzeichnen. Daß die deutschen Wähler Rigas unter Anspannung aller Kräfte und in gewohnter Disziplin ihre Pflicht gegen die Stadt tun werden, daß steht für uns fest. So ist es immer gewesen und so wird es bleiben. Das bewies auch der einmütige Verlauf der großen deutschen Wählerversammlung am 23. Januar, auf der die Leitsätze, die Herr Fr. von Samson namens des provisorischen Wahlkomitees in überzeugender Rede darlegte und die in dem Satze gipfelten. „Kontinuität, nicht Umsturz!" mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde. Im Übrigen ruhen die Verhandlungen in den Händen des 30-köpfigen Wahlkomitees, zu dem die deutschen Wähler das Vertrauen haben, daß es ihre Interessen gut wahrnehmen wird. Wie sich die andern Wählergruppen stellen werden, was ihre definitiven Ansprüche sind, ist z. Z. noch unbekannt. Sehr böse sind die lettischen Progressisten, daß ihre haltlosen Klagen gegen über 200 deutsche Wahlstimmen, die durch Nutznießungsverträge geschaffen worden sind, von der Gouvernementssession für städtische Angelegenheit einmütig und rund abgewiesen worden sind. Gegen diese Ränke der Deutschen klagen sie nun weiter beim Senat. Das ist natürlich ihr gutes Recht. Wenn nun aber die Glieder des Liberalen Klubs eine Deputation nach Petersburg an den Minister des Innern zu entsenden sich entschlossen haben, damit dieser auf den Senat eine Pression in Bezug auf dessen Entscheidung ausübe, so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll: über die Naivität einer solchen Aktion oder über die wenig „liberale" Auffassung, daß ein Minister den höchsten Gerichtshof des Landes so zu sagen beeinflussen könne. Solche Ideen pflegten die liberalen Klubisten bisher doch nur den rückständigen Konservativen anzudichten!

Es wäre mit sonderbaren Dingen zugegangen, hätte der famose kadettische Fürst Manssyrew, notabene der Vertreter

Rigas in der Reichsduma, nicht die Notwendigkeit empfunden, seine unmaßgebliche Meinung auch in der Frage der städtischen Wahlen öffentlich zum Besten zu geben. In der russischen Zeitung „Gorodskoje djelo" hat er den Sieg der Letten als eine Postulat demokratischer Gerechtigkeit proklamiert und diese These mit den hundertmal ad absurdum geführten Gemeinplätzen zu beweisen gesucht, daß die aristokratische „deutsche" Stadtverwaltung sich nur die Umgestaltung des Zentrums der Stadt zu einer westeuropäischen Großstadt zur Aufgabe gestellt habe, die Peripherien, wo die „armen Letten" und Russen wohnten, aber vernachlässige.

Von den Ereignissen der großen Welt, den Erregungen und Spannungen, unter denen Europa und mit ihm Rußland seit so langer Zeit leidet, haben wir durch eine lebhafte Beunruhigung der Kreditinstitute, vornehmlich der lettischen, eine spürbare Einwirkung in der ersten Februarwoche erhalten. Vor allem in Libau, Mitau und Riga machte sich unter dem Einfluß von Mobilisierungs- und Kriegsgerüchten ein starker Andrang zu den Kassen geltend, aus denen die Einlagen zurückgezogen wurden. In Riga trat diese Erscheinung auch bei der wohlfundierten Stadtsparkasse zu Tage, ohne jedoch geradezu beunruhigenden Umfang anzunehmen. Einlagen sind hier in der Tat so sicher, daß es heller Unverstand ist, sie fortzunehmen und daheim zu verwahren. Ein Andres ist es freilich bei manchen privaten oder genossenschaftlichen Kreditinstitutionen, bei denen das Vertrauen zu einer soliden Geschäftsgebahrung nicht unerschütterlich feststeht, weil sie die zahlreichen Einlagen kleiner landischer Sparer in große Häuserbauten und Unternehmungen stecken, deren Rentabilität bei wirtschaftlichen Depressionen, vollends bei einem Kriege, sofort in Frage gestellt würde. Es wäre sehr zu bedauern, wenn das unbedenkliche Vertrauen der kleinen Einleger erst durch schwere materielle Einbußen sich als ungerechtfertigt erweisen müßte.

Hoffen wir, daß die politische Entspannung, die signalisiert wird, auch auf unser Wirtschaftsleben von günstigem Einfluß sein wird! Dr. Ernst Seraphim.

Februar 1913.

Mitteilung an die Leser.

Die Ausgabe des Februarheftes der „B. M.“ hat sich infolge einer längeren Erkrankung des Redakteurs leider um etwa eine Woche verzögert, was wir freundlichst zu entschuldigen bitten. Dafür ist inzwischen der Satz des Märzheftes bereits soweit fortgeschritten, daß es rechtzeitig wird erscheinen können.

Die Redaktion.

George Armitstead als Sozialpolitiker.*

Von

A. Carlberg.

Der Mann, der diesen Verein begründet hat, unser langjähriger Präses George Armitstead ist nicht mehr. Am 19. Nov. 1907 hielt er den ersten Vortrag in unsrem Verein, und zwar über das Thema „Die bisherigen Arbeiten und Einrichtungen der Rigaschen Stadtverwaltnng auf sozialpolitischem Gebiet." Wer unter uns hätte damals gedacht, daß er uns nur noch 5 Jahre erhalten bleiben würde; daß die Reckengestalt dort am Tische schon so bald von tückischer Krankheit niedergeworfen und gebrochen sein werde. G. Armitstead weilt nicht mehr unter uns, aber die Werke, die er uns, teils vollendet hinterlassen, teils eingeleitet und uns vorgezeichnet hat, sind uns als ein schönes Erbteil verblieben und wir erfüllen nur unsre Pflicht, wenn wir uns heute Abend versammelt haben, um den Spuren seiner Erdentage nachzugehen und uns zu vergegenwärtigen, was unser früh verstorbener Präses speziell auf dem Gebiete der kommunalen Sozialpolitik geleistet hat. Mir, dem es vergönnt gewesen, mehr als 11 Jahre lang in täglichem Verkehr mit George Armitstead, Zeuge seiner schöpferischen Arbeit zu sein, so manches seiner Werke vom Beginn bis zur Ausführung verfolgen zu können, ist die ehrenvolle Aufgabe geworden, Ihnen ein Bild dieser seiner sozialpolitischen Tätigkeit zu entrollen, und wenn ich es unternehme, diese Aufgabe zu erfüllen, so tue ich es natürlich in dem Bewußtsein, Ihnen nur wenige Bruchteile eines Ganzen, nur einige Zweige eines reich mit Früchten beladenen Baumes darbieten zu können.

*) Vortrag, gehalten am 1. März 1913 im Verein für kommunale Sozialpolitik.

Ich will mich darauf beschränken, Sie an dasjenige zu erinnern, was unser verstorbener Präses in seinem ersten Vortrage als schon geschehen und was als erstrebenswert vorgeführt hat und was von diesem Erstrebenswerten bis heute erreicht worden ist.

Mit einigen Worten muß ich dabei zurückgreifen in die Vergangenheit.

Als im J. 1878 die neue russische Städteordnung in Riga eingeführt ward, der wohledle Rat aufgehört hatte Verwaltungsbehörde zu sein, steuerte die neue Stadtverwaltung mit vollen Segeln aufs Meer einer auf öffentlichen Nutzen und Wohlfahrt gerichteten Tätigkeit hinaus. Die Freude an dieser Fahrt dauerte indessen nicht lange. Die Männer der neuen Verwaltung, z. T. in den Traditionen des Rats aufgewachsen, konnten sich nur schwer daran gewöhnen, daß es eine Autonomie für die neue Verwaltung nicht gab. Die Staatsgewalt ihrerseits war bemüht, ihrer Autorität in der nunmehr umgestalteten kleinen Stadtrepublik in ihrer Weise Geltung zu verschaffen. Schwere Konflikte zwischen Staatsgewalt und Stadtverwaltung brachen herein. Über Machtfragen und Kompetenzstreitigkeiten zwischen Krone und Stadt — ich erinnere bloß an den Konflikt wegen Kreirung einer Kommunalfeuerwehr — ging viel Zeit verloren und ließ die Sorge um Schaffung neuer, für eine prosperierende Stadt notwendiger Einrichtungen, wie: gutes Wasser und Kanalisation in den Hintergrund treten. So ging es unter zunehmender Intensität der Konflikte bis 1889. Der Stärkere blieb Sieger, wenn auch unter Kränkung und Beugung des Rechts seines Gegners. Die Konfliktszeit hatte der Stadt zwei hochangesehene Oberhäupter gekostet.

Ein L. Kerkovius, zum Stadthaupt berufen, machte, dank seinem praktischen Blick, allen Konflikten ein Ende, doch auch unter seiner Leitung ward es Riga nicht vergönnt, sich zu einer modernen Stadt zu entwickeln; die wirtschaftliche Stagnation, eine allgemeine Erscheinung in der ersten Hälfte der 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts, das Darniederliegen jeglicher Bautätigkeit, der Niedergang des Handels in Folge der damaligen Zollpolitik, die Stockung in der Entwicklung der Industrie, — das Alles ließ die Stadtverwaltung wiederum zu keiner großzügigen kommunalen Tätigkeit kommen. Der Geldmangel machte

sich auch in der Stadtkasse fühlbar und zu größeren Anleihen zu greifen, kam noch Niemand in den Sinn. Es galt zunächst große Sparsamkeit walten lassen um vor Allem die Zukurzschüsse zu beseitigen, mit denen eine Reihe von Jahren der städtische Kassenbericht schloß. Mehrere Jahre hindurch war es nur durch sog. Budgetanleihen möglich gewesen, das Budget zu balanzieren. Da trat schon nach acht Jahren, plötzlich und für die Meisten ganz unerwartet, in Folge veränderter Konjunktur, für das ganze Russische Reich und somit auch für Riga eine Wendung zum Besseren ein. Handel und Industrie blühten in Folge von Geldabundanz rasch auf; Millionen über Millionen wurden im Laufe weniger Jahre in Fabriken investiert, die Bautätigkeit belebte sich, da die Mietpreise zu steigen begannen; neue Bauten erhoben sich, zumal Grundstücke von der Stadtverwaltung billig abgegeben wurden; ein mächtiger Zustrom vom Lande setzte ein; die Eingewanderten erbauten sich Häuser und kamen bald in Folge steigender Grundrente zu Wohlstand. In einem Zeitraum von etwa 4 Jahren hatte Riga seine Physiognomie total verändert, — es war wieder zur Handelsstadt, aber zugleich auch Industriestadt geworden; mehrere Zehntausend Arbeiter mit ihren Familienangehörigen bildeten einen bedeutenden Teil der Bevölkerung.

So plötzlich war die Wandlung eingetreten, daß mit ihr die Stadtverwaltung nicht hatte Schritt halten können; sie war auf die Wandlung nicht vorbereitet. Noch immer hatte Riga kein gesundes Trinkwasser, und die Kanalisation war kaum begonnen.

Aber nicht nur galt es diese Einrichtungen schaffen und vollenden; es galt Krankenanstalten, Versorgungsanstalten, Schulen bauen für die Neuhinzugekommenen; es galt die Fürsorge für das neue Riga. Es galt an eine große Reihe von Neuschöpfungen herantreten, deren eine aufblühende Großstadt bedarf, und welche westeuropäische Städte von der Größe und Bedeutung Rigas schon lange besaßen. Es galt schließlich eine Tätigkeit zu beginnen, der sich moderne westeuropäische Großstädte, nachdem sie den elementaren technischen Erfordernissen solcher, wie z. B. gutes Trinkwasser, Kanalisation, gute Straßen und dergl. gerecht geworden waren, schon lange zugewandt hatten, — der sozialen Fürsorge.

In G. Armitstead wurde im J. 1901 zur rechten Zeit der Mann gefunden, der durch seine großen Geistesgaben, seine umfassende Bildung und vor Allem durch einen weiten Blick und große Energie befähigt schien, nicht nur nachzuholen, was unsrer baltischen Metropole auf dem Gebiete jener technischen Erfordernisse noch fehlte, sondern der zugleich auch die Gewähr dafür bot, daß das Gebiet der sozialen Fürsorge, der kommunalen Sozialpolitik auch in unsrer Stadt gefördert und gepflegt werden würde.

Der Begriff der sozialen Fürsorge ist bekanntlich kein festumgrenzter. Er ist ein moderner und vielleicht eben darum ein werdender und noch verschwommener Begriff. Ehemals, als man noch zwischen „arm" und „reich" differenzieren durfte, galt es als eine vornehme Pflicht der Begüterten, sich des Armen anzunehmen und seine Not zu lindern. Die Wohltätigkeit, ein Produkt des Christentums, war teils eine kirchliche, teils eine private. Nachdem aber um die Wende des 18. Jahrhunderts der große wirtschaftliche Umschwung in Europa eingetreten war, die Naturalwirtschaft ihren Platz der Geldwirtschaft eingeräumt, die Fortschritte der Technik in Folge epochemachender Erfindungen eine neue Aera eingeleitet hatten, nachdem man begonnen hatte industrielle Erzeugnisse, die einst nur für den Hausbedarf hergestellt wurden, für den Markt herzustellen, nachdem — mit einem Wort — die Fabrikindustrie ihren Einzug in die Kulturwelt gehalten hatte, und mit ihr der ungeheure Wohlstands- und Klassengegensatz, der die sog. soziale Frage schuf, nach all diesen Umwälzungen kam diese unsre Kulturwelt mit dem Begriffe der Wohltätigkeit nicht mehr aus. Eine neue Zeit schuf neue Bedürfnisse und die Mittel zur Befriedigung dieser mußten andre werden.

Ungeheure Gegensätze hatte der Anbruch der neuen Zeit geschaffen: Kapital und Arbeit, ungeheuren Reichtum auf der einen Seite, auf der andren die Massen des Volks, die ehedem zwar politisch unfrei, aber wirtschaftlich sowohl zur Zeit der Sklaverei als nachher, während der Leibeigenschaft, viel sicherer dagestanden hatten als heute. Diese Massen wollen auch Kultur, auch Bildung, wollen Teil haben an den Gütern, deren sich die wirtschaftlich unabhängigen Klassen erfreuen dürfen. Diesen ungeheuren und stets steigenden Bedürfnissen von Millionen Menschen

gegenüber, erwies sich das bisherige Gebiet der Wohltätigkeit als unzureichend, die Kraft des Einzelnen, auch die der Kirche, als zu schwach. Das Zusammenlegen von Kräften, Koalition mußte eintreten, — Gemeinschaftsgebilde, Vereine, Verbände, Genossenschaften, und auch die politischen Gemeinschaftsgebilde d. h. die Kommunen in Stadt und Land sahen es je mehr und mehr für ihre Aufgabe an, sich an der Lösung jener neuen Aufgaben zu beteiligen, die eine neue Zeit an sie stellte.

Die Erkenntnis, daß die Fürsorge für die wirtschaftlich nicht unabhängigen Volksmassen eine Notwendigkeit sei, die im Interesse des Ganzen, auch in dem der besitzenden Klassen liege, führte letztere dazu, sich mehr und mehr dieser Fürsorge zuzuwenden. Man kann sich aber nicht verhehlen, daß es meist eben diese wohlhabenden Klassen selbst waren, die die Kosten dieser Fürsorge auf sich nahmen, die die Kosten der wirtschaftlichen Hebung der kulturbedürftigen Volksmassen, mehr oder weniger freiwillig bezahlten und bezahlen, wie denn auch zugleich die Ausfindigmachung der Mittel dieser Fürsorge nicht von jenen Massen, sondern gerade von den Besitzenden, von den bürgerlichen Elementen im Staat ausgegangen ist. Weil aber diese Art Tätigkeit der bürgerlichen Elemente sich vielfach — es ist nicht zu leugnen — aus einem Recht in eine Pflicht gewandelt hatte, konnte diese Tätigkeit allgemach nicht mehr unter den Begriff der Wohltätigkeit fallen, zumal sie auch den sie Ausübenden selbst zu Gute kam. So, und unter dem Einfluß der sich ausbreitenden Demokratie und der Gleichberechtigung entstand der Begriff Fürsorge für die Gesellschaft — ein nivellierender Begriff, — der Begriff der sozialen Fürsorge und der Sozialpolitik.

Es ist im Grunde ein Begriff von ungeheurer Elastizität. Was läßt sich nicht Alles unter diesen Begriff subsummieren? Wasserversorgung, Wasserableitung, Feuerlöschwesen, Gartenanlagen, gute Straßen. Das Alles sind Dinge, die sowohl der Gesamtheit der Gesellschaft, einer Kommune, dem Staat zu Gute kommen, den besitzenden sowohl wie den arbeitenden, den wirtschaftlich unfreien Klassen. Indessen, die Beschaffung dieser Dinge ließen sich auch unsre Vorfahren angelegen sein, ohne daß man sie darum jetzt Sozialpolitiker nennt. Oder, ist etwa nur Derjenige ein Sozialpolitiker, der sich das Wohl der besitzlosen Klassen

angelegen sein läßt? Zum Wohle dieser Klassen gehören doch auch wieder jene Einrichtungen, wie gute Straßen, Beleuchtung, Trinkwasser, wie sie auch den Besitzenden Vorteil bringen? Ein charakteristisches Merkmal hat aber die sozialpolitische Tätigkeit doch: sie wartet nicht erst ab, bis öffentliche Übelstände zu Tage treten, sondern sie sucht durch entsprechende Maßnahmen den Übelständen, wie z. B. dem Umsichgreifen der Trunksucht, sittlicher Verwahrlosung, der Säuglingssterblichkeit, gewissen ansteckenden Krankheiten, vorzubeugen; diese Tätigkeit ist also vorherrschend eine vorbeugende, eine präventive. Trotzdem ist, wie schon gesagt, der Begriff der Sozialpolitik, vollends der Begriff der kommunalen Sozialpolitik kein feststehender, kein umgrenzter.

Auch G. Armitstead hat diesen Begriff, für den in schnellem Lauf, ein Wort, ein modernes Wort sich eingestellt hat, nicht zu umgrenzen versucht. Er hat in seinem Vortrage drei Gebiete kommunaler Tätigkeit herausgegriffen, um an der Hand dieser zu kennzeichnen, was in Riga, seiner Auffassung nach, auf dem Gebiet kommunaler Sozialpolitik schon geschehen war, und was ihm, Armitstead, auf diesem Gebiet für Riga erstrebenswert und erreichbar erschien. Diese Gebiete sind: das Bildungswesen, die Hygiene und die Arbeiterfürsorge.

In der Pflege des Schulwesens, speziell des Elementarschulwesens sah unser verstorbenes Stadtoberhaupt eine der wichtigsten Aufgaben unserer Stadtkommunalverwaltung. Es ist ein Gebiet, das leider Jahrzehnte hindurch stark vernachlässigt worden war. Viel ist darin nachzuholen. Zu einer Zeit, als noch in unsren Elementarschulen der Unterricht durchweg in der Muttersprache der Kinder stattfand, machte sich die Stadtverwaltung mit Elan an den Bau moderner Elementarschulgebäude. Zeugen jener Zeit sind die Gebäude der vereinigten Elementarschulen am Todlebenboulevard und an der Suworowstraße. Die jähe Russifizierung der Schulen unsrer Ostseeprovinzen brachte es mit sich, daß der Bau weiterer Schulgebäude von der Stadt sistiert wurde. Mittlerweile wuchs die Stadt und als sie gegen Ende des vorigen Jarhunderts zur industriellen Großstadt geworden, stellte es sich heraus, daß auf dem Gebiet kommunaler Elementarschulen eine sehr große Lücke entstanden war. Im Laufe der Zeit hatte die Krone eine ganze Reihe von Elementarschulen in Riga eröffnet

und den restlichen Bedarf an solchen hatten Private zu decken versucht. So ist es gekommen, daß auch jetzt noch, wo doch in den letzten 12 Jahren eine große Anzahl städtischer Elementarschulen begründet worden sind, nur etwa ein Drittel aller Elementarschulkinder städtische Elementarschulen besuchen. Im Jahre 1907 waren es rund 3900, jetzt sind es 7126 Kinder. Die Zahl der ihrem Alter nach elementarschulbedürftigen in städtischen Elementarschulen unterzubringenden Kinder nahm Armitstead im J. 1907 mit etwa 10,000 an. Diese Zahl dürfte hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben, wenn man bedenkt, daß die Einwohnerzahl Rigas gegenwärtig wohl 420,000 überschritten haben dürfte. Genau wird sich der Bedarf erst durch die geplante Volkszählung feststellen lassen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß bei uns die schulpflichtigen Altersklassen weit geringer bemessen werden, als in andren Kulturländern, nämlich mit 4 Jahren Schulbesuch, während in Westeuropa der Besuch der Elementarschule 6, ja sogar 8 Jahre dauert, vom vollendeten 6. bis zum 12, resp. 14. Jahre. Wollten auch wir uns nach diesem westeuropäischen Usus richten, so müßten wir eine sehr große Anzahl schulbedürftiger Kinder und Schulen vorsehen. Der größte Übelstand einer bloß 4-jährigen Lehrzeit besteht wohl darin, daß die Kinder zu früh die Schule verlassen; sie verlassen sie in einem Alter, wo sie zu jung sind für das Handwerk, erst recht zu jung zum Eintritt in die Fabrik und die Folge ist, daß solche Kinder sich entweder gar keiner Beschäftigung zuwenden oder solche als Laufjungen, Piccolos und dergleichen suchen, eine Beschäftigung, die Vielen von ihnen zum Verderben gereicht.

Unter Armitstead sind 12 neue Elementarschulgebäude erbaut worden, die zusammen für 64 Klassen Raum bieten. Davon waren 23 Klassen ehemals in andren, hygienisch ungenügenden, meist in Mietlokalen untergebracht gewesen. — Armitstead hielt daran fest, daß es zweckmäßiger sei städtische Schullokale zu bauen, als Schullokale in Privathäusern zu suchen, wo bekanntlich schwer zweckentsprechende zu finden sind.

Auch Armitstead schwebte als durchaus erreichbares Ideal die Einführung eines kostenlosen obligatorischen Elementarunterrichts vor, nur war er der Ansicht, daß man sich diesem Ziele nur ganz allmählig nähern dürfe. Er sagte sich mit Recht, daß

man nicht von heute auf morgen den Elementarunterricht gratis darbieten könne, denn erstens wären die Schullokale nur allmählich zu beschaffen, die nötig wären, um die Masse der Kinder aufzunehmen, ferner mangele es noch an den geeigneten Lehrkräften, drittens aber entspräche es unsren sozialen Verhältnissen nicht, die Kinder aus allen Bevölkerungsschichten neben einander die Schule besuchen zu lassen. „Ist ein Durcheinandermischen" — sagte er in seinem Vortrage — „verschieden situierter Bevölkerungsschichten in der Schule im Allgemeinen durchaus wünschenswert, so ist doch der Abstand in der Lebenshaltung auch innerhalb der wenig bemittelten Gruppen hier noch ein sehr großer. So könnten wir hier in Riga auch nicht mit einer einzigen Tramwayklasse auskommen, während doch in Deutschland nirgends das Bedürfnis nach einer Teilung zu Tage getreten ist." Aus diesen Worten tritt so recht der Realpolitiker, der von keinerlei Gleichheitsduselei angekränkelt ist, zu Tage. Aus dem angeführten Grunde sah Armitstead voraus, „daß eine Differenzierung unsrer Elementarschule durch die Höhe des Schulgeldes noch für Jahrzehnte hinaus notwendig sei, wenn nicht etwa die Kinder einer breiten Bevölkerungsschicht in die teureren Privatelementarschulen gedrängt werden sollen."

Armitstead betonte in seinem Vortrage ferner die Notwendigkeit einer ärztlichen Kontrolle für Schulen und Schüler, — die Einführung von Schulärzten. Dieses Ziel ist, wenn auch vorläufig unter andrem Titel, erreicht. Es sind neuerdings sog. Ambulatorien für Elementarschüler und -Schülerinnen eingerichtet worden, die durchaus zweckentsprechend funktionieren. Auch ist bereits, worauf Armitstead gleichfalls Gewicht legte, eine spezielle Organisation für die Zahnpflege bei den Schulkindern geschaffen worden. Turnunterricht ist freilich noch lange nicht allgemein eingeführt. Es mangelt noch immer an dazu vorbereiteten Lehrern.

Am 10. Oktober 1906 wurde in Riga die erste Volksbibliothek und Lesehalle eröffnet. Gegenwärtig funktionieren bereits drei Institute dieser Art und in naher Zukunft soll die Zahl der sich allgemeiner Beliebtheit erfreuenden Volksbibliotheken und Lesehallen noch weiter vermehrt werden.

Auf dem wichtigen und weiten Gebiet der Hygiene liegen bekanntlich die Hauptverdienste Armitsteads um Riga.

Sein Verdienst war es, die schon 20 Jahre vor ihm geplante Grundwasserversorgung Rigas dem Stadium der Bedenklichkeit entrückt und endlich durchgeführt zu haben, wobei, woran früher garnicht gedacht worden war, auch die Mitauer Vorstadt ins Gebiet der Wasserversorgung einbezogen wurde. Sein Verdienst ist es auch gewesen, daß das vom weiland Stadtoberingenieur Ad. Agthe entworfene, nach dessen Rücktritt vom gegenwärtigen Stadt-Oberingenieur D. von Rennenkampf gemäß dem Wachstum der Stadt ausgestaltete Projekt einer Schwemmkanalisation der am rechten Dünaufer belegenen Stadtteile zum größten Teil durchgeführt worden ist. Gegenwärtig schreitet die Stadtverwaltung zur Ausführung des letzten Drittels der hier vorgesehenen Arbeiten. Am Kanalisationsprojekt für die Mitauer Vorstadt wird gearbeitet. Parziell wird die Kanalisation dieses Stadtteils schon im J. 1913 in Angriff genommen werden.

Wir kommen nun auf ein Gebiet, dem unser ehemaliges Stadtoberhaupt wohl relativ am Meisten Arbeit und Fleiß zugewandt hat — das Gebiet des Bau- und Wohnungswesens.

Als Armitstead sein kommunales Amt antrat fand er den von einer Kommission ausgearbeiteten Entwurf zu einer neuen Bauordnung für Riga fertig vor. Armitstead konnte sich mit diesem nicht befreunden. Zu sehr waren darin die materiellen Interessen des Hausbesitzers, des Bauherrn, zu wenig die Interessen der Mieter und der Gesamtheit der Einwohnerschaft berücksichtigt. Es galt, nach Armitsteads Meinung, vor Allem das Interesse der Gesamtheit zu wahren, ohne doch von Einzelnen ein allzugroßes Opfer im Interesse dieser zu verlangen. In unzähligen Abendsitzungen wurde unter Armitsteads Präsidium eine Revision des Entwurfs für ein neues Baureglement vorgenommen. Lange und heftige Debatten führten endlich zu der jetzt Geltung besitzenden Bauordnung vom J. 1904. Allein, daß alles Menschenwerk Stückwerk ist, zeigte sich auch hier. Kaum war die neue Bauordnung in Kraft getreten, so zeigten sich ihre Mängel und Unvollkommenheiten und Armitstead war der Erste, der die Notwendigkeit ihrer schleunigen Beseitigung anerkannte, der betonte, daß dieses neue Werk kommunaler Arbeit auch schon revisionsbedürftig sei. Sorgfältig wurden die zu Tage tretenden Mängel der neuen Bauregeln registriert und auf Grund der ge-

sammelten Erfahrungen schritt man alsbald abermals zu Verbesserungsvorschlägen. Fast 2 Jahre lang wurde in unzähligen Sitzungen des Bauaufsichtsamts, einer Spezialkommission, einer Subkommission der letzteren und endlich des Stadtamts ein neuer Bauregelentwurf fertiggestellt, der nunmehr, leider nicht mehr unter dem Präsidium des Verewigten, der Stadtverordnetenversammlung vorgelegt werden soll. Viel bleibt auf diesem Gebiet, das sicherlich eines der schwierigsten ist, zu tun übrig und nichts Dauerndes läßt sich auf diesem Gebiete schaffen, denn schneller als auf andren Gebieten kommunaler Arbeit, wechseln und wachsen hier die Forderungen fortschreitender Technik und die Anforderungen des Lebens und des Gemeinsinns. Enge Straßen und hohe, viel zu hohe Häuser, das ist der Eindruck, den der Fremde noch jetzt immer von Riga davonträgt, ein Eindruck, der hauptsächlich in der langen Herrschaft der Bauregeln aus dem Anfang der 80-er Jahre des vorigen Jahrhunderts seinen Grund hat. Noch viele Jahrzehnte werden wohl dahingehen, bis dieser Eindruck einem freundlicheren zu weichen beginnen wird.

Eine Besserung der Wohnungsverhältnisse in sanitärer Beziehung durch Einführung einer ständigen Wohnungsinspektion war neben der Verbesserung der Bauordnung eines jener Ziele, die nach Armitsteads Ansicht, die Stadtverwaltung sich stecken sollte. Eine solche ständige Inspektion der Wohnungen behufs Besichtigung unhygienischer Wohn- und Arbeitsräume ist bekanntlich durch das Ortsstatut vom 27. Sept. 1910 eingeführt worden. Viel läßt sich auf diesem Gebiet noch nicht machen, da Vieles in unsrer, in mancherlei Beziehung auf den Lebensbedingungen von 1850 stehengebliebenen Gesetzgebung eben noch nicht vorgesehen ist. Das Leben benutzt den Schnellzug, während sich die Gesetzgebung nur zu gern noch der Postkutsche bedient.

Auch die Anlage neuer öffentlicher Gärten und Parks hat durch Armitstead viel Förderung erfahren. Eine kürzlich bekannt gewordene Statistik der Weltstädte hat den hochinteressanten Nachweis erbracht, daß ein beachtenswerter Zusammenhang besteht zwischen Gartenareal und Tuberkulosehäufigkeit. Es hat sich herausgestellt, daß eine je größere Gartenfläche eine Großstadt besitzt, desto geringer die Zahl der Todesfälle an Tuberku-

lose ist und umgekehrt. Unsere Nachkommen werden es dem Verewigten danken, daß er sein Augenmerk auch auf die Erhaltung vorhandener und Schaffung neuer Garten- und Parkanlagen gerichtet hat. Daß er die Freigabe des sog. Kobernschanzenterrains seitens des Militärressorts erwirkt hat und die Stadtverwaltung vermocht hat der Umwandlung dieses großen Geländes in einen Volkspark nebst Villenviertel zuzustimmen, das ist Armitsteads persönliches Verdienst. Der im Entstehen begriffene Peterpark ist, das kann man sagen, seine Lieblingsidee gewesen; einer Begünstigung des Kaiserwaldes war er bekanntlich abhold, und daß trotzdem der Kaiserwald mit seinen Villenkolonien sich entwickelte, erweckte in ihm als dem Anwalt des Peterparks eine gewisse Eifersucht. Der Gang der Dinge scheint allerdings Armitstead in diesem Punkte Unrecht zu geben. Jedenfalls haben wir aber keinen Grund nicht auch der Schaffung des Peterparks dankbar zu gedenken, denn ein Luftloch mehr kann einer Großstadt nur Vorteil bringen.

In das Gebiet der Hygiene fällt auch, um nur noch einiges kurz zu erwähnen, die Begründung des zweiten Stadtkrankenhauses, der Versuch mit einem Volksbrausebade, das demnächst eröffnet werden soll, und die geplante Begründung einer Heilstätte für Lungenkranke.

Ich will Sie nicht mit der Aufzählung jener vielen kleineren Schöpfungen ermüden, die ihren Ursprung teils der Initiative Armitsteads, teils der seiner Mitarbeiter verdanken und das Gebiet der kommunalen Sozialpolitik berühren. Eins aber möchte ich als charakteristisch für unsren verewigten Präses hervorheben, — seine Stellungnahme zur Tätigkeit unserer vielen gemeinnützigen Vereine.

Wohl keine andre Stadt Rußlands, vielleicht keine andre Stadt der Welt ist im Vergleich mit der Bewohnerzahl so reich an Vereinen aller Art, als unser Riga; nirgends ist das Vereinsleben so hoch entwickelt, so rege wie hier.

Kaum zeigt sich irgend ein gemeinsames Bedürfnis, gleich ist auch ein Verein da, es zu befriedigen.

Der ehemals und zum Teil noch heute sehr begrenzte Kompetenzenkreis der Stadtverwaltung mag der Grund sein, daß

wir so zahlreiche Vereine, namentlich auch solche zu gemeinnützigen Zwecken besitzen.

Unsre alte literarisch-praktische Bürgerverbindung eröffnete den Reigen, der Frauenverein (gegr. 1818), der Jungfrauenverein gesellten sich hinzu und die neuere Zeit hat — um nur die wichtigsten zu nennen — den Verein für Volksküchen und Teehäuser, der Verein der schnellen ärztlichen Hülfe und den Verein für Volkswohlfahrt hervorgebracht. Dazu kommt eine sehr stattliche Anzahl von Wohltätigkeitsvereinen und solchen Gemeinschaftsgebilden, die speziell Bildungs- und nationale Zwecke verfolgen. Wir besitzen gegenwärtig außer dem vorherrschend Bildungszwecke verfolgenden Deutschen Verein einen russischen, einen lettischen, einen litauischen und einen polnischen Bildungsverein. Alle diese Vereine erhalten seitens der Stadt größere oder geringere Subventionen; drei Theater werden von der Stadt subventioniert, — alles das sind Beweise, daß die Stadtverwaltung es sich angelegen sein läßt, die kulturellen Bestrebungen alle ihrer nationalen Bewohnergruppen zu achten und zu fördern. Auf die Tätigkeit dieser und auch noch anderer gemeinnütziger Vereine blickt die Stadtverwaltung ohne Neid, denn sie erachtet es nicht für ihre Aufgabe ihr Können zu entfalten und an der Spitze zu marschieren dort — wo die private Tätigkeit voll ausreicht. Wo es ein reges Vereinsleben gibt, — wie in Riga, da gibt es viel Leben überhaupt und viel nützliche, ersprießliche Tätigkeit. In vielfacher Beziehung kann sich daher die Stadtverwaltung mit einer subsidiären Rolle begnügen. Aus diesen Gründen hat z. B. die Stadt sich darauf beschränken können, bisher nur ein einziges Volksspeisehaus nebst Teehalle zu eröffnen und hat sich veranlaßt gesehen erst kürzlich einen Kinderhort nebst Krippe zur Entlastung der Kinderfürsorge arbeitender Mütter zu gründen, denn in Riga gibt es ja eine Anzahl durch Vereine unterhaltener Speise- und Teehäuser und Krippen. — Unser ehemaliges Stadthaupt widmete ferner in seinem Vortrage spezielle Ausführungen dem Thema „Arbeiterfürsorge" und erwähnte unter Anderem die Fürsorge, welche die Stadtverwaltung ihren eignen Arbeitern für den Invaliditätsfall zu Teil werden läßt. — Dieses Institut der Arbeiterversicherung hat sich seitdem gedeihlich entwickelt. Auch das von George Armitstead erwähnte städtische Arbeitsnachweis-

bureau hat sich im Laufe der Jahre wachsender Beliebtheit erfreut und seine Jahresberichte beweisen, daß es nicht nur von Dienstboten, sondern auch namentlich seitens der Arbeiterbevölkerung und zwar mit Erfolg in Anspruch genommen wird. Die Großindustrie beginnt mehr und mehr sich dieser Einrichtung zu bedienen. Das noch unter Armitsteads Mitwirkung edierte Ortsstatut über die Arbeitszeit in Handel und Kleingewerbe hat sich bestens bewährt und hat noch kürzlich bei Verhandlungen im Reichsrat rühmende Erwähnung gefunden. Armitstead sprach unter Anderem in seinem Vortrage auch von der Arbeitslosigkeit, wobei er mit Recht darauf hinwies, daß es zwar temporär und lokaliter Arbeitslosigkeit geben mag, daß man aber von einer allgemeinen Arbeitslosigkeit schwerlich in einem Lande sprechen dürfe, wo der Landwirt um die Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte dauernd verlegen sei. Wer die Ausweise unseres Arbeitsnachweisbureaus aufmerksam verfolgt, der wird bemerkt haben, daß, obgleich seit dem J. 1908 die Nachfrage nach Arbeitskräften in der Stadt Riga, dank einer für die Industrie günstigen Konjunktur merklich gewachsen, ja sogar eine rege gewesen ist, dennoch allmonatlich mehrere hundert Arbeitsuchender, hauptsächlich männlichen Geschlechts unplaciert bleiben. Diese Gruppe Unplacierter ist aber kein Beweis für vorhandene Arbeitslosigkeit, für fehlende Arbeitsgelegenheit; es handelt sich vielmehr um eine Erscheinung, die jeder Großstadt eigen ist, es handelt sich um unplacierbare Glieder der menschlichen Gesellschaft, um solche, für die, um mit Malthus zu reden „am Tische der Natur kein Plätzchen gedeckt ist." Ein gewisser Bruchteil einer großstädtischen Bevölkerung wird, weil er von der Natur zur Arbeit schlecht ausgestattet ist, oder die Arbeitsfähigkeit durch Trunksucht oder andere Laster verloren hat, überall allmählig der öffentlichen Fürsorge anheimfallen müssen. Bei dieser Gelegenheit verdient eine Tatsache Erwähnung. Das aus dem ehemaligen Zwangsarbeitshause (es wurde bekanntlich auf obrigkeitlichen Befehl geschlossen) hervorgegangene städtische Arbeitshaus bietet stets bis 100 Arbeitslosen Gelegenheit zu einem solchen Verdienst, der zum persönlichen Lebensunterhalt ausreicht. Aber noch nie ist es vorgekommen, auch nicht in den wirtschaftlich schweren Jahren, welche unmittelbar auf den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges folgten,

daß jene Arbeitsgelegenheit auch nur zur Hälfte ausgenutzt worden wäre.

Interesse brachte der Verstorbene auch der Fürsorge für gute Lebensmittel entgegen. Nicht nur, daß er an den Bau neuer moderner Markthallen dachte, die ja von großer hygienischer Bedeutung sind, mehr noch interessierte ihn die Lebensmittelkontrolle. Die Fleischbeschau fand Armitstead bei seinem Amtsantritt schon vor. Während seiner Amtsperiode wurden die Ortsstatute über Milchkontrolle und Milchhandel, sowie das Ortsstatut über Fleischhandel und den Verkauf von Fleischprodukten ausgearbeitet und bestätigt. Die beiden letzteren Ortsstatuten sind z. Z. noch nicht in Kraft getreten. Das städtische Brausebad, welches Armitstead in seinem Vortrage als wünschenswert hingestellt hatte, befindet sich im Bau und soll im Herbst dieses Jahres eröffnet werden. Auch für die Förderung des Sports interessierte er sich; die Eröffnung mehrerer von der Stadtverwaltung projektierter allgemein zugänglicher Sportplätze zu erleben — ist dem Verstorbenen nicht vergönnt gewesen. Zum Schluß sei erwähnt, daß seit einer Reihe von Jahren der Verstorbene der Abstinenzbewegung das allergrößte Interesse entgegenbrachte und stets bestrebt gewesen ist, Alles, was in seiner freilich sehr beschränkten Machtsphäre lag, zu tun, um der Trunksucht in Riga zu steuern. Mit großer Energie suchte er z. B. sich der Eröffnung neuer Trakteuranstalten zum Verkauf geistiger Getränke, deren Konzessionierung bekanntlich Sache der Regierung ist, zu widersetzen.

Noch Vieles ließe sich anführen, was die Stadt Riga ihrem energischen, vielseitig gebildeten, ihrem hochbegabten und so weitsichtigen ehemaligen Stadtoberhaupte auf dem Gebiet kommunaler Sozialpolitik verdankt. Wir wollen indessen diesen Abend dankbaren Gedenkens damit beschließen, daß wir uns vergegenwärtigen wie weit die Leistungen unseres Vereins, die sich ja auf dem Gebiete von Vorträgen bewegen, von Einfluß gewesen sind auf die Tätigkeit und die Entschlüsse der Rigaschen Stadtverwaltung unter dem Sozialpolitiker George Armitstead.

Wenn wir das Verzeichnis der an dieser Stelle von den verschiedenen Herrn Rednern erörterten Fragen durchmustern, so müssen wir eigentlich sagen, daß kein Redner an dieser Stelle

unnütz gesprochen hat, — keines Vortragenden Worte sind ungehört geblieben, direkt oder indirekt sind sie auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Wenn wir aber zum Speziellen übergehen wollen, so seien folgende Vorträge erwähnt, denen ein ganz greifbarer praktischer Erfolg beschieden gewesen ist: Dr. v. zur Mühlen sprach über die Bedeutung von Lungenheilstätten, Dr. med. Schabert — über die Beteiligung der Kommune an der Bekämpfung der Tuberkulose in Riga (1909); 1910 bereits hat die Stadtverwaltung beschlossen ein Sanatorium für Lungenkranke aus Stadtmitteln zu begründen; der Fürsorgestelle für Tuberkulöse wurde eine städtische Subvention ausgesetzt. Dir. Fr. Demme sprach über Schulhygiene, Dr. med. A. Berkholz über den Schularzt; heute besitzen wir eine schulärztliche Aufsicht über die Stadtelementarschulen in Form von Ambulatorien. Außerdem sind zahnärztliche und augenärztliche Ambulatorien für städtische Schüler begründet worden. Die Vorträge der Herren Pehkschen, Pirang und E. von Roth über kommunale Wohnungs- und Baupolitik und modernen Städtebau sind von anregender Bedeutung gewesen bei der kürzlich erfolgten Revision der Bauregeln. Ein Vortrag des Ingenieurs Ladygin bot die Anregung zur Begründung der Wohnungskontrolle und zum Ortsstatut über Wohnungsinspektion. Die Vorträge des Dr. med. W. von Rieder über die Lebensmittelkontrolle und des Magister Kangro über die Milchversorgung Rigas haben zum Erlaß der schon oben erwähnten Ortsstatuten geführt. Der Vortrag des Herrn Gerichtsmitgliedes Lawrentjew über Vagabundentum hat dazu beigetragen, daß wir jetzt ein städtisches Nachtasyl haben, und der Vortrag des Dr. Sarfels hat einen schönen praktischen Erfolg gezeitigt, er hat G. Armitstead dazu angeregt seiner Mutter und sich selbst, zugleich mit seinem Bruder, ein Denkmal zu setzen in einer reichen Stiftung, welche dazu bestimmt ist, uns am Rigaschen Strande ein Sanatorium für knochentuberkulöse Kinder zu schenken.

* * *

Wenn wir suchen die Summe aus G. Armitsteads Taten zu ziehen, so erweist sich diese als imponierend groß. In den Hauptsachen, ich sage in allen Hauptsachen sind die gegenwärtigen Bedürfnisse unsrer Kommune befriedigt oder ihre Be-

friedigung ist eingeleitet. Für die nächsten Jahre handelt es sich weniger um Schaffung neuer Werke, als um die Ausgestaltung und Ergänzung schon begonnener. Das Leben aber kennt keinen Stillstand und neue Bedürfnisse unsrer Großstadt werden sich einstellen, von denen wir gewiß heute auch nicht einmal träumen. Der Tätigkeit Armitsteads aber wird man in Riga noch lange gedenken, weil sie eine grundlegende gewesen ist und dazu berufen war Richtlinien für seine Nachfolger zu ziehen. Namentlich gilt dieses für die sozialpolitischen Bestrebungen unsrer Stadtverwaltung, zu denen Armitstead den ersten Ansporn gegeben hat.

Zum Schluß noch eine Frage.

War George Armitstead ein Doktrinär in seinem sozialpolitischen Streben? Ganz gewiß nicht. In den 11 Jahren unsrer gemeinsamen Arbeit im Stadthause habe ich ihn nie eine sog. Doktrin bekennen gehört, wohl aber ist mir ein Ausspruch von ihm bekannt, der ihn besser charakterisiert als ein Vortrag dieses vermag: „*Ich bin für jeden vernünftigen Reformgedanken zu haben.*“

Nur weil dieses sein Standpunkt war und weil er kein Doktrinär gewesen ist, hat G. Armitstead das leisten können, was er uns als Werk seiner letzten 11 Lebensjahre hinterlassen hat; und wie sehr abhold ihm jeglicher Doktrinarismus gewesen ist, das zeigte sich u. A. auch in der Art und Weise, *wie* er diesen unsren Verein geleitet hat. Unser Verein wurde und blieb ein Sprechsaal, in dem Jeder zu Wort kommen, Jeder seinen Worten Gehör verschaffen konnte, dem es daran gelegen war, auf Grund eigener Erfahrungen und Kenntnisse irgend einem Übel vorzubeugen oder etwas vorzuschlagen, was der Stadt, was unsrem sozialen Leben ersprießlich und nützlich zu sein versprach. Nur gegen alles Uferlose, alles rein Theoretische, keinen praktischen Erfolg Versprechende, gegen alles Prinzipielle, für das wir Männer überhaupt, insbesondere aber wir baltischen Literaten eine schwer überwindliche Vorliebe besitzen, hatte Armitstead eine ausgesprochene Abneigung. Seine Denkart läßt sich darum auch durch das Dichterwort charakterisieren: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum.“

Mannigfach sind ja die Gaben, die uns Menschen verliehen werden. Dem Weibe, soweit es nicht oberflächlich und egoistisch

veranlagt ist, ist meist die uns Männern so oft fehlende Gabe des persönlichen Interesses an unsren Nächsten, der Sinn für die Linderung der Not des Einzelnen verliehen, der Sinn für Wohltätigkeit, wie man zu sagen pflegt. Der Mangel dieses Sinnes beim Manne wird letzterem von weiblicher Seite nicht selten zum Vorwurf gemacht. Mit Unrecht. Dieser Sinn ist auch beim Manne, soweit der Mann nicht etwa reiner Genußmensch ist und soweit er überhaupt ein bewußtes Leben führt, immer da; nur äußert sich dieser Sinn in andrer Form als beim weiblichen Geschlechte; er ist mehr auf das Ganze, mehr auf die Gemeinschaft gerichtet. Wir Männer möchten, wenn wir Gutes tun, weniger dem Einzelnen, als möglichst Vielen einen Dienst erweisen. Ganz besonders hoch war dieser aufs Ganze gerichtete Nützlichkeitssinn bei unserem G. Armitstead entwickelt. Dieser Sinn und nicht, was man gemeinhin Ehrgeiz nennt, war die Triebfeder seines Handelns. Und hierin eben lag hauptsächlich das ethische Moment in seinem Wesen, ein persönliches Moment, welches alle Diejenigen zu würdigen suchen sollten, die bald dieses, bald jenes an dem Verstorbenen glauben aussetzen zu müssen.

Die Erinnerung an George Armitstead bleibe unter uns in Ehren.

Baltische Belletristik in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein Entwurf

von Adolf von Keußler.

II. Taschenbücher und Almanache. (Schluß.)

In Riga machte sich in den Jahren 1825 und 1831 ein Amtsbruder des uns schon bekannten Superintendenten Sonntag, Dr. Karl Ludwig Grave, durch die Herausgabe eines hübschen Taschenbuches, dem er den Titel „Caritas" gab, verdient. Dieses Büchlein hatte die besten und bekanntesten Zeitgenossen zu Mitarbeitern: so finden wir Garlieb Merkel mit „Flüchtigen Erinnerungen an das Jahr 1806", ferner einen Beitrag des Rektors der Dorpater Universität Parrot unter dem Titel „Über die Berge"; mit poetischen Beiträgen sind vertreten Karl Graß, Reinh. Joh. Ludw. v. Samson-Himmelstjerna, Otto Huhn, Morgenstern. Aus der Feder unseres Landsmannes Joh. Reinh. Lenz, genannt Kühne, stammt das ebenfalls in dem Caritas-Taschenbuch veröffentlichte harmlose einaktige Lustspiel „Vier Treppen hoch". Der in unseren Betrachtungen schon oft genannte vielseitige und geistvolle Superintendent Sonntag bringt fünf „Eventuelle Inschriften unter die Büste von Joh. Christoph Schwartz, der Stadt Riga vormaligem wortführenden Bürgermeister und Deputierten zur Gesetz-Kommission, geb. den 19. Jan. 1722, gest. den 7. Nov. 1804". Seine Inschriften können dank ihrem edlen Schwung und ihrer poetischen Feinheit auf mehr als bloß lokalpatriotische Beachtung Anspruch erheben; wir bringen sie daher — zugleich als Muster für die glänzende Sprachgewalt Sonntags — im Nachstehenden ungekürzt wieder zum Abdruck:

I. Im großen Raths-Saale.

Anders sah Er und anders gestalten der Vaterstadt Formen;
Stets fand, in Weisheit und Treu', gleich Ihn der Vaterstadt Wohl.
Als schon lange Sein Mund hier nicht mehr die Worte dem Recht lieh,
Wirkte Sein Geist doch stets waltend und ratend noch fort.
Preise sein Bild hier spät noch den Ruhm ach! entschwundener Zeiten!
Segne Sein Sinn von hier spät noch die kommende Welt!

*

II. Auf der Universitäts-Bibliothek zu Dorpat.

Achtzigjähriger Greis begann er ein Werk noch der Klio,
Und der ersterbenden Hand letzter Zug weihte sich ihr.
Jünglinge! Macht und Glanz sind selten Gaben der Musen,
Seltener noch erringt Schätze des Goldes ihr Dienst.
Aber es darbet das Gold und die Macht wird gegeben, genommen;
Fröhlich und reich und groß hält nur die Wissenschaft sich.

*

III. Auf der Musse zu Riga.

Wo das Vergnügen wohnt, hier ward eine heilige Stätte,
Wenn der Greis sie betrat, sich noch zu freuen der Welt.
Stirb, o Mensch! du den Menschen nie ab; und es beut auch des Alters
Steppe dir, reizend und reich, Blüten und Früchte noch dar.

*

IV. In einem Familienzimmer.

Kinder und Enkel um sich und Vertraute der prüfenden Jahre,
War er dem häuslichen Kreis Genius häuslichen Sinns.
Von sich weisend, was pfleget und schwächt, sich erstarkend in Kämpfen,
Ward er dem jüngern Geschlecht Genius innerer Kraft.

*

V. In der Studierstube eines Philosophen.

Was im wankenden Greise, mit edlem Unmut, des Körpers
Zaudernde Kräfte spornt — wäre der Körper selbst?
Was aus der morschen Hülle noch, Weisheit spricht und noch Liebe
Gibt, wenn die morsche zerfällt, — sänke mit ihr in den Staub?
Dank, Vollendeter, Dir, den ein Segen von Taten geleitet,
Daß Dein Tod auch noch lehrt: „Was in uns lebet — es lebt!"

*

Eine reiche Auswahl von Poesien rein baltischer Provenienz bieten uns die vom Estländer Heinrich Neus in den Jahren 1828 und 1830 herausgegebenen Anthologien „Inländischer Dichtergarten" und „Inländische poetische Blumenlese". Heinrich Neus gehört zu jenen, von uns bereits bei früherer Gelegenheit kurz erwähnten sympathischen Dichtergestalten unserer Heimat, die schon als cives academici ihr Talent und ihre literarischen Fähigkeiten im trauten Kreise gleichgesinnter Kommilitonen betätigten und pflegten. Wir meinen

die Dorpater Sängerbünde, denen vor allem auch Neus während seiner empfänglichsten Entwicklungsjahre in reichem Maße Anregung und Förderung verdankt. Bot ihm die Zugehörigkeit zu den Sängerbünden doch Gelegenheit, mit in der Folge so erfolgreichen geistigen Kapazitäten wie Karl Eduard Raupach (Alb. acad. 770; Herausgeber des „Inländischen Museums" 2c.), Karl Konstantin Kraukling (Alb. acad. 907; Herausgeber der „Dresdner Morgenzeitung", in der u. a. Weyrauch viele seiner Gedichte veröffentlicht hat) und Anderen stete Fühlung zu unterhalten. Wie er selbst, sind auch mehrere seiner schöngeistigen Jugendfreunde ihren dichterischen Neigungen im späteren Leben treu geblieben: in seinen uns eben beschäftigenden Gedichtsammlungen finden wir die Sängerbündler Thomas Adolf Dehn (Alb. acad. 972) und Karl Friedrich v. d. Borg (Alb. acad. 700), der sich auch selbständig mit gelungenen Übertragungen aus dem Russischen hervorgetan hat. Indem wir uns vorbehalten, der übrigen Mitarbeiter des Neus'schen Dichtergartens weiter unten noch Erwähnung zu tun, sei hier den Manen Neus', des bescheidenen, deswegen aber nicht weniger verdienstvollen Mannes, der schuldige Tribut der Anerkennung und des Dankes für sein selbstloses Wirken im Dienst heimatlichen Geisteslebens dargebracht. Geboren am 16. Dez. 1795, bezog Heinrich Neus im zweiten Semester 1814 die Landesuniversität (Alb. acad. 966), wo er bis 1817 Theologie studierte, um alsdann zunächst drei Jahre in Estland zu Hauslehrern. Darauf wurde er Inspektor an der Kreisschule in Hapsal, welchen Posten er 20 Jahre bekleidete, bis ein Augenleiden ihn zwang, seinen Abschied zu nehmen. Er siedelte hierauf nach Reval über, wo er noch 35 Jahre, bis zu seinem am 10. Februar 1876 erfolgten Tode, als Privatmann lebte. Die langen Jahre seiner erzwungenen Muße füllte er mit literarischen Studien aller Art aus; namentlich betätigte er sich mit Forschungen auf dem Gebiet des estnischen Volksliedes. Seinem letzten Willen gemäß wurde die Estländische Literärische Gesellschaft Erbin seines Vermögens; ein besonderes Legat fiel der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat zu. Der Leser sieht — der äußere Lebenslauf von Heinrich Neus weist keinerlei irgend bemerkbare Wendepunkte auf: still und ohne Erschütterungen. wie das Leben seiner engeren Heimatprovinz, floß auch

das seinige dahin. Die dichterischen Qualitäten dieses Mannes, der bis an sein Ende an geistiger Arbeit sein Genüge fand, waren nicht so bedeutend, daß er heute noch im Gedächtnis der weiteren Kreise unserer Zeitgenossen fortlebt: damit ist indessen keineswegs gesagt, das Neus der Dichter seine Zeitgenossen nicht durch manche freundliche Gabe seiner Muse erquickt und interessiert hat. In gleichem Maße charakteristisch für den Dichterton seiner Sprache, wie für sein kindlich gläubiges Gemüt ist das Gedicht „Morgenglut", das Neus in Raupachs „Inländischem Museum" veröffentlicht hat:

Auf uraltem Fels
In der Schöpfung Halle,
Umsaust von Lüften
Steh' ich freudig ernst.
Du Morgenhimmel,
Tiefblau, würdevoll,
Wölbest leuchtend
Den heiligen Dom,
Ehrfurchtgebietenden,
Ewigen, neuen!

Wie auch fallen mögen
Immer die Loose,
Ob hell, ob dunkel:
Uns bringt es Heil!
Denn in eigner Hand,
Wie selbst er will,
Träget der Mensch
All' sein Schicksal.
Glücklicher aber,
Wem verliehen hat
Der althohe Vater
Freundliches Loos.

Still, ruhevoll, dunkel,
Wie ein Nachtgefild,
Lag mein Leben;
Da schaut' ich Dich,
Der Du mein Freund jetzt!
Und Mond und Sterne
Heben lächelnd
Freudig glänzend
Ihre Häupter!

Rein und prüfend
Der Blick der Wahl,
Für die Ewigkeit
Der Blick des Bundes —
Sank mir ins Herz;
Wie in Haines Dunkel
Der Morgenröte
Lebenerregendes
Stilllebendiges
Helles Leuchten.
Stammelndes Wort doch
Nimmer entweich es
Herzens Hochgefühl.
Taten ja sind,
Taten selbst
Dieses Gefühls
Leisester Nachhall nur!

Du!
Herrlich im Donnerhall!
Herrlich in Toden so
Blitzlichten Gewölks,
Als im Lenzschmuck,
Hochheiliger Vater!
Schau's in Gnaden,
Nimm in Hulden
Demüt'ges Opfer!

Diese tönende Locke
Des Heldenhaupts
Urahnlichen Eichbaums,
Dies Fichtengezweig
Ewig grünender Treue!
Nimm's in Hulden!
Segn' es gnädig,
Ewiger Vater,
Amen!

Wie die Lerchen dorten
Frei und freudig
Lieder jubelnd,
Auf der Morgenwolken
Glühendem Golde
Schwebt meine Seele!

Als besonderes Verdienst ist Neus die Herausgabe der beiden vorerwähnten baltischen Anthologien anzurechnen: wir wissen ja, für eine wie brotlose Kunst damals bei uns das Metier

des Dichters galt. Die beiden Bändchen — das erste umfasst 154, das zweite 142 Seiten — enthalten Beiträge der dichterisch veranlagten Zeitgenossen aller drei Provinzen; außer dem Herausgeber selbst und den schon genannten Dehn und Borg finden wir Poesien von M. Asmuß, Jenny Buller, Dr. C. Bursy, J. F. Hinze, dem unsterblichen Sänger von Dorpats Burschenherrlichkeit, ferner von G. F. Schreiber (Alb. acad. 888?), A. Baron v. Ungern-Sternberg, dem bekannten Romanschriftsteller, G. Baron Ungern-Sternberg, dem Herausgeber des Taschenbuchs „Harfenklänge", C. Veichner, H. F. v. Jarmerstedt, F. Schleicher (Alb. acad. 1527) und Anderen. Zeichnen sich viele der gebotenen Gedichte — wie das bei einer so reichen Auswahl auch kaum anders sein kann — durch keine talentverratenden Vorzüge aus, so verdienen andrerseits Beiträge solcher Mitarbeiter wie A. Baron Ungern-Sternberg anerkennende Beachtung; man ist versucht, die ganze Neus'sche Anthologie mutatis mutandis mit denselben Worten zu charakterisieren, mit denen s. Z. Friedrich Bienemann die Dichtkunst der Dorpater Sängerbündler bewertete: „Viel Lallen und Stammeln des poetischen Genius findet sich in diesen Versuchen, sehr viel Nachahmung ohne dichterische Anlage, aber auch Keime, die gesunde Blüten versprachen und Früchte getragen haben, sind vorhanden; manches überrascht und erfreut durch den Schwung der Sprache, die Wärme und Wahrheit der Empfindung, die Reinheit der Form, die Treffsicherheit des Ausdrucks". — Zum Schluß mag als Talentprobe des damals erst 22-jährigen A. Baron Ungern-Sternberg dessen schönes Gedicht „Des Herzens Eigentum" (aus Band I der Neus'schen Sammlung) hier Platz finden:

Was wir in Schmerz und Lust geboren,
Das trete niemals an die Welt;
Dem Herzen bleib' es unverloren,
Das sich's zum Eigentum erkoren,
In unentweihter Hülle hält.
Fandst du in stillen Wonnestunden
Der reinen Erdenblüten viel,
Die dir in einen Kranz gewunden
Des Lebens schönsten Lenz bekunden,
O gib sie nicht der Welt zum Spiel!
Wahr deines Herzens heil'ge Töne
Als deines Lebens Poesie,
Einmal gestört in ihrer Schöne,
Verdrängt durch andre rauhe Töne,
Was ist dein Busen ohne sie!

Denn mit ätherischen Geweben,
In deines Innern heil'gem Raum,
Vergittert sich das tiefste Leben;
Da wächst mit zartem heil'gem Streben
Der Seele keuscher Myrtenbaum.

Ein Stoß von fremden frechen Händen,
Und seine Blätterpracht ertrinkt;
Ein Hauch kann seinen Glanz entwenden,
Ein Laut die Sabbatstille schänden,
In der er süße Nahrung trinkt.

Drum trete, was das Herz geboren,
Nie vor die fremde kalte Welt,
Werd' nie erschlossen fremden Ohren,
Bleib' unentweihet, unverloren,
Bis diese Brust in Staub zerfällt.

Als Verfasser eines anderen bemerkenswerten Gedichts zeichnet unter dem Titel „An die Braut" ein Anonymus E. W.; dieses Gedicht fällt vor allem formell auf, insofern sein Versmaß dem des bis weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts populären Gedichts „Nach Osten, geht nach Osten der Erde stiller Flug" entspricht. Das letztere Gedicht war just um dieselbe Zeit von August Heinrich v. Weyrauch vertont worden und bildet eines der schönsten Lieder dieses baltischen Komponisten. Offenbar mit dem Wunsche, auch dem Lied „An die Braut" Eingang in die Herzen und Häuser zu verschaffen, hat denn E. W. seine Dichtung demselben Versmaß angepaßt. Das etwas süßlich-manirierte Gedicht lautet:

Noch Westen geht, nach Westen
Der Sehnsucht stiller Sinn,
Da sehnen ja die Besten
Zur Abendröte hin.
Dort endet müd' und trübe
Die Sonne ihren Lauf; —
Doch flammt im Meer der Liebe
Sie östlich wieder auf.

Du, Liebchen, eilst zum Meere
Und denkest für dich hin:
Ach wenn er bei mir wäre,
Wie freudig wär mein Sinn!
Da komm ich müd' und trübe
Und ende meinen Lauf —
Und flamm in neuer Liebe
An deinem Herzen auf!

Im ganzen kann Neus' „Inländischer Dichtergarten" und seine „Inländische poetische Blumenlese" der Lektüre aller Liebhaber baltischer schöner Literatur jener Zeit nur bestens empfohlen werden.

Das Werk eines Ausländers, des Rigaschen Schauspielers Friedrich Viedert, stellt der zeitlich nun folgende Almanach für Freunde der Schauspielkunst dar, der in Riga in den Jahren 1828, 1829 und 1830 zur Ausgabe gelangte. Dieser Almanach bietet dem Literarhistoriker kaum be-

sonders Lesenswertes außer einer Geschichte des Theaters zu Riga von 1760—1827 aus der Feder des Herausgebers, der sich übrigens auch mit einigen kleinen Einaktern versucht, z. B. „Mozart als Bräutigam oder die Erdbeeren". Überhaupt sind die vielen Theateralmanache, die in Pernau, Reval, namentlich aber in Riga fast alljährlich das Licht der Welt erblickten, wohl ausnahmslos für den Tag geschrieben. Ein Blick auf die angehängte Liste lehrt, daß die Zahl ihrer Herausgeber recht groß ist; da sie vielfach zur Zunft der Schauspieler gehören — unter ihnen findet sich auch der bekannte ehem. Direktor des Rigaer Stadttheaters Karl von Holtei — darf angenommen werden, daß die Almanache weniger einem Bedürfnis des Publikums als der Mimen nachkamen, die von ihrer Edition einen Nebenerwerb erhofften. Wir können die Theater-Almanache m. a. W., ebenso übergehen, wie die ebenfalls in den Anfang des vierten Jahrzehnts fallenden „Lieder, der geselligen Freude geweiht", herausgegeben von D. Wendt; es sind lediglich Nachdrucke von Gedichten Goethes, Schillers, Hauffs usw. Auch die „Harfenklänge" von G. F. J. Baron Ungern-Sternberg sind eine ähnliche Gelegenheitsedition, wie denn ihre Veranlassung ein Wohltätigkeitszweck war.

In einem erquickenden Gegensatz zu den soeben erwähnten weder charakteristischen noch literarisch wertvollen Druckerzeugnissen steht die reiche und geschmackvolle Sammlung „Deutscher Lieder aus den Ostseeprovinzen" unter dem Titel „Schneeglöckchen" herausgegeben von Arnold Tideböhl und Wilhelm Schwartz, verlegt in Riga und Leipzig 1838. Wie bei der großen Zahl überaus gelungener Gedichte dieser Sammlung nicht anders erwartet werden konnte, sprachen sich schon die zeitgenössischen Kritiker höchst lobend über die „Schneeglöckchen"-Lyriker aus. So schrieb kein Geringerer als Harald von Brackel im „Inland" (Jahrg. 1841 Nr. 36): Den billig Denkenden wird es erfreuen, Unternehmungen wie die vorliegende Sammlung fördern und so seinerseits zur Belebung des literarischen Strebens bei uns beitragen zu können, während früher manche reiche, zu den erfreulichsten Erwartungen berechtigende literarische Erscheinung kalt aufgenommen und dadurch in der Entwicklung gehemmt wurde. Ich erinnere nur an die von A.

Tideböhl und W. Schwartz herausgegebenen „Schneeglöckchen", die manches treffliche tiefgefühlte Lied enthalten und bei weitem mehr Aufmerksamkeit verdienen, als ihnen zu Teil geworden ist." Und in Nr. 33—36 des „Lit. Begleiters d. Prov.-Blattes für Kur-, Liv- und Esthland" vom 1. Sept. 1838 heißt es von den „Schneeglöckchen": .... es weht durch die ganze Sammlung ein so frischer Dichtergeist, daß sie nicht leicht Jemand unbefriedigt aus der Hand legen wird, wenn er nicht durch Übersättigung allen Geschmack an Gedichten verloren hat, wie es jetzt freilich sehr Vielen geht." In diesem Falle — möchten wir hinzufügen — ist eine Übersättigung freilich nicht zu befürchten.

Es gewährt in der Tat einen eigenartigen Reiz, in dieser Sammlung das jugendliche Feuer der Poesie von Männern zu genießen, die auch in späterer Zeit sei es durch ihres „Lebens ernstes Führen" oder ihre dichterische „Frohnatur" der Heimat zur Ehre gereicht haben. Durchweg alle „Schneeglöckchen"-Dichter sind Jünger der alma mater Dorpatensis. Wir nennen allen voran Tideböhl selbst, der sich als hervorragender Jurist manche Verdienste um die Baltischen Provinzen erworben hat; Wilhelm Schwartz, sein Fakultäts- und engerer Korporationsgenosse, hat seine Kraft in den Dienst des Rigaschen Rats gestellt. Christian von Stein, s. Z. als „Burschenkönig" eine schon in den Dorpater Kommilitonenkreisen sehr hochgeschätzte Persönlichkeit, ist im späteren Leben als Landmarschall von Livland bekannt geworden. Nächst Heinrich Pierson v. Balmadis, dem als Student Frühverstorbenen, und Guido Kieseritzky haben sich die übrigen jugendlichen Dichter alle auch in der Folgezeit als Sänger der Schönheiten unserer Heimat, der Liebe und Freundschaft einen Namen gemacht: da ist Georg Grindel, der ewigdurstige liederfrohe Urbursch, Friedrich Glasenapp, Wilhelm Hülsen, eine als Arzt wie als Dichter gleich ansprechende Persönlichkeit, ferner Andreas von Wittorf, dem wir die unsterbliche „Sage" von dem Wettlauf der schnellfüßigen Jungfrau Aa und des trägen Embach verdanken, alsdann der uns bereits von der Neus'schen Sammlung her bekannte tüchtige Übersetzer und Freund Shukowskys C. v. d. Borg und endlich Roman Frhr. v. Budberg, wohl fraglos der bedeutendste der „Schneeglöckchen"-Dichter, dessen wir daher an erster Stelle in etwas eingehenderer Würdigung gedenken wollen.

Roman (eigentlich Reinhold) Frhr. von Budberg ist 1816 bei Reval geboren. 1835 bis 1838 stud. rer. cam. in Dorpat, unternahm er 1840 eine Auslandreise, während der er sich zwei Jahre in Berlin aufhielt, wo er u. a. mit Strachwitz und Lenau bekannt wurde und sich als Mitglied eines schöngeistigen Klubs „Tunnel über der Spree" betätigte. Im J. 1838 hatte er in seiner Vaterstadt bereits seine „Ersten Lieder" herausgegeben, die aber — das stereotype Schicksal der einheimischen Künstler! — nur wenig Beachtung fanden; in seinem Berliner Klub dagegen erfreuten sich seine Gedichte aufmerksamer Zuhörer. Familienumstände riefen ihn indessen bald in die Heimat nach Reval zurück, wo er in der Folge als Beamter der Gouverneurskanzlei und Ritterschaftssekretär tätig war. Im Winter 1845 hielt er eine Reihe von Vorträgen über die neusten deutschen Dichter; seine Absicht, den Zeitgenossen auch durch die Herausgabe von „Beiträgen zur Geschichte und Literatur der Ostseeprovinzen" ansprechende geistige Nahrung zu bieten, kam trotz des Anklangs, den sie fand, nicht zur Ausführung. Nur 42 Jahre alt, starb der Dichter nach jahrelangem Siechtum zu Wannamois in der Wieck am 22. Februar 1858. Drei Jahre nach seinem Tode, 1861, erschienen seine Gedichte in zweiter Auflage; sein Biograph schickte ihnen folgende in so mancher Beziehung bezeichnende Worte voraus: „.... daher war denn auch des Dichters eigentliche Gabe das Lied, dieser unmittelbarste Ausdruck poetischen Lebens. Balladen und Romanzen waren nicht seine Sache .... Budberg hat seine schönen Anlagen nicht zur vollkommen entsprechenden Entwicklung gebracht — und auch nicht bringen können. Der Grund liegt, wie in der Zeit überhaupt, so besonders in den lokalen Verhältnissen, denn zur vollen Entfaltung eines Dichtergeistes gehört die lebendige Gemeinschaft der höchsten geistigen Interessen eines ganzen Volkes.... Was er in einer adäquateren Lebensgemeinschaft hätte werden können, das läßt sich nicht undeutlich aus seinem kurzen Berliner Aufenthalt erkennen, der als seine Blütezeit zu bezeichnen ist..... Aber in die hemmenden Schranken der einheimischen Verhältnisse eingezwängt, mußte dieses Talent, bei sich immer steigernder Kränklichkeit, allmählich erliegen. Es bedurfte eines solchen Antriebes, wie es die 50-jährige Jubelfeier der Universität Dorpat war,

um den Dichter zu seinem Liede „Burschen heraus“ zu vermögen, in welchem die volle Heiterkeit seines Gemüts noch einmal herausstrahlt, und das erklingen wird, solange es noch einen Dörptschen Studenten gibt.“ — Seit jenen Tagen sind nun bereits über sechs Jahrzente verflossen: die tiefgreifenden Änderungen, denen Stadt und Land seitdem wiederholt sich haben unterziehen müssen, nicht zuletzt wohl auch das „Nos mutamur in illis“ der Zeitläufte, haben dennoch der obigen Ansicht des Budberg-Biographen nicht ganz Recht gegeben.... Unverwelklich ist dagegen tatsächlich die herzerquickende Frische, mit der der einstige Bursch seiner Begeisterung für die Herrlichkeit der alma mater und der goldnen Jugendfreiheit Ausdruck gibt. Das schwungvolle Gedicht möge daher an dieser Stelle, gleichzeitig zum Gedächtnis des sympathischen Dichters Platz finden:

Ihr Burschen all' aus Ost und West
Vom Nord so wie vom Süd,
Heraus, heraus zum Jubelfest
Mit Becherklang und Lied!
Heut' tönt der Ruf im andren Sinn,
Nicht gilt er blut'gem Strauß;
Die Freude ruft, die Königin:
Ihr Burschen all' heraus!

Fort mit den Grillen allesamt
Und was dich sonst beirrt!
Die Wange glüht, das Auge flammt,
Der lust'ge Becher schwirrt!
Heut' atme auf aus freier Brust!
Aus Aktenstaub und Graus,
Aus all' dem hochgelehrten Wust,
Ihr Burschen heut heraus!

Was schaust du nur so steif und scheel
Und blickst dich ängstlich um?
Denkst du, verehrtestes Kamel,
Ans liebe Publikum?
Heut' hilft dir nichts dein Stand und Band,
Ziehst du die Stirn auch kraus,
Aus all' dem bunten Flittertand
Ihr Burschen heut heraus!

Und neigst du bei der Seiten Zahl
Bedächtig auch dein Haupt,
Und rufst entrüstet: „O Skandal,
Das ist höchst unerlaubt!“
Wir jagen doch im Kreis des Lichts
Wie eine Fledermaus, —
Dein Sträuben, Männchen, hilft dir nichts,
Der Bursche muß heraus!

Des Liebchens denk aus alter Zeit
Und ihrer Minne Sold,
Ob der Philister Zeter schreit
Und auch dein Weibchen schmollt!
Schon steht's in der Erinnrung Pracht
Zur Seite dir — o schau's! —
Und flüstert in das Ohr dir sacht:
Der Bursche heut heraus!

Vielleicht am selben Tafelrund
Sitzt heut dein Kamerad;
Vergessen ist der Freundschaftsbund—
Du sitzt im hohen Rat —
Und er — Beamter allenfalls,
War einst dein Stubenflaus:
O fallt euch jubelnd um den Hals,
Der Bursche muß heraus!

Und fragst du ängstlich, welcher Fuß
Dich endlich heimwärts führ',
Ob laevus oder dexterus
Und gar, vor welche Tür:
Wenn heute nicht, so morgen doch
Kommst sicher du nach Haus!
Bis dahin trink und juble noch:
Ihr Burschen, heut' heraus!

Die Dichtkunst Wittorfs, Glasenapps und Hülsens ist weiteren Kreisen durch das Grotthussche Baltische Dichterbuch bekannt geworden; weniger ist dies bei Tideböhl und Stein der Fall, deren Gedichte aber wert sind gelesen zu werden. Hat es doch stets einen eigentümlichen Reiz, das intime Gefühlsleben von Männern kennen zu lernen, die zu ihrer Zeit im Mittelpunkt der Öffentlichkeit standen; — wievielmehr im vorliegenden Fall, da die Kinder ihrer Muse sehr wohl auch einen künstlerischen Maßstab vertragen. Beide bevorzugen reflektierende Gedankenzüge in ihren Gedichten, wobei aber Steins Dichterlyra stets in schwermütigen Akkorden erklingt. Das tritt besonders auch in der eigenen Gedichtsammlung zutage, die er ein Jahr nach dem Erscheinen der „Schneeglöckchen"-Anthologie in Leipzig erscheinen ließ. Tideböhl dagegen sind bei allem Vorherrschen ernster Motive die schwermütigen Noten eigentlich fremd, ja er rivalisiert manchmal direkt mit Heinrich Heine, wie folgende hübsche Verse beweisen:

Ich habe ein unsäglich Leid
Wohl lang in der Brust getragen;
Doch als der Sturm auf dem Meere er-
Da mußt ich ihm alles sagen. [brauft,

Er plaudert es unverschwiegen aus
Den vielgesprächigen Wellen,
Die haben's den Ufertannen erzählt
Mit ihren Zungen, den hellen.

Und als die Tannen im Windeswehn
Sich's heimlich zugerauschet,
Da haben aus ihren Himmelshöhn
Die Wolken alles erlauschet.

Und die vertrauten's dem Sonnen-
Der freundlich mich bescheinet: [strahl,
Die glühende Sonne, voll Mitgefühl
Hat sich verhüllt und geweinet.

Es sei erlaubt, hier auch noch desselben Dichters poetische Betrachtung über „Die Zeit" wiederzugeben. Es lautet:

Es tönt im Sturmesbrausen, es tönt im Frühlingswehn,
Es tönt in Talesgründen, es tönt auf Bergeshöhn,
In hellem Wonnejauchzen, in jammerstummem Schmerz,
In wilden Zornes Wüten, in friedlich holdem Scherz,
Im letzten Todesröcheln, im ersten Lebensgruß,
Im Wehe der Verzweiflung, im ruhigen Genuß, —
Es tönt durch alle Welten ein ewiges starkes Lied,
Des Klang im Alpenecho von Stern zu Sterne zieht.
Das ist das Lied der alten, der Weltenmutter Zeit —
Des Liedes Wellen rollen fort in die Ewigkeit;
Durch Erd' und Himmel tönt es in Weisen stark und wild,
Und aus den Riesentönen der Born des Lebens quillt;
Und wenn von Erd' und Menschen kein Stäubchen bleiben sollt,
Das ehrne Rad der Zeiten noch um die Sonne rollt.

Auf den Ton der Trauer und der Schwermut sind dagegen, wie schon erwähnt, die Gedichte Chr. von Steins gestimmt. In ausnahmslos allen dem Verfasser dieser Betrachtungen zu

Gesicht gekommenen Gedichten kommt eine tiefe Enttäuschung über menschliches Tun und Wirken zum Ausdruck, — eine Wehmut, die manchmal fast ans Krankhafte grenzt, ohne allerdings je über die Schranken des poetisch und ästhetisch Erlaubten hinauszugehen. Stein wird nirgends flach-sentimental; seine Trauer hat eher einen Beigeschmack des Romantischen. Die Sprache meistert er in allen ihren Feinheiten und es stehen ihm oft Bilder und Vergleiche von überraschender poetischer Kraft zu Gebote. Ein bezeichnendes Lokalkolorit enthalten seine Dichtungen im Allgemeinen nicht, sie sind in der Mehrzahl rein lyrisch; dennoch möchten wir annehmen, daß seine Trauer über die Eitelkeit menschlichen Strebens über das rein Persönliche hinausgeht, wenn er — der Landmarschall Livlands, dem so mancher Blick über den Augenblickshorizont hinaus vergönnt war — klagt:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt,
Und die Blume höchsten Strebens
Welken sichet, früh geknickt?
Was ein langer Kampf geboren,
Wird des Augenblickes Raub,
Unter'm Fußtritt schneller Horen
Sinkt die Ähre, fällt das Laub.

um sich dann an dem absoluten sittlichen Wert der Arbeit mit den Worten zu trösten:

So beginn' ein neues Leben,
Wenn das alte unterging,
Wollen, Wagen, Wünschen, Streben,
Eine weite Nacht umfing:
Was du wirktest, kann nicht enden,
Nimmermehr verloren sein,
Doch das selige Vollenden
Ist der Götter Glück allein.

Ähnliche persönliche Erfahrungen entschleiert wohl auch das Gedicht „Der Heimatlose", das wir der Sammlung seiner eignen Poesien entnehmen. Vers 4 und 5 enthalten folgende tiefblickenlassende Klage:

Doch aus der Fremde sehnet sich das Herz
Nach seiner Kindheit seligem Gefilde.
Ach! Unberuhigt spielt der stumme Schmerz
Mit deiner Heimat ewig frischem Bilde
Und schwellt mit tiefen Seufzern deine Brust.
Da, wo du liebtest, wurdest du vertrieben,
Da, wo du pflanztest, treten andre nieder,
Die, deinem Hoffen fremd, fremd deinem Lieben,
Entheiligen die Wiege deiner Lieder,
Mit kaltem Hauch die Seele dir erstarren....

Zum Schluß geben wir hier noch die „Abendphantasie“ desselben Dichters wieder, die auch die edle Sprachgewalt Steins in das rechte Licht zu rücken geeignet ist; auch dieses Gedicht ist, wie beiläufig bemerkt sei, seiner eignen und nicht der „Schneeglöckchen“-Sammlung entnommen.

Des Morgens Lieder sind schon lang verklungen,
Des Morgens Licht erlosch in Wald und Kluft.
Im Mondenschimmer der Erinnerungen
Erblühen Blumen mir voll Tau und Duft.

Da sitz ich still in tiefen süßen Träumen,
An meiner Tage flüchtgem Wasserfall,
Und wie die Wellen brausen, fluten, schäumen,
Durchbebt die Seele mir der Widerhall.

Es nahen sich die goldnen Sterne wieder,
Die lange schon vollbrachten ihren Lauf,
Es geht die Sonne mir noch einmal nieder
Und geht voll Glanz mir freundlich wieder auf.

Vorüberziehn mit lieblichen Gesängen
Bekränzte Stunden der Vergangenheit,
Und wie sie nahe, näher mich umdrängen,
Wird mir die Seele groß, die Brust so weit!

Und wie den Kahn die ewig schwell'nden Wogen
Des wilden Meers in ihre Fernen ziehn,
So fühl' ich mich allmächtig fortgezogen,
Und ohne Rückkehr wähn ich zu entfliehn.

Doch ach! zu bald erweckt aus holden Träumen
Den Schwärmenden ein unwillkommner Laut,
Ich finde mich in wohlbekannten Räumen,
Die Sterne bleichen und der Morgen graut.

Zur Freude nicht! Ein kühler Windesschauer
Durchrieselt mir das zitternde Gebein,
Des Tages Schmerz, des Lebens tiefe Trauer
Ziehn unbesiegt in meinen Busen ein.

Zum Schluß noch einige Worte über den ebenfalls in der „Schneeglöckchen“-Sammlung vertretenen als Burschenliedersänger unsterblichen Georg Grindel. Die Kompositionen dieses Urburschs, der sich, beiläufig bemerkt, zusammen mit Wittorf in Dorpat auch als aktiver Sänger hervorgetan hat, sind bekanntlich im Jahre 1902 in Riga mit seinen Gedichten von A. Berkholz herausgegeben worden. In dieser Ausgabe fehlt aber wie wir uns überzeugt haben, ein Grindelsches Gedicht und zwar das in der „Schneeglöckchen“-Anthologie enthaltene Lied „Der ferne Ton“. Ein Irrtum seitens der Herausgeber der letztgenannten Sammlung erscheint unseres Erachtens ausgeschlossen, denn die „Schneeglöckchen“-Lieder sind ja von Zeitgenossen und

engeren Landsleuten Grindels herausgegeben worden; es darf also angenommen werden, daß der Dichter selbst sein Opus Tideböhl oder Schwartz zum Abdruck übergeben hat. Das Gedicht zeichnet sich durch seinen poetischen Gehalt aus und lautet:

Ich saß in tiefen Träumen;
Da hört ich fernen Ton,
Und meine ganze Seele
Ist der Heimat zugeflog'n.

Mir ward so seltsam enge
Und wieder weit die Brust —
Wie mag doch leises Tönen
So wecken Schmerz und Lust?

Es zog ein Hirtenknabe
Durch seiner Heimat Wald,
Und sang so hell, so freudig:
Das war zu mir geschallt.

Resumieren wir nun unser Endurteil über die „Schneeglöckchen-Edition, so müssen wir objektiv zugeben, daß zu jener Zeit keine einzige Anthologie analoger Art eine ähnliche Fülle gelungener Poesien enthalten hat, wie gerade die Tideböhl-Schwartzsche. Und Jeden, der für sangesfrohe jugendlich-frische Dichtkunst Verständnis hat, werden die Talentproben der hier charakterisierten Musensöhne gleichzeitig mit hoher Achtung vor dem reinen und gesunden Milieu erfüllen, daß die alma mater Dorpatensis damals ihren Jüngern bot.

In eine nicht weniger gesunde, wenn auch anders geartete Umgebung führen uns die „Reminiszenzen aus dem Badeleben am Ostseestrande zu Kaugern und Dubbeln, im Verein mit einigen Freunden herausgegeben von Renatus Heinrich Klassohn," Mitau 1841. Die betr. Freunde — gleich dem Herausgeber sämtlich Philister Dorpats — sind: der Mitausche Oberlehrer Trautvetter, Oberpastor Bergmann, der nachmalige Superintendent Rigas, ferner die Lehrer Schläger und Pfingsten, die Ärzte E. Merkel und Th. Czernay und Kandidat Robert Klassohn. Diese bunte Gesellschaft konnte nicht umhin, ihre Freude über die Herrlichkeit des Strand-Sommerlebens auch Anderen mitzuteilen. Von diesem „naiven" Gesichtspunkt müssen auch die Gedichte bewertet werden.

In einen frischen Kreis dichtender Dorpater Kommilitonen wiederum führt den Leser die 1845 in Riga und Leipzig bei Otto Model verlegte Sammlung „Gedichte aus Dorpat"; ihr ungenannter Herausgeber ist Jonas Gottlieb Theodor von Riekhoff, der in den Jahren 1840 bis 1847 Student an der

Landeshochschule war (Alb. acad. 4088). In dem Vorwort des 96 Seiten zählenden Büchleins heißt es unter anderem: die Sammlung ....„ist hervorgegangen aus dem Vereine einiger akademischen Freunde, die sich ihre Mußestunden durch gegenseitige Mitteilung dichterischer Erzeugnisse erheiterten. Um so unbefangener, vielleicht um so strenger wird sie der Leser beurteilen. Ihr bleibt nur die Hoffnung, daß die geringe poetische Literatur dieser deutschen Provinzen sie vor dem allzuraschen Untergang schützen wird, wenn sie dieses Los auch in der Literatur Deutschlands erwartet hätte. Die einsame Heideblume im Heidelande erfreut den Wanderer oft mehr als die Rose im üppigsten Gartenland."

Die Gedichte, deren leider durchweg ungenannte Verfasser natürlich durchaus keine gleichwertigen Talente sind, atmen Jugendschwung und -Feuer, sei es, daß ihr fast ausnahmslos lyrischer Inhalt das hoffende Bangen der Liebe, den ersten Kuß erwähnt oder „zu Tode betrübten" und reflektierenden Stimmungen Ausdruck gibt. Rein baltische Sujets werden eigentlich nur in zwei Gedichten berührt: das eine — eine dreiteilige Ballade — besingt den Estenhelden Suremees, das andere stellt eine „Glosse" dar zum bekannten Goetheschen „Leiden oder Triumphieren, Amboß oder Hammer sein", welcher Spruch sich als Inschrift im Wappen der Fraternitas Rigensis wiederfindet. Die nicht ohne Schwung gedichtete Glosse lautet in ihrem Schlußvers:

Drum gespannt des Strebens rege Kraft,
Mag wütend ein Orkan auch stürmen;
Wer nur an wolkenlosen Tagen schafft,
Der bebt, wenn sich die Leiden türmen.
Wir streben fort, sind wir nur recht gesinnt,
Ob wir der Amboß oder Hammer sind.

Manche der jugendlichen poetischen Ergüsse muten wie wahlverwandte Musenkinder der bekannten naiven Friederike Kemper an; so z. B. wenn es in einem Gedicht heißt:

Mein Schatz ist gar niedlich
Beim Tanz und beim Spiel,
Man muß sie wohl lieben,
Doch lacht sie zu viel....

oder wenn ein Stürmer und Dränger in seinem „Lied vom Fortschritt" erklärt:

Weißgetünchte graue Steine,
Alte Zinnen überflickt,
Und verwitterte Gebeine,
Zum Skelette zugestickt,
Grollen solchem Flittertande,
Schämen sich der Malerei,
Fluchen solchem tollen Bande,
Solcher Altertümlerei.
Vorwärts denn in Gottes Namen!

Für solche Entgleisungen entschädigt aber so manches gutgeschaute und innig empfundene Bild, wie etwa der schöne Vers in „Sonntagsruhe“:

Hoch auf dem Berge lag ich unter Ähren,
Die still mir wogten um die heiße Brust:
Der Lenz wohl weinte diese goldnen Zähren,
Als er dem Sommer traurig weichen mußt.
Ich schau ins Tal! Wie wallt es unten leise,
Die Menschen wandeln still den Kirchengang,
Und hell herüber tönt ein frommer Sang,
Der ihren Gott lobpreist in heil'ger Weise....

Dichterischen Schwung verraten auch die 4 Verse des Gedichts „Die Sonne“, mit dessen Wiedergabe wir die Besprechung der Riekhoffschen Sammlung beschließen:

Goldener Sonne
Feuriger Strahl
Füllt uns mit Wonne,
Schaffet uns Qual

Wenn in der Wüste Sand
Lechzend der Pilger steht,
Und mit erhob'ner Hand
Brünstig um Kühlung fleht,
Dann, goldner Sonne Strahl,
Bist du ihm Todesqual.

Goldner Sonne
Feuriger Strahl
Füllt uns mit Wonne,
Schaffet uns Qual.

Wenn in der Stürme Wut
Zitternd der Wandrer irrt,
Und seinen schwachen Mut
Zuckender Blitz verwirrt,
Dann, Strahl der Sonne,
Bist du ihm Wonne.

Rein chronistische Erwähnung verdient das in den Jahren 1846 und 1849 in Dorpat von Pastor Körber herausgegebene Büchlein „Der Brodkorb“, das mit Recht das ihm von Rehbinder gegebene harte Epitheton verdient und wohl in Anbetracht seiner völligen literarischen Bedeutungslosigkeit über das

Weichbild Dorpats nicht hinausgelangt ist. Verfasser dieser Studie muß übrigens bekennen, daß er im vorliegenden Fall sich lediglich auf die von Rehbinder angeführte Charakteristik stützt, da das Körbersche Büchlein von ihm nirgends zwecks persönlicher Einsichtnahme hat aufgefunden werden können.

Der Schluß unserer angehängten Liste nennt uns den Grafen Nikolai Rehbinder als den Herausgeber zweier belletristischer Sammelwerke, des „Baltischen Albums" und des „Musenalmanachs der Ostseeprovinzen Rußlands." Ersteres ist verlegt in Dorpat und Leipzig 1848, letzteres in Mitau in den Jahren 1854, 55 und 56 zur Ausgabe gelangt. Beide Editionen sind rühmliche Denkmäler einheimischer schöner Literatur, vor allem aber auch der rastlosen Mühen des Herausgebers um die Hebung und Vertiefung der schöngeistigen Interessen des baltischen Landes. Die Verdienste des Grafen Rehbinder in dieser Beziehung sind um so höher einzuschätzen, als ihn dabei lediglich das heilige Feuer der Heimatliebe zur schaffenden Tat getrieben hat: sein eigenes dichterisches Können qualifizierte ihn ganz besonders für diese schwierige Aufgabe. Es entspricht daher der naheliegenden Pietät vor diesem reinen, selbstlosen und feinsinnigen Mann, wenn wir sein Wirken unter uns und seine Werke in etwas eingehenderer Darstellung würdigen.

Graf Nikolai Rehbinder ist um 6. Dezember 1823 auf dem väterlichen Gute Sak in Estland geboren und genoß seinen Unterricht in der Ritter- und Domschule in Reval, um nach deren Absolvierung zunächst in den Marinedienst zu treten. Von 1845 an war er in verschiedenen Stellungen im Zivildienst tätig und zwar der Reihe nach in Hapsal, Libau, Polangen und Reval. In Libau hatte Rehbinder außerdem Gelegenheit, sich als Redakteur der „Libauschen Zeitung" auch literarisch zu betätigen. Ein ernstes Nervenleiden zwang den Dichter, von Reval aus zuerst nach Bonn zu gehen, wo er indessen keine Heilung fand, um sich bald darauf in Dorpat einer schweren Operation zu unterziehen, an deren Folgen er am 31. August 1876 starb. Seiner Neigung für literarische Arbeit ging Graf Rehbinder während seines ganzen Lebens mit Begeisterung nach und wir verdanken seinen eigenen dichterischen Impulsen manches gehaltvolle Werk. Den ungemein ideal Veranlagten leitete stets nur die Liebe zur Sache und das

künstlerische Gewissen, unbekümmert um den äußeren Erfolg. Diese Momente spiegeln sich auch in bedeutendem Maße in seinen belletristischen Sammelwerken wieder. Nach Maßgabe seiner Kräfte suchte er alle einheimischen Talente — die großen wie die kleinen — zu sammeln und zu entwickeln; er erkannte mit Recht, daß eine lebendige Wechselwirkung zwischen Dichtern und Lesern gerade in unserer Heimat eine der wesentlichsten Voraussetzungen des fruchtbaren Schaffens ist. Hat er doch selbst schwer genug sein Leben lang unter der allgemeinen Lauheit gelitten! Seinem „Baltischen Album" setzt er das tröstende Uhlandsche Motto voran?

Nicht an wenig stolze Namen
Ist der Dichtergeist gebannt:
Ausgestreuet ist sein Samen
Über alles deutsche Land!

Und in dem einleitenden Gedicht seines Albums sagt er selbst unter anderem:

Sagt nicht: Hier sind so manche Unbekannte,
So mancher Name wird zuerst genannt.
Bedenkt, ein jeder jetzt berühmt Genannte
War einstens auch, beginnend, unbekannt.
Ein tüchtger Anfang kann zum Ende bringen,
Ein warmes Herz und ein getroster Mut:
Die Namen, die zum ersten Mal hier klingen,
Wer weiß, sie klingen einstmals auch noch gut!

Was den Grafen Rehbinder als Dichter anlangt, so wußte er selbst es wohl am besten, daß seinem Schaffen im Dienst der Musen der Stempel der Unsterblichkeit vorenthalten blieb. Und der Schmerz darüber, daß ihm der letzte, höchste Flug nicht gelingen wollte, drückt seinem ganzen Ringen um die so heiß ersehnte Dichterpalme die Signatur einer ergreifenden Tragik auf. Er trug dieses schwere Kreuz wie ein ganzer Mann: in seinem bekannten tiefergreifenden Schwanengesang „Finis" bekennt er:

Ich habe stets mein Leid getragen
Allein und stark und stolz und stumm,
Um Hilfe tönten nicht die Klagen,
Ich sah mich nicht nach Mitleid um...

Dennoch wird, wer seine von schluchzender Verzweiflung getragenen Gedichte und insbesondere die letzte Sammlung „Aus dem Innersten" liest, zur Erkenntnis kommen, daß er trotz allem ein „Liebling der Götter" war, die für ihn „alle die Schmerzen, die unendlichen" aufgespart hatten, ehe sie ihm die Dichterkrone zuerkannten.

Rehbinder hat sich auf allen Gebieten der Dichtkunst versucht. So finden sich im „Baltischen Album" das dramatische Gedicht „Glaube, Liebe, Hoffnung" und die weiteren dramatischen Beiträge „Herzlos", sowie „Ein Tag Ludwigs XI." und Fragmente des Trauerspiels „Rizzio". Als Novellisten lernen wir den gräflichen Schriftsteller in der Erzählung „Der Freiherr von Bern" kennen, einer stilistisch ganz gewandten Schilderung des kurzen Hochstaplertums eines diebischen Bedientenpaares. Als Übersetzer bewährt er sich in dem dramatischen Fragment aus dem Schwedischen des E. Tegner betitelt „Axel". Ebenso wie diese Arbeit sind auch die dramatischen Versuche Rehbinders von keinem tieferen Wert; was ihm aber für alle Zeit einen Platz unter den Dichtern der Heimat sichert, sind seine oben bereits kurz charakterisierten Gedichte, von denen Grotthuß kurz und treffend sagt: „Wenn seiner Leier auch zuweilen ein unreiner Ton entquillt, ja wohl gar eine Saite in schrillem Mißton zerreißt, — nur eine K ü n s t l e r hand verfügt über eine solche Leidenschaft, Kühnheit und Kraft." Als charakteristischen Beleg für die innere Wahrheit der Empfindung in Rehbinders Poesien seien hier die Schlußverse eines der weniger bekannten Gedichte von ihm, betitelt „Lorbeerbaum und Bettelstab", angeführt:

Ich suchte Menschen, wie ich Menschen dachte,
Nicht wie sie, hohl und leer, auf Erden sind, —
Ich suchte eine Welt, die ich mir machte,
Mit goldner Phantasie, ein spielend Kind;
Sie sagten: wer versteht Dein tolles Streben?
Was hilft uns eines Dichters Gottesgab'?
Geh', hacke Holz, so magst Du ruhig leben, —
Sonst singst Du nur nach einem Bettelstab!

Und also ist's geschehn! Ich mußte singen,
Bis mir verblutet meines Lebens Quell', —
Verstummt der Leier wonnerauschend Klingen,
Erloschen ist der Funke, einst so hell;
Der Winter hat den Frühling mir erschlagen, —
Zerstört, was mir der Blumenknabe gab, —
Mir für mein Streben, Leiden, Kämpfen, Klagen
Bleibt von dem Lorbeerbaum — der Bettelstab!

Ein besonders literarisches Verdienst Rehbinders ist, wie bereits erwähnt, in der Herausgabe der vorgenannten zwei belletristischen Sammlungen zu erblicken; wer die Schwierigkeiten zu ermessen vermag, die sich infolge unserer allgemeinen baltischen Schwerfälligkeit der Zusammenstellung von Anthologien entgegen-

stellen, wird die Summe der von Rehbinder in dieser Hinsicht geleisteten Arbeit voll würdigen. Bei der großen Menge von Mitarbeitern, die sein Eifer für das „Baltische Album" und den „Musen-Almanach" willig zu machen wußte, kann es nicht Wunder nehmen, daß die Güte des Gebotenen nicht immer gleich ist; desto umfassender ist das Gesamtbild des baltischen dichterischen Schaffens zu jener Zeit, das sich uns auf diese Weise bietet. Vor Allem sind natürlich so ziemlich alle zeitgenössischen „Größen" vertreten: Minna von Mädler, Friedrich von Nasakin, Heinrich Neus, Andreas Wilhelm v. Wittorf, Roman Frhr. v. Budberg, Jegor v. Sivers, Karl Stern, J. de la Croix und natürlich auch der Herausgeber selbst.* Alle Arten der Dichtkunst, dramatische Versuche, novellistische Abhandlungen, Balladen und lyrische Gedichte, alles ist in buntem Wechsel vertreten; überall spürt man die sorgsam sichtende Hand des Herausgebers.

Die große Menge der Mitarbeiter bedingt es, daß wir hier nur einige wenige sehr summarische Proben aus dem „Baltischen Album" und den drei Jahrgängen des „Musen-Almanachs" — der „den edlen Frauen" gewidmet ist — geben können. Außer den schon genannten dramatischen Arbeiten Rehbinders nennen wir hier noch das im „Baltischen Album" abgedruckte zweiaktige „historische Liederspiel" von Iwan de la Croix (Musik von J. J. Schrameck) unter dem Titel „Die Hütte bei Moskwa" oder „Der Zar und der Bauer". Das wie eine Variation der Schä-

*) Von sonstigen Mitarbeitern sind zu nennen im Baltischen Album: W. Bräunlich, R. Grosewsky (Alb. acad. 4398), W. Helm, A. v. Reding (Alb. acad. 3398), Wangenheim v. Qualen, F. v. West, Xaver; im Musen-Almanach: Wilhelmine Andreä-Goldingen, Mathilde Baumgarten, geb. Wolff aus Riga, Albert Bienert-Windau, Adalbert v. Bordelius-Ligutten, A. Bretschneider, C. v. Bursy aus Mitau, v. Dorthesen in Kurland, V. v. Cambecq-Kasan, Karl Flemming-Petersburg, Karl H. Forsberg, Chr. Fuchs-Salwe, R. Grosewsky in Kurland, Hagmeister in Livland, O. v. Huhn-Twer, Eduard v. Hülleseм in Kurland, Robert Klassohn, G. Frhr. v. Kleist in Kurland, C. H. Kulls, H. Lichtenstein in Mitau, Wilh. v. Medem-Windau, Th. Baron v. d. Osten-Sacken in Kurland, C. G. Phönix in Livland, Georg Pietsch in Neuenhof auf Oesel, Ludw. Proch in Mitau, Antonie R. in Jekaterinburg, Aug. v. Reding-Petersburg, C. Rosenberg in Riga, Riemschneider in Kurland, Ludolf Schley-Libau, Gotthard Schwartz in Mitau, P. F. Seeberg, geb. Hesselberg in Kurland, Charlotte v. Seefeld in Kurland (†), Ernst Christian v. Trautvetter in Mitau, Eduard Weber in Reval, Xaver in Arensburg, Gustav Eckers in Riga, Rud. Kuhlemann in Deutschland, Ed. Pabst in Reval, Joh. v. d. Smissen in Deutschland, Leo v. Czarni in Mitau, Franz Remy in Riga, Friedrich von Riekhoff in Riga, Fr. Rodall in Kurland, Julius Schabert in Kurland, F. Wangenheim v. Qualen in Riga.

ferspiele annutende, als Beitrag zur baltischen Dramatik kaum weiter in Betracht kommende Liederspiel stellt den Zaren Iwan den Grausamen als unerkannten im Bettlergewande erscheinenden Besucher des Landmannes Wassili dar, dem er die fälligen Steuern als Dank für die ihm gewährte Gastfreundschaft erläßt und dessen Tochter er die Möglichkeit gibt, ihren geliebten Ipolit zu heiraten. Das Liederspiel ist weder menschlich wahrscheinlich, noch enthält es Typen von russischem Charakter. — Gelungener ist nach jeder Richtung die von Rehbinder in seinen beiden Editionen gebrachte Lyrik, aus deren Sammlung Grotthuß manches schöne Lied in seinem „Baltischen Dichterbuch" zum Neuabdruck gebracht hat. Aus der Zahl der bei Grotthuß nicht vorhandenen Lieder möge hier — aus dem „Baltischen Album" — des feinsinnigen Jegor v. Sivers stimmungsvoller „Waldgruß" Platz finden:

Fort sind die Menschen! — Ferne schon verklungen
Ihr Schall! — Ich werfe mich an Deine Brust,
Natur, und halte fest Dein Herz umschlungen,
Und lausche Dir mit neuer Lebenslust, —
Du sprichst zu mir in wohlbekannten Zungen,
Und weckst die süßen Walderinnerungen!

Dem Vogel gleich, der aus der Haft sich rettet
Und jubelnd in die Nacht der Zweige schwebt,
Hab' ich mich in den tiefsten Wald gebettet,
Wo still geheimnisvoller Zauber webt.
Ihr Wundermärchen all seid neu entkettet, —
Daß ihr auf ewig mich umfangen hättet!

O Blüt' und Halm in lieblichem Gedränge,
O Rauschen, Waldesbrausen allerwärts,
O heimatlicher Waldduft, Vogelklänge,
Umringt, umschlingt mein freudejauchzend Herz!
Hinaus, mein Lied, ins goldne Festgedränge,
Entfesselt euch, ihr wollusttrunknen Sänge!

Lesenswert sind außer manchen anderen auch die Gedichte „Der Sänger" von W. Bräunlich, „Die Zeche am Rhein" von R. Grosewsky, „Einsamkeit" von Graf R. Rehbinder und „In der Fremde" von C. S—n (Carl Stern). Ein größerer Beitrag Jegor v. Sivers' betitelt sich: „Roland und Hildegunde", eine Rheinsage in Versen, unter Bezugnahme auf die Schlacht von Roncesvalles.

Von dem talentierten Dichter Viktor v. Camberg stammt das einen Stimmungsgehalt von nicht geringer poetischer Kraft atmende Gedicht „Herbstblätter", dessen zweiten Abschnitt wir als „partem pro toto" aus dem „Musenalmanach" wiedergeben:

Es rauschet unter meinen Tritten
Das dürre Laub, mir tönts so süß,
Wie wenn des Nachts auf Äolsharfen
Der Westwind blies.

Kein Vogel singt mehr in den Zweigen,
Rings stille Trauer, tiefe Ruh',
Es drückt der Herst dem toten Sommer
Die Augen zu.

Er schmückt ihn mit den letzten Blüten,
Mit buntem, dürrem Eichenlaub.
Ach! so wird alles hier auf Erden
Der Zeiten Raub.

Der Liebe erste zarte Blüten,
Sie welken nur zu schnell dahin,
Und für das Große, für das Schöne
Wird kalt der Sinn.

Ein Traum, ein schnell entflohner Frühling
Ist unser ganzes Erdenglück;
Es naht der Herbst, — und unter Tränen
Schaun wir zurück.

Das auch in Grotthuß' Dichterbuch vorhandene zarttönige Gedicht „Was ist das Lied?" von Minna Mädler, geb. Witte findet sich erstmalig in Rehbinders „Musenalmanach", dessen Lektüre als lohnend und genußreich Keinen gereuen wird. Auffallend ist, angesichts der allgemeinen Fülle des Gebotenen, die geringe Zahl von Balladen; von diesem Kunstgenre ist im Grunde nur das Franz Remysche Poem „Die Reiterstatue Peters des Großen" erwähnenswert, dessen an sich gute Sprache und nicht üble Form aber in keinem rechten Verhältnis zu dem etwas gezwungenen Inhalt steht: wir sind Zeugen einer Vision des Dichters, die darin gipfelt, daß der große Zar in der Nacht vor Neujahr von seinem Postament steigt und mit seinem regierenden kaiserlichen Enkel alljährlich eine Begegnung hat. Als durchaus gelungen sind andrerseits die Verse zu bezeichnen, in denen der Dichter die wie eine Selbstverständlichkeit anmutende Wucht des bekannten Falconetschen Denkmals schildert; sie entsprechen in ihrem gradlinigen Ausdruck nicht übel dem im Monument so unmittelbar getroffenen packenden Herrscherwillen Peters:

Hoch hebt Er seine Rechte. Nicht schwächer war die Hand,
Da kraftvoll sie regierte das weite Vaterland;
Fest hat um seine Scheitel der Lorbeer sich verzweigt,
Doch dauernder strahlt jener, den ihm die Welt gereicht.
So schaut er ernst hernieder auf die geliebte Stadt,
Die sein gewalt'ger Wille dem Sumpf entrungen hat....

*

Wir sind am Schluß unserer Übersicht über die Taschenalmanache und Anthologien der von uns betrachteten Periode angelangt. Der Leser, der sich die Mühe genommen hat, die Resultate der hier in ihren Grundzügen mitgeteilten Studien des Verfassers auf diesem Gebiet zu prüfen, wird bestätigt finden,

was zu Beginn der vorliegenden Betrachtung gesagt war: die in den Taschenbüchern niedergelegten Poesien enthalten zwar wenig im Sinn bleibende Großwerte der deutschen Nationalliteratur, dafür aber eine nicht gar so üble Auswahl gemütstarker und ausdrucksfester Lieder und dichterischer Versuche unserer Väter, durch deren Mund uns eine glücklichere Zeit grüßt, — eine Zeit, deren unbestreitbar sehr eigene Art auf dem Gebiet der Dichtung oft genug so prägnant zum Ausdruck kommt, wie nirgends sonst in einheimischen schriftlichen Denkmälern. Eine Zeit, die trotz, oder vielleicht gerade wegen ihrer — mit heute verglichen — zu kampflosen Beschaulichkeit auch den zeitgenössischen Sängern manches schuldig geblieben ist. Um so bereitwilliger sollten daher wir Nachgeborenen, die wir in poesieärmeren aber kampfreicheren Tagen leben, dem dichterischen Lied und Wort jener entschwundenen Jahre unser Ohr leihen, von deren Sängern Graf Rehbinder vor zwei Menschenaltern sagte:

So nehmt denn hin die Gabe, — nicht mit Strenge
Nicht kalt berechnend richtet unser Tun, —
O, tretet her aus Eures Lebens Enge,
Die Leier klingt, dann laßt die Arbeit ruhn!
Bedenket wohl: An wenig stolze Namen
Ist nicht der Dichter heilge Kunst gebannt, —
Nein, ausgestreuet ist des Geistes Samen
Weit über alle Zungen, jedes Land!

* * *

Wir lassen hier nunmehr nach unserer Besprechung der Taschenbücher und Almanache des zweiten Viertels des vorigen Jahrhunderts ein chronologisch geordnetes Verzeichnis sämtlicher von uns festgestellter Editionen dieser Art folgen:

1800—1802 Mitauscher Almanach. Mitau. (Öffentl. Kais. Bibl. in Petersburg*). — Herausgeber K. Fr. Böhm.

1801 Rigisches Taschenbuch für den Sommergenuß. Riga. (Bibl. d. A. G. in Riga). — H. Dr. C. G. Sonntag.

1801 Pausilippe. Petersburg. (Kaiserl. Öffentl. Biblioth. in Petersburg). — Herausg. Friedr. Adelung.

1802 Moralisches Taschenbuch. Hamburg. — Herausgeber J. W. F. Hezel, Prof. in Dorpat.

*) Die Abkürzungen bedeuten: A. G. = Altertumsforschende Gesellschaft; U.-B. = Universitäts-Bibliothek in Dorpat; Frat. Rig. = Bibliothek der Fraternitas Rigensis in Dorpat.

1802 Taschenbuch für Freunde der deutschen Literatur in Rußland. Riga u. Leipzig. (U.-B. XIII. Bd. 15, 13 a). — Herausgeber B. J. B. v. Bergmann.

1803 Poetisches Taschenbuch f. d. J. 1803. Berlin. — Herausg. K. v. Boehlendorff u. G. Gramberg.

1805 Pantheon d. russischen Literatur, I. T. Mitau. (Kais. Oeffentl. Bibl. i. Petersb.) — J. de la Croix.

1806 An M-me C. Stephanie m. e. Almanach für dieselbe a. d. Jahr 1806. Mitau. — J. G. Czarnewsky.

1806 Terpsichore, Taschenbuch f. Freunde u. Freundinnen des Tanzes in Liv-, Kur- u. Estland. (U.-B. XIV. 3210). — Herausgeber D. A. Ivensenn.

1806(?), 07, 08 Kuronia, eine Samml. vaterländ. Gedichte. Mitau. (U.-B. Mrg. 4188).— U. Frhr. v. Schlippenbach.

1806, 07, 09 Nordischer Almanach f. d. J. ... Riga 1805, 06, 08 (Kais. Oeff. Bibl. in Petersb.). — Fr. Albers.

1808 Moralisches Taschenbuch. Hamburg. (cfr. 1802). — Herausgeber J. W. F. Hezel.

1808 Wiesenfrüchte f. d. Jahr 1808. Erstes Bändchen. Petersburg. — Herausgeber Samuel Vogel.

1809 Wega, ein poetisches Taschenbuch für den Norden 4. Sammlung der „Kuronia" Mitau 1809. (U.-B. Kling. 1050). — U. Frhr. v. Schlippenbach.

1811—1812 Erholungsstunden, ein Taschenbuch für Deutsche des Nordens (enthält nur Gedichte des Herausgebers). Mitau. — Herausgeber J. A. Brennecke.

1812 Livona, ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Riga. (Bibl. der Frat. Rig. in Dorpat, XI. 161). — Herausgeber Gotth. Tobias Tielemann.

1813—1821 Dörptische Beyträge für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst. 3 Bde. Dorpat und Leipzig. (U.-B. XVI. 138). — Karl Morgenstern.

1814 Dionysiaca. Dorpat. (U.-B. XIV 3172). — Herausgeber Martin Asmuß.

1814 Kleine Sittensprüche. Pernau. (Bibl. d. A. G. in Riga). — Herausgeber ungenannt.

1815 Livona, cfr. 1812 (Bibl. d. Frat. Rig. in Dorpat, XI. 162). — Herausgeber G. T. Tielemann.

1815 Theatralische Miszellen zu einem Taschenbuche für Schauspieler u. Schauspielfreunde. I. Jahrg. Dorpat, 1815 (U.-B. XIV. 3213 b). — Conr. L. Wunder.

1817 Taschenbuch für Rheinreisende. (Wo erschienen?) — Herausgeber Wilh. Smets.

1817—1818 Neujahrsangebinde f. Damen. Zwei Jahrg. Dorpat 1816 u. 17. (Kais. Öffentl. Bibl. in Petersburg). — Herausgeber Martin Asmuß.

1818 Livonas Blumenkranz. Riga u. Dorpat 1818 (U.-B. XIV. 893). — Herausg. G. T. Tielemann.

1818 Taschenbuch für Bostonspieler. Dorpat. (U.-B. XI. 702 f.). — Herausgeber Joh. Sam. Boubrig.

1818 Schneeglöckchen. Erstes Sträußchen. Ptbg. (U.-B. Mrg. 4400 b). — Herausgeber Karl Musaeus.

1822 Gedichte z. Besten d. Jakobstädtischen Frauenvereins. Riga. (U.-B. XIV. 1694). — Otto v. Huhn.

1823 Theateralmanach der Gouvernementsstadt Riga v. J. 1823. Riga. (U.-B. XIV. 3213 a). — C. Hiller.

1825 Caritas, ein Taschenbuch, zum Besten der Unterstützungskasse des Frauenvereins zu Riga. Riga. (U.-B. Mrg. 6065). — Herausg. Dr. K. L. Grave.

1828 Inländischer Dichtergarten 1. T. Reval. (Bibl. der Frat. Rig. in Dorpat, XI. 559). — H. Neus.

1828, 29, 30 Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr ... Riga. (Bibl. der Frat. Rig. in Dorpat, XI. 577). — Herausgeber Fr. Viedert.

1830 Inländische poetische Blumenlese (des Inl. Dichtergartens 2. T.). Reval. Bibl. d. Frat. Rig. XI. 560). — Herauspeber H. Neus.

1831 Lieder der geselligen Freude geweiht. Riga. (U.-B. XIV. 1903 f.). — Herausgeber D. Wendt.

1831 Caritas (cfr. 1825) zweiter Teil. Riga. — Herausgeber Dr. K. L. Grave.

1832 Harfenklänge; z. Besten der Cholerawaisen. Reval. G. F. J. Baron Ungern-Sternberg.

1838 Schneeglöckchen. Deutsche Lieder aus den Ostseeprovinzen. Riga und Leipzig. (Bibl. d. Frat. Rig. in Dorpat, VIII. 907). — Herausg. Arn. Tideböhl und Wilh. Schwartz.

1838, 1839 Revalscher Theater-Almanach. Ein Bd. Reval. — Herausgeber Olivier und Wilde.

1839 Almanach für Privatbühnen. I. Jahrgang. Riga. — Herausgeber C. v. Holtei.

1841 Theateralmanach für Pernau im J. ... Pernau (?). Herausgeber Fr. Olivier.

1841 Reminiszensen a. d. Badeleben am Ostseestrande zu Kaugern u. Dubbeln, im Vereine m. einigen Freunden herausgegeben von ... Erste Samml. Mitau. (Bibl. d. Frat. Rig. XI 557). — R. H. Klassohn.

1840, 41, 43 Almanach für Freunde der Schauspielkunst. Riga. — Herausgeber W. Baron Blomberg.

1844 Neujahrs-Theateralmanach der Stadt Riga. Riga. — Herausgeber ?.

1845 Gedichte aus Dorpat. Dorpat. (Bibl. d. Estl. Lit. Ges. in Reval, XII. 1471). — (Riekhoff).

• 1846 Der Brodkorb. 1. Bd. Dorpat. — Past. Körber.

1846 Rigaer Theateralmanach für Freunde der Schauspielkunst a. d. J. ... Riga. — Herausg. A. Krieger.

1848 Baltisches Album. Dorpat. (Bibl. d. Gel. Estn. Ges. in Dorpat Nr. 1064). — N. Graf Rehbinder.

1848 Theateralmanach für Freunde d. Schauspielkunst auf das Jahr ... Riga. — Herausgeb. H. Ulbricht.

1849 Der Brodkorb (cfr. 1846) Band 2. Dorpat. — Herausgeber Pastor Körber.

1850, 51 Rigaer Theateralmanach. Riga.— Herausg. Fischer.

1854, 55, 56 Musenalmanach d. Ostseeprovinzen Rußlands f. das J. ... 3 Bdchen. Mitau u. Leipzig (Bibl. d. Frat. Rig. in Dorpat XI. 565, 566, 567). — Herausgeber N. Graf Rehbinder.

Die Ansiedlung deutscher Kolonisten in Südrußland zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. Fr. Bienemann.

Als die weiten Steppengebiete im Süden Rußlands in den Besitz des Reiches kamen, war dort kaum eine Spur zu finden von irgendwelchem Kulturleben. Nur wenige dürftige Niederlassungen von Flüchtlingen aus der Ukraine, Bessarabien und auch Rußland fristeten in der endlosen Graswüste ein kümmerliches Dasein. Mit den neuen Erwerbungen wurde Rußland zugleich eine große Kulturarbeit zugewiesen. Es erwuchs ihm die Aufgabe, den toten Raum schöpferisch zum Leben zu erwecken.

Die Aufgabe war Rußland gestellt und es hat sie gelöst. Und an dieser Arbeitsleistung haben auch die deutschen Kolonisten in diesen Gebieten ihren wohlgemessenen Anteil.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Rußland im 18. Jahrhundert nicht im stande war, allein aus eigenen Kräften in den endlosen südlichen Steppen eine ackerbautreibende Bevölkerung zu schaffen. Dazu fehlte es nicht nur an Menschen selbst; die russische bäuerliche Bevölkerung befand sich in starrer Leibeigenschaft, in äußerst gedrückten ökonomischen Verhältnissen; mit primitiven Kenntnissen der Landwirtschaft, war der Bauer nicht der Mann als Pionier das harte Neuland zu fruchtbarem Acker erfolgreich umzubrechen. Noch zu Alexander I. Zeit mußte man amtlich bekennen: „In unserem Kaiserreich werden Übersiedlungen sehr schlecht ausgeführt wegen der schlechten Beamten, welchen wir gezwungen sind dergleichen Unternehmungen anzuvertrauen, die deshalb schlecht endigen..... Das würde heißen die Übersiedler dem sicheren Untergange weihen."

Ausländische Kolonisten haben hier den bahnbrechenden und tätigsten Kern der Ackerbauer gebildet. Das bekannte Manifest der Kaiserin Katharina II. vom 22. Juli 1763 bildet die Grundlagn der ganzen ausländischen Kolonisation. Allen Ausländern wird darin unter Gewähr verschiedener Vorteile gestattet, sich in Rußland, wo immer sie wollen, niederzulassen, denn, heißt es, „wenn Wir die Ausdehnung der Länder Unseres Kaiserreiches in Betracht ziehen, so finden Wir unter anderem die vorteilhaftesten und nützlichsten Gegenden zur Besiedlung und Bewohnung durch das menschliche Geschlecht, welche bis jetzt noch brach liegen." Ein Gedanke, der sich direkt den national-ökonomischen Anschauungen anschließt, die unangefochten im 18. Jahrhundert herrschten, daß nämlich die Blüte und Macht eines Staates auf der Menge der Bevölkerung beruhe. In dieser Überzeugung begann Friedrich d. Gr. eine systematische Kolonisationspolitik; in Ungarn wurden seit 1763 eine Menge Deutscher angesiedelt und der dänische Minister Bernsdorf sagt, er habe es für gut gehalten deutsche Kolonisten zu berufen und hege noch diese Meinung, die von den Ministern aller Nationen geteilt werde. Diese Ansichten förderten auch in Rußland kolonisatorische Unternehmungen in größerem Maßstabe zu Tage, gleich wie die Vergünstigungen, welche den Kolonisten gewährt werden, in Rußland wie in den anderen Staaten alle Ähnlichleit untereinander aufweisen.

So gingen diese ersten Ansiedlungsbestrebungen vor sich unter dem Gesichtswinkel „des Nutzens, welcher dem Staate durch die Vermehrung der Einwanderung fremder Völker in Rußland erworben werden würde." Sollten durch diese Kolonien hauptsächlich bloß „die unbewohnten Steppen bevölkert werden," so kommt bei den späteren noch die Absicht hinzu, daß die ausländischen Ansiedler „in ländlichen Beschäftigungen und Handwerken als Beispiel dienen" sollten. Es ist beachtenswert, daß diesem Entwicklungsgange der Erfolg der Ansiedlungen in seinen Grundzügen entspricht: die späteren Kolonisten, wird man sagen dürfen, haben viel mehr als Vorbilder anregend gewirkt, als die in Folge des Aufrufes Katharina II. von 1763 eingewanderten.

Das Manifest der Kaiserin zog gleich eine Menge Auswanderer, besonders aus Deutschland, mehrere Jahre ununterbrochen ins Land, welche zumeist an der unteren Wolga angesiedelt wurden. Freilich kam, da die Regierungskommissare mit wenig Auswahl Meldungen annahmen, neben brauchbaren Ackerbauern auch viel, vielleicht zum größeren Teil, nutzloses Gesindel.

Natürlich war das mit ein Grund, daß diese ersten Kolonien gar nicht ordentlich gedeihen wollten. Die 5 Millionen, welche die Regierung hierbei teils selbst verausgabt, teils nur vorgestreckt hatte, schienen übel angelegt. Allerdings hatte nicht das ganze Geld seine Bestimmung erfüllen können, weil es unterwegs hier und da in verschiedenen Taschen haften blieb. Die Häuser, welche die Kolonisten hätten vorfinden sollen, waren zum größten Teil gar nicht vorhanden, auch nicht genügend Baumaterial, überhaupt alles, was ihnen versprochen war, nur in dürftigstem Maße. Mißstände, die auch von russischer Seite gebührend gewürdigt worden sind. Alle diese Umstände ließen den krankhaften Zustand der Wolgakolonien nur sehr langsam gesunden, erst im 19. Jahrhundert haben sie sich erholt; 1829 fand Alexander v. Humboldt sie schon in besseren Verhältnissen vor. Der Nutzen, den sie gebracht, konnte nur ein teilweiser sein. Allerdings den Wert haben sie gehabt, und das entspricht ja der ersten Absicht bei ihrer Anlage, daß ein großes früher wüstes Territorium durch sie angebaut ist, daß sie „kultivierte Oasen bilden, Punkte, an denen eine fernere Kultur sich anlehnen kann." Bei ihnen blühten zuerst Baumwollfabriken auf, entstanden zweckmäßige Mühlen, durch die der Mehlhandel nach Astrachan gefördert wurde. Aber auf den Ackerbau haben sie geringen Einfluß gehabt, denn sie haben ihre agrarischen Zustände am meisten unter allen Kolonisten den russischen genähert; daher ist ihre Landwirtschaft nicht bedeutend, bei ihnen mehr Armut zu finden als bei den Kolonisten in Neurußland und daher auch ihr sittliches und intellektuelles Niveau wohl noch bis heute niedriger als bei diesen.

Einige Zeit ruhte nach diesen ersten Anfängen die ausländische Kolonisation, um sich dann seit 1782 besonders nach den neurussischen Gebieten zu richten. Wie dünn die Bevölkerung 1782 hier noch gesäet war, zeigt die Tatsache, daß man damals auf ca. 8 Millionen Dess. nur 194,250 Einwohner zählte. Waren nun schon mancherlei Fremde verschiedenster Nationalität in diese Gegenden gekommen, so begann 5 Jahre später mit der Ansiedlung der Menoniten erst die Kolonisation von Elementen, die unter allen ausländischen Kolonisten unzweifelhaft die erste und bedeutungsvollste Stellung einnehmen. Sie haben in der Tat in ihrer nächsten Umgebung in nicht unbedeutendem Maße als landwirtschaftliche Lehrmeister gewirkt.

Als dann mit Beginn des 19. Jahrhunderts unter Kaiser Alexander I. die Organisation Neurußlands eifrig in die Hand

genommen wurde, da holte man sich auch wieder systematisch ausländische Kolonisten herbei. Und diese Epoche der Kolonisation ist es, die hier unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

Wie schon bemerkt, die russischen durch die Leibeigenschaft gefesselten Bauern waren zur Ansiedlung nicht zu verwerten, aber auch die Kronsbauern befanden sich in einer Lage und einem Zustand, wie zum Teil ja noch heute, daß wirklich ersprießliches auch von ihnen nicht zu hoffen war. Unter solchen Verhältnissen nun erschien die Kolonisierung der Grenzmarken, die möglichst rasche Besiedlung Neurußlands schon gegen Ausgang des 18. Jahrh. als ein unabweisbares staatliches Erfordernis. Es nimmt daher nicht Wunder, daß die Regierung in der Person ihrer besten Männer neuerdings zur Einladung von Ausländern griff. Zur selben Zeit, als Rußland in so bedeutender Weise an den europäischen Ereignissen Anteil nimmt, auf sie entscheidenden Einfluß übt, zieht es in umfassendem Maße europäische Kräfte in jene neuen Gebiete. Und unter wesentlicher Mitwirkung dieser Elemente in Ackerbau und Handel sind die südlichen Gegenden geworden, was sie sind.

Kaiser Alexander I. nahm an dem Gang der Dinge im Süden persönlich den lebhaftesten Anteil. Schon 1801 wurde eine ausführliche Instruktion für die innere Verwaltung und Organisation der bereits bestehenden Kolonien herausgegeben. Dann erfolgten Einladungen zur Einwanderung, die im Ausland durch die russischen Residenten bekannt gemacht wurden. Besondere Kommissare betrieben die Sache, vornehmlich in Süddeutschland, und sorgten für die Verbreitung der gedruckten Zirkulare. Die Zusicherungen, die den Einwandernden gewährt wurden, geschahen auch jetzt auf den Grundlagen jenes Manifestes der Kaiserin Katharina II.

Am 20. Februar 1804 wurden die Gerechtsame der Kolonisten, die nach Rußland kamen und kommen wollten, aufs neue durch einen Ukas bestätigt. Es wurde schon angedeutet, daß der Zweck dieser Kolonisationsunternehmung ein erweiterter war im Vergleich zu dem nationalökonomisch-doktrinären, der die Kaiserin Katharina II. leitete. Hier kam die Idee des zivilisatorischen Nutzens hinzu, den man in den Städteanlagen wie für den Ackerbau eben bloß durch ausländische Kräfte, und wohl nicht mit Unrecht, finden zu können meinte. Man weiß, wie Alexander I. selbst in dieser Hinsicht über Rußlands eigene damalige Kräfte dachte. Daher schlug der Minister des Innern vor, nur tüchtige

und wohlhabende Wirte aufzunehmen, die wirklich als Beispiel dienen, die in wirklich rationeller Weise die Kultur der Steppe betreiben könnten.

Die Einladung verhallte nicht ungehört; viele Bulgaren kamen ins Land und für so viele Deutsche war sie verführerisch genug; eine ganze Reihe von Jahren wandte sich ein lebhafter Strom von Auswanderern zu den Gestaden des Pontus, und die Zuzüge blieben auch dann nicht aus, als mit dem J. 1810 die Unterstützung der Übersiedlungen durch die russischen Gesandschaften und seit 1819 auch die direkten Aufforderungen aufhörten. Aus ganz Südwest-Deutschland zogen die Landleute Schar um Schar in die Ferne, Württemberger, Baiern, Badenser, Pfälzer, Elsässer, Rheinländer, Hessen, Schweizer u. a. Ganz vornehmlich aber, in größter Anzahl die Schwaben, die noch bis heute die durchaus vorherrschenden Elemente unter den südlichen Kolonisten bilden. Ihr Schicksal wirft die deutlichsten Streiflichter auch auf das der andern. Daher ist in Folgendem auch vornehmlich von ihnen die Rede.

Wie kam es nun, daß Kaiser Alexanders I. Aufforderung so bereitwillig Folge geleistet wurde?

War es nur jene Auswanderungslust, die von jeher gewissermaßen zu den schwäbischen Stammeseigenschaften zu rechnen ist, und wie sie überhaupt zu allen Zeiten und überall zu finden ist? Oder war es jener „germanische Drang nach Osten", von dem die Panslawisten fabeln und der auch neuerdings wieder eine sonderbare Rolle spielt in den Reden der blindwütenden Verteidiger jenes Gesetzprojektes über die Kolonisten, durch das tausende arbeitsamer und treuer russischer Mitbürger kurzer Hand einfach entrechtet werden sollen?

Nichts dergleichen. Solche Redensarten beweisen nur eine bodenlose geschichtliche Unkenntnis. Die Gründe für die Aus- und Einwanderung der deutschen Kolonisten Südrußlands lagen tief in den Zeitverhältnissen zu Anfang des 19. Jahrhunderts begründet. Und es ist nicht schwer das zur Evidenz nachzuweisen.

* * *

Im Jahrhundert des aufgeklärten Absolutismus war der Druck auf die niederen Klassen der Bevölkerung fast überall ein überaus großer gewesen; die fürstliche Allgewalt war alles in allem. In Schwaben war das öffentliche Leben freilich noch nicht ganz geschwunden. Da lagen zahllose „reichsunmittelbare Unab-

hängigkeiten bunt durch einander." Fast seit 300 Jahren galten hier ständische Rechte und wichtige Angelegenheiten konnten sich doch niemals dauernd der Öffentlichkeit entziehen. Freilich viele der kleinen Freistaaten waren arg heruntergekommen; der Partikularismus zeigte sich in seiner lächerlichsten Gestalt, die „Vetterleswirtschaft" war der Wurm, der am Herzen fast aller nagte." In dieses Durcheinander verschiedenster Zustände schallten nun die Töne der französischen Revolution, überall eine große Wirkung hervorrufend. Fanden vielfach kosmopolitische Anschauungen Anregung, so zeigten die vermehrten Konflikte zwischen Rat und Bürgerschaften in den Städten, zwischen Handwerksmeistern und Gesellen, wie sehr auch das politische Leben der kleinen Städte leidenschaftlich erregt wurde. Als dann die Gefahr des Krieges in den 90-er Jahren heraufzog, konnte man deutlich sehen, wie die Masse des Volkes in dem Kriege weniger einen Kampf gegen den fremden Feind, als einen Kampf des Despotismus gegen die Freiheit sah. Und nun brach die Not der Revolutions- und Napoleonischen Kriege herein.

Als 1796 die französischen Truppen in Oberdeutschland einrückten, da rächte es sich bitter, daß die kleinen Fürsten der Gegend so wenig für die Reichsrüstung getan hatten; erschreckt begannen sie bald um Frieden zu unterhandeln. Stuttgart wurde besetzt und als Erzherzog Karl, der kaiserliche Feldherr, sich an die Donau zurückzog, war das ganze Rheintal, Schwaben, Franken dann Baiern den Franzosen preisgegeben. Und nun kam es entsetzlich. Die zuchtlosen republikanischen Truppen „fielen wie Schwärme hungriger Wölfe auf die deutsche Bevölkerung." Die Kontributionen, Requisitionen, von Offizieren und Soldaten auf eigene Hand unternommen, waren furchtbar, am furchtbarsten aber das Treiben der Marodeure, die Einwohner flohen oft in die Wälder und griffen verzweifelt zu den Waffen. „Die Soldaten," schrieb selbst der französische General Jourdan, „mißhandeln das Land aufs äußerste, ich erröte, ein Heer zu führen, welches sich in so unwürdiger Weise beträgt; wenn die Offiziere sich gegen die Unmenschlichkeiten erheben, werden sie bedroht, ja es wird auf sie geschossen." Bald schloß Württemberg, dann Baden und der ganze schwäbische Kreis Waffenstillstand gegen Zahlung großer Summen und Lieferung kolossaler Massen von Pferden, Getreide, Fourage. Unter all diesem Schrecken barst hier im Süden die altersschwache Reichsverfassung auseinander. Nur die Fürsten hatten Gewinn davon: aber die Bevölkerung mußte sehen, „wie

sie die persönliche Bereicherung mit dem Jammer der Untertanen bezahlten." — In Württemberg war seit 1797 in Herzog Friedrich ein Mann zur Herrschaft gelangt, dessen starre Willenskraft die Zeitverhältnisse in rücksichtslosester Weise zum Umsturz alles Alten zu Gunsten seiner fürstlichen Allgewalt auszunutzen verstand. Er forderte jetzt und später, daß die Landschaft ganz allein die Millionen der Kriegskosten zahlen solle, ohne Mitwirkung der Kammer. Und als dann wieder der Reichskrieg gegen Frankreich ausbrach, verlangte er Geld und Soldaten. Der Landtag gab nicht nach, er wurde aufgelöst und den nochmals erhobenen Beschwerden antworteten österreichische Truppen, die zur Unterstützung des Herzogs das Land überschwemmten, um die Erinnerung an die entsetzlichen Kontributionen wieder aufzufrischen. Und 1800 kamen die Franzosen aufs neue und wieder gingen alle Wetter über das Schwabenland, Baden, Baiern, das damals wie auch später unglaublich ausgesogen wurde. Kaiser Napoleon zog 1805 in Stuttgart ein, zwang Friedrich zum Bündnis; Württemberg wurde Königreich; der Anschluß an den Rheinbund bestimmte alle folgenden Jahre hindurch dem Lande die drückendsten Pflichten.

Die Unabhängigkeit war dahin. Schon Ende 1805 war die alte Verfassung aufgehoben worden, und König Friedrich konnte nun schrankenlos in allen Gebieten des Lebens schalten und walten. War der Druck seiner Regierung auch ein furchtbarer, man hat doch das Ziel, das er verfolgte, als politisch notwendig hingestellt und darin seine Rechtfertigung gefunden. Er habe den alten vielfach verrotteten Zuständen gegenüber die Staatsidee des 19. Jahrh. durchgeführt, für Alle Gleichheit vor dem Gesetz geschaffen. Doch schwerlich haben solche theoretische Ideen die Handlungsweise des Königs geleitet. Je größer die Selbständigkeit war, welche sich die schwäbischen Stände auch im 18. Jahrh. bewahrt hatten, desto größer mußte der Widerwille sein gegen despotische Einführung von Neuerungen, desto empfindlicher der Druck, welcher durch die Willkür, den Königsdünkel, die Prunksucht des Königs auf dem Lande lastete.

In seinem Bestreben Württemberg auch zu kriegerischer Bedeutung zu erheben, verfügte Friedrich I. die allgemeine Dienstpflicht und ließ die Aushebung mit der schonungslosesten Härte durchführen. Das mußte um so schwerer lasten, als im alten Recht der Grundsatz bestanden, daß in Friedenszeit kein Württemberger zum Kriegsdienst genötigt werden könne, und wir wissen wie zähe der Schwabe an seinem alten Rechte hing. Nach der

rheinischen Bundesakte hatten, sobald Napoleon winkte, Baiern 30,000, Württemberg 12,000, Baden 8000, Hessen 4000 Mann unter seine Fahnen zu stellen. Und der Verlust der Menschen in den Kriegen des Kaisers war ein ungeheuer großer. Dreimal zwischen 1805 und 1814 mußte Württembergs Heer vollständig erneuert werden; zum Kriege mit Rußland hatte es 15,800 M. gestellt: nicht der zehnte Teil kam wieder. Welcher Jammer in so vielen Familien! Und in Napoleon sah man den schuldigen Dämon, dessen Ehrgeiz kein menschliches Gefühl zu kennen schien. Wie leidenschaftlich drückt sich der Haß gegen ihn in dem Verse eines schwäbischen Volksliedes der Zeit aus; da sagt der Bauer:

„Meitwega wol, sei's wie's nu wöll,
Kommt ear in Himmel 'nei,
So gang i, straf mi Gott! in d'Höll,
I will it bei em sey."

Ist es da ein Wunder, wenn der Druck dieser waffenklirrenden Zeit so viele Schwaben, so viele andere Deutsche zur Wanderung in die Ferne bewog?

König Friedrich nahm für sich das unbeschränkte Besteuerungsrecht in Anspruch und die verschiedenen Steuern, die nun einfach ausgeschrieben wurden, legten den Gemeinden fast unerschwingliche Lasten auf. Die Grundsteuer drückte so schwer, daß, wie man 1815 berechnete, von dem Reinertrag des ganzen Grundbesitzes in Württemberg dem Eigentümer nur ein Fünftel übrig blieb! Und dieser Steuerdruck hielt an; noch 1818 betrug die Grundsteuer 32 pZt. der reinen Einnahme. Vergewaltigt wurde die Gemeindeverfassung, deren Selbständigkeitsrechte der Regierung ein Dorn im Auge waren. In den 1803 erworbenen neuwürttembergischen Gebieten bekam auch jedes Haus die harte Besteuerung, den Übermut der königlichen Beamten zu fühlen. Hier wurde befohlen, daß alle von dem württembergischen Rechte verschiedenen Bestimmungen nicht mehr gelten sollten und dadurch der privatrechtliche Zustand einer halben Million Menschen kurzweg umgewälzt und so naturgemäß die größte Rechtsunsicherheit hervorgerufen. Eine Schonung alter, liebgewordener Gewohnheiten und Gebräuche gab es nicht; dafür allerorten rücksichtslose Gewalt. Als die Stände 1815 eine „Darstellung der Beschwerden des Landes" einreichten, unter den vielen Anklageschriften gegen das Regime des Königs die stärkste, — es war unglaublich, welch' unerhörte Leiden des Landes da zur Sprache kamen. Welche Enthüllungen über die unmäßige Hegung des Wildes,

den Mißbrauch der Menschenkräfte für das bloße Jagdvergnügen des Fürsten!

Die „zehn bluttriefenden Jahre" hatten in der Tat eine wahrhaft bejammernswerte Lage geschaffen. Wie trübe klingt, was uns ein Augenzeuge darüber sagt: „Tief hat mich der schreckliche Zustand des südlichen Deutschland," schreibt er, „vor allem die Lage der Bauern in Württemberg, Baden und Baiern erschüttert. Das hatte ich nicht gewußt, daß deutsche Fürsten ihre Untertanen so aussaugen und quälen könnten, um ein Lustschloß mehr zu besitzen, oder einige Hirsche und Wildschweine, oder 1000 Gardisten, durch welche sie sich gegen die zur Verzweiflung gebrachten Untertanen schützen wollen."

Es ist nicht schwer zu verstehen, daß bei solchen Zuständen gegen den König und sein Regiment weit verbreitet eine feindselige Gesinnung bestand, die allerdings sich nicht geltend machen konnte. Aber das Land verlassen konnte man, wo man sich bedrängt fühlte, obgleich der König die Auswanderung streng verboten hatte, ja sogar, daß um Erlaubnis dazu sollte nachgesucht werden dürfen. Der Kaiser von Rußland, Verwandter des Königs, ließ ja durch seine Residenten Arbeitskräfte suchen; wie gelegen mußte das vielen kommen. Ihm tat man den Gefallen, die einen ziehen zu lassen, während andre sich eben durch das Verbot nicht halten ließen.

Das waren Leiden des Schwabenlandes, wohlgeeignet viele aus der Heimat in die Fremde zu treiben. Aber auch anderwärts hatte sich das Wehen einer neuen Zeit fühlbar gemacht, ohne daß doch die drückenden Zustände der alten Zeit wirklich gehoben worden wären. In Baiern wurden durch den rücksichtslosen Minister Montgelas die durchgreifendsten Reformen ins Werk gesetzt, die eigene Verwaltung in den Dörfern beseitigt, die Schulen den Händen der Geistlichkeit entzogen, tief in die kirchlichen Verhältnisse eingegriffen. Zuletzt waren alle Zustände im Lande trotz allen Aufräumens mit dem Alten in ungewöhnlicher Verwirrung. Freilich die schwerfälligeren Baiern hatten weniger Sinn für die Öffentlichkeit, als die Schwaben, und so wurde hier alles ohne größeren Widerstand durchgeführt; ja vielfach sahen Bürger und Bauer in jeder Änderung schon eine Verbesserung. Doch gab es auch Unzufriedenheit und Erregung der Gemüter, geschürt in einzelnen Gegenden besonders durch das Aufkommen der evangelisierenden Bewegung. Immerhin nehmen bairische Auswanderer, schon ihrer kleineren Anzahl wegen, nicht

in erster Reihe unser Interesse in Anspruch. So können wir uns auch begnügen zu bemerken, daß auch in den Rheinlanden, wo französische Beamte das Land unerhört bedrückten, in der Pfalz, Baden, Hessen, dem Elsaß, der Schweiz, endlich auch in preußischen Gegenden diese unruhevollen und kriegerischen Jahre so vielen übel genug mitgespielt hatten, als daß die Auswanderung nicht gewünscht und ausgeführt worden wäre.

Wir haben versucht den Gründen nachzugehen, die deutsche Familien zur Auswanderung bewogen und fanden wir auch hinreichend Veranlassung dazu in der Not der Zeiten, im Drucke der Staatsgewalt, so fehlt uns doch als notwendige Erklärung noch Eins, was von jeher die Auswanderung beförderte — die religiösen Motive. Zumal in Schwaben mußten sie von größter Bedeutung werden, um so mehr, als sie, bei dem einen stärker, bei dem anderen schwächer mitwirkend, zu allem übrigen hinzukamen, als sie sich vielfach mit weltlichen Leidenschaften verquickten und so der Auflehnung gegen den politischen Zwang neue Nahrung zuführten. Nur in lebendigem Zusammenhang mit der Zeitgeschichte können auch sie verstanden werden.

Das schwäbische Volk hat von jeher einen frommen, tiefreligiösen Sinn gehabt. Andrerseits bildeten sich hier früh mancherlei eigentümliche Richtungen aus. Schon um die Wende des 17. Jahrh. sehen wir chiliastische Anschauungen auftauchen und hören die Kirche wohl als „verderbtes Babel" bezeichnen, und 1694 ließen sich in Pensylvanien deutsche Auswanderer nieder, die ihre Gemeinde „das Weib in der Wüste" nannten, ein Ausdruck, der später bei einem Teil der nach Rußland Wandernden wiederkehrte. Nirgends fanden die von Spener ausgehenden religiösen Ideen, der Pietismus, so viel und so rasch Eingang, wie hier, aber er bildete sich hier in den verschiedensten Formen aus, nahm eine eigentümliche Gestalt an. Einmal war er weniger streitbar, drang mehr in die unteren Kreise des Volkes, dann aber hatten seine Vertreter zugleich gewisse theosophische und chiliastische Anschauungen aufgenommen. Und diese Männer, Bengel und seine Schüler Oetinger, Roos und andere übten eine außerordentlich große Wirkung aus. Aber das Studium der Mystiker und Theosophen hatte auch vielfach separatistische und schwärmerische Neigungen wachgerufen. Daneben hatte sich nach dem Aussterben der Theologen aus der Bengelschen Schule die rationalistische Richtung geltend gemacht. Schon 1791 wurde das vom Prälaten Griesinger im Sinne der Aufklärung redigierte

Gesangbuch zum Teil mit militärischer Gewalt in den Gemeinden eingeführt; es hatte die alten, wenn auch mitunter derben, so doch dem Volke seit lange liebgewordenen Lieder „der lichtvollen Deutlichkeit" wegen entweder ganz fortgelassen oder durch gänzliche Umarbeitung oft verwässert. Das verletzte, das stieß zurück. In immer größerer Menge kamen gegen Ende des Jahrhunderts separatistische religiöse Gemeinschaften zum Vorschein und fast alle Schattierungen derselben waren später auch in Südrußland vertreten. Nun kamen die erschütternden Zeitereignisse, das Regiment König Friedrich I., der die gesamten kirchlichen Dinge mit derselben Willkür behandelte wie alle anderen Verhältnisse. Je größer der Widerstand, den er an der überaus selbständigen württembergischen Kirche fand, desto größer seine Gewaltsamkeit und desto tiefer mußte das so zäh an seiner alten Sitte, seinem alten Recht hangende Volk in seinen religiösen Gefühlen gekränkt, desto zahlreicheren Schwaben der Abschied von der Heimat leicht werden.

Der katholischen und protestantischen Kirche gegenüber trat der König als Herr und Gebieter auf; den Katholiken wurde verboten nach fremden Wallfahrtsorten zu pilgern, das Millionen betragende Vermögen der lutherischen Kirche eingezogen.

Die pietistischen Kreise wurden mit dem größten Mißtrauen behandelt. Wenn nun auch der Pietismus stets sich durch allzuwenig Teilnahme am bürgerlichen Leben ausgezeichnet hat, so mußten doch einerseits die Maßregelungen der kirchlichen Dinge durch die Regierung eine Erregung hervorrufen und den Separatismus förmlich großziehen, zu dessen Anwachsen dann noch die Art wesentlich beitrug, in der man mit ihm verfuhr, andererseits die großen Zeitereignisse bei vielen die im Stillen gehegten chiliastischen Träume in immer lebhafteren Gestaltungen sich kund geben lassen.

Schon 1803 war gegen die Separatisten eine Verordnung erlassen worden, welche besonders durch die Bestimmung, daß sie ihre Kinder von den Geistlichen taufen lassen und die kirchlichen Lasten mittragen sollten, zu heftiger Opposition reizte. Sehr schlimm wurde es, als 1809 eine neue Agende und Liturgie redigiert wurde, „die der Bildung des gegenwärtigen Zeitalters angemessen sei." In ihr waren bedeutende Veränderungen mit der Taufformel vorgenommen worden, insbesondere die Abrenuntiation gänzlich fortgelassen. Sie wurde einfach auf dem Wege der Verordnung eingeführt. Das Volk wollte sich aber, namentlich auf dem Lande, die gewohnte, seit fast 300 Jahren unverändert ge-

bliebene Tauf- und Abendmahlsliturgie nicht durch einen konsistorialen Federstrich wegstreichen lassen. Es kam so weit, daß viele Väter ihre Kinder selbst tauften, daß selbst Pfarrer, in ihren Gewissen beschwert, sie nicht annahmen und abgesetzt wurden. Der Gegensatz gegen das Kirchenregiment wurde so unter den Pietisten noch geschärft, wurden doch auch die Versammlungen, das „Stundenhalten" verboten, ja mit Arrest bedroht. Immer weitere Kreise zogen sich von der Kirche zurück. Selbst die Anhänger des Michel Hahn, der die tiefsinnige Theosophie eines Jakob Böhme erneuert hatte, ruhigere Pietisten, welche sich sonst nie völlig von der Kirche getrennt, suchten jetzt Befriedigung nur noch in ihren Erbauungsstunden.

Was der Jugend in den nach neuen pädagogischen Grundsätzen umgestalteten Schulen gelehrt wurde, war den Alten auch nicht recht. Schon die alte württembergische Kirchenordnung von 1559 hatte in den Volksschulen den Schulzwang eingeführt, damit „die Jugend zum Katechismus und Gesang gestellt, summariter die wahre Gottesfurcht bei Jungen und Alten gepflanzt werde," und eine spätere Kirchenordnung (1730), die wiederholt eingeschärft wurde (1787), sprach sich über die Volksschulen aus, „daß sie nicht anzusehen sind als eine bloße Bereitung zum bürgerlichen Leben, sondern als eine Werkstätte des heiligen Geistes." Das stimmte zu dem tief-religiösen Grundakkord des schwäbischen Gemüts, dessen konservative Stimmung ja schon an sich nicht gerne Neuerungen aufnahm, und in den Schulreformen nur gewaltsames und unnötiges Beseitigen lieber alter Ordnung erblickte. Freilich kann eine oft auch gegen berechtigte Reformen sich verschließende Hartköpfigkeit nicht geleugnet werden. Solche eingewurzelte Anschauungen brachten die schwäbischen Auswanderer vielfach mit und noch heute sind deren Nachklänge bei den Kolonisten Südrußlands zu erkennen.

Wir werden verstehen können, wie durch alle diese Kirche, Schule, religiöse Gewohnheit berührenden Wandlungen bei denen, welchen der Pietismus nicht nur eine Herzenssache war, welche mehr zur Separation neigten, die Leidenschaften und dadurch auch der Einfluß der politischen Zeitverhältnisse gesteigert werden mußten. Die Leute ließen sich hinreißen zu ganz überspannten politischen, sittlichen und religiösen Vorstellungen. Hier und da wurde der Bürgereid verweigert, wurden die Behörden geschmäht; die aufgeregte Menge der Stundenhalter predigte das Kommen des Herrn und den baldigen Umsturz aller öffentlichen Zustände

und immer mehr wuchs der Drang nach Auswanderung. Und je mehr das ausartete, und nicht mehr religiöse Ideen allein, sondern allerhand weltliche, egoistische Wünsche maßgebend wurden, desto mehr trennten sich von diesen Auswüchsen die pietistischen Gemeinschaften, denen es wirklich um religiöse Innerlichkeit zu tun war.

Und wieder werden wir verstehen können, daß der inmitten des polititischen Hochdrucks im eignen Lande heranwälzende Strom der gewaltigen Zeitereignisse die Phantasie, die Erwartungen dieser aufgeregten, einfach denkenden Menschen außerordentlich steigerte. Schon der vielgelesene Bengel hatte den Ausspruch getan: „Wann die Jahreszahl bis auf 1800 steigt, so wird es nicht weit vom Ziele sein.“ Und mancher schwäbische Bauer grübelte über den geheimnisvollen Zahlen der Offenbarung. Der Pfarrer Friedrich stellte in einem Büchlein dar, wie die ins heilige Land ziehenden dort schon in diesem Leben Aecker, Gärten und Häuser erhalten würden; das sei der von Gott gewiesene Zufluchtsort in den Zeiten antichristischer Verfolgung. Und der Dämon der Zeit erschien ihnen als der Antichrist; der Appollyon der Apokalypse wurde ihnen leicht: Napoleon. Immer deutlicher wies man darauf hin, daß binnen kurzem die Zeit der Rache kommen werde. Erst meinte man, das werde schon 1805 geschehen, dann erschien der Feldzug nach Rußland als der ersehnte Zeitpunkt. Die apokalyptischen Aussprüche des phantastischen Jung-Stilling wirkten tief erregend in weitem Umkreis. Das Sonnenweib der Offenbarung bedeutet ihm die Brüdergemeinde, die „Stillen im Lande“. Eine kurze Frist noch, dann bricht das Ende der Dinge schrecklich herein. Nun soll aufbrechen die Gemeine des Herrn nach dem Zufluchtsorte, wo sie Frieden finden wird, weit im fernen Osten. „Kommt, Kinder,“ ruft er, „laßt uns wieder nach den ruhigen Gefilden Samarkands eilen.“ Und der Weg in den fernen Osten ging über Rußland.

In der Zeit, als das Gestirn Napoleons zu erbleichen begann, als es unterging in den Freiheitskriegen, war auch Rußland immer bedeutsamer in den Vordergrund getreten. Des Unbezwinglichen mit gewaltiger Macht unternommene Feldzug gegen Rußland scheiterte; man glaubte darin ein Gottesgericht zu erkennen. Und dann erschien Kaiser Alexander I., der Mitkämpfer der sieghaften Bundesgenossen im Freiheitskriege, als der Held aus dem Osten, den der Herr ausersehen. Die Persönlichkeit Alexanders, die Tätigkeit jener merkwürdigen, so viel geschmähten

und so viel in den Himmel erhobenen Livländerin, Juliane von Krüdener, schienen klar auf Rußland als Bergungsort hinzudeuten.

Es ist bekannt, wie der Sturm der Zeiten mächtig in die Meinungen der rationalistischen Aufklärung fuhr und weithin bei Hoch und Niedrig ein wahrhaft inniges evangelisches Glaubensleben erneuerte. Auch an Alexander I. war er nicht spurlos vorübergerauscht; eine gläubige tief-religiöse Stimmung hatte sich des kaiserlichen Gemütes bemächtigt. Als kaum die Flammen des brennenden Moskau verglommen, am selben Tage als Napoleon Wilna verließ, hatte er die Bestätigung der evangelischen Bibelgesellschaft für Rußland unterzeichnet. Diese Gemütsverfassung machte ihn dem Einfluß der Frau von Krüdener zugänglich, mit der er 1815 in Heilbronn zusammentraf. Frau von Krüdener gebührt in der Bewegung religiöser Erweckung jener Tage eine hervorragende Stellung, wenngleich ihre Anschauungen manches ungeklärte zeigten. Und wie viele, Hohe und Niedrige, zogen durch den Kreis ihres Einflusses. Als die entsetzliche Hungersnot der Jahre 1816 und 1817 hereinbrach, wird der Zudrang zu der Frau, die ein Vermögen opferte, um das Elend zu mildern, ein so ungeheurer, daß die Regierungen schon besorgt wurden. Und wie groß war das Elend!

Trieb die Teuerung schon so viele in die Ferne, dort ein sichereres Brot zu suchen, wie mußte da erst bei der zugleich religiös erregten Menge die Lust, das ersehnte Land der Zuflucht zu schauen erhöht werden durch die Aussprüche der prophetischen Frau, die selbst meinte, daß am Kaukasus die neue Arche Noah sei, in welche die gereinigte Kirche sich zurückziehen müsse. „Der Herr kommt", verkündete sie, „und der Hunger, der die Völker dahinrafft, ist der heilige Wegbereiter Johannes, der als Bußprediger vor ihm hergeht." Und ihre Beziehungen zu Kaiser Alexander ließen sie wohl in ihm einen „König David" erblicken, der als Helfer kommt; er, hoffte sie, werde den ins ersehnte Gosen wandernden — die meisten suchten es in Grusien — seine Staaten eröffnen, und das erschien ihr als ein heiliger Bund. Ihr Anhänger, Kellner, riet stets zur Auswanderung nach Rußland und sie selbst tat das dann auch. Dazu kam ein anderes. Es verbreitete sich das Gerücht, daß Alexander I. auf dem Wiener Kongreß mit dem König von Württemberg die Verabredung getroffen, derselbe solle 6 Jahre lang die Auswanderung nach Rußland ganz frei geben. War nun das auch nicht der Fall, so dauerten doch die Aufforderungen zur Einwanderung nach

Rußland, wie erwähnt, bis 1819 und so wurde auch den Wanderlustigen dieser Jahre Aufnahme gewährt.

Frau von Krüdeners Wirksamkeit wurde aber bald ein Ziel gesetzt. Durch die Ansammlung so vielen Volks in ihrer Umgebung in Besorgnis geraten, sahen die deutschen Regierungen sich veranlaßt, sie polizeilich aus dem Lande zu weisen. Als sie nach Livland zurückkehrte, schrieb ihr selbst Fürst Golizyn: „Der Kaiser ist von dem Vorgefallenen unangenehm berührt; er will nicht, daß Europa glaube, daß er auf diese Weise habe agitieren können, er, der seine Staaten dem Volke des Herrn öffnet auf Befehl des Herrn."

Alles dies, die Not, die Erregung mußte wirken und 1816 und 1817 stieg die Auswanderung bis zu der damals erschreckenden Zahl von etwa 16,000 Köpfen. Etwa 1500 Familien, Anhänger jener religiösen Richtung, wandten sich in diesen Jahren nach Südrußland, um nach Grusien zu gehen.

* * *

Das waren die Gründe und das die Ursachen, die damals so viele Deutsche, ganz besonders Schwaben, bewogen der Heimat den Rücken zu kehren. Nicht jenes mythische slawophile Gespenst des „Dranges nach Osten", sondern die Kriegsnot und der politische Druck und die religiösen Verhältnisse, die waren die Ursache, weshalb es ihnen so gelegen kam, daß gerade zu jener Zeit die russische Regierung deutsche Kolonisten in Südrußland anzusiedeln wünschte. So konnten es auch die Regierungskommissare nicht schwer haben viele Wanderlustige anzuwerben, zumal ihre Zirkulare nicht unterließen, die gebotenen, schon an sich verlockenden Vorteile anzupreisen.

Bereits 1803 führte der Kommissar Ziegler 2990 Kolonisten, meist Schwaben ins Land, zunächst nach Odessa, der Eingangspforte dieser Kolonisation. Von Ulm aus, dem Sammelpunkte der Wandernden fast alle Jahre hindurch, ging die beschwerliche Reise die Donau hinab und um die Mitte des Jahres war man am Ziel. Dann 1804 kamen wieder 402 Kolonistenfamilien an, die der russische Resident Klüpffel als brauchbar ausgewählt und 412 Familien ohne besondere Auswahl und Zeugnisse, im Ganzen 3785 Personen. Am 29. September 1803 hatte der Gouverneur von Odessa, Herzog Richelieu über die Ansiedlung der Ankömmlinge Vorschläge eingereicht, die in wenigen Wochen des Kaisers Billigung erhielten. Vom Grafen Potocki

sollte das nötige Land angekauft werden. Das geschah und so wurde der erste Grund gelegt zu mehreren Kolonien in der Umgegend Odessas, Groß- und Klein-Liebenthal, Alexanderhilf, Neuburg, Lustdorf. So begann diese Kolonisation. Fast ein viertel Jahrhundert hat sie direkt von außen her angedauert; dann hörte die Einwanderung vom Ausland auf; alle weiteren Kolonien sind ausschließlich Tochteransiedlungen, die von den älteren Kolonien ausgingen. Alle diese südrussischen Kolonistenfamilien sind also seit einem Jahrhundert russische Staatsbürger.

Es wuchs in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine ganz beachtenswerte Zahl deutscher Ackerdörfer heran. Das ganze erste Jahrzehnt hindurch kam jährlich neuer Zuzug und die Übersiedlung wurde in liberaler Weise von der russischen Regierung unterstützt. Es entstanden so bis 1807 in der Umgegend Odessas noch Freudenthal, Petersthal, dann 1809 Glücksthal, Neudorf, Cassel, Rohrbach, Bergdorf, 1810 Worms und noch einige. Wie es bei neuen Niederlassungen stets der Fall ist, so hatten auch hier die Kolonisten alle in der ersten Zeit mit außerordentlich großen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis sie, Pioniere der Steppe, den Boden, das Klima, kurz die neuen Lebensverhältnisse kennen gelernt und sich zweckmäßig eingerichtet und eingelebt hatten. Wohl ließ die Regierung sie durch das „Vormundschaftskomptoir für die ausländischen Ansiedler Südrußlands" in versprochener Weise unterstützen. Aber die Häuser, die sie bekamen, waren schlecht und windig, bis sie sich selbst bessere erbaut hatten; das Ackergerät war oft ganz unbrauchbar, bis sie sich selbst dauerhafte Werkzeuge angeschafft.

Als Rußland 1812 Bessarabien gewonnen hatte, lenkte es die Kolonisation auch dorthin. Hauptsächlich sind, neben einigen Baiern, wenigen anderen Deutschen, dazu einer Kolonie französischer Schweizer, Chabag, Württemberger und Deutsche aus den polnisch-preußischen Weichselgegenden hier ansässig gemacht. Schon am Anfang des Jahrhunderts, 1803, hatte die Kriegsnot eine Menge Schwaben auch nach Polen vertrieben, aber hier erreichten die Kriegsunruhen sie ebenso und durch die drückenden Pachtverhältnisse waren sie unter den polnischen Edelleuten in recht bejammernswerter Lage, ja auf dem Wege zu verkommen. Da mußte ihnen das Angebot eigenen Landes wie ein erlösender Ruf erscheinen. Im Sommer 1814 machten sie sich, zusammen mit einer Menge in gleich schwierigen Verhältnissen lebender preußischer Familien auf den Weg nach Bessarabien. Die erste der

durch sie gegründeten sog. Warschauer Kolonien ist Tarutino, die schon 1814 angelegt wurde; ihr folgten dann 1815 und 1816 eine Reihe anderer. Neben ihnen wurden jedoch auch direkt aus Schwaben Einwanderer herangezogen. Sie erhielten Land in derselben Besitzform wie alle anderen Kolonisten; einen Vorschuß und Abgabenfreiheit dagegen nur auf sieben Jahre. Auch diese bessarabischen Kolonien, deren Namen Borodino, Beresina, Katzbach, Dennewitz, Arcis, Brienne, Fére Champenoise, Leipzig, Paris an die Zeit erinnern, wo Rußland so lebhaften Anteil an den europäischen Dingen nahm, haben anfangs die größten Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Ihr Land befand sich noch in den Händen moldauscher Pächter, nomadisierender Hirten. Häuser waren noch nicht fertig, das Leben in den Dörfern der Moldauer, wo sie zunächst einquartiert wurden, ungewohnt. Die Regierung hielt zwar treulich ihre Zusagen, aber bis die versprochenen Unterstützungssummen die entlegene Steppe erreichten, waren sie, man kann sich denken auf welche Weise, sehr zusammengeschmolzen. Viele bekamen nicht die Hälfte davon, so daß sie oft kaum im stande waren, sich eine notdürftige Erdhütte zu errichten. Durch Fleiß und Ausdauer, aus eigener Kraft haben sie sich herausgearbeitet.

In den Jahren 1816 und 1817 kam dann zahlreicher Zuzug aus den erwähnten separatistischen Kreisen Schwabens. Erst die Schwaikheimer, 40 Familien, im ganzen ruhigere Leute, die Ende 1816 bei Odessa anlangten und in Groß-Liebenthal untergebracht wurden. Schon bei ihnen zeigte sich Zwiespalt. Als sie in der Kirche den Untertaneneid schwören sollten, weigerten sich dessen viele. Sie glaubten überhaupt keinen Eid schwören zu dürfen und wollten nicht „in den Steinhaufen" hineingehen. Mit Knutenhieben wurden sie durch die Landgensdarmen in die Kirche getrieben, wo Pastor Pfersdorff sie erwartete. Ein Teil fügte sich nun, von den anderen als abtrünnige betrachtet. So kam es wohl, daß als im folgenden Jahre weiter nach Grusien gereist werden sollte, nicht alle mitzogen, sondern ein Teil von ihnen in den Kolonien, wo sie den Winter zugebracht hatten, zurückblieb. Und Disharmonien traten in noch viel größerem Maße bei den „brüderlichen Auswanderungsharmonien" zu Tage, die 1817 sich auf den Weg machten. Es wurde bereits angedeutet, wie in den erregten separatistischen Kreisen auch allerlei weltliche Leidenschaften, überspannte, excentrische Ideen mit aufkommen konnten. Hatten zu Hause schon ruhigere pietistische

Elemente sich von diesen Auswüchsen zurückgezogen, wie viel mehr Veranlassung dazu war ihnen auf der Reise geboten, wo krasser Eigennutz, Uebervorteilung durch die Vorsteher der einzelnen Wanderkolonnen und andere schlimme Dinge grell ans Licht kamen. Dazu die großen Beschwerden der Reise auf der Donau hinab, Krankheit, Not, der viele zum Opfer fielen. Schon in Ungarn und der Moldau trennten sich einzelne Familien ab. Von Ismail aus zogen 98 Familien nach Bessarabien und gründeten die Kolonie Töplitz; viele sehnten sich nur nach der Ankunft in Odessa, um sich von der Verbindung loszusagen. 300 Familien blieben hier zurück, teils in der Stadt selbst, teils in den benachbarten Kolonien, teils eine eigne Kolonie gründend, die bis heute kirchlich separiert geblieben ist, Hoffnungsthal. Die anderen, zusammen mit 100 schon ansässigen Familien, zogen weiter ins ersehnte Grusien.

Mit 1819 hörten die Aufforderungen zur Einwanderung von Seiten der russischen Regierung auf. Schon im Jahre vorher war an Stelle des „Vormundschaftskomptoirs" das „Fürsorgekomité für die ausländischen Ansiedler Südrußlands gegründet worden; Generallieutenant Inssow, ein wohlwollender, stiller Mann, wurde der erste Präsident desselben. „Das Wohlwollen des Kaisers", schrieb der Minister des Innern darüber, „richtet seine väterliche Aufmerksamkeit auf das Geschick der ausländischen Kolonisten, und ließ ihn wünschen, die denselben zugestandenen Vorteile und Privilegien für immer zu sichern, und dazu ein Asyl auch für die zu schaffen, welche in der Zukunft wünschen werden sich dort nieder zu lassen. In der Tat kamen auch jetzt noch einzelne selbständige Nachzüge, die im Süden angesiedelt wurden. Im Jahre 1826 gab es in den 4 südlichen Gouvernements 57 Menoniten- (10,786 Seelen) und 113 andre deutsche Dörfer mit 43,983 Kolonisten, darunter zwei Drittel Protestanten. Bis 1850 waren ca. 272 Kolonien begründet, zu denen bis 1864 noch weitere 152 (wobei auch die bulgarischen mitgezählt sind) hinzukommen.

Europa, sagt der große Geograph Karl Ritter, hat durch Rußland in der Besetzung der Küstenlinien des Schwarzen Meeres seine natürlichen Grenzen im Süden wiedergewonnen. In der Tat ist der Pontus dadurch „aus einem türkischen Binnenmeer eine internationale Fahrstraße geworden." Das mußte, zunächst für die südlichen Gebiete, dann aber auch indirekt überhaupt für Rußland und zwar in dem Maße, als diese Gebiete für dasselbe

wertvoll geworden sind, um so wirkungsvoller sein, je mehr die Anfangs öden Flächen kultiviert wurden. An dieser Kulturarbeit gebührt den deutschen Kolonien ein hervorragendes Verdienst; man wird ihre Arbeitsleistung anerkennen müssen.

Der wirtschaftliche Zustand der Kolonien — wir reden hier von den 4 südlichen Gouvernements — ist ein guter und sicherlich nicht in Folge lediglich der „Privilegien", wie auch von einsichtigen russischen Schriftstellern unumwunden anerkannt wird. Von welcher Bedeutung für den Süden das sein muß, tritt deutlich vor Augen, wenn man die Größe der Fläche berücksichtigt, die sie in Bearbeitung haben. In Bessarabien waren das schon vor etwa 25 Jahren vom dem gesamten Lande 14,70%, speziell im Kreise Akkermann 47,01; im Kreise Bender 23,94; in Taurien 14,44%, speziell im Kreise Berdjansk 39,06; im Kreise Melitopol 16,31; in Jekaterinoslaw 11,79%, speziell im Kreise Mariupol 52,72; im Kreise Rostow 19,18; in Cherson 8,47%, speziell im Kreise Odessa 27,82; im Kreise Tiraspol 14,08%. Wenn der Preis und Wert des Landes jetzt auf das zehnfache und viel, viel mehr noch in die Höhe gebracht ist, so ist das ein Verdienst nicht zum geringen Teil der unternehmenden deutschen Kolonisten. Wenn in allen Kolonien jährlich eine Menge russischer Knechte arbeitet, die sehen und lernen, wenn die Versuche der Deutschen mit Waldanlagen auch von der Regierung nicht ohne Erfolg verwertet wurden, wenn die Dörfer der Umgegend von den Menoniten und dann auch von den Kolonisten in Cherson und Bessarabien mancherlei angenommen haben, ja wenn es auch manchem russischen Kenner „fast unmöglich scheint kurz alle Verbesserungen anzugeben, welche von den Deutschen in der Landwirtschaft eingeführt sind," so wird man nicht ableugnen können, daß diese südrussischen Kolonien doch in nicht ganz geringem Maße der ländlichen Umgebung als „Beispiel" gedient haben. Sie sind für die Ackerkultur des Landes wirklich treibende Elemente gewesen. Nicht so ganz Unrecht wird man jenem alten Kolonisten geben können, der einem Reisenden sagte: „Wenn der Kaiser ins Land kommt, so muß er sich freuen und gestehen, daß man uns Deutschen die Kultur der Steppe verdankt."

Literarische Rundschau.

Zur Psychologie Bismarcks.

Emil Ludwig, Bismarck. Ein psychologischer Versuch. Berlin 1911. Verlag von S. Fischer.

Die Psychologie ist ein Lieblingskind der modernen Kultur. In Wissenschaft und Kunst gewinnt sie ein immer breiteres Feld. Unter allen Zweigen der Philosophie scheint sie es zu sein, die in unsern Tagen durch Reichtum neuer Gesichtspunkte und Ergebnisse die andern übertrifft und beeinflußt; die experimentierende Methode, die Zahlen und Formeln der Naturwissenschaft sind in den Burgfrieden des Seelenlebens gedrungen, und Gedanken und Gefühle werden gemessen und berechnet, manchem altgewohnten Idealisten zum heimlichen Schauder. Auch in der Dichtung werden naiver Gefühlsausdruck, Erzählung, Handlung immer mehr in eine Analyse von Seelenvorgängen aufgelöst. Es ist fast selbstverständlich, daß in der Geschichtsschreibung, die Kunst und Wissenschaft zugleich ist, sich auch die Neigung zur Psychologie immer mehr geltend macht. Etwas ganz Neues ist sie hier freilich nicht: sie ist vielmehr schon sehr ausgeprägt bei den uns jetzt altväterlich anmutenden Historikern zu finden, die, wie Plutarch, in der Geschichte eine Beispielsammlung zum Nutzen der moralischen Erziehung sahen; und die Kunst der Charakterzeichnung wird schon am Vater der Geschichte, an Herodot, gelobt. Aber es scheint doch jetzt auch in der Zeichnung geschichtlicher Persönlichkeiten eine neue Kunst der psychologischen Analyse aufzukommen, die von der alten nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach verschieden ist. Der Unterschied besteht nicht nur in einer Steigerung der Genauigkeit, Schärfe und Feinheit der Beobachtung, er liegt auch darin, daß die Beobachtung anders

gerichtet wird, das Charakterbild aus anderen Zügen zusammengesetzt wird. Die alte Geschichtsschreibung ließ das Bild des Menschen vor allem in seinen Taten und in den Worten erscheinen, die sein Wirken im öffentlichen Leben begleiten, und hielt ihre Aufgabe für gelöst, wenn diese aus ihren nächsten Beweggründen erklärt waren. Jetzt dagegen zeigt sich oft eine Neigung, zunächst möglichst tief in das verborgene Seelenleben einzudringen und aus möglichst unbewachten und unbewußten Äußerungen die Erkenntnis seines eigentlichen Wesens zu gewinnen.

Auch in dem uns vorliegenden Buche ist dies die ausgesprochene Absicht. Der Verfasser bezeichnet sich als einen Analytiker im Gegensatz zum Biographen und zum Dramatiker. Seine Aufgabe ist „die Entdeckung der Seele", sein Ideal „die Zurückführung aller Taten, Wünsche, Gedanken und Motive des Helden auf nicht mehr teilbare Elemente der Seele." Eine wissenschaftliche Aufgabe also hat er sich gestellt, und wenn er auch das wissenschaftliche Handwerkzeug nicht vor uns ausbreitet, so darf man ihm doch wohl zutrauen, daß er mit den Methoden psychologischer Forschung vertraut ist. Denn, was er selbst im Vorwort als „Gefahr des Analytikers" bezeichnet, die Anekdote, der ist er aus dem Wege gegangen; die Einzelzüge, die er glaubwürdigen Quellen entnimmt, Äußerungen und Handlungen, sind ihm nicht Zweck, sondern Mittel zur Aufstellung des Seelenlebens; und wenn er als „die Sünde des Analytikers" „das Übersehen der kleinsten psychischen Symptome" bezeichnet, so darf man ihm die Anerkennung nicht verweigern, daß er sich mit Erfolg bemüht hat, der Sündlosigkeit nahe zu kommen.

Aber seinem Buche würde man nicht gerecht werden, wenn man es mit dem Maßstabe einer wissenschaftlichen Untersuchung messen wollte. Emil Ludwig ist Dichter, und sein Werk unverkennbar das eines Mannes, dem künstlerische Gestaltung mindestens eben so hoch steht wie wissenschaftliche Erkenntnis. Das soll durchaus kein Vorwurf sein; nur wer künstlerisches Gestaltungsvermögen, wer nachschaffende Phantasie besitzt, durfte sich an einen solchen Gegenstand wagen; und der Künstler Ludwig weiß ein lebensvolles Bild von Bismarck zu schaffen und unsrer Phantasie aufzuzwingen. Aber in dieser Stärke liegt auch eine Gefahr: einem solchen Bilde muß natürlich der Schöpfer sein

Gepräge aufdrücken; seine Treue hängt von dem Maße der Wahlverwandtschaft ab, die zwischen dem Schilderer und dem Geschilderten besteht. Eine solche Wahlverwandtschaft scheint mir hier wohl vorhanden zu sein, oder eine, wie es sich schließlich ja wohl von selbst versteht, eine nur gewisse Seiten von Bismarcks Wesen erfassende. Von vorn herein müssen ja der Mann der Tat und der analysierende Psychолog in einem Gegensatz zu einander stehen, und eine Darstellung, die die Zergliederung der Seelenregungen in den Vordergrund rückt, kann dem Genius nicht voll gerecht werden, dessen Größe sich in den Augenblicken des Handelns offenbart. Die Schilderung der Hemmungen, der Schwankungen wird so oft gerade nur bis zur Grenze der Entscheidung, der Überwindung geführt, daß der Eindruck, den sie schafft, das ganze Bild beherrscht. Und wenn dieser Nachteil schon im Wesen der Aufgabe liegt, so wird er hier noch dadurch verstärkt, daß der Verfasser als Künstler, und zumal als moderner Künstler, eine besondere Vorliebe dem Problematischen, den Konflikten und Zwiespältigkeiten im Charakter zuwendet. Daß auch diese Betrachtungsweise berechtigt ist, daß das Problematische im Charakter Bismarcks wie der genialen Persönlichkeiten überhaupt einen wesentlichen Grundzug bildet, wird niemand verkennen wollen; auch hat Ludwig in eingehender Erörterung darauf hingewiesen, wodurch Bismarck diese Konflikte überwinden konnte, und die Bausteine zu einer allseitigen Beurteilung Bismarcks wird man in dem Buche annähernd vollständig finden können; die Einseitigkeit zeigt sich vielmehr darin, daß die Schilderung des Problematischen Ludwig besser glückt und auf den Leser einen tieferen Eindruck macht.

Ludwig beginnt mit der Darstellung der „Entwicklung" in den drei Stufen des „Chaos", der „Sammlung" und der „Resignation". Das Chaos umfaßt die Studenten- und Landjunkerjahre des tollen Bismarck, den Wechsel zwischen den Ausbrüchen übermütiger Laune und glaubens- und hoffnungsloser Schwermut. Aus diesem Chaos findet er den Weg zur Sammlung im Glauben, dem er durch seinen Freund Moritz von Blankenburg, dessen Braut, Marie von Thadden, und den Verkehr in der frommen und feingebildeten Familie Thadden zugeführt wurde, und dann in der Liebe, in seiner Verlobung mit Johanna v. Puttkammer.

Und die Frucht der Sammlung zeigt sich zunächst in der Resignation, in dem Hineinleben in einen kleinen Pflichtenkreis und der wachsenden Freude an ihm. Das ist die Entwicklung bis zum Beginn der politischen Laufbahn, die zugleich nach Ludwigs Meinung, den Abschluß der inneren Entwicklung bildet. „Die Geschichte seiner Seele schließt genau in dem Lebensjahr, in dem die Geschichte seines Wirkens beginnt.... Die psychische Analyse des 32-jährigen gleicht der des Greises."

Hier setzt denn auch Ludwig mit seiner psychischen Analyse, dem Hauptteile seines Buches, ein, indem er die „Struktur des Mannes„ schildert. Er findet an ihm die Eigenschaften der Rasse, des Edelmanns und Soldaten, die er von seinen Vorfahren ererbt hat, den Ahnenstolz und die äußere Haltung des Edelmanns und drei große Eigenschaften seiner Rasse zum Übermaß gesteigert: das Ehrgefühl, den Stolz, den Mut des Edelmannes, außerdem aber auch den Edelmut des Gentleman. Den Einschlag zu diesem Rassegefüht des Edelmannes bildet das des Soldaten und beides gipfelt in seinem Royalismus, der unbedingten Lehnstreue, die er bei aller Unabhängigkeit der Gesinnung, bei aller oft schroffen Selbständigkeit doch stets seinen Herrschern gehalten hat; ein Gefühl, das allerdings Wilhelm I. gegenüber durch persönliche Zuneigung und Liebe ein besonders inniges war.

Vom Ererbten geht Ludwig im Kapitel „Leidenschaften" zum eigentlich Persönlichen über und beginnt damit, daß er Bismarck eine Leidenschaft abspricht, die bei den meisten großen Männern die herrschende ist und auch Bismarck oft mit Unrecht zugeschrieben wird: den Ehrgeiz. Wohl besitzt er die großen Leidenschaften, die sonst eine Folge des Ehrgeizes sind, Gewaltsamkeit und Wille zur Macht; aber den Ehrgeiz selbst verachtet er, „ein Zeichen seiner im tiefsten problematischen Natur", die schon in seinem Körperleben, in der Vereinigung von Stärke und Nervosität, wurzelt. Bismarcks „Gewalttätigkeit" schildert Ludwig zunächst, die auch ihre Grundlage in der Freude an der Betätigrng der Körperkraft hat, dann den „Willen zur Macht", der aber bei Bismarck nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Ausführung und Verteidigung seines Werkes ist. Daran reihen sich Randglossen über „Zorn und Rache", die sich gegen die richten, die sein Werk hindern oder bedrohen. Besonders gefährlichen

Feinden gegenüber steigerte sich der Zorn zum Haß. „Haß und Liebe" schließt Ludwig in einem Abschnitt zusammen. Seine Liebe schenkte Bismarck unproblematischen, schlichten Menschen: seiner Schwester, seinen Freunden, dem Kurländer Keyserling und dem Amerikaner Motley, seinem Könige Wilhelm I., und vor allem die hingebendste Liebe seiner Frau und seinen Kindern. Auch die Liebe zu seinen Hunden wird anhangsweise erwähnt. In dem folgenden Kapitel sind Bismarcks „Ideale" unter den Überschriften „Gottesfurcht" und „Pflicht und Vaterland" zusammengefaßt.

Die beherrschenden Gedanken seines Buches hat Ludwig in das Kapitel „Problematik" gelegt. Wenn er Bismarck immer wieder als eine problematische Natur bezeichnet, so will er diesen Ausdruck nicht ganz so gefaßt wissen, wie dessen Schöpfer Goethe oder Spielhagen, der ihn durch seinen Roman populär gemacht hat. Ihm ist Bismarck natürlich nicht eine Natur, die „keiner Lage gewachsen ist", wohl aber eine, der „keine genug tut", und darum glaubt er auch auf ihn das Wort anwenden zu dürfen, mit dem Goethe seinen Ausspruch über problematische Naturen schließt: „Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Bei Bismarck ist es zunächst der Widerstreit zwischen „Aktivität und Weltflucht." Derselbe Mann, dem unermüdliche Tätigkeit, gewaltiges Wirken das tiefste Lebensbedürfnis war, fühlt doch inmitten seiner Arbeit und seiner Kämpfe und Siege immer eine tiefe Sehnsucht nach Stille, Ruhe und Frieden, nach einem Leben in der Natur: „Am wohlsten ist mir in Schmierstiefeln, weit weg von der Zivilisation. Am besten ist mir, wo man nur den Specht hört." Mit der Neigung zur Weltflucht hängen nach verschiedenen Seiten die träumerische Hingabe an Naturstimmungen und ironische Verachtung der Menschenwelt zusammen, „Romantik und Skepsis", die doch wieder unter einander im Gegensatz stehen. „Heiterkeit und Melancholie" wechseln in ihm, aber die Heiterkeit ruht immer auf einem Grunde von Melancholie. Sein Leben ist ein Kampf zwischen „Nüchternheit und Dämonie". Durch die Nüchternheit wurden die dämonisch gewaltigen Leidenschaften, Gewaltsamkeit, Wille zur Macht, Zorn und Hingabe, gebändigt, zu einem Werkzeuge des maßvoll sachlichen Urteils gemacht. Als „eine Kunst problematischer Naturen" bezeichnet Ludwig auch die Fähigkeit der „Selbst-

betrachtung", die bei Bismarck zu wissenschaftlicher Schärfe und dichterischer Gestaltungskraft entwickelt ist, ebenso wie die Gabe der Beobachtung anderer.

Von dieser Beobachtung des Innenlebens wendet sich nun Ludwig zu den Wirkungen und Gegenwirkungen, die für diese Natur aus seinen äußeren Lebensumständen, aus dem „Duell mit der Welt" sich ergeben mußten. „Der Autodidakt", der wohl seine Prüfungen als Jurist bestanden hatte, sich aber ganz als Laudedelmann fühlt, tritt in die Kreise der Zünftigen ein, mit unverbrauchter Frische, von keiner Kantine gehemmt. Fügungen, die er nicht gesucht und nicht vorausgesehen, machen ihn erst zum Abgeordneten, dann zum Diplomaten, endlich zum Minister. Als der „Realist" erscheint er vor allem, als der Realpolitiker, der seine Politik nach den Forderungen des Lebens, des Augenblicks richtet und nicht nach Gefühlen und Dogmen, der, wo er ein Ziel für notwendig hält, mit rücksichtsloser Entschlossenheit auch die Mittel will, die zu diesem Ziele führen, der aber auch in der leidenschaftlichen Erregung des Kampfes immer das Augenmaß für das Erreichbare bewahrt. Die höchste Meisterschaft zeigt er als „der Diplomat", als der geniale Künstler der Menschenbehandlung, „der Menschenkenner." Das endgültige Ergebnis des Duells mit der Welt faßt Ludwig in ein Kapitel mit der Überschrift: „Der Verächter". Er verachtet die Parteipolitik der Parlamente, die diplomatischen Berufsgenossen, und trotz seiner angestammten Königstreue sieht er auch auf Fürsten und Höfe kühl spöttisch herab; ihre Gunst ist ihm gleichgültig, aber ebenso auch der Volksruhm.

Das Gegenbild zum „Duell mit der Welt" zeigen „die Geschenke des Lebens", die die widerstreitenden Kräfte in der Seele des Problematikers im Gleichgewicht halten: „das Schöne", die Liebe zur Natur, die ihm die Seelenstimmungen wiederspiegelt, in Dichtung und Musik, der Verkehr mit den Seelenverwandten Shakespeare, Goethe und Beethoven. Dann die „Frauen": nicht Leidenschaften sucht er im Verkehr mit ihnen, sondern die Freude an unbefangener Natürlichkeit und heiterer Anmut. Das dritte Geschenk des Lebens ist „Lebenskunst", die Kunst, sich inmitten der Kämpfe und Arbeiten Augenblicke des Behagens an den kleinen Lebensfreuden aufzusparen und sein Haus zum Mittel-

punkt seines Lebens zu machen. — Unter diesen Geschenken des Lebens fällt es auf, eines nicht erwähnt zu finden: der Humor. Daß Bismarck auch dieses Lebensgeschenk besessen, daß oft in seinen Reden und noch häufiger in seinen Briefen ein jovialer Humor durchbricht, gilt doch als allgemein anerkannte Wahrheit, der ja schon ein „Bismarcks Humor" gewidmetes Reclambändchen die populäre Weihe verliehen hat. Daß Ludwig dazu weder mit ja noch nein Stellung nimmt und das Wort Humor in seinem ganzen Buche, wenn ich nicht irre, überhaupt nirgends braucht, muß um so mehr befremden, als er doch von Bismarcks künstlerischer Begabung und seiner Lebenskunst spricht und damit, wie es scheint, die Linien bereits gezogen hat, die ihn zu einer Erwähnung des Humors hätten führen müssen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die zu starke Betonung des Problematischen und Tragischen ihn hier einseitig gemacht hat.

„Sturz und Heimgang" heißt das vorletzte Kapitel; es ist der tragischen Katastrophe und den Jahren der Resignation gewidmet. Den Sturz Bismarcks führt Ludwig auf eine Trübung seines Genies zurück, eine Unterschätzung seiner Gegner, die aus seiner Menschenverachtung und der Gewöhnung an die Machtfülle erwachsen wäre und ihn daran hinderte, rechtzeitig auf Amt und Macht zu verzichten. „Niemand darf sagen, sein Stolz gebot ihm zu bleiben," meint Ludwig. Warum wird hier der Beweggrund nicht angeführt, auf den sich doch Bismarck selbst berufen: das Gefühl der Pflicht, eine unersetzbare Summe von Erfahrungen und persönlichen Beziehungen dem Dienste des Staates nicht entziehen zu dürfen? Mit schnellen Strichen führt uns dann der Verfasser durch die Stimmungswandlungen bis zum Heimgang.

Noch einmal wird dann die Summe des Ganzen im Schlußkapitel „Das Genie" gezogen. Bismarck kam mit der Notwendigkeit des Genies, weil die Zeit ihn brauchte. Er hat die Eigenschaften des Genies: Mäßigung, Schnelligkeit, Offenheit und die sinnliche Anschauungskraft genialer Auffassung. Er trägt die Einsamkeit des Genies und hat das Glück des Genies. Alles Geniale in ihm ist auf sein Werk gerichtet: er hat die Monomanie des Genies wie der Künstler. In ihm lebt die Unermüdlichkeit des Künstlers vor der Vollendung, der Schöpfungstrieb des Künstlers, der Wille des Künstlers, sein Werk allein zu

wirken. Und endlich kommt Ludwig noch einmal zu der Seite in Bismarcks Wesen, die ihn immer wieder anzieht: „die deutschen Denker haben eine Leidenschaft für das Tragische," sagt er selbst. Das Tragische in Bismarck folgt ihm aus seiner problematischen Natur: „Gewaltsamkeit und Wille zur Macht in einem Manne, den andere Triebe hinderten, nur gewaltsam oder nur in der Macht zu leben. Aber auch die äußern Umstände seines Wirkens haben eine Tragik in sich: der Schöpfer weltgestaltender Pläne muß es in den entscheidenden Augenblicken anderen Händen überlassen, die Verwirklichung dieser Pläne zu erkämpfen, und der Mann, der in so einzigartiger Weise Willen und Fähigkeit zur Macht vereinigt und vor dessen Ansehen sich die ganze Welt neigt, ist „dennoch abhängig bei jedem Schritt und ohne Macht den kleinsten in letzter Instanz zu entscheiden."

Den Kapitelüberschriften und Schlagworten folgend, haben wir hier den Grundriß seines Buches wiedergegeben. Es kam natürlich nur ein ganz unvollkommenes Bild von dem Reize geben, den geistreiche Analyse und künstlerische Gestaltungsgabe der Ausführung verliehen hat. Und noch eines darf schließlich nicht unerwähnt bleiben: die Fülle glücklich gewählter und gruppierter Bismarckworte, die das Ganze durchweben und wie mit einem Lebenshauch beseelen. K. Girgensohn.

Politische Revue.

Der Ausfall der städtischen Wahlen in Riga, auf die mit steigender Spannung die Augen aller drei Provinzen gerichtet waren, ist ein derartiger gewesen, wie ihn die Deutschen erhofft haben, ja er hat in seinem Umfang die Erwartungen weit übertroffen. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Einmütigkeit und Disziplin der deutschen Bevölkerung, das die Wahlen geboten haben. Mit unermüdlicher Hingabe haben hunderte gearbeitet, um den Immobiliarbesitz, auf dem ja die städtische Wahlberechtegung beruht, zu erweitern, während unter der zielbewußten Leitung des deutschen Wahlkomitees eine ganze kleine Armee die Wahlschlacht geleitet und den Sieg gesichert hat, soweit er von den Deutschen allein abhing. Daß nur der Starke ein gesuchter Bundesgenosse ist, hat der Verlauf der Verhandlungen, die mit den russischen Wählern geführt wurden und zum Abschluß eines deutsch-russischen Wahlbündnisses gediehen, wieder einmal zur Evidenz erwiesen. Weil wir Deutsche in Riga die relativ stärkste Partei waren, haben die russischen Wähler ihren eigenen Vorteil darin gefunden, ein Wahlabkommen mit uns zu schließen. Sie haben es um so bereitwilliger getan, als ihnen dadurch eine angemessene Beteiligung an der Selbstverwaltung Riges gewährleistet wurde, während die nationalistische Strömung unter dem Gros der rigaschen Letten ihnen die Befürchtung nahelegen mußte, daß, wenn mit ihrer Hilfe jetzt die Deutschen ausgeschaltet werden würden, über vier Jahre auch sie auf Gnade und Ungnade den Letten ausgeliefert werden würden. Zweifellos hat einen großen Teil der russischen Wähler aber auch das starke Empfinden dafür geleitet, daß der Kampf, in dem die Letten mit so viel Emphase das nationale Banner entfaltet hatten, ein Kulturkampf war, daß gegenüber der brutalen Parole, es gelte Riga für die Letten

zu erobern und Rache an den Deutschen für die angeblichen jahrzehntelangen Bedrückungen der Letten zu nehmen, es Pflicht Aller, unabhängig von Nationalität und Stand, sei, dafür einzutreten, daß die Entwicklung Rigas, der Zusammenhang mit der erprobten Vergangenheit nicht zerstört werde. Dem deutschen Wahlkomitee gebührt das große Verdienst, die Situation klar erkannt und scharf und präzise die Grenzlinie gezogen zu haben, über die hinaus von Konzessionen keine Rede sein konnte. Es war das keine leichte Aufgabe. Die radikalen Forderungen, die das vereinigte lettische Wahlkomitee erhob, die anfängliche Unsicherheit über die Stellung der Russen, die Unmöglichkeit sich ein genaues Bild der Kräfteverhältnisse zu machen, hatten auch unter den Deutschen Rigas gewisse Strömungen entstehen lassen, Konzessionen zu machen, welche die Unsumme von aufgewandter nationaler Kraftentfaltung und materieller Opfer illusorisch gemacht hätten. Die russischen Wähler haben sich aber schließlich der Einsicht nicht verschlossen, daß die Ansprüche der Deutschen, die nicht nur nummerisch die stärkste Gruppe bildeten, sondern auch nicht weniger als 66% der Immobiliensteuern zahlen, denn doch berechtigt waren, daß mithin die Forderung von 40 Sitzen, d. h. der Hälfte der Mandate als eine durch die Stärkeverhältnisse voll motivierte erschien.

Die lettische Bevölkerung stand unter der Hypnose überspannter nationaler Ansprüche. Ein Fanatismus von geradezu erschreckender Leidenschaftlichkeit, dem alle Mittel recht waren, um zum fieberhaft ersehnten Ziel zu gelangen, machte sich in weiten lettischen Kreisen geltend. Auffälliger Weise verband sich gerade der politische Radikalismus, der sonst national indifferenter zu sein pflegt, mit einem Deutschenhaß, der drastisch u. A. in einem Telegramm der Letten aus Witebsk an das lettische Wahlkomitee zum Ausdruck kam, die Letten sollten des Tages von Tannenberg gedenken, in der 1410 der Deutsche Orden von den Litauern und Polen in den Staub gezwungen wurde. Aber gerade diese für Riga so gefahrdrohende Hervorkehrung des lettischen Radikalismus rief — man hatte das doch wohl auf deutscher Seite vorausgesehen — auch unter einem Teil der lettischen Bevölkerung eine Reaktion hervor. Zwar war die Werbekraft der radikal-nationalen Schlagworte so groß auf die Masse, die sich in

leicht an ihnen zu berauschen pflegt, daß die lettischen Führer gemäßigterer Richtung, obwohl gerade sie sonst den nationalen Gedanken in den Vordergrund stellen, von einer selbständigen Beteiligung an den Wahlen Abstand zu nehmen sich gezwungen sahen. Der Redakteur der „Rigas Awise" Friedrich Weinberg, kein Freund der Deutschen, aber ein gescheuter Realpolitiker, hatte ein sicheres Empfinden dafür, daß nichts das lettische Volk mehr diskreditieren könnte, als ein Sieg der radikalen Letten, die im vereinigten Wahlkomitee ihr Organ hatten. Zu schwach, um es mit Erfolg zu bekämpfen, sah er sich zu einer Defensive verurteilt, von der aus er die Verantwortung für die Niederlage der Letten, die er kommen sah, den radikalen Elementen zuwies. Der 15. März hat, wie bekannt, einen glänzenden Sieg des russisch-deutschen Wahlblocks mit 700 Stimmen Mehrheit ergeben, was eine Niederlage der Letten von einem derartigen Umfang in sich schließt, wie sie wohl kaum erwartet haben mögen. Die Deutschen gingen mit 41 Stadtverordneten aus dem Wahlkampf hervor, die Russen erlangten die festgesetzte Zahl von 14 Vertretern, die Letten dagegen erhielten nur die 23 Sitze, die ihnen durch den deutsch-russischen Wahlblock zugewiesen wären. Aber selbst bei dieser Zahl ist es nicht geblieben, da nach der Wahl vier Stadtverordnete, unter ihnen Weinberg, die Annahme der Wahl ablehnten und sich diesen noch drei Ersatzmänner lettischer Nationalität anschlossen. Ob es der Groll über die Niederlage allein ist, der diesen Schritt veranlaßt hat, läßt sich schwer sagen. Man wird wohl annehmen müssen, daß es Erwägungen praktischer Art gewesen sind, die wesentlich mitgespielt haben, sei es nun, daß sie dem natürlich prompt erfolgten Vorwurf des „Verrats" an der nationalen Sache dadurch die Spitze abbrechen wollten, sei es, daß sie etwa ihrer Stellung als Direktoren der 2. lettischen Bank einen solchen Verzicht schuldig zu sein glaubten. Sie wollen sich offenbar die Hände für die nächsten Wahlen frei halten. Ob eine solche Non possumus-Politik wirklich am Platz ist, muß freilich bezweifelt werden. Eindruck als Agitationsmittel kann sie doch nur machen, wenn sie einmütig erfolgt. Das ist hier nun aber nicht geschehen. Eine, wie verlautet, von Weinberg ausgegangene Anregung dieser Art hat unter den 23 lettischen Stadtverordneten nur bei 4 Anklang gefunden. Der Effekt ist denn auch

nur der — daß die Zahl der deutschen Stadtverordneten auf 45 gestigen ist und drei Deutsche in die Reihe der Ersatzleute nachgerückt sind. Trotz der schroffen Stellungnahme gegen die deutsch-russische Mehrheit wollen wir aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß über die augenblickliche tiefgehende Verstimmung auch der konservativen lettischen Kreise die Überzeugung allmählig siegen wird, daß der von den radikalen Fanatikern den Letten gewiesene Weg ihnen verhängnisvoll werden muß. Wir glauben daher, wie das auch in einem Aufsatz des „Rigaer Tageblatts" nach den Wahlen ausgesprochen war, daß der Zwiespalt der Letten unter einander die Ansätze zu einer Konstellation für die Zukunft enthält, die im Interesse der Stadt und des nationalen Friedens zweifellos willkommen zu heißen wäre. Gegenüber der Solidarität der Interessen der Deutschen und Russen, gegenüber dem Fiasco der lettischen Umsturzpropaganda muß sich doch der gesunde Gedanke bei den gemäßigten Letten durchsetzen, daß ihre völkischen Vorteile am ehesten in einer friedlichen Verständigung mit der deutsch-russischen Gemeinschaft zu erreichen sind. „Je mehr sie teilnehmen an der praktischen Arbeit, je entschlossener sie „Eroberungsgelüsten" den Abschied geben und mit Bewußtsein die Kluft zu den Radikalen vertiefen, um so besser für das Gemeinwesen, um so besser für ihr Volk und dessen Reputation, der Ereignisse wie der jetzt zurückgeworfene Sturmlauf argen Schaden zufügen." Noch ein Moment muß in den Vordergrund gestellt werden: die auf Interessengemeinschaft und Kulturarbeit beruhende Waffenbrüderschaft der Deutschen und Russen, die weit über den einen Tag Gewähr verspricht. Die Energie, mit der die leitenden russischen Kreise die frivolen Seitensprünge des Redakteurs des Rish. Westnik Wyssotzky sofort unschädlich machten, als dieser, in seinen persönlichen Ambitionen gekränkt mit den lettischen Umstürzlern ein Abkommen zu treffen Miene machte, ist von deutscher Seite mit großer Befriedigung aufgenommen worden. Zwischen den Deutschen und Russen, von denen viele in Riga geboren sind und alteingesessenen Familien entstammen, hätte ein besseres Verhältnis längst Platz gegriffen, wenn nicht die journalistische Hetzarbeit des nun glücklicher Weise kaltgestellten Herrn Wyssotzky immer wieder Mißtrauen gesät hätte. Nun ist durch gemeinsame Kulturarbeit eine bessere gegen-

seitige Wertung in die Wege geleitet worden. — Für die Sieger gilt es nun aber nicht zu ruhen und sich trügerischer Sicherheit hinzugeben. Viel ist erreicht worden, aber erhalten kann das Erreichte nur werden, wenn vom ersten Tage ab für den Wahlkampf 1917 Vorbereitungen getroffen werden. Die Letten werden zweifellos die Konsequenzen aus ihrer Niederlage ziehen, indem sie alle Kräfte anspannen. Wir Deutsche werden die erprobte Organisation, die wir haben, sicherlich auch weiter zu benutzen wissen. Aber diese allein vermag doch nur dann etwas Erfolgreiches zu tun, wenn die Armee, deren Offiziere sie bildet, in jedem einzelnen Gliede davon erfüllt ist, daß es jetzt doppelt gilt den Immobilienbesitz zu erhalten und zu vermehren, und daß es keine bessere Rechtfertigung für uns gibt und geben kann als unsre Arbeit für die Stadt in der Stadtverwaltung im kommenden Quadriennium. Auf welche Weise kann man dem Gegner das Heft eher aus der Hand winden als dadurch, daß auch er anerkennen muß, daß die jetztgewählten Stadtverordneten und die auf ihnen beruhende Stadtverwaltung beweisen, daß der wahre Fortschritt durch sie gefördert worden ist und Rigas Wohlfahrt in guten Händen ruht? —

Wie es das leidige Geld ist, dessen Mangel hemmend und niederdrückend wirkt hat die traurige Geschichte der Libauer deutsche Knabenschule in greller Weise uns vors Auge geführt. Die nationale Indolenz eines Teils der deutschen Gesellschaft, der damit zusammenhängende Rückgang der Schülerzahl und der Ausfall in den Einnahmen hatten in dem Vorstand des Schulvereins den, wie die Erfahrung gelehrt hat, in praxi ganz ungangbaren Plan entstehen lassen, die halbe Schule freiwillig zu russifizieren. Die Initiatoren dachten sich die Sache überaus einfach: die vier obersten Klassen sollten russisch werden, die vier untern deutsch bleiben, damit glaubte man den vielzitierten „deutschen Geist" gerettet und die heißersehnten „Rechte" erlangen zu können. Es soll an dieser Stelle nicht auf die in Gesellschaft und Presse zum Ausdruck gekommene kraftvolle Opposition gegen diesen Plan zurückgekommen werden. Es wäre eine Wiederholung des mit Nachdruck und Sachkenntnis Gesagten. Nur das Moment sei aus einer Auslassung einer unserer ersten Pädagogen hervorgehoben: diejenige Schule ist am ehesten der Gefahr der

Russifizierung ausgesetzt, bei der die Eltern am meisten Gelegenheit und Möglichkeit haben, mitzusprechen. Denn die Eltern, die in der Theorie das kostbare Gut der Muttersprache in der Schule anzuerkennen bereit sind, versagen in praxi nur zu oft aus Schwäche gegen ihre eigenen Kinder. Was psychologisch vielleicht erklärlich sein mag, aber doch nur doppelte Vorsicht gegenüber der Beeinflussung der Schule durch die Eltern zur Pflicht macht. Denn um was es sich handelt, sowohl in nationaler, pädagogischer und charakterlicher Hinsicht, muß jedem klar sein, der den erschöpfenden, auch durch die Presse verbreiteten Vortrag des Präses der Schulkommission des D. V. in Riga, Professor K. K. Kupffer, gelesen hat. Praktische Folgen wird der Libauer Beschluß erfreulicher Weise nicht haben, da, was vorauszusehen war, das Unterrichtsministerium ihm als den heutigen Gesetzen nicht entsprechend die Bestätigung versagt hat.

Ein Personenwechsel, der für die baltischen Provinzen von Bedeutung ist, hat sich Ende Februar vollzogen: der bisherige Kurator des Rigaschen Lehrbezirks Kammerherr Prutschenko ist als Kurator nach St. Peiersburg übergeführt und zu seinem Nachfolger vor kurzer Zeit der bisherige Kurator in Odessa, der wirkl. Staatsrat Dr. med. Tchtscherbakow ernannt worden. Der aus Riga geschiedene Kurator hat hier seit dem August 1908 gewirkt und mit großer Lebhaftigkeit und Eifer die Hebung des russischen Schulwesens in den Provinzen sich angelegen sein lassen. Indem er sich auf den Standpunkt stellte, daß in dem Grenzlande in dem friedlichen Wetteifer der verschiedenen Kulturnationen der Schule ein hervorragender Platz gebühre, hat er alles getan, um die russische Schule für diesen Kulturkampf tüchtig zu machen. Die Ausbildung von guten Lehrern in Seminaren hat er in die Wege geleitet, bei der Besetzung der Gymnasiallehrerstellen und Direktorenposten das Bestreben gezeigt, tüchtige Personen, welcher Nationalität sie immer angehören, heranzuziehen, ferner hat er auf die körperliche Ausbildung der Schüler mit Recht viel Gewicht gelegt, durch Förderung des Turnens und gesunden Sports, nicht selten unter bedeutenden persönlichen Opfern, sich zweifellose Verdienste erworben. Kurator Prutschenko hat auch um die Universität in Dorpat sich verdient gemacht, das energische Eintreten für die Neubauten, die zu einem drin-

genden Bedürfnis geworden waren, wird dankbar anerkannt werden müssen und hat denn auch in seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede der Hochschule ihren sichtbaren Ausdruck gefunden. Der frühere Kurator hatte seine Ausbildung in Deutschland erhalten und war objektiv genug, um die Bedeutung der deutschen Kultur anzuerkennen, aber in der Praxis hat er den deutschen Schulen denn doch wohl mit einem gewissen Mißtrauen gegenübergestanden und sie als Stätten, die naturgemäß dazu bestimmt und berufen sind, die Schüler in den deutschen Kulturanschauungen zu festigen, als unbequem empfunden, obwohl er andrerseits als überzeugter Monarchist nicht einen Augenblick im Zweifel darüber war, daß in den deutschen Schulen kein Boden für politische Umtriebe vorhanden ist. Wir stehen dem Scheidenden zeitlich noch viel zu nahe, um ein irgendwie abschließendes Urteil über seine Stellung zu dem baltischen Deutschtum abgegen zu können, meinen aber, daß der konservative Grundton seines Wesens doch immer wieder die Grundlage für eine Verständigung von Fall zu Fall abgegeben hätte.

Zu seinem Nachfolger ist der frühere Kurator Schtscherbakow ernannt worden. Seine Tätigkeit im Odessaer Lehrbezirk ist der Gegenstand sehr scharfer Kritiken geworden, man hat ihn für den Niedergang der Odessaer Hochschule und die unerquicklichen Zustände unter den dortigen Professoren verantwortlich gemacht. Als einen ausgesprochenen nationalistischen Bureaukraten haben ihn die linken Blätter bezeichnet, auch für die deutschen Kolonisten soll er wenig übrig gehabt haben. Die „Rjetsch" hat seine Versetzung nach Riga als eine Art „Strafversetzung" hingestellt. Wir lassen das Alles auf sich beruhen, schon weil uns die Möglichkeit fehlt diese Angaben irgendwie nachprüfen zu können. Vor allem aber: die Verhältnisse hier bei uns zu Lande sind völlig andre als dort unten und ehe wir ein Urteil über den Kommenden fällen dürfen, müssen wir ihm die Möglichkeit geben, sich selbst ein Urteil zu bilden, selbst Land und Leute kennen zu lernen. Wir zweifeln nicht daran, daß er, wenn er sachlich prüft, erkennen wird, daß zwar auch hier zweifellos manches zu verbessern ist, aber auch, daß der Rigasche Lehrbezirk zu den kulturell fortgeschrittensten des ganzen Reiches gehört. Was wir zu verlangen ein Recht haben, ist sachliche Gerechtigkeit

wie sie vom Gesetz vorgeschrieben ist, dessen Erfüllung ja auch der neue Kurator gemäß den Richtlinien sich zur Aufgabe stellen wird, die der Leiter des russischen Unterrichtswesens, der Minister Cassso vorzeichnet.

Reichsrat und Reichsduma haben in der neuen Session keine Fragen behandelt, die unsre Provinzen berührten. Die bedeutsame Kirchenreformvorlage für Liv- und Estland befand sich bisher in der Subkommission, an der die Abgeordneten Baron Wolff-Livland, Sahlit-Riga und von Brevern-Estland teilnahmen, der aber der — orthodoxe Bischof Antonius präsidierte. Leider ist es unsren Vertretern nicht geglückt, die auf eine weitere Demokratisierung und Abschwächung des Einflußes des Großgrundbesitzes gerichteten Tendenzen zu paralysieren, die sich in der Subkommission, zu der auch ein katholischer Litauer gehört, breit machten. Es wird sich Gelegenheit finden, die ganze wichtige Materie im Zusammenhange zu erörtern, wenn sie in der Duma zur Sprache kommt. Daß die Reform, in welcher Form immer, auch auf Kurland, wo ganz andere kirchenrechtliche Normen gelten, Ausdehnung finden wird, wie von Sahlit und Genossen in der Subkommission vorgeschlagen wird, dürfte recht zweifelhaft sein.

Eine andere Frage, die unsere Lebensinteressen berührt, die Rechte, die den örtlichen Sprachen in den baltischen Mittelschulen gesetzlich zustehen sollen, wird demnächst auch ihre Kommissionserörterung finden, wobei der Abgeordnete Baron O. Engelhardt-Fellin unsre Interessen zu vertreten Gelegenheit haben wird.

Teilgenommen haben unsre Vertreter auch an dem letzten Adelskongreß in Petersburg, dessen Verlauf im Wesentlichen als ein maßvollerer und sachlicherer bezeichnet werden kann als der früherer Kongresse. Zwar hat man auch diesmal einen weiten Spielraum der Behandlung der verschiedensten Fragen eingeräumt, die mit den reinständischen Angelegenheiten nichts zu tun hatten, aber da für viele die Kongresse eigentlich die einzige Gelegenheit sind sich „auszusprechen", so nimmt man es damit nicht so genau. Man muß dabei im Auge behalten, daß die gefaßten Resolutionen meist auf dem Papier bleiben und garnicht zur offiziellen Kenntnis der Regierung kommen, es sei denn, daß in

speziellen Standesfragen sie durch den Konseil höheren Orts unterbreitet werden. Man wird daher gut tun, solchen Resolutionen wie z. B. in der Preßfrage keine übermäßige Bedeutung einzuräumen. Das Positive liegt auf anderem Gebiet, so, um das Wichtigste hervorzuheben, in den Absichten einen allrussischen Bund der Landwirte zu begründen, was im Herbst in Moskau geschehen soll. Hierbei hat u. A. Reichsratglied H. Baron Rosen sehr bedeutsamen Anteil genommen. Wie angesehen die Stellung unserer baltischen Vertreter im Kreise ihrer russischen Standesgenossen ist, ergibt sich u. A. auch aus der sehr herzlichen Rede, die Purischkewitsch auf dem Adelsbanket auf sie hielt, in der er ihnen nachrühmte, daß sie Loyalität und allrussisches Standesbewußtsein mit der berechtigten Pflege ihrer nationalen Eigenart vorbildlich zu vereinigen wüßten. Dr. E. Seraphim.

Zuschrift an die Redaktion.

Obgleich wir der Meinung waren, daß die Diskussion über den Namen „Baltland" füglich wohl als beendet angesehen werden konnte, möchten wir dem geehrten Herrn Verfasser der nachfolgenden Zuschrift die Gelegenheit sich nochmals zur Sache zu äußern nicht entziehen und geben daher seinen Zeilen Raum, halten damit jedoch die Angelegenheit für abgeschlossen. Die Red.

Ich bitte ergebenst, die folgenden Zeilen — vornehmlich um deren zweiter Hälfte willen — in das März-Heft der „Balt. Monatsschrift" aufnehmen zu wollen.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Erst seit gestern liegt das Januarheft Ihrer geschätzten Monatsschrift auf dem Schreibtisch vor mir. Und ich möchte mir zu der auch meine Meinungsäußerung berücksichtigenden Betrachtung „Ad vocem „Baltland" einige kurze Bemerkungen gestatten.

Die betreffende Zuschrift zieht nicht voll oder klar die Schlußfolgerung, zu welcher wir durch die Tatsache genötigt werden, daß „Griechenland" um des „Wohllautes" willen noch heute als Eigenname allein gebräuchlich ist. Hält man nämlich an dieser Bezeichnung in deren ungekürzter Form mit Recht fest,

— nun, dann darf man in der Bildung auch nicht bis zu einem „Baltland“ fortschreiten. Das würde — wenigstens nach meinem Gefühl und Urteil — ästhetisch einen „Rückschritt“ bedeuten: In „Baltland“ ist nicht das „t“ das störende Element, sondern das „lt“ vor dem „l“ oder vielleicht „la“.

Interessant ist die Mitteilung, daß „Holland“ aus „Holtland“ (Holzland) entstanden ist. Doch diese Formenwandlung sagt uns bloß, daß „Baltland“ nur als Grundlage eines sprachlichen Entwicklungsprozesses in Betracht kommen könnte oder als Vorstufe, die überwunden werden müßte. Wollten wir übrigens in unsrer Streitfrage das dem fertigen Wörterschatze entlehnte Beispiel unbedingt zum Vorbilde erheben, so würden wir in ein — Balland hineingeraten. Sich in ein solches versetzt zu sehen, wünscht aber hoffentlich niemand von uns.

Auch ich empfinde eine starke Antipathie gegen die Sitte, daß unter uns Deutschen viele ihre schöne Heimat „Balticum“ nennen. Und ich würde gern erfahren, aus welchen Gründen die Presse sich nicht für „Baltenland“ entscheidet. Dieser Benennung ist bereits eine „poetische Weihe“ zu Teil geworden. Sie zählt nicht mehr Silben als jene; und — beim Gebrauch *jedes* der beiden Wörter muß der Artikel angewandt werden.

Dies ist freilich mitunter etwas umständlich. Gar nicht oder noch seltener als bei den in redestehenden zwei Wortbildungen resp. Ländernamen, läßt sich jedoch der Artikel mit den ihm vorausgehenden Präpositionen in *ein* Wort zusammenziehen, so oft man *von den* Vereinigten Staaten Amerikas oder *von der* Schweiz spricht.

Hochachtungsvoll

K. *Bauer*, Pastor emer.

Dorpat, d. 17. März 1913.

Das Leben im Traum.

Ein Vortrag, gehalten am 16. März 1913 im „Dozentenabend" in Dorpat

von

Wilibald von Hildenstubbe.

Die Völker aller Zeiten bis in die Neuzeit haben stets ein großes Gewicht auf den Traum gelegt. Der naive Mensch, dem die Gesetze der Natur noch wenig bekannt waren, hielt die Erscheinungen im Traumleben für etwas Überirdisches: sein Gott redete mit ihm durch den Traum, er verkündete ihm die Zukunft, und warnte ihn vor drohenden Gefahren. Der Schlaf war der Zustand, in dem die Seele die Fähigkeit hatte, mit der Geisterwelt Zwiesprache zu halten, und daher stiegen die Götter und Dämonen sowie auch die Seelen Verstorbener zum schlafenden Menschen herab, um mit ihm meistens durch Gleichnisse zu reden, und nur den gottbegnadeten Menschen, wie den Priestern und Weisen war die Fähigkeit verliehen, die richtige Deutung zu finden. So entstand die Traumdeuterei, die noch im Mittelalter neben der Astrologie eine große Rolle gespielt hat.

Mit der steigenden Kultur und namentlich infolge der reicheren Erkenntnis der Naturgesetze schwand immer mehr und mehr die Bedeutung der Träume, und wie die Astrologie durch die Astronomie, so ist die Traumdeuterei durch die Physiologie und Psychologie überwunden worden. In immer weitere Kreise verbreitet sich die Erkenntnis, daß die Traumgebilde nur Erzeugnisse eines natürlichen Vorganges und nicht Stimmen aus einer „höheren Welt" sind. Je mehr aber der Glaube an einen übernatürlichen Charakter der Traumerscheinungen schwand, desto mehr hat sich die Wissenschaft mit dem Problem des Traumlebens beschäftigt und immer weitere Einblicke in sein Wesen eröffnet. Die Physiologie erklärt das Fundament, und die Psychologie durchleuchtet den Aufbau der Traumgebilde.

Physiologisch betrachtet bezweckt der Schlaf den durch das wache Leben mit seiner anstrengenden Tätigkeit ermüdeten Organen Erholung zu gewähren, und daher wird ihre Tätigkeit vermindert, um ihnen die Möglichkeit zu geben, wieder neue Kräfte für das wache Leben aufzuspeichern. Zu diesem Zwecke wird die Herztätigkeit und die Atemfrequenz herabgesetzt, unter den geschlossenen Augenliedern verengen sich die Pupillen und vor allen Dingen wird auch der Blutzufluß zum Gehirn vermindert, wodurch die dem Schlafe eigne Gehirnanämie eintritt. Die Folge davon ist nun die „Einengung des Bewußtseins", und damit betreten wir auch schon das Gebiet der Psychologie.

Auf diesem kurz beschriebenen physiologischen Boden entstehen und entwickeln sich nun die Träume, oder mit andern Worten, werden die Gedanken in Träume umgewandelt, denn daß diese nur die durch die besondern Umstände des Schlafzustandes umgeformten Gedanken des Schlafenden sind, kann wohl von niemanden angezweifelt werden, der nicht die Traumvorstellungen als besondere Offenbarungen aus einer „höheren Welt" ansieht.

Wie im wachen Zustande die Quelle aller Anschauungen und Vorstellungen ein Sinnesreiz ist, so auch während des Schlafes, ja die Traumgebilde sind gewissermaßen nur die vom Spiegel des Schlafbewußtseins reflektierten und nach außen projizierten Anschauungen und Vorstellungen aus dem wachen Leben. Alle Träume haben also ihren Stoff aus der Erfahrung des wachen Lebens geschöpft. Von Dingen, von denen wir weder eine unmittelbare, noch auch eine — etwa durch Erzählungen und Lektüre — vermittelte Erfahrung haben, können wir auch nicht träumen. Ebenso wie ein Blindgeborener niemals — weder im Wachen noch auch im Traume — sich eine Vorstellung von den Farben machen kann, so kann auch z. B. ein Eskimo niemals von einer Palme, ein Kongoneger niemals von einer Schneelandschaft träumen, falls er niemals von diesen Dingen etwas erfahren hat.

Die im Schlafe auftauchenden Traumvorstellungen werden nun von der Phantasietätigkeit beurteilt, möglichst der Wirklichkeit entsprechend geordnet und „dramatisiert", d. h. die Gedanken werden in Situationen verwandelt. Diese Tätigkeit wird die „Traumarbeit" genannt. Der Urstoff zu allen Träumen ist immer ein Erinnerungsbild, sei es aus den wirklichen Erlebnissen

oder aus den wachen Phantasiegebilden. Es wird hervorgerufen entweder durch einen Sinnesreiz, der während des Schlafes auf die äußern oder auch auf die inneren Organe wirkt und dadurch entstehen dann die Traumillusionen, — oder durch die spontane Phantasietätigkeit, die ohne eine äußere Veranlassung sich den Stoff aus dem Schatze der Erinnerung herausgreift und ihn zu Halluzinationen umformt.[1] Im ersteren Falle wird der Traumarbeit gewissermaßen ein Thema zur Verarbeitung aufgegeben, — etwa wie einem Schüler ein bestimmtes Thema zu einem Aufsatze. Die Wahl unter den Erinnerungsbildern ist daher eine beschränkte. Wenn z. B. durch das Hinabgleiten der Bettdecke ein Kältegefühl hervorgerufen wird, so muß eine Illusion geschaffen werden, in welcher das Kältegefühl eine Rolle spielt. Es kann etwa ein Traum von einem kalten Bade oder auch von einer Schlittenfahrt bei strenger Kälte hervorgerufen werden. Dabei ist es durchaus nicht notwendig, und meistens auch nicht der Fall, daß die Sinnesempfindung gleich in eine ihr direkt entsprechende Vorstellung umgewandelt wird, sondern sie knüpft nur an ein Erinnerungsbild an, in welchem die entsprechende Empfindung erst am Schlusse des Traumes erscheint. Das Thema kann also insoweit frei bearbeitet werden. Als einfache Beispiele dafür möchte ich zwei von meinen eignen Träumen anführen:

Die Bettdecke war hinabgeglitten und ich träumte, daß ich mich mit einigen andern Personen am Meeresufer befand, wir beschlossen zu baden, entkleideten uns und sprangen ins Wasser. Da erst erschrak ich über die unerwartete Kälte des Wassers — und erwachte. Ein andres Mal wurde durch das Rollen eines Wagens die Traumillusion eines Gewitters hervorgerufen, aber nicht so, daß der Traum mit dem Gewitterschlage begann; vielmehr träumte ich, daß ich in einer größeren Gesellschaft an einem heißen Tage auf einer Wiese war, wir betrachteten die heranziehenden Wolken und unterhielten uns darüber. Darauf leuchtete ein Blitz auf, und dann erst erfolgte das Rollen des Donners und ich erwachte dadurch.

[1]) Mit den Ausdrücken „Illusionen" und „Halluzinationen" werden in der Psychologie verschiedenartige Sinnestäuschungen bezeichnet, wie sie namentlich bei Geisteskranken auch im wachen Zustande häufig erscheinen. Unter „Illusionen" versteht man die Sinnestäuschungen, welche durch einen vom Bewußtsein mißverstandenen äußern Sinnesreiz hervorgerufen sind, dagegen nennt man „Halluzinationen" solche Sinnestäuschungen, die ohne einen äußern Reiz durch die Phantasietätigkeit spontan erzeugt werden.

In beiden Fällen war ich durch den Sinnesreiz direkt erweckt, er knüpfte aber zuerst an ein Erinnerungsbild mit seinen Assoziationsreihen an, und die Traumarbeit hatte mit einer kaum faßbaren Geschwindigkeit eine der Wirklichkeit entsprechende Begründung zur Anschauung gebracht. Die vor der Sinnesempfindung — dem Kältegefühl und dem Hören des Rollens — erschienenen Erlebnisse, die im Traume recht langdauernd zu sein schienen, müssen in wenigen Sekunden verlaufen sein. Ja es gibt Träume, in denen die der Empfindung vorhergehenden Ereignisse noch ganz bedeutend länger und komplizierter sind, obgleich auch in diesen Fällen der Sinnesreiz unmittelbar das Erwachen bewirkt hatte.

Über diese auffallende Schnelligkeit der Traumerlebnisse sind die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden. Die modernen Theosophen sprechen hier von einer „transzendenten Zeit" — eine an sich schon ganz unverständliche und unmögliche Begriffs-Zusammenstellung — auf die ich auch nicht weiter eingehen werde. Von den neueren Traumforschern sucht z. B. Havelock Ellis dieses Phänomen dadurch zu erklären, „daß es doch etwas sehr Leichtes ist, in einem Nu ein figurenreiches Bild oder eine Reihe von ausgeführten detaillierten Bildern zu überblicken, deren Beschreibung eine ziemlich lange Zeit beanspruchen würde", wie man sich beim Kinematographen überzeugen könne. Ich halte auch diese Erklärung für verfehlt, denn einerseits könnten wir kein Bild deutlich sehen, wenn ein Kinematographen-Film so schnell vorüberrollen sollte, und andrerseits „überblicken" wir ja auch nichts im Schlafe, sondern denken nur und zwar in Anschauungen, denn „die Phantasietätigkeit ist" — wie Wilh. Wundt in seinem „System der Philosophie" sagt — „ein Denken in Anschauungen". Es handelt sich also nur um die Schnelligkeit der Gedanken und nicht des Überblickens. Daß aber z. B. bei einer plötzlich eintretenden Gefahr im Laufe weniger Sekunden eine sehr große Anzahl der verschiedensten Gedanken und Gedankenbilder auftauchen und wechseln können, werden wohl die meisten Menschen erfahren haben. Daher ist meiner Ansicht nach dieses Problem sehr einfach durch die bekannte Schnelligkeit der Gedanken zu erklären.

Wesentlich anders als die durch direkte Sinnesreize bewirkten Träume entstehen die von der Phantasietätigkeit spontan hervorgerufenen. Hier werden keine Themata zur Verarbeitung gegeben, sondern die Phantasie wählt sich den Stoff ganz frei

aus dem Schatze der menschlichen Psyche, und daher ist es auch erklärlich, daß die unbeschränkte Wahl vorzugsweise auf solche Erinnerungs- und Gedankenbilder fällt, welche die Psyche besonders beschäftigen und beherrschen. Deshalb finden wir auch in dieser Traumgruppe die meisten „Wunschträume". Es sind nicht nur Träume, welche die Erfüllung eines unerfüllt gebliebenen direkten Wunsches vorgaukeln, wie wir es besonders bei den Kinderträumen beobachten, sondern sie enthalten auch häufig, — wie Sigesmund Freud sich ausdrückt, — verhüllte und unverhüllte „Erfüllungen verdrängter Wünsche." Wenn dem Kinde am Tage ein Wunsch abgeschlagen ist, so träumt es in der Nacht, daß genau derselbe Wunsch erfüllt ist. Beim erwachsenen Menschen kommen solche infantile Träume nur noch selten vor. Dagegen träumt er häufig die Erfüllung eines zurückgedrängten Wunsches, dessen Erfüllung er im wachen Leben niemals erstrebt, ja den er sich vielleicht auch selbst niemals einzugestehen gewagt hatte, der aber doch wohl zuweilen ungewollt in seiner Phantasie aufgetaucht und dann wieder gleich unterdrückt worden ist. Es sind Wünsche, die tief in der Charakteranlage des Menschen ruhen und durch die Erziehung, die Moral und gesellschaftliche Sitte oder durch andere Rücksichten stets zurückgedrängt sind, sodaß es der Mensch oft selbst nicht mehr weiß, daß sie noch im tiefen Schreine der Psyche ruhen, um dann im Traume zu erwachen und ihre Erfüllung zu finden. Beim Erwachen ist er dann oft ganz entsetzt, daß solche Wünsche, Leidenschaften und Begierden noch in der Seele schlummern. So erzählt auch z. B. Leo Tolstoi in seinem „Feodor Kusmitsch", daß er nach einem erotischen Traume ganz verzweifelt darüber war, mit 72 Jahren noch so sehr in den Banden des Fleisches zu sein, denn Tolstoi war der Ansicht, wie er sich auch an andern Stellen äußert, daß sich der sittliche Gehalt eines Menschen besonders im Traume offenbare. Diese Ansicht enthält auch unstreitig viel Wahres, wie jeder mehr oder weniger an sich selbst beobachten kann.

Wie solche zurückgedrängte Wünsche und Neigungen häufig nur im Traume ihre Erfüllung finden, so wird auch andrerseits wieder ein sittlich hochstehender Mensch z. B. wohl niemals im Traume stehlen oder einen Raubmord begehen, denn die Begehung dieser Verbrechen kommt nicht einmal — wenn ich mich so ausdrücken darf — im Register seiner Gedanken vor. Daraus ist wohl auch die Redensart entstanden: „ich habe daran nicht einmal im Traume gedacht", d. h. dieser Gedanke ist mir so

fremd, daß er nicht einmal im Traume auftaucht. Ich wage daher die Ansicht auszusprechen, daß — wenn man von jemandem alle, auch die nicht in der Erinnerung gebliebenen Träume während eines längeren Zeitabschnittes wüßte — man seine Charakteranlagen in mancher Beziehung genauer kennen würde, als wenn alle seine Wachgedanken bekannt wären.

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Wenn ich auch der Ansicht bin, daß eine sehr große Anzahl — namentlich der durch die spontane Phantasietätigkeit hervorgerufenen Träume mehr oder weniger verhüllte Wunscherfüllungen enthalten, so kann ich doch darin Sigesmund Freud nicht beipflichten, daß alle Träume Wunschträume sind. Er gibt wohl selbst zu, daß nicht alle Träume so, „wie wir sie geträumt haben" eine Wunscherfüllung enthalten, aber, meint er, der wirkliche Inhalt kann erst durch Analyse verstanden werden, denn nicht der „manifeste" Inhalt, d. h. wie der Traum uns erscheint, sondern nur der „latente", dessen wir uns nicht bewußt werden, weil er dem „Unbewußten angehört", sei allein maßgebend. Der Träumende äußere seine Gedanken nämlich meistens nur in Symbolen, ähnlich wie in Bilderrätseln, und daher könne der Inhalt nur durch die „Psychoanalyse" erschlossen werden. Die im Traum angewandten Symbole seien uns im wachen Leben allerdings völlig unbekannt, aber durch das Studium der „psychopatischen Gebilde" habe er, Freud, diese Symbole kennen gelernt. „Aus der Psychotherapie stammte also" — sagt Freud in seiner Schrift „Über den Traum" — „das Verfahren, dessen ich mich bei der Auflösung der Träume bediente." Schon früher hatte Scherner auf die symbolische Bedeutung der Träume hingewiesen, aber erst von S. Freud ist diese Anschauung zu einem besonderem System der neueren „Oneiromantik", der symbolischen Traumdeutung, ausgebildet und von seinen Schülern, z. B. Wilhelm Steckel, geradezu auf die Spitze getrieben worden. Das Resultat dieser Deutung ist nun, daß nicht nur alle Träume „Wunschträume" sind, sondern auch, „daß die meisten Träume der Erwachsenen durch die Analyse auf erotische Wünsche zurückgeführt werden" (Freud, „Über den Traum").

Ich kann mich dieser neuen Richtung nicht, oder doch nur in sehr beschränktem Maße anschließen, weil ich der Ansicht bin,

daß man von krankhaften Zuständen nicht ohne weiteres auf gesunde schließen darf, und ich es auch nicht für möglich halte, daß im Traume Symbole angewandt werden, die im wachen Zustande völlig unbekannt sind. Außerdem scheint es mir auch, daß bei dieser Deutung der „Symbole" sehr häufig bei Freud und seinen Schülern ihr eigner Wunsch der Vater der Deutung ist, d. h. daß oft eine Erscheinung im Traume *so* als Symbol gedeutet wird, wie der „latente" Inhalt sein müßte, damit der Traum als Wunschtraum und namentlich als ein erotischer gedeutet werden kann. Daß z. B. ein Zimmer mit Türen und Fensteröffnungen einen Frauenleib vorstellen und daher auch auf einen erotischen Charakter des Traumes hindeuten soll, oder daß Landschaften, Baumstämme, Stöcke, Waffen, Schlangen, Fische, ja sogar Luftschiffe und Kravatten erotische Symbole sein können, halte ich für mindestens sehr gesucht, wenn nicht geradezu für unsinnig. Diese angeführten Symbole bilden aber nur einen kleinen Teil der angeblich erotischen Symbole, die sich in den Schriften von Freud und seiner Schüler finden, und dadurch wird es denn auch ganz erklärlich, daß sich auf diese Weise fast alle Träume als erotische deuten lassen. Es ist wirklich sehr zu bedauern, daß die Forschungen und Ideen Freuds, die sehr viel Wertvolles und Beachtenswertes enthalten, — gewissermaßen unter dem Drucke der Zwangsjacke, daß fast alle Träume erotische Wunschträume sein sollen, — so ins Uferlose weiter ausgebaut sind, daß der wahre Wert der symbolischen Deutung ganz verloren zu gehen droht.

So interessant diese Frage und das ganze Gebiet der Wunschträume ist, so verbietet mir leider die kurz zugemessene Zeit genauer darauf einzugehen.

Alle Träume, von denen bis jetzt die Rede gewesen ist, haben im Wesentlichen einen sinnvollen verständlichen Inhalt. Bei diesen Träumen, die ich „einheitliche" nennen will, bildet den Grundstoff nur *ein* Erinnerungsbild, und alle während des Traumes neu hinzutretenden Bilder und Assoziationsreihen sind entweder von der „Traumzensur" *gleich* zurückgewiesen worden, oder so wenig verschiedenartig gewesen, daß sie ohne große Mühe von der Traumarbeit in das bestehende Traumgebilde hinein verarbeitet werden konnten.

Die Arbeit wird aber bedeutend schwieriger und komplizierter, wenn mehrere verschiedenartige Bilder in der Phantasie auftauchen und während eines schon bestehenden Traumes auf das

Schlafbewußtsein einwirken, wie es wohl meistens der Fall sein wird. Die auf diese Weise entstehenden Träume will ich im Gegensatz zu den einheitlichen — „zusammengesetzte" nennen. Sie sind nicht so sinnvoll und folgerichtig wie die einheitlichen, sondern meistens verworren und sprunghaft, und diese Eigenschaften lassen sich meiner Ansicht nach leicht durch die Art ihrer Entstehung erklären: Um alle diese auftauchenden Bilder zu einem der Wirklichkeit entsprechenden Gesamtbilde zusammenzufassen, müssen sie nicht nur erkannt und beurteilt werden, sondern die Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Vorstellungen ist auch folgerichtig zu ordnen und zu vereinigen. Das ist aber, — namentlich, wenn es sich um sehr verschiedenartige Sinnesreize und Erinnerungsbilder handelt, eine recht komplizierte Tätigkeit des Intellekts. Da aber im Schlafe das Bewußtsein eingeengt, und die psychischen Fähigkeiten vermindert sind, so ist die Phantasie häufig nicht im stande, diese Arbeit richtig auszuführen, und dann kommen Fehler bei dieser Zusammenstellung vor. Es werden nicht zusammengehörige Assoziationsreihen an einander gefügt und vermischt. Wenn dann auch noch etwa durch neue Sinnesreize ganz unvermittelt wieder neue Bilder in dieses Gesamtbild gewissermaßen hineingeworfen werden, so wird der Trauminhalt dadurch unfehlbar verworren und unverständlich werden.

Ist aber der neue Sinnesreiz ein sehr starker und wirkt das neue Erinnerungsbild lebhafter als das frühere auf das Zentralorgan und die Phantasietätigkeit, so kann das erste Bild sofort unvermittelt verdrängt werden, und das neue Bild tritt an seine Stelle. So kann denn das Spiel der auftauchenden und verschwindenden Assoziationsreihen und Anschauungsbilder fortdauern, ohne daß die verminderten psychischen Kräfte imstande sind, diesem regellosen Spiele der hin- und herwogenden Bilder erfolgreich entgegenzuwirken. Dadurch entstehen dann sprunghafte Träume, bei denen sich überhaupt kein verständliches Gesamtbild feststellen läßt. Wie in einem sich drehenden Kaleidoskop die einzelnen Glassplitter, so gruppieren und lösen sich die einzelnen Anschauungs- und Gedankensplitter in unaufhörlichem Wechsel, ohne daß ein dauerndes Gebilde entsteht.

Nun kann es aber doch vorkommen, daß die Phantasietätigkeit von ihrem Bemühen, die schnell wechselnden Bilder zu vereinigen, Spuren hinterläßt, und dann entstehen die so bekannten, sonderbaren und allen Naturgesetzen spottenden Träume, in denen einzelne Teile verschiedener Bilder sinnwidrig zusammengestellt

sind. Ja es kommt garnicht so selten vor, daß wir, — nachdem wir eben noch einen bekannten Menschen gesehen und mit ihm gesprochen haben, — plötzlich entdecken, daß es ja garnicht dieser Mensch, sondern ein Tier ist, und dieses Tier antwortet dann noch auf unsre Fragen. Sprechende Tiere sind überhaupt im Traume gar keine große Seltenheit, und daß wir uns dabei verhältnismäßig wenig darüber wundern, läßt sich nur durch die verminderte Urteilskraft im Schlafe erklären. Ebenso findet auch zuweilen im Traume die Verwandlung eines Tieres in einen Menschen statt, und Havelock Ellis erzählt in seinem Werke „die Welt der Träume", er habe von einem Albatros geträumt, der sich in ein Weib verwandelte, wobei die schönen Augen des Vogels einen weiblichen Ausdruck annahmen, sein Schnabel aber noch nicht vollständig in eine Nase verwandelt war, als die Gestalt flüsterte: „Liebst Du mich?"

Man hat die phantastischsten und gewagtesten Deutungen für solche Erscheinungen gesucht: es sollten Bilder aus einer andern Welt sein, die uns vorschwebten, und gerade durch sprechende Tiere sollte besonders sicher die Zukunft enthüllt werden. Die neueren Traumforscher verwerfen natürlich diese und ähnliche Erklärungen, aber sie glauben immer noch, daß ein gewisser poetischer Schwung in solchen Träumen sei. So meint z. B. Ellis in Bezug auf seinen Traum vom Albatros: „das Fehlen von so vielem, was uns unbewußt in unsrem wachen Leben da ist, macht das Gedankenleben des Geistes im Schlafe leicht und herrlich frei, und gewährt unserem Gemüte eine überschwängliche Romantik oder etwas ergreifend Tragisches."

Ich kann aber dieser Auffassung gar nicht beipflichten. In der Tätigkeit des Geistes während des Schlafes kann ich unmöglich einen höheren poetischen Schwung entdecken und behaupte vielmehr, daß in allen solchen Fällen der Geist viel mangelhafter gearbeitet hat, als in wachem Zustande, weil die psychischen Kräfte bedeutend vermindert waren. Das Gedankenleben des Geistes im Schlaf ist deshalb auch nicht „herrlich frei", sondern sehr eingeschränkt und gebunden. Ich glaube, daß sich solche widernatürliche Traumbilder ganz einfach erklären lassen: Die Traumarbeit hat sich eben vergeblich bemüht, die verschiedenartigen Bilder, die sich in die Phantasie des schlafenden Menschen drängten, in ein Gesamtbild zu verschmelzen, das der Wirklichkeit entspricht. Daher finden sich einzelne Teile der verschiedenen Bilder ungeordnet in dem Traumgebilde. Das erste Bild ist

noch nicht geschwunden, als bereits das zweite Bild hervortritt. Daher erscheinen Menschen mit Tierköpfen, daher sehen wir die körperlichen Umwandlungen und hören ein Tier das Gespräch fortsetzen, welches ein Mensch im ersten Bilde begonnen hatte. Der eine Teil des Bildes, der Körper, verwandelt sich, während das Gespräch aus dem ersten Bilde noch fortdauert. Es ist ein Zerrbild, das dadurch entsteht, aber kein poetisches Kunstwerk! Es ist ungefähr so, als wenn man auf dieselbe photographische Platte zuerst Menschen und dann Tiere photographiert. Auch dann sehen wir häufig Mischbilder entstehen, auf den Körperteile von Menschen und Tieren gewissermaßen zu Fabelgestalten zusammengesetzt erscheinen können. Meine Erklärung entbehrt allerdings jeder Poesie und Romantik und ist äußerst nüchtern, aber ich glaube sie entspricht dafür den wirklichen Tatumständen und gründet sich auf eine genaue Beobachtung des natürlich zusammengesetzten Traumbildes.

Nun entsteht aber die Frage, wie es sich erklären läßt, daß ausnahmslos a l l e Illusionen und Halluzinationen im Traum, — auch die unnatürlichsten und widersinnigsten, — für reale objektive Wirklichkeit gehalten werden, obgleich sie doch subjektive Produkte der eignen Phantasie des Schlafenden sind.

Eine vollständig genügende Erklärung für dieses Phänomen habe ich bei keinem Schriftsteller gefunden; die am meisten zutreffende scheint mir noch Wilh. Wundt gegeben zu haben. Er erklärt es durch „die Funktionsanomalie des Gehirns während des Schlafes" und sagt in seiner Schrift „Hypnotismus und Suggestion": „Durch den Mangel anderer psychischer Kräfte, die dem Spiele der einseitig angeregten Assoziation entgegen wirken" entsteht „jenes für den Traum so bezeichnende Hingegebensein des Bewußtseins an die auftauchenden Vorstellungen: diese werden für erlebte Wirklichkeit gehalten." So viel Wahres auch in dieser Erklärung liegt, so ist sie doch nur eine Hypothese, denn wir können nicht wissen, ob diese Voraussetzungen tatsächlich diese Täuschung bewirken, solange nicht nachgewiesen ist, daß diese Umstände auch unter den uns bekannten Verhältnissen des wachen Lebens dieselben oder doch eine analoge Täuschung hervorbringen können. Wilh. Wundt sagt an einer andern Stelle selbst, daß man von normalem Bewußtsein aus die Abweichungen zu erklären versuchen muß, „da die Regel, das Unbekannte vom Bekannten abzuleiten, und nicht umgekehrt, auch für die Psychologie gilt."

Diese Regel will ich nun auch befolgen!

Die Phantasiegebilde des wachen Lebens, die „Wachträume", werden sehr ähnlich wie die Traumvorstellungen hervorgerufen und knüpfen auch an Erinnerungsbilder an. Sie werden aber in der Regel nicht in zeitlich-räumlicher Form zur Anschauung gebracht und auch nicht für wirkliche Erlebnisse gehalten. Doch schon hier findet sich eine Ausnahme: Viele Menschen haben nämlich die Fähigkeit bei geschlossenen Augen und intensiver Konzentrierung der Einbildungskraft auf die Vorstellungen der Phantasie auch in wachem Zustande einzelne Bilder wie z. B. Landschaften und Personen — gewissermaßen vor ihr inneres Auge — so zur Anschauung zu bringen, daß die Täuschung erweckt wird, diese Bilder — ähnlich wie bei einer laterna magica — vor sich erscheinen zu sehen. Wenn sie auch nicht für reale Wirklichkeit gehalten werden, so unterscheiden sie sich doch in der äußern Form nicht wesentlich von den Traumbildern, denn auch sie werden nach außen projiziert und erwecken die Täuschung der Sichtbarkeit. Solche Halluzinationen finden sich viel häufiger in der Jugend als im höhern Alter.

Verfolgt man nun die Wachträume noch weiter bis in die Kindheit, so fängt sich unser dunkles Problem immer mehr und mehr zu lichten an. Das Bewußtsein des Kindes im wachen Zustande steht schon dem Schlafbewußtsein viel näher als beim erwachsenen Menschen, und daher weist auch die Phantasietätigkeit des Kindes bedeutend mehr Analogien mit dem Traumleben auf. Bei Kindern sollen im Dunkeln oder bei geschlossenen Augen ganze Szenen aus Märchen als Halluzinationen erscheinen, etwa wie die Bilder eines Kinematographen. Man findet auch häufig, daß Kinder ihre Träume später im wachen Zustande noch für wirkliche Erlebnisse halten, weil bei ihnen die Scheidewand zwischen dem wachen Leben und dem Traume noch keine so feste ist, wie beim erwachsenen Menschen. Wer hätte z. B. nicht mit Wohlgefallen Kinder bei ihren Spielen beobachtet, wie sie sich selbst eine kleine Welt schufen, in der sie dachten und wirkten, sorgten und bangten mit einem Ernste, als ob sie überzeugt wären, es handle sich um wirkliche Erlebnisse? Wer hätte nicht den tragikomischen Zorn eines kleinen Mädchens gesehen, wenn man von seiner „kranken" Puppe die warme Umhüllung entfernt? Das Kind macht dabei den unverkennbaren Eindruck, daß es wirklich befürchtet, sein kleiner Schützling könnte sich erkälten. In solchen Fällen sind sich die Kinder offenbar der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Phantasiegebilde nicht klar bewußt.

Doch es kommen auch Fälle vor in denen das Kind seine Phantasiegebilde tatsächlich für objektive Wirklichkeit hält: Ein Knabe von 9 Jahren, der schon von seiner frühsten Kindheit an bei seinen Spielen nur in seiner Phantasiewelt gelebt hatte, lernte einen Rennstall kennen. Natürlich legten sich nun auch gleich mehrere seiner Phantasiepersonen Rennpferde an. Personen und Pferde seiner Phantasie waren ihm bis in die kleinsten Einzelheiten so genau bekannt, wie es nur beim vertraulichsten und häufigsten Umgange möglich ist. Eines Tages erzählt mir nun der Knabe, es werde gleich ein großes Rennen stattfinden, an dem auch einige von ihm mit Namen genannte Pferde (ich will sie mit A und B bezeichnen) beteiligen werden. Auf meine Frage, welches Pferd wohl siegen werde, sah er mich ganz erstaunt an und antwortete, das könne er doch unmöglich wissen, auch er sei sehr gespannt auf das Resultat, hoffe aber, daß der Hengst A Sieger werde, weil er das beste Pferd zu sein scheine. So sonderbar mir auch diese Antwort vorkam, so wollte ich den Knaben doch nicht in seinen Phantasien stören. Er befand sich offenbar schon in einem halbschlafähnlichen Zustande vor dem nun beginnenden Wachtraume. Gleich darauf sah ich ihn denn auch hüpfend auf und niedergehen und dabei lebhaft mit dem Ausdruck höchster Spannung gestikulieren. Das Rennen war schon in vollem Gange. Ich trat zu ihm und redete ihn an, doch er bemerkte mich garnicht, und ich ließ ihn auch ungestört. Nach einiger Zeit kam er dann ganz aufgeregt auf mich zu und sagte: „Denk Dir, der Hengst A ist doch von der Stute B geschlagen worden, ich hätte es nie geglaubt, noch vor den Tribünen war der Hengst Erster, und da wurde er kurz vor dem Siegespfosten von der Stute um Kopfeslänge geschlagen!" Meine Bemerkung, daß es doch in seiner eignen Macht stand, den Hengst siegen zu lassen, schien ihm ganz unverständlich zu sein, denn er erwiderte darauf nur, daß e r dabei doch nichts machen konnte. Er war noch gewissermaßen im hypnagogischen Zustande nach seinem lebhaften Wachtraume.

Hier liegt wohl ein Fall ungewöhnlich lebhafter Einbildungskraft vor. Der Knabe hatte sich so völlig von der ihn umgebenden Außenwelt abgeschlossen, daß er mich weder sah noch hörte, als ich an ihn herantrat und ihn anredete, und dabei seine Gedanken mit solcher Intensivität einzig und allein auf seinen Phantasievorstellung des Rennens konzentriert, daß die Bilder in ihrer Bewegung in Zeit und Raum — ebenso wie im Traum,

— für erlebte Wirklichkeit gehalten wurden. Ja auch der Wille des vorstellenden Ich stand machtlos dem Verlaufe der Handlung gegenüber und konnte das unerwünschte Resultat nicht abwenden, — gerade so wie in einem sehr lebhaften Traume. Dabei war der Knabe gut begabt und völlig gesund, sodaß diese ungewöhnlich lebhafte Phantasietätigkeit nicht etwa als eine Krankheitserscheinung aufgefaßt werden konnte.

Jeder, der mit Interesse dem Phantasieleben der Kinder gefolgt ist, wird auch ähnliche Erscheinungen beobachtet haben.

Die Erklärung Wundts für das Problem ist also durch den Vergleich der Traumvorstellungen mit dem wachen Leben im Wesentlichen bestätigt, denn auch hier erwies sich als hauptsächlichste Bedingung für die analogen Erscheinungen das einseitige und intensive Hingegebensein des Bewußtseins an die auftauchenden Vorstellungen. Dadurch wurden dann, wie im Schlafe, die nicht in Anspruch genommenen Gehirnteile in eine funktionelle Ruhe versetzt, und dadurch entstand dann wieder „der Mangel andrer psychischer Kräfte, die der einseitig angeregten Assoziation entgegenwirken" konnten. Infolge dieser „Funktionsanomalie des Gehirns" werden denn auch die Phantasiegebilde — ähnlich wie im Schlafe — bei eingeengtem Bewußtsein produziert. Beim erwachsenen Menschen wurden die Halluzinationen noch als Produkte der eignen Einbildungskraft erkannt, beim Kinde konnte aber auch schon die Täuschung eintreten, daß die eignen Phantasiegebilde wirkliche Erlebnisse seien.

Ich glaube aber doch, daß hierbei noch ein wesentlicher Faktor von Wundt übersehen ist. Ich meine das Abgeschlossensein von den Eindrücken der Außenwelt. Im Schlafe ist jede Verbindung mit der Außenwelt gestört. Die Tätigkeit der die Sinnesreize zum Gehirn leitenden Nerven und auch die des Gehirns selbst ist soweit herabgesetzt, daß die wirkliche Ursache des Reizes nur ausnahmsweise zum Bewußtsein gebracht werden kann, und die vom Traume vorgegaukelte Außenwelt ist stets eine andre, als die den Schlafenden tatsächlich umgebende. Daher wird z. B. durch das Hinabgleiten der Bettdecke die Illusion eines kalten Bades und einer Landschaft am Meeresufer erweckt. Das Wesentlichste dabei ist, daß das geschlossene Auge nichts von der umgebenden Außenwelt sehen kann. Infolge dieser Abgeschlossenheit von der Außenwelt kann der Schlafende bei der Einengung des Bewußtseins und der verminderten Denk- und Urteilskraft die wirkliche Außenwelt nicht nur nicht sinnlich wahrnehmen,

sondern er ist sich der ihn umgebenden Außenwelt überhaupt gar nicht bewußt. Trotz dieser niedrigen Bewußtseinslage schwindet aber während des Träumens das Selbstbewußtsein niemals, wie der Inhalt der Träume unzweifelhaft beweist. Der Mensch muß sich aber als selbstbewußtes Ich immerwährend eine Außenwelt gegenüberstellen, oder, wie Fichte sich ausdrückt, dem Ich ein Nicht-Ich entgegensetzen, denn es liegt eben im Wesen des Selbstbewußtseins, daß das Ich sich von einem Nicht-Ich unterscheidet. Daher muß immer auch während des Träumens die Vorstellung eines außerhalb des Ich bestehenden Objekts erhalten bleiben. Während der Träumende sich nun der wirklichen, ihn umgebenden Außenwelt nicht bewußt ist, werden ihm durch die eigne Phantasietätigkeit Anschauungen in zeitlich-räumlicher Form geboten und mit der Täuschung der Sichtbarkeit nach außen projiziert. Gerade dadurch wird das Selbstbewußtsein erhalten, denn diese Phantasiegebilde sind die einzigen ihm bewußten Objekte, von denen sich das schlafende Ich unterscheiden kann. Sie werden daher zum Nicht-Ich und für reale objektive Wirklichkeit gehalten. Die durch die Funktionsanomalie des Gehirns verminderte Urteilskraft ist nicht mehr imstande gegenüber dieser sich aufdrängenden Tatsache das Bewußtsein der eignen Produktion aufkommen zu lassen, besonders da diese Produktion bei eingeengtem Bewußtsein erfolgt ist.

Das Abgeschlossensein von der Außenwelt scheint mir daher jedenfalls auch wesentlich dazu beizutragen, daß die Traumvorstellungen für reale Wirklichkeit gehalten werden.

Diese Ansicht wird gleichfalls durch den Vergleich mit dem wachen Leben bestätigt.

Schon die Halluzinationen der wachen Phantasie können beim erwachsenen Menschen *nur* dann erscheinen, wenn er die Augen schließt oder sich im Dunkeln befindet, also möglichst jede sinnliche Wahrnehmung von der Außenwelt verhindert wird. Kann er die ihn umgebende Außenwelt sehen, so werden niemals solche Halluzinationen erscheinen. Wenn diese auch nicht für objektive Wirklichkeit gehalten werden, so ist damit doch schon der erste Schritt dazu gemacht, denn ohne nach außen projizierte, scheinbar sichtbare Bilder kann selbstverständlich niemals diese Täuschung entstehen. Zu diesem ersten Schritt gehört also schon ein Sich-Abschließen von der Außenwelt. Wegen der hohen Bewußtseinslage bleibt der erwachsene Mensch sich aber trotzdem dessen bewußt, *wie* die ihn umgebende wirkliche Außenwelt be-

schaffen ist, und daher kann der Erfolg auch nur ein teilweiser sein: die Projektion der Phantasiebilder nach außen erfolgt, sie werden aber nicht für reale Wirklichkeit gehalten. Er bleibt gewissermaßen auf halbem Wege stehen, denn das unüberwindliche Hindernis auf dem Wege zum Ziele ist das hochentwickelte Bewußtsein und Urteilsvermögen.

Dieses Hindernis fällt aber beim Kinde fort, denn seine Bewußtseinslage ist noch eine so niedrige, daß sich schon bei den alltäglichen Spielen die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Phantasie fast vollständig verwischen. Daher kann auch das Kind im wachen Zustande auf dem Wege fortschreiten bis zum Ziele, wo es die eignen Phantasiebilder für wirkliche Erlebnisse hält.

Es scheint mir daher nicht nur für den Schlaf, sondern auch für das wache Leben klar erwiesen zu sein, daß das Abgeschlossensein von der Außenwelt ein sehr wesentlicher Faktor dafür ist, daß die eignen Phantasiegebilde für reale Wirklichkeit gehalten werden können.

Ich glaube daher die Behauptung aufstellen zu können: Abgeschlossensein von den Eindrücken der umgebenden Außenwelt und einseitiges intensives Hingegebensein an die Phantasievorstellungen bewirken bei der niedrigen Bewußtseinslage im Schlafe, daß die Traumgebilde für reale objektive Wirklichkeit gehalten werden.

Bei dieser Frage ging ich von der Erfahrungstatsache aus, daß wir die Traumvorstellungen für objektive Wirklichkeit halten und suchte sie zu begründen. Es wird nun behauptet, es sei gleichfalls eine Erfahrungstatsache, daß der größte Teil des Schlafes traumlos ist. Diese Ansicht, die auch noch jetzt Anhänger hat, war noch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wohl die vorherrschende. Nachdem Leibniz und Kant sich schon dafür ausgesprochen hatten, daß wir während des Schlafes immer träumen, wurde dann wieder der traumlose Schlaf von hervorragenden Naturforschern und Philosophen der verschiedensten Richtungen, — wie namentlich von Ludwig Büchner, Eduard Hartmann und Arthur Schopenhauer, — vertreten, die dadurch ihre Weltanschauungen zu stützen und zu behaupten versuchten. Der tiefe Schlaf sollte traumlos sein, weil dann jede Tätigkeit des Gehirns aufhöre, und deshalb sei denn auch — wie schon im Altertum gesagt wurde — der Schlaf der Bruder des Todes. Träume sollten nur in der Übergangszeit vom Schlafen und Wachen und allenfalls noch im leichten Schlafe erscheinen, ja es

wurde sogar z. B. von Büchner behauptet, daß überhaupt jeder normale gesunde Schlaf immer traumlos sei. Von den neueren Traumforschern scheint die Mehrzahl anzunehmen, daß wir immer träumen, doch erwähnen sie dieser Frage meistens nur beiläufig oder lassen sie unentschieden, weil sie sich mehr der Betrachtung des Inhaltes der Träume zuwenden.

Es sind also namentlich zwei Punkte, auf die sich die Ansicht der Vertreter des traumlosen Schlafes stützt: Erstens die völlige Untätigkeit des Gehirns im tiefen Schlaf, und zweitens die Erfahrung, daß wir uns nur der Träume aus einem leichten Schlaf erinnern können. Ich will darauf noch etwas näher eingehen: Die Annahme einer völligen Untätigkeit des Gehirns wird schon durch die Physiologie widerlegt, denn keine einzige wesentliche Organtätigkeit hört während des Schlafes ganz auf. Die Blutzirkulation dauert ununterbrochen fort und durch das dem Gehirn zuströmende Blut wird verhindert, daß die Gehirntätigkeit vollständig aufhört. Das Blut ist „der besondere Saft", der alle Lebensfunktionen und auch die Gehirntätigkeit erhält, und wie Wilhelm Wundt meint, wird durch eine gewisse „Selbststeuerung des Blutzuflusses" verhindert, daß die Hirnanämie zu tief herabsinkt. Das Denken ist aber eine Äußerung der Gehirntätigkeit, und da diese niemals aufhören kann, so liegt auch schon aus diesem Grunde die Annahme sehr nahe, daß der Mensch immerwährend wie im Wachen so auch im Schlafen denkt. Das Denken im Schlafe besteht aber im Träumen. Durch diese physiologischen Vorgänge ist es also schon mindestens höchst wahrscheinlich gemacht, daß wir während des Schlafes immer träumen.

Was nun die behauptete Erfahrung betrifft, so muß allerdings unbedingt zugegeben werden, daß wer die Erfahrung von positiven Tatsachen für sich hat, auch berechtigt ist, vom Gegner den Gegenbeweis zu verlangen. Die vorliegende Erfahrung bezieht sich aber einzig und allein darauf, daß wir uns dessen nicht erinnern, während des Schlafes ununterbrochen geträumt zu haben. Es liegt hier also überhaupt keine Erfahrung von positiven Tatsachen für einen traumlosen Schlaf vor, sondern nur das Fehlen einer Erfahrung vom immerwährenden Träumen. Wenn wir aber für eine Tatsache keine Erfahrung haben, so sind wir doch zweifellos nicht berechtigt zu behaupten, daß deshalb diese Tatsache auch nicht vorhanden sein könne. Diese Negation einer Erfahrung kann also nicht als Beweisgrund angesehen werden. Schon das römische Recht sagt: „negationis nulla est probatio".

Es ist ja andrerseits auch richtig, daß wenn sich auch der traumlose Schlaf nicht direkt beweisen läßt, wir deshalb doch noch nicht berechtigt sind anzunehmen, daß wir immerwährend träumen. Ich glaube aber, daß sich dafür auch ein direkter Beweis erbringen läßt.

Unter Somnambulismus versteht man bekanntlich nicht nur das Nachtwandeln, sondern im weiteren Sinne z. B. auch das Sprechen im Schlafe. Es ist ferner eine feststehende Tatsache, daß der Somnambulismus nur in einem sehr tiefen Schlafe eintritt, und daß je höher der Grad des somnambulen Zustandes ist, desto tiefer auch der Schlaf sein muß. Ebenso unbestritten ist es auch, daß der Somnambulismus nur eine in die Erscheinung tretende Äußerung eines sehr lebhaften Traumes ist. Beim höchsten Grade des Somnambulismus, dem Nachtwandeln, behält der Somnambule niemals eine Erinnerung an diesen Traum, weil er sich in so tiefem Schlafe befunden hat, daß der Unterschied der Bewußtseinslage von der des wachen Zustandes ein allzu großer ist. Ich will aber das Nachtwandeln noch nicht als ausschlaggebenden Beweisgrund ansehen, weil diese Erscheinung eine sehr seltene ist und vielleicht sogar als eine krankhafte angesehen werden könnte. Daß aber sehr viele Menschen im Schlafe sprechen, ist unbestreitbar, und dabei handelt es sich zweifellos um eine ganz normale und nicht krankhafte Erscheinung. Beobachtet man nun solchen Schläfer, so kann man durch das Gehör sinnlich wahrnehmen, daß er träumt und, wenn er dabei etwa noch die Lippen bewegt oder gestikuliert, was ja auch gar nicht selten vorkommt, so kann man es auch sehen. Auch in diesem Falle wird nur dann eine Erinnerung an den Traum bleiben, wenn er bis zum Erwachen fortdauerte und somit noch bis in den hypnagogischen Zustand hineingereicht hat, der dann die Vermittlung für die Erinnerung bildet. Sonst fehlt auch in diesem Falle jede Erinnerung an den Traum.

Es ist dadurch also empirisch bewiesen, daß wir auch im tiefen Schlafe träumen, ohne uns eines Traumes erinnern zu können.

Dagegen könnte aber noch eingewandt werden, daß — wenn wir auch im tiefen Schlafe gelegentlich träumen, dadurch doch noch nicht erwiesen sei, daß wir immer träumen. Dieser Einwand wird aber, meiner Ansicht nach, dadurch entkräftet, daß — wie physiologisch nachgewiesen ist — das Gehirn auch im tiefsten Schlafe immer tätig ist, und daß — wie der Somnambulismus erfahrungsmäßig erweist — die Tätigkeit noch eine so

rege ist, daß sie nicht nur überhaupt Träume erzeugen, sondern sogar sehr lebhafte hervorbringen kann. Wenn aber „das Hirn" — wie Eduard Hartmann sich ausdrückt — „nur irgend in Tätigkeit ist, so fängt es an mit Bildern zu spielen", also im Schlafe zu träumen. Ist aber die Tätigkeit des Gehirns und der Phantasie, somit auch menschlichen Geistes so rege, daß sogar sehr lebhafte Träume erzeugt werden können, so erscheint es mir ganz ausgeschlossen, daß der menschliche Geist seine eigenste Tätigkeit, das Denken, auch nur vorübergehend unterlassen könnte. Eine rege Gehirntätigkeit des Menschen und Denken sind eben unzertrennliche Begriffe; ein Denken im Schlafe ist aber Träumen.

Daher glaube ich auch den Beweis erbracht zu haben, daß der Mensch während des Schlafes immer träumt.

Der Schlaf ist also nicht, wie seit Homer unzählige Dichter und Denker gesagt haben, ein Bruder des Todes, sondern eine besondere Erscheinungsform des Lebens, denn das Bewußtsein lebt im Schlafe auch noch ununterbrochen fort. Der Traum ist der Sohn des ganzen, vollen Lebens, denn er ist von ihm erzeugt, und aus ihm ist sein Dasein entsprungen. Das wache Leben ist der Vater, der ihn erzeugt hat, und der Schlaf ist die Mutter, aus deren Schoße er geboren ist.

Unsere Zeitungen.

Unpolitische Betrachtungen eines alten Journalisten.

Eine „unpolitische" Betrachtung über Zeitungen? höre ich von allen Seiten fragen; wie ist das nur möglich? Hand aufs Herz, lieber Leser, und namentlich liebe Leserin, ist Dir an „deiner" Zeitung die „Politik" die Hauptsache oder sind es die vielen anderen Dinge, die Dir die Zeitung täglich bringt? Man braucht nur die Zeitungsleser im Sommer in den Eisenbahnwagen zu beobachten, wo sie die Zeitung aufschlagen und was sie darin lesen, um sich obige Frage zu beantworten. Überdies ist es ein Erfahrungssatz der ganzen modernen Welt, daß Zeitungen, die sich nur oder selbst nur vorzugsweise mit Politik befassen wollten, nur für einen ganz kleinen Kreis geschrieben worden würden, und daher garnicht bestehen könnten.

Es gibt daher an einer Zeitung so viel „Unpolitisches", daß es an sich schon lohnen würde, sich mit seiner Betrachtung zu befassen, und gerade das „Unpolitische" ist mehr als das Leserpublikum weiß und ahnt, für eine Zeitung von Wichtigkeit, und so mancher Redakteur oder Herausgeber ist erst durch Schaden klug geworden, wenn er die Wichtigkeit des „Unpolitischen" übersehen oder mißachtet hat.

Wir Journalisten können es dem Laien gewiß nicht verübeln, wenn er sich vom Betriebe einer Zeitung meist falsche Vorstellungen macht, und sich trotzdem berechtigt glaubt, an den Zeitungen Kritik zu üben, wiederum nicht politische, sondern unpolitische Kritik. Um dieser Kritik zu Hilfe zu kommen, damit sie den gegebenen Verhältnissen Rechnung trage und daher milde ausfalle, will ich den Laien bitten, mich zum Lootsen zu nehmen auf einer Fahrt durch die „Schären" des redaktionellen Zeitungsbetriebes.

Der Zeitungsstil.

Da sich der Leserkreis einer Zeitung keineswegs aus lauter Hochgebildeten zusammensetzt, wird wohl die Mehrzahl der Leser auf den Stil der Zeitungen wenig oder gar kein Gewicht legen. Das ist ein Glück für uns Journalisten, denn ich muß von vornherein zugestehen, daß der Stil der heutigen Zeitungen durchweg herzlich schlecht ist. Es wäre schön, wenn die Herren Kritiker unter den Lesern, das ein für allemal feststellen und sich dabei beruhigen wollten, da die Stilverbesserung eine Danaidenarbeit ist, bei der, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, höchstens ein Tröpfchen des mit dem Siebe geschöpften Wassers an diesem hängen bleibt.

Da gibt es nun aber unter den Lesern Leute, die auf einen jeden stilistischen oder grammatikalischen Fehler in „ihrer" Zeitung wie auf ein Wild lauern und ihn mit lautem „Halali" zur Strecke bringen, indem sie in einer Zuschrift an die Redaktion, meist in sittlicher Entrüstung, ihren Fund kundgeben. So manche dieser Zuschriften weist indessen Fehler auf, die wir Zeitungsmenschen nicht gemacht hätten, wenn wir Verfasser der Zuschriften gewesen wären, denn trotz der verschiedenen „Sprachecken" hält nun einmal das Publikum an gewissen eingewurzelten „Sprachdummheiten" fest, so z. B. am unsinnigen Gebrauch von „derselbe, dieselbe, dasselbe" statt „er, sie, es", sodaß man häufig wirklich nicht weiß, ob es sich um „den selben" oder einen anderen handelt, von dem die Rede sein soll.

Doch wir wollen dem geehrten „Publikum" keine deutsche Grammatikstunde erteilen, sondern ihm zu erklären versuchen, woher es kommt, daß der Zeitungsstil heutzutage so besonders schlecht ist und das gedruckte Wort mit der deutschen Grammatik, ja manchmal sogar mit der deutschen Rechtschreibung auf gespanntem Fuße steht und wie dem abgeholfen werden könnte.

Beide Fragen beantworten sich aus demselben Gesichtspunkt (demselben hier richtig gebraucht). Dieselben Kritiker (dieselben wiederum richtig angewandt), die so hinter dem Stil der Zeitungen her sind, verstiegen sich ja wohl auch mitunter zu der aus Laienmunde oft gehörten „witzigen" Äußerung: „die X-Zeitung wird mit Scheere und Klebtopf gemacht." Gut! sagen wir, es

wäre so, was folgt daraus? Doch wohl mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, daß die Redaktion der X-Zeitung für den Stil des Blattes nicht verantwortlich wäre, da ja keine eigene Arbeit dabei sein soll!

So verhält es sich in der Tat. Wenn man auch das „Witzwort" von Scheere und Klebtopf auf das richtige Maß zurückführt, so dürfte doch wohl einleuchten, daß keine einzige Redaktion im Stande ist, eine dickleibige Zeitung selbst zu schreiben, bezw. zu verfassen. Erstens würde die Zeitung, auch wenn an ihr ein Dutzend und mehr Redakteure arbeiteten, nie fertig werden, da zur Herstellung des Textes nur etwa drei volle Stunden zur Verfügung stehen. Zweitens wäre das eine ganz überflüssige Verschwendung von Arbeitskraft und drittens, was die Hauptsache, eine Redaktion in Riga kann doch über Vorgänge in Portugal oder Mexiko nichts „selbst schreiben", was nicht schon in ausländischen Zeitungen steht.

So etwas kriegt nur der famose „Wippchen" fertig, der ruhig in Bernau sitzt und „Originalberichte" aus allen Erdteilen schreibt. Kann man nun im Ernst von einem vielbeschäftigten und gehetzten Redakteur verlangen, daß er all' die Zeitungsausschnitte aus denen er seine Zeitung zusammenstellt, auf ihren Stil prüft und diesen (nicht „denselben"), wo er (nicht „derselbe") schlecht ist, verbessert? Nein! das kann man gewiß nicht und so können denn nur gelegentlich grobe Fehler verbessert werden — wenn auch dazu noch Zeit ist.

Das Gleiche gilt von unzähligen Zuschriften und „Eingesandts" aus dem Leserkreise, die, um sie überhaupt lesbar zu machen, oft vollständig umgeschrieben werden müssen. Hier tut es die Redaktion, um die Verfasser, die es ja alle so gut meinen, nicht vor der Öffentlichkeit bloßzustellen durch Stehenlassen aller Sprachsünden.

Eine dritte Fehlerquelle sind die Übersetzungen aus fremden Sprachen, die oft — ja meist — so eilig hergestellt werden müssen, daß zu stilistischen Überlegungen keine Zeit bleibt. Man sieht es ja an den mit weit mehr Muße hergestellten Buchübersetzungen, wie schwer es hält, nicht nur wort- und sinngetreu, sondern auch nach den Regeln eines guten deutschen

Stils zu übersetzen, wie kann man es dann von einer Hetzarbeit verlangen, daß sie stets fehlerlos sei?

Endlich kommen noch die Lokalreporter in Betracht, die bei uns sämtlich Letten sind und die deutsche Sprache leider so mangelhaft beherrschen, daß buchstäblich kaum eine ihrer Meldungen druckreif ist. Das Korrigieren hält hier oft länger auf, als das Umschreiben, vorausgesetzt, daß dazu Zeit ist und sich die Mühe um des Inhaltes willen lohnt.

Abgesehen von diesen konkreten Fehlerquellen ist damit zu rechnen, daß seit etwa 20 Jahren, durch die Russifizierung der Schulen der deutsche Unterricht so sehr in Verfall geraten ist, daß nur noch sehr wenige in russischen Schulen Gebildete — jüngere Journalisten nicht ausgenommen — ein grammatikalisch und stilistisch vollkommen richtiges Deutsch schreiben. Gegen den schlechten Zeitungsstil ist daher mit einzelnen Korrekturen nichts auszurichten und so lange es an Zeit gebricht die Manuskripte und Originalberichte, seien sie gedruckt (aus anderen Zeitungen stammend) oder geschrieben, umzuarbeiten, womit selbst ein Oberlehrer der deutschen Sprache als Korrektor vor dem Setzen nicht fertig würde, muß es leider beim Alten bleiben. Eine Besserung ist nur zu erhoffen, wenn durch die deutschen Schulen die Pflege der deutschen Sprache wieder mit der gebührenden Sorgfalt getrieben wird und wenn die deutsche Jugend ihr Sprachgefühl durch das Lesen guter deutscher Bücher entwickelt. Dann wird vielleicht einmal das von den sprachgewandten Franzosen geprägte Wort wieder zur Wahrheit: „le stile c'est l'homme", frei übersetzt: „wie du schreibst, so bist du!"

Wir können das Kapiel vom Zeitungsstil nicht schließen, ohne beiläufig noch einer unpolitischen Kleinigkeit zu erwähnen: des Zeitungsdruckes, denn es gibt Zeitungsleser — es sind das die ganz „Unpolitischen" — die eine Zeitung, die sie Jahre lang gehalten haben, plötzlich nicht mehr abonnieren oder gar abbestellen, weil ihnen der „neue Druck" nicht gefällt. Dieser neue Druck besteht aber lediglich in der Verwendung neuer, scharfer Typen an Stelle der alten abgenutzten. Dieser vermeintliche Fehler hat mit der Jugend das gemein, daß er mit jedem Tage schwindet, bis das alte typische Bild wieder erreicht ist. Man straft also den Zeitungsherausgeber mit Abfall, weil er —

mit nicht geringen Kosten — sein Druckmaterial erneuert hat und belohnt seinen Konkurrenten, weil dieser es unterlassen hat! So geht es mit den „unpolitischen" Imponderabilien des Zeitungsbetriebes, wir werden aber sehen, daß es noch viel schärfere Klippen gibt, an denen oft der beste Wille von Redakteuren und Herausgebern ein Leck erhält oder gar Schiffbruch leidet.

Der Geschmack der Leser.

„Über den Geschmack läßt sich nicht streiten" sagt eine vulgäre Redensart, obgleich es doch wohl zweifellos einen guten und einen schlechten Geschmack gibt und das Vorhandensein des einen oder des anderen im gegebenen Fall sich immerhin feststellen läßt. Der Geschmack der einzelnen Zeitungsleser ist aber je nach ihrem Bildungsgrade, ihrer sozialen Stellung, ihren Lebensgewohnheiten und Beschäftigungen ein so grundverschiedener, daß es eine Zeitung, die es allen recht machen könnte, nicht gibt und nicht geben kann.

Angesichts dessen müßte eine Zeitung, die es ehrlich mit ihren Lesern meint, auf das Gewissenhafteste bemüht sein, ihre Leser zum guten Geschmack zu erziehen, indem sie ihnen nur bietet, was vor dem Urteil des guten Geschmacks bestehen kann. Leider ist dem nicht so, oder wenigstens nicht ganz und nicht immer so. In der richtigen Voraussetzung, daß die überwiegende Mehrzahl der Zeitungsleser von den Bevölkerungsschichten gestellt wird, wo der gute Geschmack eine seltene Erscheinung ist, sind einzelne Zeitungen — bei uns zum Glück weit weniger als anderswo — darauf bedacht, dem schlechten Geschmack ihrer Leser entgegen zu kommen, soweit es der eigene gute Geschmack nur irgend gestattet und manchmal auch darüber hinaus.

Gegen die Schmutz- und Schundliteratur, die ja bekanntlich leider unzählige Leser findet, wird von der guten Gesellschaft unablässig und energisch angekämpft und die Zeitungen nehmen eifrig an diesem Kampfe teil. Dabei sehen sie häufig nur den Splitter in des Brudes Auge. Es braucht nur irgendwo in der Welt eine schmutzige Skandalgeschichte zu passieren, so wird sie in den Zeitungen breit getreten und die Schmutzpresse des Auslandes wird durchstöbert, um nur ja noch einige pikante Einzelheiten zu ergattern. Nimmt eine Zeitung Anstand, sich an

dieser Ausbreitung schmutziger Wäsche wildfremder Leute zu beteiligen, so beklagen sich selbst gebildete und sonst sehr prüde Leute darüber, daß „ihre" Zeitung sie nicht genügend über einen Fall informiert habe, von dem „alle Welt spräche". Da sei das Konkurrenzblatt doch etwas ganz anderes!

Aber auch abgesehen von solchen „causes celebres", bringen die Zeitungen gewissenhaft eine Chronik von Unglücksfällen, Verbrechen, Skandalen aller Art aus aller Welt, obgleich es doch den Lesern in Riga ganz gleichgiltig sein kann, ob in Treuenbrietzen oder sonst einem obskuren Ort ein Doppelmord passiert ist, ob in Paris oder New-York ein obszoener Skandal die „Gesellschaft" in Atem hält.

Und nun noch der lokale Teil! Obgleich doch jedermann weiß, daß in einer Großstadt täglich ein Dutzend Verbrechen und Unfälle passieren, obgleich die Beteiligten ganz unbekannte Menschen aus den untersten Volksschichten sind, werden täglich ganze Spalten der Zeitung darauf verschwendet, den Lesern mitzuteilen, daß in irgend einer Kneipe irgend welche Proletarier sich bei einer Keilerei mit Messern traktiert haben und Ähnliches.

Und warum geschieht das? Weil die bezahlten Reporter nur darauf lauern, sich mit solchen Nachrichten ein paar Kopeken zu verdienen und weil das Konkurrenzblatt, das von denselben Reportern bedient wird, in seinem lokalen Teil „reichhaltiger" ausfallen könnte, wenn es diesen Schund nicht in den Papierkorb wirft! Wie viel Zeit, redaktionelle Arbeitskraft und Zeilenhonorar wird an diesen Schund verschwendet, den der Leser mit gutem Geschmack garnicht ansieht, wohl aber die Leser mit schlechtem Geschmack zum Gesprächsthema in ihrem Bekanntenkreise machen.

Man täusche sich indessen nicht, auch diese Lektüre hat mit der Schmutz- und Schundliteratur in Buchform die Wirkung auf die Gemüter der Leser gemein, den Abscheu vor dem Schlechten, Unsittlichen, Krankhaften abzustumpfen, die Verrohung der Massen zu fördern, das Verbrechertum mit einem gewissen Nimbus zu umgeben; spricht man doch ganz unwillkürlich und unbedacht von „Messerhelden" und die Ausdrücke „der Held" oder „die Heldin" in unsittlichen Skandalge-

schichten sind ebenfalls nicht seltene Bezeichnungen. Dieses Buhlen um die Gunst der Leser durch Anpassung an ihren schlechten Geschmack, an ihre niederen Instinkte, dieses Umsetzen von Schmutz und Schund in klingende Münze, sollte großen vornehmen Zeitungen unter ihrer Würde sein und die kleinen Blätter für den einfachen Mann sollten sich erst recht bedenken, ihm die Sphäre, in der er nun einmal lebt und leben muß, als solchen Schmutz- und Sündenpfuhl darzustellen, wie das in der Lokalchronik geschieht.

Den Geschmack ihrer Leser zu bessern und zu wandeln, sollte im Gegenteil die Aufgabe aller Zeitungen sein, denen sittliche Interessen höher stehen als Geschäftsinteressen.

Gegen unsittliche Inserate ist eine gemeinschaftliche Zensur der Redaktionen eingeführt, die oft sehr streng prüft und selbst noch versteckte Anspielungen entdeckt, für den redaktionellen Teil dagegen ist nur das sittliche Gewissen der einzelnen Redaktion verantwortlich. Vielleicht trägt Obiges zu dessen Schärfung bei.

Unabhängigkeit der Meinung und „Rücksichten."

In Deutschland erscheinen Zeitungen, die sich „unabhängiges Organ" nennen, was soviel heißen soll, daß sie weder von der Regierung noch von einer politischen Partei ihre Richtung und Haltung bestimmen lassen. Da hier von Politik nicht die Rede sein soll, kommt dieser Begriff der Unabhängigkeit für unsere Zeitungen nicht in Betracht, und es handelt sich nur um die Unabhängigkeit der Meinungsäußerung in unpolitischen Fragen und über unpolitische Dinge. Sehen wir nun zu, wie es bei uns mit dieser Unabhängigkeit bestellt ist.

Da ist zunächst die Zeit des Erscheinens. Für ein Morgenblatt, deren es bei uns ja nur ein deutsches gibt, kommt sie wenig in Betracht und es versteht sich von selbst, daß der Leser sein Morgenblatt schon beim Kaffee genießen will, was ihm ja wohl auch mit wenigen zufälligen Ausnahmen vergönnt sein wird. Anders bei den Abendblättern. Hier hat sich unter dem Druck der Leserkreise ein wahres Steeplechase entwickelt. Wer früher auf dem Platz ist, glaubt den Vogel abzuschießen, d. h. seine Konkurrenten aus dem Felde schlagen zu können. Niemand

aus dem Publikum bedenkt aber, daß eine jede Viertelstunde *späteren* Erscheinens einen *Gewinn für den Inhalt* des Blattes darstellt, denn erstens können beim frühen Beginn des Druckes manche später eintreffende Nachrichten nicht mehr aufgenommen werden und die karge, der Redaktion gegönnte Zeit, verbietet nur zu häufig auch eine sorgfältige Sichtung und Bearbeitung des Materials.

Das Publikum ist in dieser Beziehung schon so verwöhnt, daß beständige Klagen über verspätete Zustellung zu hören sind, obgleich es sich doch um *Abend*blätter handelt, die von allen tagsüber beschäftigten Leuten erst in den *Abend*stunden gelesen werden können und nicht schon am frühen Nachmittage.

Das eben Gesagte ist indessen nur eine kleine Abschweifung vom eigentlichen Gegenstande, der *Unabhängigkeit der Meinung* einer Zeitung. Da gibt es nun eine Anzahl Leser — auch gebildete Leser — die einer Zeitung eine eigene Meinung überhaupt nicht zugestehen wollen und die absolute Farblosigkeit — sie nennen es „Unparteilichkeit" — zu den Vorzügen einer Zeitung zählen. Diese Gattung Leser macht ein jedes energische Eintreten der Zeitung selbst für eine gute Sache nervös, weil es das philisterhafte Gleichmaß ihrer Empfindungen stört. Andere Leser wiederum können keine Meinung der Zeitung scharf genug ausgesprochen sehen und beklagen sich, wenn die Redaktion nicht unaufhörlich mit Kanonen nach Spatzen schießt. Ihrem Ärger machen sie dann in Zuschriften Luft, deren Abdruck der Zeitung eine ganze Reihe Injurienprozesse und sonstige Ärgernisse eintragen würde.

Gegenüber *diesen* Beeinflussungen ihrer Meinung haben sich die Redaktionen im Laufe der Zeit schon so abgehärtet, daß allenfalls eine Zuschrift „*von geschätzter Seite*" im Stande ist, sich durchzusetzen, auch wenn die Redaktion ihr inhaltlich nicht zustimmen kann. Wie weit übrigens die Anmaßungen von „geschätzter Seite" gelegentlich gehen können, davon könnte eine jede Redaktion so manches erzählen.

Ähnlich so verhält es sich mit der „*baltischen Feder*", die sich auf allen Gebieten der Literatur, namentlich auf dem der sog. schönen versucht. Wir wollen hier von den unzähligen Erstlingsversuchen nicht reden, die im Papierkorb der Redaktion

ein frühes und verdientes Grab finden und deren Ablehnung der Zeitung allenfalls ein paar gekränkte Abonnenten aus des Verfassers engstem Kreise kosten. Es erscheinen aber auch Bücher „aus baltischer Feder", die womöglich den Anspruch erheben, als eine nationale Tat oder als Probe eines großen Talents gelten zu wollen. Wenn gar der Verfasser oder die Verfasserin einer bekannten und angesehenen Familie angehört oder eine gewisse öffentliche Stellung einnimmt, dann gestaltet sich das Amt des Rezensenten eines solchen Buches sehr schwierig. Er *muß*, wenn er auch das Ganze nach bestem Gewissen nicht loben kann, wenigstens *etwas* Gutes an ihm herausfinden, denn wehe ihm, wenn er tadelt oder gar eine vernichtende Kritik schreibt; dadurch bringt er die ganze Sippe des Verfassers gegen sich auf und veranlaßt womöglich den Boykott seiner Zeitung durch „weite patriotisch gesinnte Kreise". Und das alles wegen eines wertlosen Buches eines talentlosen Schriftstellers!

Dasselbe gilt — wenn auch nicht in so auffallendem Maße, von *künstlerischen Leistungen* Einheimischer. Die talentloseste Schauspielnovize, jede Anfängerin im Konzertgesang, jedes „Malweibchen", das ausgestellt hat, will und muß aus dem Munde des Kritikers wenigstens einige „aufmunternde", wenn auch nichtssagende Worte vernehmen, selbst dort, wo ehrliches Abraten von der betretenen künstlerischen Laufbahn, vor Mißerfolgen und Enttäuschungen schützen würde. Daß auch unsere Männer-Gesangvereine und sonstigen musikalischen Vereinigungen stets nur Vorzügliches leisten, steht so bombenfest, daß es von Niemand angezweifelt werden darf, ohne „in weiten Kreisen" einen Sturm der Entrüstung zu erregen.

Von *Liebhabertheatern* will ich schon gar nicht reden, denn die pflegen ja überhaupt nicht kritisiert zu werden, in der *übermäßigen Reklame* für sie durch die Zeitungen liegt aber doch wohl eine Vorwegnahme der Kritik und eine Täuschung des Publikums über die zu erwartenden künstlerischen Leistungen. Wer es aber dennoch wagen wollte, an diesen Leistungen eine ganz sachliche Kritik zu üben — wer Reklame verlangt, müßte sich auch eine Kritik gefallen lassen — dem würde ein „Philister über dir" aus Hundert und Tausend Kehlen entgegenschallen.

Der eingeborene Rigenser merkt es garnicht mehr, welchen Einfluß gewisse scheinbar ganz harmlose und ihren Zwecken nach gleichgiltige Verbindungen aller Art auf die öffentliche Meinung ausüben. Wer diese einflußreichen Verbindungen für sich hat, dem ebnen sich alle Wege, und wer in ihnen, sei es auch nur im Kegelklub, eine angesehene und beliebte Persönlichkeit ist, der ist auch im ganzen öffentlichen Leben „eine große Nummer", und unter diesen großen Nummern gibt es wiederum einige, die, wie ein witziger Kopf einmal bemerkt hat, von der Rigaschen Gesellschaft „kanonisiert" sind, weshalb niemand, der etwas auf sich hält, andrer Meinung sein darf als sie.

Daraus erwächst natürlich den Zeitungen eine sehr schwierige Stellung. Sie dürfen eine Idee oder ein Unternehmen, das von diesen einflußreichen Kreisen ausgeht, wenn es ihnen auch noch so wenig sympathisch ist, nicht ablehnend beurteilen und andrerseits nicht für Dinge eintreten, die jenen Kreisen nicht genehm erscheinen. Aus diesem Gesichtspunkt werden oft Vorgänge zu lokalen „Ereignissen", die anderswo, im engen Kreise der nächsten Interessenten verlaufen, ohne daß die Zeitungen davon Notiz nehmen oder gar sich in rühmenden Schilderungen überbieten. Doch davon später in einem andern Kapitel.

Da sind zuletzt noch die materiellen Interessen des Publikums und der Zeitungen. Es versteht sich ja von selbst, daß eine Zeitung so viel Lokalpatriotismus besitzen muß, daß sie nicht wissentlich die Interessen der Stadt oder einzelner Körperschaften und Gesellschaftsgruppen schädigen wird, allein, was von den Zeitungen nach dieser Richtung verlangt wird, sei es positiv oder negativ, ist oft mit gutem Gewissem unerfüllbar. In Frankreich, in Amerika und wohl auch anderswo, wo die Zeitungsmoral durch den Mammon bereits stark durchlöchert ist, gibt es für solche Liebesdienste bestimmte Taxen, bei uns ist das gottlob noch nicht der Fall, hier müssen sich die Redaktionen noch hinter der Sozialethik gegen solche Zumutungen verschanzen.

Einige Beispiele mögen zeigen, was gemeint ist. Zur Zeit des „Gründungsschwindels" in Riga wollte ein Redakteur, gestützt auf die Erfahrungen in Berlin und Wien in den siebziger Jahren, davor warnen, deutsches Geld in phantastische Unternehmungen zu stecken, damit es nicht in die Taschen

verschiedener Lieferanten, Handwerker, Fuhrleute u. dergl. fließe und kleinen Kapitalisten in später wertlosen Aktien verloren gehe. Die Warnung mußte unterbleiben, weil der Herausgeber fürchtete, die Finanzwelt gegen sich aufzubringen. Wie sehr die Warnung am Platze gewesen wäre, hat die Folgezeit sehr schmerzlich gelehrt!

Ein andrer Fall, mehr komischen Charakters: Ein Großkaufmann, zu den Honoratioren der Stadt gehörig, begegnet einem Redakteur auf der Straße und redet ihn entrüstet an: „Herr X., was haben sie gestern in der Zeitung geschrieben!?" Herr X. rät hin und her und nennt einige Artikel, von denen er allenfalls annehmen konnte, daß sie den Zorn des Gewaltigen erregt haben könnten. „Ach was?" erwidert dieser, „nichts von alledem, Sie haben von einem enormen Heringsfang in Norwegen berichtet, was glauben Sie wohl, wie das auf die schönen Heringspreise drücken wird!"

Ein dritter Fall: in einer hiesigen deutschen Zeitung erscheint ein durchaus sachlich und wissenschaftlich gehaltener (einem ausländischen Blatt entnommener) Artikel über Weinfälschung und deren Methoden. Tags darauf kündigt eine hiesige Wein-Großhandlung der Zeitung ihre Inserate! Ein besseres Zeugnis für die „Reinheit" ihrer Weine und ihres Gewissens konnte sich die betr. Firma wahrlich nicht ausstellen! Auf diesen Fall paßt ein Ausspruch Edmund von Heykings während seiner hiesigen Redaktionstätigkeit: wenn ich in der Zeitung schreibe: in Riga ist ein Esel, so ist morgen jemand da und sagt: „das kann nur ich sein", und der Esel ist konstituiert."

Deshalb dürfen in der Zeitung auch keine Namen genannt werden, wenn sie auch in Anlaß irgend einer „Affaire" in der ganzen Stadt von Mund zu Mund gehen und selbst in der Gerichtschronik darf man überführte und verurteilte Verbrecher nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnen, falls es nicht ganz unbekannte Kerle aus den untersten Volksschichten sind. Aber auch dann melden sich tags darauf manchmal Leute mit zufällig gleichem Namen und verlangen, man solle es erklären, sie seien es nicht gewesen!

Was überhaupt an Verschweigen stadtbekannter Tatsachen von der Zeitung als ganz selbstverständliche „Rücksicht"

verlangt wird, geht erstaunlich weit, obgleich man in vielen Fällen den Grund der Geheimniskrämerei gar nicht verstehen kann, zumal wenn eine Sache von den hiesigen russischen und lettischen Zeitungen längst in alle Welt posaunt worden ist. Die Zahl der über eine „ganz falsche Nachricht" Entrüsteten ist ebenfalls nicht klein, fragt man sie indessen, worin denn das „Falsche" der Nachricht bestehe, so wissen sie es meist gar nicht anzugeben. Findet sich aber irgend ein kleiner Irrtum in der Nachricht, dann heißt es: aber Sie hätten sich doch erst erkundigen können. Als ob die Redaktion einer Tageszeitung Zeit hätte, ihr von sonst zuverlässiger Seite zugegangene Mitteilungen immer erst weitläufig nachzuprüfen, um sie dann, wenn sie sich doch als richtig erweisen, vielleicht erst nach 3 Tagen bringen zu können. Die Telephone der Zeitungen sind ohnehin schon in beständiger Tatigkeit, um eingelaufene Meldungen zu kontrolieren, aber nicht ein Jeder ist durch das Telephon erreichbar, und vielfach wird die erbetene Auskunft verweigert oder vollkommen beglaubigte Tatsachen werden einfach abgeleugnet, weil sie zu jenen „Geheimsachen" gehören, die nicht in die Zeitung kommen sollen. Dabei gehören sie keineswegs zu Privatangelegenheiten, mit denen sich anständige Zeitungen überhaupt nicht befassen.

Wie schnell wissen dagegen dieselben Leute die Zeitungen zu finden, um ihnen für sich angenehme Dinge mitzuteilen und wie schwer machen sie es den Redaktionen Mitteilungen abzulehnen die nur für den Betreffenden ein persönliches oder namentlich Geschäftsinteresse haben, die Öffentlichkeit aber nichts angehen. Das gilt namentlich von den Inserenten, die, weil sie einen Teil ihrer Reklame bezahlen, nun auch noch einen übrigen Teil in den Text der Zeitung einschmuggeln zu können hoffen. Die Abhängigkeit der Zeitungen von ihren Inserenten, von den Bestellern von Druckarbeiten und von allerhand anderen „geschäftlichen" Rücksichten ist leider sehr groß. Sie könnte indessen verringert werden, wenn wenigstens die deutschen Zeitungen stramm zusammenhielten. Ein Fall, wie mit jener Weinhandlung wäre dann unmöglich, wenn alle Zeitungen dem Weinhändler ihrerseits die Inserate gesperrt hätten. Dann hätte der Mann zusehen können, wo er seine „Präparate" hätte anpreisen können!

Es ließen sich noch so manche leidige Beispiele der Abhängigkeit der Zeitungen von materiellen Interessen anführen, das Gesagte dürfte aber wohl genügen, dem Leser nahe zu bringen, wie es mit der Unabhängigkeit der Meinungen der Zeitungen bestellt ist und wie oft es nicht die Schuld der Redaktionen ist, daß sie nicht *das* sagen können, was der Leser verlangt und von seinem Standpunkt zu verlangen berechtigt ist.

Kleines und Kleinliches.

Unser Riga ist eine Stadt, die an Ausdehnung die meisten Groß- ja Weltstädte übertrifft und z. B. eine Bevölkerung von 400,000, nach anderen Berechnungen gar von 500,000 beherbergen soll. Unter diesen können wir indessen, hochgerechnet, 100,000 Deutsche zählen, also rund so viel als Riga bei der ersten Zählung im J. 1867 überhaupt Einwohner hatte (102,000). Von diesen 100,000 kommen noch die Unerwachsenen in Abzug und recht breite Schichten Deutscher der unteren Bevölkerungsklassen zählen ebenfalls nicht mit, wenn es sich um *die* Deutschen handelt, die für das *Zeitungswesen* in Betracht kommen. Daraus ergibt sich, daß die *deutschen Zeitungen* eigentlich *für eine deutsche Kleinstadt geschrieben* werden, und daraus erklären sich manche Eigentümlichkeiten unseres Zeitungswesens. In der Kleinstadt nämlich, wo ein jeder den andern kennt, wo so zu sagen nichts im Verborgenen geschehen kann, bildet ein jeder Vorgang, ob wichtig, ob unwichtig das Tagesgespräch am Biertisch, wie am Kaffeetisch und wird Alles irgend Außergewöhnliche zum „Ereignis". Gerade so noch in Riga, worauf schon weiter oben beiläufig hingewiesen worden ist. Ebenso ist dessen Erwähnung geschehen, daß bei uns der Einfluß gewisser Vereinigungen und Gruppen ein sehr großer ist.

Riga ist nun an *Vereinen* aller Art reich gesegnet und weil ihrer so viele sind, fällt es den einzelnen schwer, die Aufmerksamkeit und das Interesse des großen Publikums für sich in Anspruch zu nehmen. Da müssen nun die Zeitungen helfen. Soll eine Generalversammlung stattfinden, so genügt die Anzeige im Inseratenteil nicht, es „bedarf" vielmehr noch eines Hinweises im lokalen Teil Hat eine Vorstandswahl stattgefunden, so müssen die Namen der Erwählten durchaus in die Zeitung. Veranstaltet

gar ein Verein irgend einen Unterhaltungsabend oder ein Fest, so folgen sich oft schon Wochen vorher die Anpreisungen und Hinweise in den Zeitungen und enthalten meist eine lange Aufzählung all' der Herrlichkeiten, die der Gäste harren. Doch nicht genug damit, es muß dem Feste noch eine „liebevolle" Beschreibung nachfolgen, die mit anderen Redewendungen doch nur dasselbe enthält, was schon Wochen vorher angekündigt worden war.

Vor einiger Zeit las man im lokalen Teil der Zeitungen als Spitzmarke einer Lokalnotiz: „Denkmalsenthüllung". Der naive Leser sann hin und her, welchem Monarchen, Feldherrn oder Geistesheroen dieses Denkmal wohl gewidmet sein könne. Er sann vergebens, denn es handelte sich um die Enthüllung eines Grabsteins für einen verdienten Sangesbruder, und die Feier verlief so großartig, wie sie sonst nur wirklich großen Toten zu gelten pflegt.

Da wir schon von den Toten reden, so gilt auch heute noch das Wort eines baltischen Dichters vor hundert Jahren: „es fällt kein Sperling vom Rathausdach, so schallt ihm eine Naenie nach." Auf einen Nekrolog in der Zeitung und sei er auch noch so kurz und nichtssagend, hat bei uns so ziemlich ein jeder Anspruch, der nur ein braver, anständiger Mensch gewesen ist, denn in der Kleinstadt hat ja ein jeder einen sehr weiten Bekanntenkreis unter den Zeitungslesern. Unter den Lebenden spielen die Jubiläen eine große Rolle. Wer 25 Jahre in seinem Beruf hinter sich hat, kann, wenn er daran Geschmack findet, ein „Jubiläum" genießen und sei er auch nur Kommis in einer Kurzwarenhandlung. Von „Jubiläen", die man einfach nur zu erleben braucht, wie z. B. das Doktorjubiläum von Ärzten, das sich ganz von selbst einstellt, sobald der Mann das 50. Lebensjahr erreicht hat, ganz zu geschweigen.

Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß es nicht auch 25jährige Jubiläen gibt, die einer Feier durchaus wert sind. Grade diese aber werden durch die Häufigkeit unberechtigter Jubiläen entwertet. Geradezu ein Unfug ist es aber, wenn Jubiläen von Vereinen oder Privatpersonen nicht nach Vierteljahrhunderten, wie das nun einmal allgemein üblich, gefeiert werden, sondern nach 10, 15, 20, 30 Jahren. Nur für die Beamten könnten allen-

falls 35-jährige Jubiläen in Betracht kommen, da diese Frist für die Ausdienung des Wladimirordens IV. Kl. angesetzt ist.

Was die Ordensverleihungen und Rangerhöhungen anlangt, so sollten sie für die Zeitungen doch wohl nur dann in Betracht kommen, wenn es sich um höhere Orden und Rangstufen handelt, jedoch die liebe Eitelkeit der Dekorierten und Beförderten beginnt schon beim Stanislaus dritter Klasse und beim Kollegien-Registrator und nicht selten sind die Fälle, wo die Betreffenden selbst oder durch einen guten Freund die Redaktionen bitten, sie dem Leserpublikum als neugebackene „Ritter" und Titulierte vorzustellen, auch wenn es sich wie gesagt, um die untersten Stufen der bureaukratischen Stufenleiter handelt.

Gleiches gilt auch von Ausstellungsmedaillen, mögen Sie in Paris oder London, in Bauske oder Lemsal erworben sein und auch die Erfinder oder Verkäufer irgend einer neuen Kleinigkeit rechnen (namentlich vor Weihnachten!) darauf, daß die Zeitungen ihnen behilflich sein sollen, damit ein gutes Geschäft zu machen. — Wenn irgend jemand irgend etwas Unangenehmes widerfahren ist, sei es, daß ein Straßenbahnschaffner gegen ihn grob gewesen, daß ein Dienstmädchen ihm aus einem Fenster Staub auf den Kopf geschüttet, ihm ein Hündchen die Hose zerrissen hat, so muß das durchaus in die Zeitung und zwar in Ausdrücken schärfster Entrüstung als sei ein Sakrilegium geschehen und der Vorfall verstoße gegen die ganze Weltordnung.

Wie der lokale Teil mit gänzlich belanglosen Reporternachrichten vollgestopft wird, haben wir schon gelegentlich der Betrachtungen über den Geschmack der Leser gezeigt, aber auch das Inland und der so wichtige Teil der die Weltereignisse meldenden Nachrichten leiden unter diesem Kleinkram und benehmen den Raum für interessantere und wichtigere Mitteilungen. Man sollte doch nur ja nicht der oft gehörten Laienmeinung sein, die Redaktionen seien verlegen, die Zeitungen zu „füllen". O nein! im Gegenteil, der mitteilenswerte Stoff ist so überwältigend groß, daß es der ganzen Geschicklichkeit der Redakteure bedarf, ihn nur einigermaßen hineinzuquetschen durch Kürzungen und Auszüge. Angesichts dessen ist es doppelt beklagenswert, daß das Kleine und Kleinliche sich in unseren Zeitungen so breit macht — wie in einer richtigen Kleinstadt!

Schlußbetrachtung.

Wenn nun der geneigte Leser fragt: wozu das Alles? — so lautet die Antwort: es hat gezeigt werden sollen, wie vielfache und enge Wechselbeziehungen zwischen den Zeitungen und ihrem Leserkreis bestehen und wie ungerecht und unbillig es wäre, allein die Redaktionen für alles verantwortlich zu machen, was dem Leserkreise an den Zeitungen etwa nicht gefällt. Und wie daher die Zeitungsleser ein jeder an seinem Teil dazu beitragen können, die Redaktionen von unnützer und dabei höchst unsympathischer Arbeit zu entlasten. Andrerseits habe ich den Redaktionen etwas ins Gewissen reden wollen, weder aus Entgegenkommen gegen den Leserkreis noch namentlich aus Konkurrenzrücksichten ihn mit wertlosem Zeug abzuspeisen, die eigene Meinung zu unterdrücken. Weil sie diesem oder jenem Leser vielleicht nicht gefallen könnte, Rücksichten zu nehmen, wo dazu kein sachlicher und darum sittlicher Grund vorliegt, zu schweigen wo reden eine Pflicht gegen die Öffentlichkeit wäre, kurz all' die vielen Sünden nicht zu begehen, die, mögen sie auch um eines Teiles der Leser willen begangen werden, der andere — und wahrlich der bessere Teil — den Zeitungen doch als Sünden anrechnet, und die, wenn ein Journalist ehrlich gegen sich selbst ist, auch ihm das Gewissen belasten.

Zum Schluß möchte ich hier wiedergeben, was mein geschätzter Kollege Dr. Seraphim in seinen journalistischen Erinnerungen über die Aufgabe einer guten Zeitung gesagt hat:

„Hatten die alten Lübecker Schiffer einen Redakteur im Auge, als sie sich für ihr Schifferhaus „Allen zu gefallen ist unmöglich" als Wahlspruch wählten? Gewiß nicht, und doch gilt das Wort für keinen mehr als für denjenigen, dem die Aufgabe zufällt, seine Mitmenschen über das zu unterrichten, ihnen davon objektive Kunde zu geben, was im weiten Gebiet politischen Lebens, sozialer und kulturhistorischer Bewegungen, lokaler und allgemeiner Bestrebungen sich bemerkbar macht. In dem ungeheuren Umfang der in Betracht kommenden Fragen liegt aber auch der Grund, daß Beschränkung, Auswahl aus all den tausend Dingen, die die Presse aller Länder in buntem, ermüdendem Wechsel Tag um Tag füllt, das erste Gebot einer Redaktion sein

muß. Steht das Lesepublikum auf demselben Boden? Wir fürchten, nur ein kleiner Teil, nur jene wenigen, die dem weisen Satze Recht geben: Non multa, sed multum! Den meisten dagegen ist die Zeitung nur ein Sammelplatz aller möglichen Notizen, die möglichst früh und vollständig beim Morgenkaffee oder Tee zur Kenntnis genommen werden müssen. Es ist eben die „bunte Menge", von der der Dichter im Faust redet, von der der Direktor sagt:

„Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus."

Wir nehmen keinen Anstand, dieser Auffassung von den Pflichten einer Redaktion die innere Berechtigung völlig abzusprechen; schwer ist's wahrlich nicht, nach diesem Rezept zu verfahren, man läßt die berühmte große Schere wacker sich tummeln, ein stattliches Häuflein Ausschnitte ist bald gemacht und mühelos gedruckt: dann erhält der Leser zur bestimmten Stunde sein Blatt und sein Blick überfliegt die zusammengestapelten Notizen und Nachrichten, totes Material ohne wirklichen Inhalt, einen Körper ohne Seele, er legt die Zeitung beiseite — und weiß nach einer Stunde nicht mehr, was sie ihm gebracht hat. Ist dadurch der Zweck der Presse erfüllt? Gewiß nicht, auch ihr fällt eine hohe Aufgabe zu und sie wird ihr nie genügen können, wenn sie nicht, unbekümmert um unausbleibliche Klagen, den Grundsatz befolgt, ihre Leser belehren und wirklich orientieren zu wollen und stets dessen eingedenk ist, daß dieser Zweck nur dann erfüllt werden kann, wenn sie Gründlichkeit und genaueres Eingehen auf das Wesen der betreffenden Materie in die erste Reihe stellt. Für den Kaufmann, den Börsianer, den Sportsmann kann ein politisches Tageblatt nicht alles das bringen, was ihn interessiert. Es ist aber Zeit, daran zu erinnern, daß es eine gänzliche Verkennung der Ziele und Aufgaben unserer Zeitung ist, zu fordern, daß über derartige Dinge spaltenlange Berichte gebracht werden. Dafür existieren Fachorgane, Handels-, Börsen- und Sportsblätter aller Art, die ja unzweifelhaft in ihrem Rahmen auch ihre Berechtigung haben werden, denen unsere Presse aber nur einen beschränkten Spielraum geben kann und darf. Nicht ob in Walk ein Pferd gestohlen worden, in Friedrichstadt das Publikum den Genuß

eines zweifelhaften Konzerts gehabt hat, nicht, daß die Korvette Soundso den Hafen Soundso verlassen, Carnot Schnupfen hat und der Sultan übler Laune ist, zu registrieren, sollte unsere Aufgabe sein, sondern unser kommunales und geistiges Leben zu beleuchten, die verschiedenen Ereignisse und Verhältnisse daraufhin zu prüfen, das Fazit zu ziehen, Wunden aufzudecken und auf Heilung hinzuarbeiten, andrerseits die politischen Faktoren und Strömungen des Auslandes, die Fragen, welche die Völker des Westens bis in die Tiefe hinab nicht zur Ruhe kommen lassen, in möglichst erschöpfender Weise zu behandeln. Nicht die Form, sondern die Erkenntnis des inneren Wesens! lautet die Parole.

Wir wissen es wohl, daß vielen das wenig gelegen ist, was wir sagen, wir wissen aber auch, daß bei ruhiger Prüfung uns die Mehrheit recht geben und zur Überzeugung kommen wird, daß in dem Satz: „Allen zu gefallen ist unmöglich!" die Überzeugung zum Ausdruck gelangt, daß die Aufgabe der wahren Presse nicht in vielgeschäftiger, inhaltsloser und oberflächlicher Kleinkrämerei bestehen darf."

Das unterschreibe ich Wort für Wort und empfehle es zu steter Beherzigung den Zeitungen und ihren Lesern. T—t.

Walter v. Plettenberg und Bf. Johann v. Münchhausen im Spiegel ihrer Handschrift.

Von

Isabella Freifrau von Augern-Sternberg.

I. Zur Einleitung: Methoden und Standpunkte der Schriftdeutung und Charakterologie.

Ehe ich daran gehe im Spiegel der Handschrift einige Schlaglichter aufzufangen und sie den Persönlichkeiten unserer provinziellen Vergangenheit aufzusetzen, deren Charakterbild in der Geschichte schwankt, möchte ich einige erläuternde Worte vorausschicken. Sie beziehen sich auf die von mir angewandte Methode.

Meine Auffassung ist mehr die eines Künstlers als eines Sittenrichters. An das Positive im Menschen hat der Charakterologe sich zu halten. Wo wir von dem Negativen, den Mängeln, ausgehn, da gilt noch immer das Bibelwort: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten."

Die Persönlichkeiten möchte ich auf eben die Art prüfen, wie ein Künstler eine Physiognomie studiert, einzig bestrebt auf seiner Leinwand den lebendigen Einklang eines Antlitzes wiederzugeben und so mit eins dessen Charakter auszudrücken.

Dabei kommt es weniger auf Tadel oder Beistimmung, denn auf Verständnis an. Um eine Individualität wirklich zu erfassen, müssen wir, so weit als irgend tunlich, mit ihr sympathisieren. Verstehen wir doch am allerbesten, was durch lebhaftes Mitempfinden, gleichsam ein Mitschwingen in derselben Tonart, Eingang bei uns gefunden hat. Verlorne Liebesmühe ist unser Trachten nach vollkommener Unparteilichkeit. Hinzielen mögen wir darauf ein Charakterbild so lebendig als möglich zu gestalten

und dabei dem Wesen des Schrifturhebers, seinem innersten Sein, unheimlich nahe auf den Leib rücken. Ob aber die eingehendste Studie jemals einstimmig für ganz „exackt" erklärt werden dürfte? Schon die Bezeichnung „Genauigkeit" scheint mir nicht recht angebracht bei einem dermaßen zusammengesetzten, in stetem Flusse befindlichem Dinge, wie der menschliche Charakter es ist. Stellt er doch minder ein festgelegtes Sein, denn ein stetes Werden vor. Wo indeß ein Charakterbild wirklich gut getroffen ist, da wird das Gesamtbild in all seinen Teilen jene Einheitlichkeit aufweisen, die sich gewissermaßen für die Ähnlichkeit verbürgt.

Hier ergehts dem Graphologen nicht viel anders denn dem Bildnismaler, über den Goethe sich also äußert:

„Mit einem Portrait von Personen, die man kennt, ist man niemals zufrieden. Deßhalb habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert mans. Sie sollen einem Jeden sein Verhältnis zu den Personen, seine Neigung und seine Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie *sie* einen Menschen fassen, sondern wie Jeder ihn fassen würde."

Wie ein jeder Künstler muß sich auch der Graphologe gefühls- und erkenntnismäßige Klarheit erringen. Sein Ehrgeiz strebe eine Mischung an von Objektivität und innerer Anteilnahme.

Aber, indeß der bildende Künstler sein Werk nicht zu erklären braucht, da seine ganze Aufgabe darin besteht, die Bewegung und den Ausdruck einer Physiognomie auf die Leinwand zu bannen, dem verständnisvollen Beschauer die Sorge überlassend, deren psychologische Bedeutung herauszufinden, ist der Graphologe, um seinem Gegenstande gerecht zu werden, ausschließlich auf das Wort angewiesen.

Die Schönheit eines Rafael, Holbein, Rubens wird jedem künstlerisch empfänglichen Auge unmittelbar einleuchten, indeß nicht ein Jeder im stande sein wird bewußt und verstandesgemäß die Einzelzüge dieser Wunderwerke zunächst zu zergliedern, um sie darauf in eine harmonische Synthese zusammenzufassen.

Den Wenigen, die dazu im stande sind, eignet das doppelte Vermögen: erst die Seele des Modells zu ergründen und, im Anschlusse daran, gleichfalls die Sinnesart des Malers oder Bildners zu erfühlen.

Im graphologischen Charakterbilde hingegen steht nur einzig und allein das Wort als Dollmetscher zu Gebote; wir dürfen

uns nicht bei bloßen Andeutungen bescheiden, nicht verschwommene Umrisse bieten, sondern unser Augenmerk auf die Prägung eindeutiger, möglichst scharf umrissener Wortbilder richten. Mein Streben wird dahin gehen, was ich in der Handschrift sehe, treulich wiederzugeben, tunlichst Fühlung zu gewinnen mit den so verschiedenen Persönlichkeiten, die meinem prüfenden Blicke begegnen. Trotz dieses meines Strebens nach Erfassung der Wahrheit bleibe ich immerhin den allgemeinen psychologischen Gesetzen unterworfen. Ihnen zufolge werde ich ungleich leichter jene Naturen ergründen, die einige Berührungspunkte mit uns aufweisen, als solche, die sich allzusehr von uns unterscheiden. Bei Individuen, die uns allzusehr „wider den Strich" sind, werde ich Mühe haben mich lebhafter Antipathien zu erwehren, um andern Nationalitäten gerecht zu werden, muß ich mich in eine andre seelische Umwelt hineinfühlen und von dieser den ihr gebührenden Maßstab entlehnen.

Bei Handschriften vollends, deren Ausfertigung um Jahrhunderte zurückliegt, muß der Schriftdeuter das vornehmen, was der Musiker mit dem Transponieren in eine andre Tonart tut. Es gilt hier den Geist der Zeiten herauf zu beschwören, sich in andre Existenzbedingungen hinein zu versetzen, ein wesentlich vom heutigen unterschiedenes Lebenstempo mit in Anschlag zu bringen.

Ein Maler oder Bildhauer vermag einem Antlitze den Stempel der Niedrigkeit also deutlich aufzuprägen, daß er hiermit den ihm eignenden Widerwillen lebhaftesten Ausdruck leiht. Diese Runenschrift richtig zu entziffern, sie dem entsprechend auszulegen, wird nicht Jeder vielleicht im stande sein. Der Graphologe aber ist zur Gemeinverständlichkeit verpflichtet.

Ich kann die vollkommene, zweckentsprechende Harmonie einer Tonerzeugers bewundernd anerkennen, ihm die Verantwortlichkeit für seine Wesenheit nicht zur Last legen — und werde dennoch nicht umhin können, dem Widerwillen Worte zu leihen, den nur der ekle Raubvogel einflößt. Dergleichen gefährlichen Geschöpfen begegnen wir auch unter unseren Nebenmenschen; im Spiegel der Handschrift tritt uns die menschliche Bestie entgegen. Wir können uns bemühn diese Über- und Untermenschen zergliedernd zu ergründen und eingehend zu verstehen, ohne daß füglich von Sympathie die Rede sein dürfte. „Zur Liebe kannst Du Dich nicht zwingen" — —. Wie aus diesen Darlegungen ersichtlich, gebe ich mich keiner Täuschung hin, was die Steine des Anstoßes betrifft, die dem Erschließen einer Persönlichkeit im

Wege liegen. Dem Urteilen und Werten sind Grenzen gesetzt, die das Sprüchwort bereits namhaft macht: „Ca da persona es un mundo“ sagt der Spanier; „on ne fait pas aisèment le tour d'un homme“ der Franzose. So wird dann — bei Erstreben möglichster Objektivität — mein redliches Bemühen dahin gehn, mich jeder anderweitigen Suggestion zu verschließen, hingegen lediglich die durch die Schrift dargetane psychologische Wahrheit zu erforschen und zu erschließen.

Jetzt noch — um des besseren Verständnisses willen — einige Worte, die Wissenschaft der Schriftdeutung betreffend.

Ferne sei es mir auf Einzelheiten einzugehn, dafür gibts Bücher die Menge, von Lavater und Henze angefangen bis zum Genius der Graphologie, Michon und dessen Fortsetzer, Crèpieux-Jamin, denen sich in Deutschland wiederum Preyer, Busse, Meyer und Klages anschließen.

Hier muß ich mich darauf beschränken den Zusammenhang darzutun, der zwischen Handschrift und Charakter zu Recht besteht, sodann aber kurzgefaßt die Hauptlehrsätze der Schriftdeutung zu wiederholen, wie ich sie nachgeprüft und erfahrungsgemäß bestätigt erfunden.

Nach der ersten, in der reinen Empirie befangenen Epoche des Mutmaßens und Heruntastens hat die Graphologie das Tafeltuch zwischen sich und den okkulten Wissenschaften zerschnitten. Zu Anfang wollte man sie in einen Topf werfen mit der Chiromantik, der Astrologie, dem Kartenlegen und einer gewissen divinatorischen Physiognomik, lauter mit der Wahrsagekunst verwandten Pseudowissenschaften, welche sich samt und sonders, die eine mehr, die andre minder, auf geheimnisvolle Analogien stützen. Die Handschriftdeutung aber, die sich von ihnen geschieden, hat sich unterdessen allmählich zu einem Zweige der physiologischen Psychologie ausgewachsen.

Es wertet diese jüngste, auf Vertiefung der Seelenkunde gerichtete Wissenschaft die Handschrift als eine Reihenfolge von Bewegungen, die mittelst Feder und Tinte auf dem Papiere festgehalten werden. Sie trachtet darnach — auf dem Wege der Erfahrung, Schlußfolgerung und Beweisführung — die Beziehungen festzustellen, die zwischen den Schreibbewegungen und den Gepflogenheiten des Gehirnes bestehn, von dem diese Bewegungen den Anstoß erhalten haben. Diktiert sie doch das Gehirn gewissermaßen, daher man füglich von einer „Kopfschrift“ reden

sollte, bei welcher die Hand, durch jedes andre Glied ersetzbar, nur ein „Medium" vorstellt.

Die durch den Gedanken hervorgerufenen Bewegungen werden durch die Muskel übermittelt, deren Contraktion in jedem gesunden Organismus durch das Nervensystem bedingt wird. Einleuchten muß uns, daß diese Schreibbewegungen gleichzeitig auftreten mit den Anlässen, durch welche sie hervorgerufen werden, und wo diese dem Wechsel unterworfen sind, gleichfalls einer Veränderung unterliegen müssen. Das Gebärdenspiel eines lebhaften Sanguinikers unterscheidet sich wesentlich von dem eines durch Schüchternheit Befangenen und Gebundenen. Des Erstern weit ausladende Bewegungen treten in die schriftliche Erscheinung, kommen wieder zum Vorschein im Verhältnis der Buchstaben zu einander, selbstverständlich, den Dimensionen der Schrift entsprechend, in verjüngtem Maßstabe. Bei seinem Gegenstück, dem „blöden Schäfer", wird die Gezwungenheit des Wesens, die Abwesenheit von Mimik und Gebärdenspiel, sich bekunden im Engewerden der Schriftzüge. Rasches Denken wird geschwinde Bewegungen auf die Schreibfläche bannen, wird auch wohl eine Umbildung und Vereinfachung der Buchstabenformen nach sich ziehn, wodurch die Frist zwischen der Ideenbildung in ihrer Übertragung mittelst des Schreibinstruments nach Möglichkeit verkürzt wird. Wer langsam denkt, hat keine Veranlassung die Schulschrift einer Umbildung zu unterziehn, die die Schreibgeschwindigkeit fördert; ja es kann sich vielmehr das Gegenteil ereignen, daß der noch umständliche, überflüssige Züge hinzufügt, in einer der Schreibbewegung entgegengesetzten Richtung, wodurch die Geschwindigkeit des Schreibens eine wesentliche Einbuße erleidet.

Auf solchen, experimentell geprüften Tatsachen baut sich die moderne Graphologie auf. Namhafte Gelehrte haben sich mit derartigen Nachprüfungen beschäftigt und eingehende Studien darüber veröffentlicht; mit Hülfe der Hypnose und Wachsuggestion haben sie den Beweis erbracht für viele Gesetze der Schriftdeutung. Sie hat sich zum Rang einer sehr ernst zu nehmenden psychologischen Wissenschaft erhoben, deren Methoden und Ergebnisse einen so hohen Grad von Exaktheit erreicht haben, wie man ihn überhaupt von einer derartigen Wissenschaft fordern kann.

Mathematische Genauigkeit und mechanische Gesetze finden keine Anwendung auf ein Gebiet der menschlichen Tätigkeit, das mit den Problemen des Lebens, zumal mit dem verwickeltsten derselben, dem menschlichen Bewußtsein, auf das engste zusammen-

hängt. Mit dem größten aller Lebensrätsel, „wie aus Blut Geist wird", begegnet sich die Graphologie. Die Zahl der Schattierungen im Bereiche der Charakterologie ist Legion.

Das „Si duo faciunt idem, non est idem" trifft hier insbesondere zu. Dieselbe Gebärde birgt verschiedenen Sinn, je nachdem wem sie entstammt. Allerdings bedarf es zu dieser feinen Unterscheidung, auf der die höhere Charakterologie sich aufbaut, einmal der Erfahrung und sodann vor Allem eines wahrhaft berufenen psychologischen Sinnes — der Befähigung zu ärztlicher „Diagnose" analog —; es sind dies zwei unerläßliche Bedingungen, die es ermöglichen die fixierte Bewegung rückwärts bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen und ihren Beweggrund darzutun.

Aus dem Wiederaufbau der in einer Handschrift festgestellten und richtig gedeuteten Einzelzüge, die sich zu einem Gesamtbilde verschmelzen, wird sich der Charakter des Schrifturhebers ergeben. Die Zergliederung der Schrift und die Rückbeziehung dieser Elemente auf ihre seelischen Beweggründe untersteht der methodischen Wissenschaft, ihre Zusammenfassung, die Synthese, spielt in ihrer Vollendung hinüber auf das Gebiet des Kunstschaffens.

Wie dem Maler, so steht auch jedem Graphologen seine besondere Palette zu Gebote, in Anbetracht der richtigen Verknüpfung der Elemente, der einsichtsvollen Farbenmischung, „denn auf Mischung kommt es an."

Von solch einer Wissenschaft, die uns so Vieles bringt, soll man indeß nichts Unbilliges verlangen. Erhebt doch die wissenschaftliche Graphologie weder Anspruch auf Prophezeigung der Zukunft, noch auf Erschließung der Lebensschicksale in der Vergangenheit. An Schriftproben verschiedenen Datums in aufsteigender Linie mag sie das Werden eines Charakters dartun. Nie aber wird sie sich vermessen, den Einen für einen Dieb, den Andren für einen Mörder zu erklären, sondern sich daran genügen lassen, Tendenzen und Möglichkeiten festzustellen, die zu ihrer Auslösung der Gelegenheit bedürfen. Ermessen kann sie, wessen ein Mensch fähig ist, keineswegs apodiktisch behaupten, was er getan hat, oder tun wird.

Das Gebiet der Graphologie ist die Veranlagung, der werdende oder gewordene Charakter, mit nichten dessen Taten, an deren Zustandekommen Gesinnung und Gelegenheit zu ungleichen Maßen Anteil haben. Wo ihr Umstände, Existenzbedingungen,

Einflüsse unbekannt sind, maßt sie sich nicht an, die Zukunft vorauszusagen. Nichts desto weniger wird sie oftmals im stande sein Wahrscheinlichkeitsrechnungen aufzustellen, die von großem Werte sein können. Nicht selten gelingt es ihr undurchsichtige Masken zu lüften. Niemand hat die Schriftdeutung mehr zu fürchten als ein abgefeimter Heuchler, der alle Welt hinters Licht geführt hat: seine Schrift verrät die unlautere Quelle seiner Reden und Handlungen. Selbst, wenn er sie absichtlich änderte, würde sie dennoch gegen ihn zeugen und eine noch mehr bewußte Verstellung an den Tag bringen.

Nach dieser kurzen Darlegung der zu Recht bestehenden Beziehungen zwischen Schrift und Sinnesart seien hier noch die Haupt-Lehrsätze erwähnt, welche die Grundlage der Graphologie ausmachen:

> Man ergründet die Bedeutung einer handschriftlichen Eigentümlichkeit, indem man sie als den Reflex einer physiologischen Bewegung auffaßt, und sie — in Bezug auf Umfang Stäte und Stärke — zu der ihr entsprechenden psychologischen Regung in Beziehung bringt. — — Es gibt keine für sich bestehende kleine Zeichen, sondern nur eine bestimmte Anzahl handschriftlicher Hauptarten, die den großen Linien des Charakters entsprechen. Die kleinen Sonderzeichen stellen nur verschiedentliche Ausdrucksweisen (Modalitäten, Varietäten) jener Hauptarten der Schrift vor.
>
> Die Bedeutung jener Nebenarten der allgemeinen Merkmale ergründet man auf das genauste, indem man den Einzelzug dem Hauptstamme angliedert und dessen Bedeutung den Bedingungen des „Milieu" — hier die schriftliche Umwelt — anpaßt, innerhalb welcher die Hauptart in die Erscheinung tritt. In derselben Art, wie Gefühle zu einander in Wechselwirkung treten, modifizieren auch die Handschriftarten sich unter einander. Es ist nicht anders darum bestellt, denn um die Farbenreflexe in der Natur, denen der Maler — nach dem Maßstabe seiner Feinfühligkeit — Rechnung zu tragen hat.

Auf diese Gesichtspunkte kommt es vor Allem an. Ihre Wichtigkeit muß einem Jeden einleuchten, daher ein einziges Beispiel zur Erläuterung der verschiedenen Wertung genügen mag: der klaren Handschrift, als dem Merkmal der Geistesklarheit, eignet nicht dieselbe Bedeutsamkeit in der Schrift eines mittelmäßigen Volksschullehrers, wie in der individualisierten und umgebildeten Hand eines eigenartigen und hochkultivierten Mannes.

Nur vermittelst einer feinen, scharf unterscheidenden geistigen Arbeit, bei der es auf Überlegen, Abwägen und Vergleichen ankommt, gelangt der Schriftdeuter dazu die graphologischen Merkmale genau und fein nüanciert in Worten auszudrücken, die auch den Halbtönen gerecht werden und deren Bedeutung richtig ermessen. Das Abfassen einer Charakterstudie bedingt eine nimmer abreißende Reihenfolge von Zusammenstellungen, aus denen sich die sogenannten „Resultanten" ergeben: zu Deutsch: Ergebnisse der Wechselwirkungen jener einzelnen Eigentümlichkeiten unter einander.

Wo der Graphologe z. B. geschlängelten Zeilen in einer Schrift begegnet und in derselben außerdem die Anzeichen eines regen Geistes wahrnimmt, da schließt er auf Geschmeidigkeit des Intellekts, auf intensive Arbeit des Gehirnes.

Wird er aber derselben Windungen in einer Hand gewahr, die wenig Verstand bekundet, so folgert er auf Lüge. Dort wertvoller Vorzug, hier arger Charakterdefekt.

Es sind just diese Resultanten, die uns die mannigfaltigsten Schattierungen einer Persönlichkeit erschließen. Durch sie gelingt es dem berufenen und auserwählten Graphologen, der sich auch in Seelenkunde und Physiognomik umgetan, dem Schrifturheber nicht auf den Leib, aber auf die Seele zu rücken, Herz und Nieren zu prüfen, sein geheimstes Dichten und Trachten zu erkennen.

Nur bilde man sich ja nicht ein, daß es möglich sei, auf Grund einer Tabelle der graphologischen Zeichen, mechanisch ein Charakterbild aufzustellen.

Ferner darf es Niemand Wunder nehmen, wenn dieselben Eigentümlichkeiten der Hauptarten zu völlig verschiedenen Folgerungen Anlaß geben. Die Wissenschaft der Resultanten wird erworben mittelst systematischer Übung, geduldigen Nachdenkens und Schulung des psychologischen Sinnes, der sich in Summa definieren läßt als eine disziplinierte Gewöhnung der uns angeborenen Fähigkeiten des Mitempfindens, des Mitschwingens in der Tonart Anderer, worauf letzten Grundes alle Sympathie beruht. — Wie viel der Schwierigkeiten aber auch zu überwinden seien, es erzielt die Graphologie heutzutage bereits in ihren Leistungen einen Grad von tiefgehender Genauigkeit, wohl dazu angetan die Zweifler und Skeptiker zu verblüffen. Jüngst, bei Gelegenheit eines wissenschaftlichen Experiments, wo der Physiologe Binot den Graphologen allerlei trügerische Fallstricke legte,

ergaben die Antworten, trotz des zu karg bemessenen Schriftmaterials, 95% richtiger Wertungen.

Wie oben schon betont, schraube man auch seine Ansprüche nicht ins Ungemessene. Ist doch, so sagten schon die Weisheitslehrer alten und neuen Datums: „Individuum inaffabile, incommensurabile."

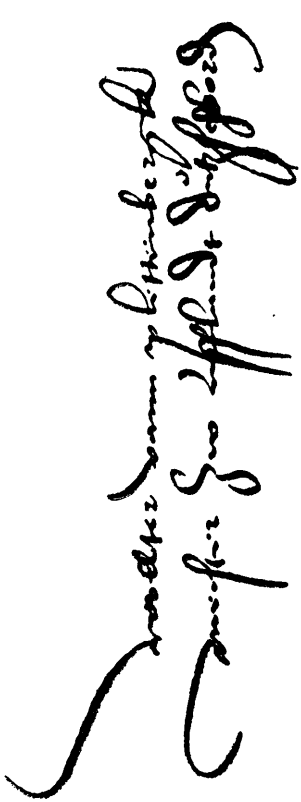
Gleichermaßen bleibe man stets deß eingedenk, daß, dem Kunstwerke analog, ein jedes Charakterbild, durch das Medium des Charakterologen gegangen, ebenfalls darstellt: „ein Stück durch ein Temperament erschauter Natur."

* * *

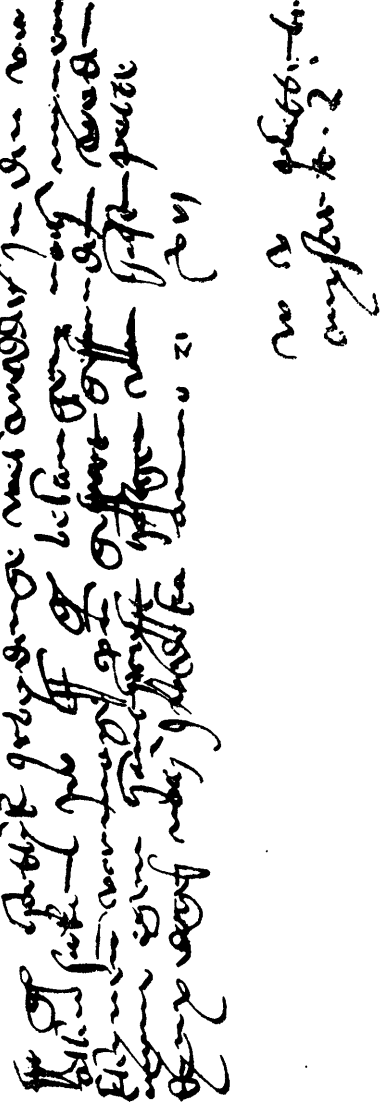
II. Walter v. Plettenberg im Spiegel seiner Handschrift.

Handschrift.	Charakter.
1) Mäßig bewegt.	1) Einbildungskraft, die nicht ausschweift, wohl aber den Geist beflügelt und der Nüchternheit wehrt.
2) Eckig.	2) Willenskraft, Festigkeit.
3) Druckstark.	3) Beharren, Tätigkeit, Fleiß, Mut, der nicht weicht noch wankt.
4) Rasch, doch nicht überhastet im „Grüßbrieflein."	4) Lebendig und tätig, sonder Eile noch Überstürzung.
5) Scharf umrissen.	5) Ein klarer Blick, der das Schwierige entwirrt.
6) Einfach.	6) Freimut, Bescheidenheit und Treue.
7) Natürlich.	7) Schlichtheit und Rechtschaffenheit.
8) Maßvoll.	8) Mäßigung, Zurückhaltung, Ueberlegung, Klugheit.
9) Zu Anfang d. Briefes senkt sich d. Zeile.	9) Viel Arbeit und Sorge.
10) Zu Schluß d. Briefes hingegen ansteigend.	10) Trotz Lebensmüh u. Alter (1516 schon 66 Jahr) bricht der dem Jünglinge zugeteilte Feuereifer dennoch siegreich durch. Noch steht er seinen Mann.
11) Im Text d. Briefes d. Zeilenbasis einigermaßen gewunden.	11) Gewandtheit und Takt befähigen ihn den Wirrungen als ein weiser Cunctator zu begegnen.

I.
Unterschrift Plettenbergs auf einer Urkunde vom J. 1513



II.
Aus dem „Grußbrieflein“ an Albrecht von Brandenburg vom J. 1516.



Handschrift.	Charakter.
12) Wechsel zwischen senkrechter u. rückwärts gekehrter Richtung.	12) Selbstbeherrschung u. Zurückhaltung.
13) Ungleichmäß. nach Neigung, Richtung Form und Größe.	13) Mittelst geistiger Beweglichkeit versteht er sich den Verhältnissen anzupassen.
14) Die Buchstab. nicht sehr verbunden b. schnellen Schreiben.	14) Unmittelbar trifft er zunächst das Richtige, worauf Nachdenken und Überlegung fruchtbar einsetzen.
15) Nicht verworren, auch wo d. Zeilen in einander greifen, um möglichst viel Worte a. knappem Raume unterzubringen.	15) Ein Heger und guter Haushalter bei schweren Zeitläuften. „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt."

Die Unterschrift, besonders behandelt als von sonderlicher Bedeutung. Weist sie doch den Schreiber, so zu sagen, in nuce, legt Zeugnis ab von seiner Selbsteinschätzung und der Art sich vorzutragen.

Handschrift.	Charakter.
1) Beide Unterschriften nicht größer als der Text.	1) Keinerlei Selbstbespiegelung noch Ueberhebung.
2) Abgekürzt im „Grußbrieflein".	2) Bei vertrautem Verkehr im häuslichen Wamms, von Bruder zu Bruder, schlicht und für einen Jeden zugänglich.
3) Die voll ausgeschriebene Unterschrift mit sehr grader Zeilenbasis u. schmückenden Zutaten.	3) Mit Strenge — wo es sein muß — u. nie aussetzender Stärke, tritt er würdevoll in d. Oeffentlichkeit, wie es dem „Meister zu Livland" wohl ansteht.
4) Hier kräftige Säbelstriche in der untern Hälfte der Langbuchstaben.	4) Mutvoll bringt er sich zur Geltung und wehrt sich seiner Haut.
5) Im Gegensatz dazu erhebt sich senkrecht d. zart gerundete Endstrich v. Plittinberg	5) Zugleich blickt er aufwärts, in Andacht und innigem Gottvertrauen.
6) Bei der letzten Zeile der Unterschrift biegt der Endstrich zum Schlusse d. Wortes „Ordens" nach links behutsam um.	6) Was tatkräftig und mutig begonnen, das wird mit weislicher Vorsicht zu gutem Ende geführt.

„Erst wägen, dann wagen", diesen Wahlspruch des großen Feldherrn und Schweigers Grafen Moltke, dürfte mit Fug und Recht auch die Schrift von Plettenberg als Motto an der Stirn tragen.

Es trifft sich gut — zur bessern Ergründung des Charakters — daß er in zweierlei Gestalt allhier in die schriftliche Erscheinung tritt: einmal in aller Feierlichkeit als Ordensgebietiger, sodann mehr als Privatmensch.

Anno 1513, ein rüstiger Mann von 63 Jahren, setzt er langsam und bedächtig Namen und Titulatur unter eine gewichtige Urkunde, in sich gefaßt und seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt.

Das vertraute „Grüßbrieflein", 1516 an Albrecht v. Brandenburg, den letzten Deutschordensmeister, gerichtet, weist ganz dieselben Federzüge, nur rascher beschwingt und minder streng bemessen. Wo er sich zwangloser gehn läßt, bricht trotz der 66 Jahre das verhaltene Feuer seines Temperaments siegreich durch im Ansteigen des Wortes „myster". In beiden Schriftproben aber stellt er sich uns dar als ein aufrechter deutscher Mann, der Treu und Redlichkeit beflissen. Wohl hat er Zaum und Zügel einem Feuergeiste angelegt, der sich von Jugend an der Ordenszucht unterwerfen mußte; streng bei der Wahrheit bleibend — ein Mann ein Wort — hütet er dennoch seine Zunge. In voller Sachlichkeit sich an das Wichtige und Wesentliche haltend, setzt er nie die Vorsicht außer Acht. Ein andächtig frommer Sinn, der religiösen Mystik nicht völlig bar, gibt ihm in Fährnissen das Geleite und mit eins die Gewißheit göttlicher Führung. Uns leuchtet ein, wie ein also Gearteter, durch Tradition und Amt mit der katholischen Mutterkirche auf das engste verbunden, ihr unverbrüchlich treu anhangen mußte. Seinem Wesen und seinem konservativen Sinne konnte nichts an Neuerungen und verstandesmäßigem Nachprüfen der durch Gefühl und Tradition übermittelten Heilswahrheiten gelegen sein, zumal bei vorgeschrittenem Alter. Ihm entspricht die Gesinnung: „Halte, was Du hast, auf daß Niemand Deine Krone nehme."

In weiser Mäßigung jedoch wahrt er sich Objektivität und deren schönste Blüthe, die Duldsamkeit; um- und einsichtsvoll sieht er aus klaren Augen, und sein wohlerwogenes Urteil trägt den verwickelten Verhältnissen Rechnung.

Von den Schlacken der Rohheit in Wort und Tat haftet seiner Energie nichts an — fürwahr, ein zu Anfang des 16.

Jahrhunderts seltener Kasus! Ein beharrliches Zusammenfassen im Tun und Entschließen ist ihm erb und eigentümlich. In dem, was er sich vorgenommen, ermattet er mit nichten und führt sein Vorhaben — innerhalb der Grenzen der Möglichkeit — zu einem guten Ende. Weil er aber kein Starrkopf ist, sondern ein gewiegter Politiker, besteht er nicht hartnäckig auf seinem Scheine, weiß sich dem Wechsel der Dinge anzupassen, auch wohl, gegebenen Falls, klüglich nachzugeben.

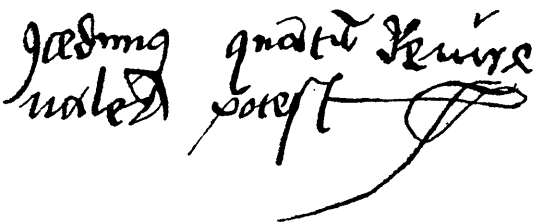
Nicht das Seine will er, sondern das, was des Ordens ist. Frei von jenem überhebendem Hochmut, den der Katholizismus zu den sieben Todsünden rechnet, sucht Plettenberg das Wesen und meidet den Schein.

* * *

III. Johannes von Münchhausen im Spiegel seiner Handschrift.

Handschrift	Charakter.
1) Auffsteigend.	1) Ehrgeiz, Planreichtum und Eitelkeit.
2) Eigenartig.	2) Ein Mensch für sich, aus den Wirren der damals modernen Zeit hervorgegangen.
3) Rasch.	3) Lebhaftigkeit, die sich zur Erregbarkeit steigern mag.
4) Beweglich.	4) Einbildungskraft, Lebendigkeit, Heiterkeit, Beeinflußbarkeit.
5) An d. Buchstabenbasis Rundungen, d. mit Ecken i. stumpf. Winkel abwechseln.	5) Wenig sittliche Widerstandskraft; instinktive Flucht vor dem festen Entschlusse.
6) Die vorsätzlich angestrebte Steilschrift weicht der Schrägc.	6) Die Selbstzucht u. die Selbständigkeit d. Handelns mag zu Scheiter gehn, vor dem Andrang der Leidenschaft u. zufolge d. Zuflüsterungen eines stärkeren, unerschütterlichen Willens.
7) Schnörkel vorhand.	7) Heimlichkeit und Machenschaften.
8) Zeilenbasis gewund.	8) Geistesgewandheit.
9) Ungleichmäßig.	9) Zufolge von Beweglichkeit u. Erregbarkeit ist er im Stande von Unentschiedenheit urplötzlich zu extremen Maßregeln überzugehn.

I.



II.

III.

Handschrift.	Charakter
10) Größtenteils unverbunden.	10) Als ein intuitiver Geist unmittelbaren Eingebungen zugänglich.
11) Obschon noch Raum auf dem Pergament vorhanden, greifen die Züge der scharf umrissenen Schrift in einander über.	11) Trotz Geistesbildung, Schläue u. Geschmeidigkeit umfaßt sein Blick nicht die Verhältnisse mit der Umsicht eines besonderen Politikers. — Das hier, wo er sich ausbreiten konnte, überflüssige Sparen mit dem Raum, deutet zugleich d. Sparsamkeit u. Besitzliebe an, die er durch Verschachern seiner Bistümer sattsam an den Tag legen sollte.

An Umfang blutwenig ist das, was hier dem Schriftdeuter an Material geboten wird, ob ihm schon drei Urkunden zu Gebote stehn, er also nicht auf ein Facsimile angewiesen ist.

Man urteile: Vorliegen tut uns zunächst „Leal, 27. Febr. 1547" ein von Schreiberhand ausgefertigter Erbvergleich, darunter der Bischof zur Bestätigung Folgendes setzt: „9 [= Con] cedimus quatu [= quantum] de jure u [= v] alere potest." Die zweite Urkunde, vom 12. Juni 1559, zu Arensburg geschrieben, weist dieselbe Unterschrift, sonder Namenszug auf. Hier aber schließt sich ihr noch ein bedeutsamer Schnörkel an; „ualere" wird durch einen aufsteigenden Federzug gekürzt, bei „jure" das „j" durch ein „i" ersetzt.

Diese Schwankungen in der Rechtschreibung haben wenig zu besagen, sie gestatten keinen ungünstigen Rückschluß auf die Bildungshöhe des Prälaten. Sein Geist erscheint vielmehr — zufolge der Geschwindigkeit und Vereinfachung der Buchstaben — ausgestattet mit all dem Wissen, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Geistlichkeit zugänglich war. Ist doch sattsam bekannt, wie willkürlich noch Friedrich d. Gr. mit der Rechtschreibung umsprang. Um die Mitte, ja noch zu Ende des 18. Jahrhunderts, hielt sich die vornehme Welt in Deutschland und Frankreich zu keiner regelgebotenen Rechtschreibung verpflichtet. In ergötzlicher Abwechslung schreibt meine Ur-Eltermutter in einer alten Familienbibel, drin sie die Geburten von 18 Kindern verzeichnet, den Namen eines Sohnes Peter auch wohl Pether oder Petter. Mit dem 19. Jahrhundert erst setzt dieser Respekt für die Orthographie ein, der sich, je länger, je mehr, schier zum Fetischismus ausgewachsen.

In einer dritten Urkunde, mit drei noch erhaltenen Siegeln versehn, die ebenfalls am 12. Juni 1559 ausgefertigt worden, begegnen wir endlich einer vollständigen Unterschrift des Bischofs. Sie lautet also: Joes [= Johannes] epus [= episcopus] Osiliens [= Osiliensis] ac Corones [Coroniensis] manu p [= pro] pria scbs [= scribsi].

Von wegen der Kostspieligkeit des Pergaments, waren um der Raumersparnis willen, derartige Abkürzungen gang und gäbe.

Also dürftig ist es um das Schriftmaterial bestellt, daß von den Kleinbuchstaben nicht sämtliche vertreten sind, von den Majuskeln zumal nur drei vorliegen. Es wird einem Jeden einleuchten, daß die Aufgabe der Graphologen hierdurch wesentlich erschwert wird. Fallen doch die vielen Vergleichspunkte fort, aus denen sich die Facetten eines differenzierten Charakters ergeben.

Zum Glück befleißigt sich Münchhausen in der vollständigen Unterschrift keiner sorgfältig bemessenen Kalligraphie. Ihr eignet vielmehr eine durchaus individuelle Physiognomie, aus der wir entnehmen können, daß er keinen sonderlichen Respekt für die altüberkommenen Formen des Hergebrachten empfindet. In ihm tritt uns keineswegs der Typus eines fromm beschaulichen Prälaten entgegen, der sich einer klösterlichen Zucht im Sinne der Weltflucht befleißigte. Ein solcher hätte sich allerdings schlecht in die Zeitläufte geschickt. Im Gegenteil, wir erschauen hier die Züge einer im damaligen Sinne modernen Persönlichkeit.

Mit dem Aufschwung des Rinascimento, einer Wiedergeburt der Altertümer in Kunst und Humanismus, unter den Stürmen der Reformation, war im Kreise der führenden Geister eine neue Menschheit erstanden, die selbständige Wege wandelte und manche Bande frommer Scheu über Bord warf. In diese Zeit fällt die Geburt des Individuums und seine Loslösung vom Typus. Johannes v. Münchhausen hat diese Einflüsse sattsam an sich erfahren. Nichts speziell Geistliches vermögen wir an ihm wahrzunehmen, vielmehr tritt uns der vornehme Kirchenfürst so recht als ein Kind dieser Welt entgegen, das auf eignen Vorteil bedacht, die Gelegenheit flugs an der Stirnlocke ergreift.

Wir sehn eine vielseitig gebildete und geschmeidige Individualität, mit nichten der evangelischen Armut und Demut zugeschworen, hingegen völlig befangen in Eitelkeit, Ehrgeiz und Unternehmungslust.

Mancherlei Pläne spinnt er. „Quo non ascendam?“ ruft uns der stark ansteigende Namenszug zu. Das Geld liebt

er mehr, denn billig ist, versteht sich auf Kargen und Scharren. Zur Ausführung dieser seiner Pläne steht ihm ein eifriger, der Initiative beflissener Wille zu Gebot; ob er schon der Stäte ermangelt, hat er doch mehr als ein Eisen im Feuer. Weil er der Beeinflussung zugänglich ist, erscheint er indeß dem Schwanken unterworfen; Unentschiedenheit kann von maßlosem Vorgehn abgelöst werden. Von Ehrgeiz und Eitelkeit bestimmt, handelt er ohne genügende Überlegung und sucht die begangenen Fehler dann auf Schleichwegen wieder gut zu machen.

Sittliche Vorurteile setzen seinem Begehren keine Grenzen.

So sieht er sich selbst von einem Tage zum andern nicht völlig ähnlich. Wir müssen ihn für „unzuverlässig" erklären, insofern kaum je mit Sicherheit vorauszusehn ist, in welcher Art er auf Menschen und Verhältnisse reagieren wird. Zuvörderst fragt es sich: Wer beherrscht sein Ohr? Wer schmeichelt seiner Selbstgefälligkeit?

Es steht ferner dahin, ob er sich, als gewitzigter Opportunist zuwartend verhält, oder aber mit rasch geweckten Appetite, schnell zugreift, weiser Mäßigung spottend. Wo man sich deß am wenigsten versieht, mag er auch leichtlich von der einen Praktik zur andern übergehn.

Als einen Perfidus möchte ich ihn ansprechen und mich dabei auf Shakespeare, aller Herzenskündiger Größten, berufen: „Sei Dir selber treu, und daraus folgt, sowie die Nacht dem Tage, Du kannst nicht falsch sein gegen Irgendwen."

Reval, 14. Februar 1913.

Literarische Rundschau.

Im Hause des alten Freiherrn.

Der bekannte Verlag von S. Fischer in Berlin hat in diesem Jahre das Buch einer estländischen Dame, Frau Theophile von Bodisco herausgebracht, die ihrem baltischen Roman den Titel „Im Hause des alten Freiherrn" gegeben hat. Wenn die Arbeit eines landsmännischen Verfassers es zuwege gebracht hat, einen so namhaften Verleger zu interessieren, nimmt man das Buch mit erhöhter Aufmerksamkeit zur Hand. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit denen noch unberühmte Schriftsteller zu kämpfen haben, weiß, daß es schon ein Erfolg an sich bedeutet, mit diesem Freipaß buchhändlerischer Anerkennung erscheinen zu können. Frau von Bodisco hat aber, soviel ich weiß, bisher nur kleinere novellistische Sachen veröffentlicht.

Eine Gewähr sind jedoch gutes Papier, schöne Schrift, geschmackvolle Ausstattung und ein respektierter Verlegername noch lange nicht und das Wort vom Propheten im Vaterlande ist auch noch voll in Geltung. Mit leichtem Mißtrauen werden die ersten Seiten überflogen. Sollten unsere heimatlichen Erzähler: Theodor Hermann Pantenius, Karl Worms, Korfiz Holm und Graf Eduard Keyserling wirklich eine ebenbürtigen Genossen erhalten haben?

Man liest die ersten Seiten noch einmal, mit dem Überfliegen war es nichts, das Buch verlangt offenbar ein ordentliches Lesen. Die Sprache ist gut, ja mehr, sie ist ungekünstelt und eigenartig, die Handlung springt nach einer ganz kurzen Einleitung mitten hinein in eine bunt bewegte Gesellschaft und siehe da, die Menschen im Buche werden tatsächlich lebendig, wir nehmen Teil an ihrem Schicksal. Zeitweilig flaut das Interesse

wieder ein wenig ab, aber wenn man schließlich den Roman aus der Hand legt, so tut man es doch mit dem Gefühl, reich beschenkt worden zu sein. Jawohl, Theophile von Bodiscos Buch ist eine wertvolle Gabe und wir wollen stolz darauf sein, daß ein Kind unserer Heimat so klug und vornehm und dabei zugleich so unterhaltend zu schreiben weiß. Das „Haus des alten Freiherrn" ist ein feines und merkwürdiges Kunstwerk.

* * *

Der Gang der Erzählung ist wohl das wenigst Wesentliche in dem Buche, das darin an die Goethische Wahlverwandtschaft oder an viele Romane Wilhelm Raabes erinnert. Man könnte den Inhalt auf die verschiedenste Weise wiedergeben. Vielleicht so: ein junger Kurländer, Graf Felix Reckling, besucht seine Verwandten am estländischen Strande und verlobt sich dort mit einer Kousine, deren körperlicher und seelischer Liebreiz sie in den Mittelpunkt des Interesses stellt. Beide junge Leute gehn zuerst Irrwege, ehe sie sich treffen.

Genau so richtig wäre aber folgende Angabe: Es wird der letzte Sommer eines alten estländischen Edelmannes geschildert, der wie ein Patriarch leitend und bestimmend in das Leben seiner Kinder, Enkel und Urenkel hineinragt.

Man könnte jedoch die älteste Tochter dieses beinahe mystisch anmutenden Greises, die Baronesse Klotilde ebenfalls zur Hauptperson erwählen oder auch den jungen Majoratserben, und so gibt es noch allerlei Möglichkeiten. Das entscheidende ist aber, wie gesagt, nicht das Was, sondern das Wie des Buches. Mit ganz hervorragender Begabung versteht Theophile v. Bodisco es, uns eine ganze Reihe von jungen und alten Menschen vorzuführen, deren Schicksale locker oder fest mit einander verknüpft sind und unser herzliches Interesse für sie zu wecken. Mit am kühlsten läßt uns noch der junge Kurländer, der ein klein wenig konstruiert erscheint, aber schon die tiefe und leidenschaftliche Cäcilie, seine nachmalige Braut, ist eine Figur von seltsam melancholischer Schönheit. Eine psychologisch ungemein interessante Gestalt ist dann der kranke und unglückliche Majoratserbe, dessen zwiespaltige Künstlernatur so fein beobachtet ist, daß man an ein lebendes Modell zu glauben anfängt. Ganz ungewöhnlich gut gesehen ist

auch der alte Freiherr mit seiner abgeklärten Weltweisheit und den übersinnlichen Kräften. Neben der starken, klugen Baronesse Klotilde, die über sich selbst gesiegt hat, stehen dann noch ein leicht entgleister Seemann, ein philosophischer Weltreisender, ein vornehmes russisches Ehepaar und verschiedene andere Personen, die sämtlich scharf und charakteristisch gezeichnet sind. Alle diese Menschen leben in den alten Häusern von Kanten und Liwametz am estländischen Strande zusammen und ihr Hoffen, Fürchten, Neiden und Lieben wird uns so nahe gerückt, daß wir selbst mitzuerleben glauben. Um das ganze Bild legt sich aber wie ein halbverhüllender Schleier ein Etwas, das aus leichter Dekadenz, stiller, doch musikalischer Melancholie und leisem Todesahnen gewoben zu sein scheint: so etwas wie frühe Herbststimmung.

Die Sprache des Buches — fast alle vorkommenden Personen sprechen viel und dabei sehr schön — ist prägnant und doch zurückhaltend. Es ist die Art und Weise des Erzählens, die in der Moderne Guy de Maupassant wieder aufgegriffen hat und die von den nordischen Dichtern, insbesondere von Hermann Bang zu so hoher Vollendung gebracht worden ist: mehr ein Andeuten und ein Hinweisen, als ein ausführliches Reden. Ein Meister dieser Kunst ist bekanntlich auch Eduard Keyserling und an ihn mahnt, womit jedoch nicht der Vorwurf der Nachahmung ausgesprochen sein soll, wohl am meisten unsere Dichterin.

* * *

Mit einer einzigen Ausnahme kommen nur Balten in dem Buche vor und unwillkürlich fragt man sich, sind diese Personen auch in ihrer provinziellen Eigenart richtig geschildert? Oder sind Geburtsort, Namen und Sprechweise bloße Etiketten, wie so häufig in Romanen? Die Antwort kann vollauf befriedigen: es sind richtige Est- und Kurländer und sie wirken um so überzeugender, weil sie nicht mit plumpen Effekten, mit Jargon oder Kostümschilderungen gearbeitet sind, sondern nur durch ihre Gefühls- und Gedankenwelt, durch ihre Vorstellung von Ehre und Pflicht, ihr Verhältnis zu dem andern Geschlecht usw. sich von sonstigen Menschen deutscher Zunge abheben. Bezeichnend ist da besonders die Sehnsucht nach der Unabhängigkeit, die Scheu vor dem Beeinflußtwerden, kurz das sog. „Einspännerwesen" bei uns.

Unser stärkster Fehler und unser größter Vorzug, die ausgeprägte Individualität, bei ältern Menschen häufig zur sog. Originalität entartet, zeigt sich fast bei allen Gestalten in dem „Hause des alten Freiherrn". Fremd ist mir, dem Kurländer, der russische Einschlag, aber in Estland sind die Petersburger Beziehungen ja immer viel stärker gewesen, als in den andern Provinzen.

Allerdings handelt es sich bei dem ganzen Milieu nicht um unsre heutige Gesellschaft, sondern um die Verhältnisse in der Mitte der 80-er Jahre. Das Buch selbst gibt den Sommer 1885 als Zeitpunkt der Geschehnisse an und eine Menge kleiner und großer Umstände geben dieser Erklärung Recht. Nicht daß wir heute kein Kanten oder Liwametz mehr besitzen und daß solche überragende Patriarchengestalten, wie der alte Freiherr uns gänzlich fehlten, aber es ist doch in Einzelnem, besonders nach dem blutigen Jahre 1905, in den langen Jahren anders geworden. Soviel Zeit hat man doch nicht mehr. Wohl gibt es auch heute beneidenswerte Menschen unter uns, denen eine Fuge von Bach, ein Kantischer Lehrsatz und die Auslegung einer Goethestelle mindestens so wichtig erscheint, wie der Sturz eines Weltreichs oder die Erfindung des Telephons, aber auch in die abgeschiedensten Edelhöfe und Pfarrhäuser schlägt doch schon immer mehr die brausende Woge des Lebens und immer seltener werden die Kreise, wo man Muße hat, so schön zu denken und so geistreich zu sprechen, wie es die Menschen in Frau v. Bodiscos Buch tun. Es ist schade darum und doch gut. Schade, weil unsre Jugend weniger lernt und manche Ideale einbüßt, gut aber, weil die neue harte Zeit auch neue moderne Menschen verlangt.

Wo wird denn z. B. in dem „Hause des alten Freiherrn" gearbeitet? Gut, es ist Sommer und Ferienzeit, immerhin, irgend etwas hat man heute doch stets zu tun; in Kanten und Liwametz redet man aber im Jahre 1885 nur davon und badet, segelt, spielt und unterhält sich. Undenkbar ist heutzutage auch die beinahe völlige Ausschaltung der nichtdeutschen Bevölkerung, die bei Frau von Bodisco nur den dunkelgrauen Hintergrund darstellt, von dem sich leuchtend das farbige Mosaikbild der deutschen Gesellschaft abhebt. Im Jahre 1913 würde diese Vorstellung einfach unwahr sein; ob wir wollen oder nicht wollen;

in unser tägliches Erleben drängt sich immer wieder der nationale Gegensatz hinein.

Heute nicht mehr richtig ist schließlich auch die Stellung zum Kinde oder wie das Bodiscosche Buch für 1885 richtig sagt, zu den Kindern. Vor 30 Jahren waren wir Kinder wirklich glücklicherweise beinahe nur ein Sammelbegriff, das ist jetzt aber stark anders. Die Kollektiverziehung, an der Natur, Dienstboten und Altersgenossen einen überaus wichtigen Anteil nahmen, hat so gut wie ganz aufgehört und bei uns thront schon seit Jahren, wie in Westeuropa das Kind. Für 1885 ist die Schilderung aber, soweit ich sie beurteilen kann, denn ich war damals ein kleiner Junge, so echt und wahr, daß man ein Memoirenwerk zu lesen glaubt.

Die photographische Treue machte mich sogar soweit stutzig, daß ich ernstlich überlegte, ob das „Haus des alten Freiherrn" nicht vielleicht nur deswegen auf mich einen so starken Eindruck gemacht hat, weil es eben ein baltisches Haus ist. Wie, wenn der alte Freiherr ein alter Vicomte wär, Kanten und Liwanetz in der Normandie lägen und Reval Cherbourg hieße? Nachdenklich habe ich mich geprüft, dann aber doch zu Gunsten von Frau v. Bodisco entschieden. Das Allgemein-menschliche in dem Buche ist trotz allem viel stärker als das rein baltische Interesse, der ästhetische und literarische Wert bedeutender als die Wirkung auf das Heimatgefühl.

* * *

Mit das Peinlichste an einer Buchbesprechung sind für einen gewissenhaften Kritiker meistens die Aussetzungen, die er zu machen hat. Wie leicht kann er bei weniger bedeutenden Arbeiten ungerecht im Tadel sein. Ein wenig zu viel, ein etwas zu scharfes Wort verdirbt da mehr, als alles Lob nützen könnte. Es ist daher eine Wohltat, wenn die Lichtseiten eines Kunstwerkes so stark sind, daß alle diese Bedenken wegfallen und man rückhaltlos bemängeln kann, was seinen großen Gesamtwert schädigt.

Frau v. Bodiscos Buch hat so manche Fehler und der schlimmste ist wohl, daß es, wenn auch in gutem Sinne, dilettantisch ist. Es fehlt die Geschlossenheit und Selbstbeschränkung des reifen Kunstwerkes. Manches ist in ihm zu viel und einiges

zu wenig. So findet man in den überaus zahlreichen Gesprächen sehr häufig unnütze Breiten. Nachdenkliche Worte werden gesagt, die nur wert wären gedruckt zu sein, wenn sie tief sein würden, kluge Gedanken, die weise sein müßten. Man ermüdet und das ist schade. Viel zu viel ist auch von Musik die Rede, die musikalischen Erörterungen stören eher den Rythmus des Buches, als daß sie ihn verstärkten. Wäre bei diesen Gesprächen eine künstlerische Beschränkung erfolgt, dann hätten die vielen wunderhübschen und feinen Worte eine bedeutend nachhaltigere Wirkung, so muß man nicht selten nach ihnen suchen.

Was hier aber zu viel ist, das gibt Frau v. Bodisco bei manchen Beschreibungen zu wenig. Sie hat sonst den guten Weg gewählt, wie von Geschautem zu berichten und durch den persönlichen Artikel, wie andere kleine Hilfsmittel diesen Eindruck zu vertiefen. Dazwischen wird aber der Leser durch die Knappheit der Beschreibung einfach zum Rätselraten gezwungen und bei den Naturschilderungen käme man ohne eigne Erinnerungsbilder auch nicht selten schlecht weg. Möge Frau v. Bodisco doch bei Eduard Keyserling nachlesen, welche Mittel man benutzen muß, um mit wenigen Strichen ein so farbenstarkes Bild zu entwerfen, daß auch der gänzlich Fremde sich gleich gefangen fühlt.

Ein anderer Fehler des Buches ist, daß die verschiedenen Personen sich zu ähnlich sehn und vor allen Dingen viel zu ähnlich sprechen. Mit denselben klugen und schönen Worten reden Damen und Herren, ja sogar die Kinder. Hielte man mit dem Finger den Namen des Sprechenden verdeckt, so wäre es häufig unmöglich festzustellen, ob der alte Freiherr, seine kluge Tochter, seine liebliche Enkelin oder der anglisierte Majoratserbe das Wort hat. Nun ist ja wohl in Betracht zu ziehen, daß sämtliche handelnden Personen dem gleichen Gesellschaftskreise entstammen, Standesgenossen und Verwandte sind und dazu noch alle den Stempel des alten großen Hauses tragen. Eine gewisse Ähnlichkeit wäre also durchaus erlaubt, aber mißbraucht darf sie nicht werden. Schön wäre es auch, wenn zur Erholung irgend ein dummer oder wenigstens unbedeutender Mensch in dem Buche vorkäme, man geniert sich ordentlich vor so viel Geistreichtum.

Schließlich möchte ich dann noch eine Aussetzung machen, die mir persönlich am meisten nahe geht, weil sie einen Hauptvorzug

des Buches, die glänzende Charakteristik der Personen m. E. schwer schädigt. Es handelt sich da um eine kleine Episode: Graf Reckling besticht den Kammerdiener des befreundeten russischen Hauses mit einem Goldstück, seiner Herrin, der Gemahlin eines Verwandten, einen heimlichen Liebesbrief zu übermitteln! Ich war so konsterniert, daß ich die Stelle noch einmal las; wie kommt eine solche Handlung, die Lustspielhelden jüdischer Fabrikation zu eigen sein pflegt, in dieses Milieu von Wohlerzogenheit, Rücksicht und verfeinerter Sittlichkeit? Das ist doch so, als ob Schiller seinen Marquis Posa in der Nase bohren lassen würde.

Man verstehe mich nicht falsch. Ich will keineswegs mit diesen Aussetzungen eine Lanze für die Moral des Grafen Reckling im Besonderen und des jungen baltischen Adels im Allgemeinen brechen, ich halte das Vorgehn des kurländischen Kavaliers nur nicht für so typisch in unserer Gesellschaft, daß man einen derart kleinlichen und häßlichen Vertrauensbruch ruhig wie eine Selbstverständlichkeit aufführen darf. Graf Reckling soll doch nicht ein wurmstichiger Roue, sondern einen vornehm empfindenden Gentleman darstellen. Und der mit einem Domestiken unter einer Decke!

Vielleicht wird meine Entrüstung manchem etwas komisch erscheinen, aber ich finde, daß dieser kleine Vorfall allein genügen könnte, Graf Reckling alle die ihm von der Verfasserin gewünschten Sympathien zu nehmen und außerdem glaube ich, daß dadurch in das homogene Bild einer hochstehenden aristokratischen Gesellschaft zugleich überflüssigerweise ein häßlicher Fleck gebracht wird. Wobei nochmals zu betonen wäre, daß gerade die sonst vorzügliche Milieuschilderung mit dazu beiträgt, das „Haus des alten Freiherrn" so überaus wertvoll zu machen.

* * *

Jedesmal geht es mir so, wenn ich Bücher zu besprechen habe, die mir seelisch naherückten, und denen ich deswegen nicht mehr unbefangen gegenüber stehe. Zuerst befürchte ich immer, allzu überschwänglich im Lob und zu lau im Tadel zu sein, und wenn ich nachher den Schaden besehe, erscheint bemahe das Umgekehrte der Fall. Wo man liebt, will man eben Vollkommenes haben und wird aus gekränkter Eitelkeit heftig. Auch heute habe ich ein etwas unsicheres Gefühl und will daher lieber noch ein-

mal ausdrücklich sagen, daß mir das „Haus des alten Freiherrn" ganz ungemein gefallen hat und daß ich es hoch über die gewöhnliche Unterhaltungslektüre stelle. Es ist ein Buch, das in jedes baltische Heim gehört und das uns die Hoffnung gibt, von Frau v. Bodisco einmal ganz Vollendetes zu erhalten. Weht doch auch schon durch diesen Roman jener Hauch der Ewigkeit, der uns erst fremde Menschenschicksale ganz miterleben und miterleiden läßt. Es ist das Einfügen unseres so winzig kurzen Erdenlaufes in das gewaltige Getriebe des Alls, es ist jene Erkenntnis, die der alte Jesus Sirach in die erschütternden Worte faßt: Gleichwie ein Tröpflein Wassers gegen das Meer, und wie ein Körnlein gegen den Sand am Meer: so gering sind des Menschen Jahre gegen die Ewigkeit. O. v. Schilling.

Agronom **M. von Blaese.** „Nutzviehhaltung und Gründüngungswirtschaft in vergleichenden Betriebsorganisationen." (Riga, Verlag von Jonck & Poliewsky. 1913).

Im Jahre 1906 trat der Verfasser schon mit einer Arbeit: „12-jährige Versuchswirtschaft mit Gründüngung und künstlichen Düngemitteln ohne Anwendung von Stalldünger" an die Öffentlichkeit. Die eminente Bedeutung, welche die Anwendung der Gründüngung unter ihr zusagenden Verhältnissen erlangen kann, kommt zweifellos auch für baltische Verhältnisse teilweise in Frage. Gegenüber den etwas sehr optimistischen Auffassungen begeisterter Anhänger der Gründüngungstheorie — ich spreche absichtlich nicht über eine Praxis für das Baltikum — ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Verfasser — ein für die hiesigen landwirtschaftlichen Verhältnisse maßgebende fachmännische Persönlichkeit — es unternommen hat, die Möglichkeit der Einrichtung von Gründüngungswirtschaften auf Grund langjähriger Erfahrungen zu beleuchten. Ganz ohne Frage dürfen die Blaese'schen Zahlen nicht ohne weiteres auf alle Verhältnisse angewandt werden, das ist ja schließlich auch nicht der Zweck des Buches, denn die Blaesesche Arbeit soll uns einen Hinweis geben, in welcher Weise wir bei einer eventuellen Wirtschaftsveränderung richtig zu kalkulieren haben. Bei der Eigenart und Verschiedenheit der baltischen landwirtschaftlichen Betriebe inbezug auf Verkehrslage, Bodenverhält-

nisse, Klima, des Verhältnisses von Acker zur Wiese ꝛc. kann es unmöglich eine feste Formulierung der Werte geben, hier muß von Fall zu Fall entschieden werden. Es erübrigt sich daher eine Besprechung der Zahlen.

Was der Arbeit einen ganz besonderen Wert verleiht und für hiesige Verhältnisse durchaus neu und in dieser Form zum ersten Mal versucht worden ist, ist die Art und Weise, in welcher der Verfasser vom betriebswissenschaftlichen Standpunkt die ganze Arbeit behandelt. Nach einer orientierenden Einleitung über die Gründe, welche zur Aufstellung der beiden Betriebspläne geführt haben, folgt eine genaue Beschreibung der Gutswirtschaft inbezug auf Lage, Bodenverhältnisse ꝛc. Tabellarisch finden wir in übersichtlicher Weise die einzelnen Punkte zahlenmäßig geordnet. Jedenfalls hat der Verfasser zum ersten Mal einen Weg betreten, der in Deutschland zu schönen Erfolgen geführt hat. Hoffentlich wird diese Art der Verarbeitung landwirtschaftlicher Stoffe bald Nachahmung finden.

Nun wäre es mit Freuden zu begrüßen, wenn der Verfasser sich auch späterhin mit dieser so wichtigen Frage der Gründüngung befassen und vielleicht Anregung geben würde, daß die für die hiesigen Verhältnisse in Betracht kommenden Gründüngungspflanzen vom züchterischen Standpunkte aus geprüft und verbessert würden, ich glaube ganz entschieden, daß dieser Weg für die Entwicklung der Gründüngung von großer Bedeutung ist.

Karl Schliephacke.

Politische Revue.

Die Hoffnungen, die man in Reval und weit über diese Stadt hinaus auf einen günstigen Wahlausgang bei den Wahlen zur städtischen Selbstverwaltung in deutschen Kreisen gehegt hatte, sind durch diese nur zu einem Teil erfüllt worden. Zwar ist es den Deutschen geglückt den zweiten Stadtteil zu erobern und da ihnen der sechste unbestritten sicher war, so schnellte die Zahl der städtischen Mandate in deutschem Besitz dadurch von 13 auf 28 herauf und die Deutschen zerstörten dadurch die bisherige Zweidrittelmehrheit der Esten, die sich nunmehr bei den so wichtigen und gerade zur Zeit so brennenden Fragen der Veräußerung städtischen Immobils, bei denen eine $^2/_3$-Mehrheit nötig ist, ihrer bisherigen omnipotenten Stellung entkleidet sehen. Gewiß bedeutete das einen deutschen Erfolg, der beweist, daß man in der Arbeit der Vermehrung deutscher Wahlstimmen den richtigen Weg eingeschlagen hat. Aber man hatte doch im deutschen Lager auf Größeres gerechnet: wenn auch nicht mit Sicherheit, so doch immerhin die Möglichkeit erwogen, durch Gewinnung des fünften Stadtteils die estnische Majorität in eine deutsche umzuwandeln. Diese Hoffnung ist eine vergebliche geblieben. Die Niederlage der Esten im zweiten Stadtteil hat offensichtlich auf sie dahin eingewirkt, daß sie alle Reserven im bedrohten fünften Stadtteil heranzogen und, indem sie mit allen Mitteln der Einschüchterung auf die, an sich schon numerisch kleine Gruppe von Esten drückten, die mit den Deutschen zusammen zu gehen den inneren Wunsch, aber nicht den Mut hatten, einen Sieg über den Gegner davontrugen, der sogar bedeutender war, als sie selbst vorher anzunehmen gewagt hatten. Es sei dahingestellt, ob durch Fehler der deutschen Wahlleitung, zu großen Optimismus derselben und ähnliche Faktoren, wie später in der deutschen Presse Revals angedeutet wurde, dieser Ausgang mitbeeinflußt worden ist. Jedenfalls liegt es auf der

Hand, daß nur weitere unermüdliche Arbeit zum Schutz und zur Förderung des deutschen Häuserbesitzes in Reval nach 4 Jahren einen endgiltigen Sieg herbeiführen resp. zum Abschluß eines Kompromisses mit den Esten beitragen kann. Ja, noch mehr, solche nationale Wirtschaftspolitik ist Vorbedingung für die Behauptung der jetzt errungenen Position, die den Deutschen wieder zu entreißen die Esten sicherlich alle Kräfte anspannen werden. Und wer wollte behaupten, daß ein solches Beginnen eo ipso aussichtslos wäre? Man muß, wenn man sich nicht selbst täuschen will, stets im Auge behalten, daß die Deutschen diesmal unter sehr günstigen Umständen in die Wahlschlacht gezogen sind, da die Erhöhung der Immobilienwerte, die das städtische Wahlrecht geben, von 1000 auf 1500 Rbl. eine nicht geringe Anzahl estnischer Wähler ausschloß und die Erhöhung der Stadtverordnetensitze von 60 auf 80 den Deutschen eine größere Zahl von Mandaten zuwies. Daß bei den nächsten Wahlen die estnischen Wähler ihre Immobilien werden auf 1500 Rbl. umschätzen lassen, ist selbstverständlich, dieser Vorsprung geht den Deutschen mithin verloren, deren Immobilienbesitz an sich schon bei dem Mangel eines starken völkischen Zuwachses schwerer zu steigern ist als der estnische, der durch den starken Zustrom estnischer Elemente nach Reval gleichsam von selbst an Umfang gewinnt.

Was das russische Element in Reval betrifft, so hat es bei den Wahlen sehr schlecht abgeschnitten — nur 5 russische Stadtverordnete sitzen im Rathause! Sie haben das sich freilich selbst zuzuschreiben. Dank ihres Wahlbündnisses mit den Esten, das sie — im Gegensatz zu der klugen Realpolitik der Rigaer Russen — gegen die Deutschen abschlossen, wurden sie von der estnisch-russischen Niederlage im zweiten Stadtteil vernichtend getroffen. Hatten ihnen ihre estnischen Bundesgenossen doch mit großer Schläue gerade in diesem bedrohten Stadtteil 9 Sitze gütigst offeriert und die 5 andern von den 14 konzedierten Mandaten auf die übrigen Stadtteile verteilt. Die Esten hatten mit dem formalen Angebot von 14 russischen Sitzen, die weit über die Ansprüche gingen, die die Russen auf Grund ihrer Zahl und ihres Hausbesitzes erheben konnten, zwar die Deutschen überboten, aber dabei eine selbstsüchtige Taktik bekundet, die den Russen denn doch die Augen über die neue Spezies von „fides punica“

geöffnet haben dürfte! Freilich das Zünglein an der Wage bilden die russischen Wähler auch in Reval nicht, sie sind ein fluktuirendes, mit den Stadtinteressen nur lose verwachsenes Element, dazu stark demokratisch tendierend und aus diesem Grunde schon den Deutschen wenig gewogen.

Welche Konsequenzen die Esten aus dem Wahlresultat ziehen werden, wird die Zukunft lehren. Es hat für den Fernerlebenden den Anschein, daß der partielle Sieg der Deutschen, der durch deren straffe Organisation und den unleugbaren völkischen Impuls, der sie durchdrang, denn doch ein gewisses Besinnen bei einem Teil der Esten zu Wege gebracht hat. Die estnischen Preßstimmen waren relativ sehr maßvoll, man erkannte hier den großen deutschen Aufschwung unumwunden an, sprach von Kompromißgedanken für die Zukunft und Ähnlichem, im Grunde freilich sehr Unverbindlichem, mehr. Die Deutschen werden sich dadurch aber nicht täuschen lassen. So willkommen ihnen ein vernünftiger Kompromiß natürlich auch sein würde, so sicher ist er nur dann zu erreichen, wenn die Deutschen einen starken Faktor darstellen, mit dem die Esten rechnen müssen. . . .

In Riga sind die städtischen Wahlen mittlerweile von der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten bestätigt worden. Die eingereichten Beschwerden sind abschlägig beschieden worden, die Querulanten sind aber an den Senat weitergegangen. Es dürfte ihnen das aber nichts helfen. Mittlerweile haben die unterlegenen Letten ihre Position nummerisch selbst reduziert, indem eine Anzahl lettischer Kandidaten, die auf der deutschen Liste standen und mithin von den Deutschen und Russen gewählt worden waren, demonstrativ ihre Mandate refüsiert haben. Davon ist in der vorigen Revue bereits gehandelt worden. Seitdem sind noch einige neue Demonstranten hinzugekommen. Solch eine Fronde ist ein bedauerliches Zeichen dafür, daß der Ingrimm in lettischen Kreisen, wo man sich des Sieges gar zu sicher gefühlt hatte, über ruhige Zukunftserwägungen z. B. die Oberhand gewonnen hat. Für die deutsche Wählerschaft bedeutet das ein Memento, sich nicht in Illusionen über den Erfolg einer Versöhnungspolitik zu wiegen, sondern ohne eine Pause eintreten zu lassen, die Vorbereitungen für die kommenden Wahlen mit Energie zu betreiben.

In Kurland haben die Wahlen in Windau dank der Zerfahrenheit der dortigen Verhältnisse, bei denen offenbar allerart persönliche Unterströmungen mitspielen, nach mehrfach kassierten Wahlen zu dem endgiltigen Sieg der lettisch-demokratischen Liste geführt. Die Konsequenz war die Wahl der Herren Tarausk und Kalnin zum Stadthaupt und zu dessen Gehilfen. Ersterer seines Zeichens Schulvorsteher, letzterer Selfmademan, der von ganz kleinen Verhältnissen sich bis zum Expeditor bei dem Handlungshause von Gerhard & Hey sich emporgearbeitet hat. Beiden mochten die curulischen Sessel erstrebenswerte Objekte ihres lokalen Ehrgeizes sein. Die Staatsregierung war aber andrer Meinung. Der Gouverneur von Kurland bestätigte die Wahl von Herrn Tarausk nicht, sondern ernannte den angesehenen deutschen Kaufherrn Reincke zum Stadthaupt von Windau. Eine analoge Entscheidung hatte der Gouverneur kurz vorher in Frauenburg getroffen. Es sind das zwei Maßnahmen des Gouvernementschefs, denen eine symtomatische Bedeutung kaum abzusprechen sein dürfte....

In der letzten Stadtverordnetenversammlung der früheren Zusammensetzung kam eine Vorlage des Stadtamts zur Beratung, die für die deutsche Kulturarbeit in Riga von großer Bedeutung ist und zugleich ein rühmliches Zeichen hochherziger Gesinnung eines im Vorjahr verstorbenen Sohnes Rigas darstellt: das Vermächtnis des weil. Kommerzienrats Rudolf Kerkovius, das eine Summe von über 3/4 Millionen in den Dienst der deutschen Sache stellt und der Stadt Riga die ehrenvolle Pflicht auferlegt, die Verwaltung der Stiftung zu übernehmen. Aus der Stadtamtsvorlage ergibt sich über sie folgendes: Am 20. Jan. 1899 hatte der Verstorbene sein Vermögen nach Abzug einiger Legate der Stadt Riga zu einer Stiftung vermacht, die zu einem Erziehungshause für Kinder unbemittelter Mitglieder der rigaschen Stadtgemeinde evangelisch-lutherischer Konfession bestimmt war. Ein am 10. Okt. 1906 in Berlin abgefaßtes Kodizill des vor etwa 10 Jahren ins Ausland übergesiedelten und deutscher Reichsangehöriger gewordenen Erblassers bestimmte dann im Einzelnen: Das im Testament bezeichnete Erziehungshaus soll in deutschem Geist geleitet werden und die Unterrichts- und Geschäftssprache soll deutsch sein. Die von der

Stadtverordnetenversammlung zu wählende Verwaltung soll aus Deutschen evangelisch-lutherischer oder reformierten Konfession bestehen und wenigstens ein reichsdeutsches Mitglied und nach Möglichkeit ein Mitglied aus der Familie Kerkovius haben. Falls binnen zwei Jahren nach dem Tode das Erziehungshaus nicht staatlich bestätigt wird und dessen Administration gewählt ist, sowie falls sich die Testamentsvollstrecker nicht überzeugt haben, daß die Erfüllung der obigen Bestimmungen gesichert ist, muß das Kapital in der deutschen Reichsbank in mündelsicheren Papieren niedergelegt und nebst den Zinsen dort so lange bleiben, bis die Rigasche Stadtverwaltung im Stande sei die Erbschaft unter den bezeichneten Bedingungen anzunehmen. Die Erbschaft beträgt 870,000 Rbl. und nach Entrichtung der Erbschaftssteuer ca. 760,000. Das Stadtamt hat sich nun auf den gewiß einzig richtigen Standpunkt gestellt, daß die Stiftung eine private Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalt darstelle, die der Stadt bis zu einem gewissen Grad die Erfüllung ihrer Kulturaufgaben erleichtere, und hat die Annahme des Kapitals unter den bezeichneten Bedingungen befürwortet. Die Stadtverordnetenversammlung hat daraufhin eine Kommission erwählt, die über die prinzipielle Frage und über Statut und Programm der geplanten Erziehungsanstalt ein Gutachten abgeben soll.

Unsere Zeit ist nicht reich an Personen von kraftvollem nationalem Gefühl, die zugleich die Möglichkeit haben, aus dem Vollen heraus dem bedrohten Volkstum zu helfen. Auch bei uns zu Lande ist es nicht anders als anderswo: die, welche erkennen, um was es sich handelt, sind meist nicht in der Lage zu tun, was von nöten ist, und denen, welchen es ein Leichtes wäre, dem Volkstum die gesicherte Grundlage für eine gedeihliche kulturelle Fortentwicklung zu geben, stellen andere Interessen weit näher. Leuchtend hebt sich von dieser Folie die Tat Rudolf Kerkovius ab, dessen Namen noch kommende Geschlechter mit tiefer Dankbarkeit als den eines Mannes rühmen werden, der, was er in rastloser Lebensarbeit erworben, in den Dienst des Volkes gestellt hat, dessen Wohlfahrt ihm über das Grab hinaus teuer war. Möchte diese deutsche Tat Frucht bringen auch in dem Sinne, daß sie andere, denen auch viel gegeben ist, anspornе in gleicher Weise mit ihrem Pfunde zu wuchern! Wer Umschau hält, sieht

überall, wie es an Geld mangelt, um aufzubauen und zu fördern, was unserm Volkstum not tut. Mit bitteren Empfindungen sieht und liest man, welche unablässige Mahnung nötig ist, um auch nur zu erhalten, was begonnen ist, mit welchen finanziellen Sorgen unsre Deutschen Vereine ringen, weil noch immer viele teilnahmlos abseits stehen. Möchte Rudolf Kerkovius ihnen allen den Weg zur nationalen Pflicht weisen.

Solche Taten, wie das Kerkoviussche Testament registrieren zu können, ist eine große Freude. Man schöpft wieder Mut zu weiterer Arbeit und kann konstatieren, daß der Idealismus, der sich in opferfreudiger Tat dokumentiert, noch immer lebendig ist, mag es auch oft so scheinen, als ob in öde Nüchternheit die ganze Welt versunken ist.

Wie kleinlich und nichtssagend erscheint gegenüber solch hochherziger deutscher Gesinnung all das Parteigezänk, all das Doktrinarisieren über diese oder jene politische Tendenz, oder dieses oder jenes Parteiprogramm, mit dem man mit Verlaub zu sagen, heute keinen Hund mehr hinterm Ofen hervorlockt. Das ist alles tot und keine Macht wird ihm neues Leben einflößen. Je früher das allenthalben und allerorten eingesehen wird, desto besser für uns und unser Land. Wir sollen und müssen unsre nationale Arbeit auf andre Ziele richten, praktische Politik treiben und uns alle Tage sagen, daß es jetzt überall ums Ganze geht. Ob „liberal„ oder „konservativ“ — was hat das für einen Wert, meist sind es Schlagworte ohne festes Fundament, aber darauf kommt es an, muß es ankommen, daß wir unser deutsches Immobil nicht um lumpiger paar tausend Rubel an Leute verkaufen, die kein Hehl daraus machen, daß sie uns das Lebenslicht — natürlich nur bildlich — ausblasen wollen; daß wir unsre Jugend in deutschen Schulen im Sinne der Väter und in deutscher Bildung erziehen und sie nicht der „Rechte“ wegen in freiwillig russifizierte Schulen stecken. Das sollte dann doch endlich einmal baltisches Allgemeingut werden! Es ist fürwahr hohe Zeit!

Was aber die politischen Parteischlagworte betrifft, so sollten wir uns dessen entsinnen, was Carl Schirren einst in seinen Vorträgen über livländische Geschichte in Dorpat gesagt hat: „Soweit überhaupt von bewußten politischen Parteien unter uns

die Rede sein kann, so scheiden sie sich als die Konservativen und Liberalen nur durch den Umstand, daß der Liberalismus die Reihen des Satzes umkehrt: Das Ziel der Entwicklung ist das Zweite, das Erste, was von uns ins Auge gefaßt werden muß, ist die Selbständigkeit der Entwicklung. Die liberale Politik hofft die Selbständigkeit der Entwicklung — soweit sie überhaupt noch darauf einen großen Wert legt — durch ein großes Ziel, das fast mit jeglichen Mitteln zu erreichen sei, gerettet zu sehen. Die konservative Landespolitik ist überzeugt, daß sich das rechte Ziel von selbst herstellen wird, sobald nur die Selbständigkeit der Entwicklung gewahrt bleibt."

So schrieb Schirren gegen Ausgang der 60-er Jahre des 19. Jahrhunderts. So viel sich auch seitdem geändert hat, so viel niedergebrochen und so schwierig „die Selbständigkeit der Entwicklung" zweifellos geworden ist, der Kernpunkt des Problems ist doch immer noch derselbe wie ihn Schirren so meisterlich scharf hier fixiert hat. Dr. Ernst Seraphim.

Zuschrift an die Redaktion.

Einiges über schwedisch-russische Beziehungen in sprachlicher Hinsicht.

In der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" finde ich einen interessanten Aufsatz von Gregor v. Glasenapp über „die indogermanische Urheimat und den Ursprung des russischen Nationalnamens „Rus" (Русь). G. v. Glasenapp kritisiert, wie mir scheint, sehr richtig eine Arbeit über das gleiche Thema, in welcher der Kijewer Professor Fr. Knauer, in dem jetzt so beliebten Fahrwasser der philologischen Ethnologen segelnd, bei den Stromschnellen des Dnjepr mit seiner Theorie Schiffbruch erleidet.

Ohne als Laie auf diesem Gebiete mich auf eine weitere Besprechung des anregenden Themas einzulassen, will ich bloß an einigen Beispielen zeigen, daß alte und vermutlich ehemals sehr rege Beziehungen zwischen den Bewohnern Rußlands und Skandinaviens unverkennbare Spuren in der Sprache reichlich genug hinterlassen haben. Diese Beziehungen, die wohl zum großen Teil friedlicher Natur waren, so weit man in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung überhaupt friedlich zu verkehren pflegte, spielten sich an den Ufern der schiffbaren und fischreichen Ströme Rußlands ab, auf denen die Skandinavier ihre bekannten abenteuerlichen Geschäftsreisen bis an das Schwarze Meer und Konstantinopel ausdehnten.

Sowohl Russen als auch Skandinavier sind durch die Lage und Natur ihrer Wohnsitze an zahlreichen Flüssen und Seen offenbar früh schon eifrige Fischer geworden. Die Wortschätze beider Länder sind daher an Bezeichnungen für Fischarten und Fanggeräte sehr reich. Besonders auffallend muß es daher sein, daß die am meisten gebrauchten Fischereigeräte und einige von den am meisten verbreiteten Fischarten des süßen Wassers in

Rußland und Schweden identische und heute noch allgemein gebrauchte Namen tragen.

Von Fanggeräten führe ich folgende an:

Schwedisch	Russisch	Deutsch
not	неводъ	Zugnetz
ryssja	рюжа oder риса	Sacknetz
mjärde	мерда	Reuse
krok	крюкъ	Haken
katsa	котцы	Fischzaun

Zur Aussprache der schwedischen Wörter ist zu bemerken, daß sj dem russischen Zischlaut ш entspricht. Rysja wird also ryscha ausgesprochen. Das y entspricht weder genau dem deutschen ü, noch dem i, sondern wird ganz ähnlich dem russischen ы ausgesprochen. Das o im Wort not ist lang und klingt nach einem dumpfen u. No deutlicher wird das lange o im Worte krok wie das deutsche u gesprochen.

Wenden wir uns zu den Fischnamen, so finden wir folgende die der Form und der Bedeutung nach ebenso identisch sind, wie die oben angeführten Bezeichnungen der Fanggeräte:

Schwedisch	Russisch	Deutsch
gers	ершъ	Kaulbars
lindare	линь	Schlei
sik	сигъ	Maräne
harr	харьюзъ	Äsche
lax	лосось	Lachs
sill od. sild	сельдъ	Hering

Sehen wir vom Meeresfisch, dem Hering, ab, so finden wir unter den übrigen fünf Namen Fische, die in Skandinavien ebenso wie in allen größeren Gewässern und auch in vielen kleinen Flüssen und Seen Westrußlands zuhause sind. Was die Aussprache der schwedischen Fischnamen betrifft, so muß nur hinsichtlich des Wortes gers gesagt werden, daß es in der vulgären Aussprache der Fischer im größten Teil Schwedens fast genau wie der entsprechende russische Name ершъ (Ersch oder Jirsch) klingt.

Es ist kaum anzunehmen, daß die Gleichartigkeit der von mir angeführten russischen und schwedischen Wörter nur ganz zufällig und nicht irgendwie entwicklungsgeschichtlich begründet

ist. Es fragt sich nur, wie der genetische Zusammenhang gedacht werden muß. Da existieren vier Möglichkeiten: 1) die Wörter sind aus dem Skandinavischen entlehnt, 2) sie stammen aus dem Russischen, 3) sie sind uralten indogermanischen Ursprunges und 4) sie stammen aus der Sprache der Finnen, welche damals im ganzen Norden und Osten Rußlands, z. B. längs der ganzen Wolga, Kama und Oka, und auch im nördlichen Schweden gesprochen wurde. Dank der beispiellosen Toleranz der Schweden in nationaler und sprachlicher Hinsicht gab es noch bis vor kurzem finnische Sprachinseln hier und da in Schweden. So erfuhr ich, daß in Bohuslän noch im vorigen Jahrhundert ein Finnendorf existierte.

Ein abschließendes Urteil darüber zu fällen, welche von den vier oben erwähnten Möglichkeiten der Wahrheit am nächsten kommt, ist garnicht meine Absicht. Um diese Frage zu entscheiden, ist ein ganz genaues Studium der Etymologie jedes einzelnen Wortes erforderlich, da die verschiedenen Namen und Bezeichnungen aus verschiedenen Sprachen stammen können. Es kann also ein Austausch von Wörtern stattgefunden haben, und diese Erklärung scheint mir persönlich die wahrscheinlichste zu sein. Warum sollte bei dem durch allerlei Münzen-, Scherben- und Waffenfunde erwiesenen Verkehr der alten Völker unter einander nicht auch ein Austausch von Wörtern stattgefunden haben.

Verfügten die ehemaligen Bewohner Nordeuropas auch über keine schnellen Transportmittel und guten Wege, so waren sie, die nach unseren jetzigen Begriffen „Wilde" waren, doch keineswegs seßhafter als wir. So konnte z. B. leicht der Fall eintreten, daß Reisende eines Volksstammes sich inmitten eines anderen niederließen, der sie freundlich willkommen hieß, wie nach Nestors Chronik die Dnjeprslawen den „Ruhmeskönig" Hrôdrik = Рюрикъ vom Stamme Rôs aus dem westlichen Schweden.

Ich habe in Schweden verschiedene Personen gefragt, wie sich die finnisch-estnische Bezeichnung ruotsi resp. rotsi für „schwedisch" erklären ließe. Eine plausiblere Erklärung wurde mir nicht zuteil, als daß die Finnen und Esten des östlichen Ostseestrandes, wenn sie ihre schwedischen Nachbarn westlich von der Ostsee besuchten, hauptsächlich mit dem Stamme Rôs oder Rûss zusammengetroffen, der nördlich von Stockholm in der

Landschaft Roslag heimisch war und auch mit schlechten Böten auf dem Wege längs den Alandinseln verhältnismäßig leicht erreicht werden konnte. Nach dem Prinzip „pars pro toto“ wurde der geläufig gewordene Name Ruossi- oder Ruotsimaa auf ganz Schweden resp. Skandinavien bezogen und vielleicht auch anwohnenden Slavenstämmen im Verkehr übermittelt, die dann ebenfalls das Land jenseits der Ostsee „Русь“ nannten.

Entweder muß schon seit undenklichen Zeiten ein lebhafter Verkehr zwischen Skandinaviern und Finnen bezw. Esten bestanden haben, oder aber die Esten sind ein Mischvolk aus finnischen und schwedischen Stämmen. Die eine Alternative schließt die andere keineswegs aus. Die große Menge von skandinavischen Wörtern in der estnischen Sprache und der germanische Typus bei einem großen Teil des estnischen Volksstammes legt die schon früher mehrfach ausgesprochene Vermutung[1] nahe, daß schon lange vor der Eroberung Estlands und Livlands durch die Dänen und Schweden lebhafte Beziehungen zwischen Esten und Skandinaviern bestanden haben müssen. Wenn auch die Esten sich weit weniger ablehnend gegen die schwedische Herrschaft verhielten als die Deutschen, welche z. B. lieber auf Universitäten in Deutschland, als auf der von Gustav II. Adolf gegründeten livländischen Universität studierten,[2] so dauerte doch das schwedische Regiment nicht lange genug, um die estnische Sprache so sehr zu beeinflussen, zumal die Schweden sich stets in nationalen Fragen indifferent gezeigt haben. Interessant in jeder Hinsicht ist das estnische Wort haigur, welches „Reiher“ bedeutet. Die deutsche Bezeichnung für diesen Vogel ist neueren Ursprungs, mittelhochdeutsch hieß er heiger, althochdeutsch heigir. Der schwedische moderne Name lautet häger (gesprochen mit gutturalem g). Das estnische Wort haigur scheint also einem uralten germanischen Dialekt entlehnt zu sein, in welchem die Laute ai und u noch nicht zu ä, e oder i abgeschwächt waren.

---

[1]) Es darf vielmehr als geschichtliche Tatsache angesehen werden, an der gar kein Zweifel möglich ist. Die Redaktion.

[2]) Von einem „ablehnenden“ Verhalten der Deutschen gegen „die schwedische Herrschaft“ kann füglich nicht die Rede sein. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß viele junge Leute auch nach der Gründung der Universität Dorpat noch in Deutschland studierten. Die Redaktion.

Ein ähnliches intereſſantes Wort iſt im Ruſſiſchen брюки (Hoſe), das mit dem altnordiſchen Worte brok identiſch iſt, welches ebenfalls „Hoſe“ bedeutete. Auch das Wort лекарь (Arzt) ſcheint nicht nur ſehr alt, ſondern auch direkt unter ſkandinaviſchem Einfluß entſtanden zu ſein. Es entſpricht nämlich genau dem ſchwediſchen Worte läkare und hat ſogar dieſelbe Endung ar, die wir an Fremdwörtern finden, während ſonſt im Ruſſiſchen der Beruf durch ein ſubſtantiviertes Adjektiv, oder durch ein von der Verbalform mittels der Endung —никъ abgeleitetes Subſtantiv bezeichnet wird, z. B. рабочій und работникъ.

Zum Schluß erlaube ich mir die Frage an die Herren Philologen, ob nicht das ruſſiſche Wort булка (Semmel) ein Diminutiv des ſchwediſchen Wortes bulla (ebenfalls Semmel) ſein kann.

Dr. Guido Schneider.

Die Gesandtschaften Wolter von Plettenbergs an den Großfürsten von Moskau in den J. 1494—97.

Von

F. von Vegesack.

Unter Iwan d. III. Wassiljewitsch kam es zu den ersten unheilverkündenden Eruptionen des vom Tataren-Joch wieder befreiten und unter Moskaus Haupt sich einigenden slavischen Kolosses, dessen wachsende Wucht unter Iwan dem Grausamen den Zusammenbruch livländischer Selbständigkeit herbeiführte. 1471 und 1478 ward dem Freistaat Nowgorod der Todesstoß versetzt; bald darauf — 1492 — erhoben sich drohend an der Narowa die Türme des neu erbauten Iwangorod. Zwei Jahre später erfolgte die Schließung des deutschen Handelshofes zu Nowgorod und die Gefangennahme der dort verkehrenden deutschen Kaufleute.

Den Anlaß boten angeblich von deutscher Seite erfolgte Übergriffe, vor allem die Hinrichtung zweier Russen in Reval.[1] Der Grund lag tiefer: das unaufhaltsam der Ostsee zustrebende Vorwärtsdrängen des erst jetzt zum Bewußtsein seiner Macht

[1]) Der eine war wegen Falschmünzerei nach lübischem Rechte gesotten, der andere in Folge eines Verbrechens wider die Natur (Sodomie) verbrannt worden. — „Schonne hystorie", Archiv, Bd. VIII. S. 139, 140. Liv-, est- u. kurländ. Urkundenbuch, II. Abt., Bd. 1. 184. [citiert weiterhin: L. U.-B.] — conf. auch: E. von Nottbeck, die alte Criminal-Chronik Revals, Reval, 1884. S. 62 und 64. (Nach Herbers Auszug aus d. alten Gerichtsbuch, f. 91 u. 118). — 1494 Okt. 4. war der Russe Wassili verbrannt worden. Die Revalenser sollen den sich beklagenden Russen geantwortet haben, daß sie sogar den Großfürsten, — bei gleicher Untat in ihren Mauern ertappt, — wie einen Hund verbrannt hätten! — Alb. Krantz, Vandalia, Köln 1519, Lib. XIV. Kap. XXII.

erwachten slavischen Riesen mußte notwendig zum Zusammenstoß mit dem am weitesten nach Osten vorgeschobenen Vorposten deutscher Kultur führen.

Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden das Verhalten sowohl der einzelnen livländischen Mächte, als auch des deutschen Mutterlandes, vor allem Lübecks, nach der erfolgten Nowgoroder Katastrophe darzustellen.

Am St. Leonhardstage, den 6. November 1494 war der deutsche Handelshof zu Sanct Peter in Nowgorod auf Befehl des Großfürsten von Moskau Iwan Wassiljewitsch geschlossen worden, die zurzeit sich dort aufhaltenden Kaufleute — 48 an der Zahl[1] — nebst 8 jungen Gesellen,[2] die sich der Erlernung der russischen Sprache gewidmet (= „sprakelerers"), ins Gefängnis gesetzt, die aufgespeicherten reichen Warenlager mit Beschlag belegt.[3] Am 14. Nov. ward auch der revaler Ratsendebote Gotschalk Remlinkrode, der mit dem dorpater Thomas Schrove an der Spitze der aus Moskau heimkehrenden hansischen Gesandtschaft stand, in Nowgorod angehalten und eingekerkert.[4]

Als die Kunde von diesen Ereignissen nach Livland drang, ließen Reval und Riga die bei ihnen verkehrenden russischen Kaufleute sofort arretieren.[5] Schon hier sehen wir einen unverkennbaren Gegensatz in den Anschauungen Dorpats, das sich weder dieser Maßregel anschloß, noch sich sonst in seinen gewohnten Handelsbeziehungen zu Rußland stören ließ.[6] — Die erste Initiative ergreift der Ordensmeister, Wolter von Plettenberg. Er ist eben im Begriff seinen Boten Johann Hildorp in

---

[1]) Die Aufzählung der Namen in der Chronik Reimar Kock's von 1549, Autograph. in d. St.-Bibl. zu Lübeck, Bd. II. S. 206. Danach gedruckt: Schäfer, Hanserez. III. Abt. 3. Bd. n. 502 B. u. L. U.-B. II. 1. 526. In den hier angegebenen 49 Kaufl. ist Remlinkrode mitgezählt, so daß die „Schonne hysth," mit ihren 48 Recht hat! 17 werden aus Lübeck genannt, 7 a. Dorpat; die meisten stammten aus Westphalen. — [2]) 8 sind jedenfalls später frei gelassen worden, L. U.-B. II. 1. 384. Zwei von ihnen sind Söhne gleichzeitig mit ihnen gefang. Kfl. — [3]) Im Werte von 96,000 Mk. L. U.-B. II. 1. 80. Doch kann diese Angabe in d. Einleitung der 1514 gegebenen neuen Skra ebenso unzuverlässig sein, wie die Mitteilung, daß die Zahl der Gefangenen 30 gewesen sei. — [4]) Conf. H. Hildebrand: Die hansisch-livl. Gesandtschaft des Jahres 1494 nach Moskau und die Schließung des deutschen Hofs zu Nowgorod. Balt. Monatsschr. 20. Bd. S. 115–136. — [5]) L. U.-B. II. 1. 83, 84. — [6]) Über die Sonderstellung Dorpats in den Handels-Bezieh. zu Rußland conf. P. von der Osten-Sacken: „Der Hanse-Handel mit Pleskau bis zur Mitte des 15. Jahrh." (Beitr. zur russ. Geschichte, Berlin, 1907, S. 41).

Landesangelegenheiten (in Folge von Pleskauschen Übergriffen), nach Pleskau zu senden, als ihn die Nachricht von den Nowgoroder Vorgängen ereilt. Von sich aus bietet er Reval in einem Schreiben vom 25. Nov. seine Vermittlung an: am 6. Dezember werde sein Abgesandter in Narva sein, dorthin sollen sie ihr Gewerbe an den Großfürsten von Moskau gelangen lassen.[1] Schon am 29. Nov. bricht Hildorp von Wenden auf. Am selben Tage schreibt der Meister an den Hochmeister Hans von Tiefen und bittet ihn um Beistand gegen die von Moskau drohende Kriegsgefahr: „betrachtet des Großfürsten zu Moskau seine Macht und dieser Lande Armut und Schwachheit!" Im selben Schreiben weist Plettenberg deutlich auf den tiefer liegenden Zweck der Gesandtschaft hin: mit allen Mitteln sollte der Großfürst „bearbeitet" und von einem sofortigen Einfall ins Land abgehalten werden.[2] Der klar vorausgesehene Zusammenstoß mit der russischen Macht sollte durch diese und die folgenden Gesandtschaften nach Möglichkeit hinausgeschoben werden, um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen.

Die einzigen, die sich gleich anfangs nach dem über die Ihrigen in Nowgorod hereingebrochenen Unglück an den Ordensmeister wenden, sind die zurzeit in Reval weilenden Kaufleute deutscher Hanse; in seinem Antwortschreiben, vom 9. Dez. datiert, weist der Meister auf sein dem Revaler Rat bereits gemachtes Anerbieten hin, sich wegen der mit den Russen einzuleitenden Unterhandlungen an seinen Gesandten Hildorp in Narva zu wenden.[3]

Die innere Zerrissenheit des Landes und die vielfach gesonderten Interessen der Städte kommen deutlich zum Ausdruck in den verschiedenen sich oft gegenseitig hemmenden Maßnahmen, die sie zur Befreiung der Gefangenen und Wiederherstellung der alten Handelsbeziehungen ergreifen. Reval verspricht sich wenig Erfolg von der Gesandtschaft des Ordensmeisters,[4] erhofft vielmehr Alles Gute vom Großfürsten von Litauen, an den es, auf den Rat Rigas hin, seinen Ratsmann Gellinckhusen mit vielfachen

[1]) L. U.-B. II. 1. 86. — [2]) ib. 88. „. . . umb tho bearbeyden und mith vlyte darna tho wesen, konde men eme von dussen landen bwegen!" — [3]) ib. 92. Wir finden hier den charakteristischen Passus: „Wenthe zo dusse lande vorhert unnd verdorven wordenn, were ensodanen nicht alleyne unsse schade, zunder thegenn dath gemene beste, den dith lanth in allen guden vry, veylich (= ungefährdet) und zeker (= sicher) gegonth werth." — [4]) ib. 116, 117.

Empfehlungsschreiben des Erzbischofs von Riga, des Bischofs von Dorpat, des Ordensmeisters und der Städte Riga und Dorpat absendet.[1]

Gleichzeitig bittet Reval Danzig, sich durch den König von Polen, Johann Albrecht, bei dessen Bruder, dem Großfürsten Alexander von Litauen, verwenden zu wollen.[2] Dorpat geht infolge seiner noch immer nicht abgebrochenen Handelsbeziehungen zu Pleskau wieder seine eigenen Wege — wir hören von einer Botschaft des Bischofs von Dorpat, Dietrich Hake, an den Großfürsten von Moskau,[3] und später des dorpater Bürgers H. Elferinckhusen nach Nowgorod und Moskau.[4]

Die Frage der Handelssperre wird für die nächste Zeit zum beständigen Zankapfel zwischen Reval und Dorpat. Ersteres besteht auf einer allgemein durchgeführten und streng eingehaltenen Handelssperre, um die Russen zu weiteren Unterhandlungen zu zwingen: „weil nach unserem Gutdünken alle Arbeit, die man zur Befreiung des Kaufmanns anwenden mag, unfruchtbar bleiben müsse, solange zwischen Narva und Nowgorod, und Dorpat und Pleskau der Handel weiter getrieben würde.“ [5] Dorpat weist seinerseits darauf hin, daß sie mit Pleskau in einem „besonderen Frieden“ ständen, — „daß ein jederman käme und fahre nach dem Alten.“ Selbstverständlich geschehe das nur zum Besten des allgemeinen Wohls — des lieben Friedens wegen — und damit nicht etwa das Mißtrauen entstehen könnte, es handle aus rein egoistischen Motiven, beteuert Dorpat, daß es weder Mühen, Reisen noch Geldausgaben scheuen werde, wenn es das Wohl der Gefangenen gelte.[6]

Um das Bild der allgemeinen Lage Livlands in diesem kritischen Zeitpunkt zu ergänzen, ist es nötig, einen Augenblick auf die Beziehungen zu den „überseeischen“ Städten, insbesondere zu Lübeck, einzugehen.[7] Von Reval benachrichtigt, hatte

---

[1]) L. U.-B. II. 1. 114, 115, 139, 140, 141. — [2]) ib. 117. — [3]) ib. 118. — [4]) ib. 146, 218. — [5]) ib. 122. — [6]) ib. 132. „also des landesfrede halven upp dat wii nach tor tiidt iim frede leven magen beth so langhe Godt almechtien dorch sliine milde barmhertichcit unde wii idt samptliken miit sliner hulpe beterenn magen.“ — [7]) Vergl. hierzu: Dr. V. von der Osten-Sacken: „Der Kampf der livl. Städte um die Vorherrschaft im Hansekontor zu Nowgorod bis 1442.“ (Beitr. z. K. Est-, Liv- u. Kurl. VII. Bd. S. 352, 356/7 u. 368—372. Reval 1912). Auch R. Hausmann: „Zur Gesch. d. Hofes von St. Peter in Nowgorod.“ Balt. Mon. 1904. Heft 10 u. 11. S. 272.

Lübeck die Kunde von den Nowgoroder Vorgängen weit in die Rheingegend und bis in die Niederlande verbreitet.[1] In Erinnerung ihrer alten Mutterpflichten den livländischen Städten gegenüber verfaßt sie nun am 17. Jan. 1495 eine Reihe von Schriftstücken, die deutlich genug zeigen, wie sehr sie mit der Zeit ihren Kindern entfremdet war und jede Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse dort draußen im Osten verloren hatte. Zunächst ein in byzantinischem Schwulst gehaltener lateinischer Brief an den Großfürsten von Moskau, mit dem die livländischen Städte nichts anzufangen wissen.[2] Bezeichnend ist es, daß die Herren an der Trave Riga und Reval bitten, die Überschrift ergänzen zu wollen, da sie den Titel des Großfürsten auf lateinisch nicht wüßten, fügen aber hinzu: „doch bitten wir bescheiden, daß man den Großfürsten in sotaner Überschrift nicht als einen Kaiser, wie er sich schreibt, tituliert — weil wir nichts von einem Kaiser wissen.“ [3] Außerdem schreibt Lübeck an den Erzbischof von Riga, die Bischöfe von Reval und Dorpat, den Ordensmeister, sowie an Riga, Reval und Dorpat, und bittet sie ihr Möglichstes zu tun, die gefangenen Kaufleute zu befreien: „da wir ganz fern von Rußland sind belegen, und Ihr täglich Nachrichten und Botschaft aus Rußland, Nowgorod und anderen Gegenden besser denn wir haben könnt.“ [4]

Lübeck ist vorsichtiger als Dorpat — von irgend welchen Geldopfern ist nirgends die Rede — dafür verweist es auf den nicht so kostspieligen Lohn Gottes.“ [5]

Unterdessen war Johann Hildorp von Nowgorod weiter nach Moskau gezogen, da der Statthalter von Nowgorod, Jakob Zacharewitsch, keine Vollmacht hatte, mit ihm zu unterhandeln.[6]

Reval bittet den Ordensmeister, da noch immer kein Erfolg von seiner Gesandschaft zu verspüren, bei einer etwa an den Großfürsten von Litauen abzusendenden Botschaft diesen um Verwendung für die Gefangenen anzugehen. Plettenberg antwortet, er wolle zuerst die Rückkehr seines Boten aus Moskau abwarten,

[1]) L. U.-B. II. 1. 166, 167. — [2]) ib. 170. — [3]) ib. 127, 133. conf. H. Hildebrand: „Die hans.-livl. Gesandtschaft des Jahres 1494 nach Moskau.“ Balt. Mon. 20. Anm. S. 121—122. — [4]) L. U.-B. II. 1. 128, 130. Es ist wohl kein Zufall, daß an Stelle von „Rußland“ anfangs „Lifflande“ gestanden hat, das später getrichen wurde: in der Tat, Lübeck war, „ganß verne van Lifflande“. — [5]) ib. 128, 130. „dat lon van Gode deme heren, deme wy juwe ghnade in ßaliger wollfarth bovelen, darfor tho entfangende.“ — [6]) ib. 145.

— dann mag man „tun nach Gelegenheit der Sache.“ [1] Er bleibt bei dem einmal von ihm eingeschlagenen Wege der direkten Besendung.

Um ein einheitliches Vorgehen Aller in der russischen Angelegenheit zu erzielen, wird vom Ordensmeister und Erzbischof von Riga, Michael Hildebrand, zum 29. März ein zu Walk abzuhaltender Landtag angesetzt; in dem Schreiben des Meisters an Reval, in dem er sie ersucht, zwei ihrer Ratsmitglieder dahin abzuordnen, heißt es ausdrücklich: „dort soll von keinen anderen Sachen gehandelt werden, als allein die Frage erwogen werden, wie man diese Lande vor den Russen beschirmen könnte, und alle anderen Sachen sollen gänzlich zurückgestellt und ihrer nicht gedacht werden.“ [2]

Wann Hildorp aus Moskau zurückgekehrt ist, ist aus dem vorliegenden Urkundenmaterial nicht ersichtlich. Wir finden ihn auf dem Landtage [zu Walk, 1. April, wo er den versammelten Ratsendeboten über seine Gesandtschaft Bericht erstattet.[3] Der Hauptzweck, die Befreiung der Gefangenen, war nicht erreicht. Wohl hatten aber die zahlreichen Geschenke des Meisters an den Großfürsten, die wir in der später aufgestellten Kostenberechnung[4] finden: eine schöne Armbrust mit Winden und Köcher, und ein Pferd von 40 Mk. eine wesentliche Erleichternng der Haft erwirkt: die Kaufleute waren aus „swaren fenckniſſe ... up de fote gekomen“ und auf einen anderen „fremden“ Hof gebracht worden. Die jungen Sprachelernenden sogar unter Bürgschaft zu ihren Herren in die Stadt entlassen. Ausdrücklich wird im Bericht betont, daß diese Vergünstigungen nur „umme des hochwerdighen grotmechtighen herren meysters willen“ bewilligt worden seien. Eine Auslieferung der Gefangenen stand aber nur dann in Aussicht, wenn der angehaltene russische Kaufmann vorher auf freien Fuß gesetzt würde. Dem Schluß des Berichts, den die Ratsendeboten der livländischen Städte vom Landtag zu Walk Lübeck übersenden, entnehmen wir die beruhigende Mitteilung, daß die Kaufleute noch alle gesund und „to passe“ sind.

---

[1]) L. U.-B. II. 1. 145. — [2]) ib. 153. „... und vorder so willet eynen jwvelicken warnen, dat wy aldar neyne degelicke sacken gedencken to hoeren noch intonemen.“ — [3]) Akten und Rezesse der livl. Ständetage, III. Bd. 1910 n. 3. = L. U.-B. II. 1. 170. — [4]) ib. 630.

Der Rezeß des Landtages enthält Bestimmungen über Festsetzung des Wertes verschiedener Münzsorten, Beschränkung der Pferdeausfuhr,[1] — von einer gemeinsam zu ergreifenden Maßnahme zur Befreiung der Gefangenen, wie sie der Meister geplant, hören wir nichts. Als die Stände insgesamt dafür sind, die russischen Gefangenen dem Ordensmeister zwecks Weiterbeförderung zu übergeben, widersetzt sich Reval diesem Ansinnen und will die Angelegenheit noch mit Lübeck beraten. Reval scheint sich noch immer von der Vermittlung des Großfürsten von Litauen einen Erfolg versprochen zu haben; am 6. April langt ein Brief des letzteren, zur Weiterbeförderung an den Großfürsten von Moskau bestimmt, in Riga an; er ist uns nicht erhalten.[2]

Deutlich tritt auch hier die Sonderstellung Rigas zu Tage: ihre Handelsbeziehungen sind durch die Nowgoroder Ereignisse nicht wesentlich tangiert, sie übergibt daher gerne Dorpat und Reval ihre Vollmacht, zur Befreiung der gefangenen Kaufleute ganz nach ihrem Ermessen zu handeln.

Eine russische Botschaft, die am 28. April beim Ordensmeister erschienen war, und von der man sich einiges für die Gefangenen versprochen hatte, hatte keinen Auftrag gehabt, wegen der Gefangenen zu verhandeln.[3]

In dieser Zeit des allgemeinen Stillstandes der Verhandlungen mit den Russen entfaltet die Stadtkanzlei von Lübeck eine emsige Tätigkeit, um, wenigstens auf dem Papier, ihren ganzen Eifer deutlich zu zeigen: noch ist die Antwort aus Livland nicht eingetroffen, daß ihr erster Brief an den Großfürsten nicht habe verwandt werden können, so setzt sie schon am 3. April zur Sicherheit eine zweite in byzantinischen Schnörkeln abgefaßte Epistel an den Großfürsten auf,[4] — und einen Monat darauf eine dritte.[5] Das Unglück will es, daß bei aller stilistischen Sorgfalt gerade der wichtigste Gefangene, nämlich der revaler Gesandte Gotschalk Remlinkrode einfach vergessen wird, was Reval

[1]) L. U.-B. II. 1. 168. Akten u. Rez. d. livl. St.-V. III. Bd. n. 3. Dietr. Schäfer: Hanse-Rez. III. Abt, III. Bd. S. 375, Anm. 3.: den Russen soll man kein Pferd über 6, — an Deutsche keines über 9 Mk. im Werte verkaufen. — [2]) L. U.-B. II. 1. 173. Über die Sonderstellung Rigas vgl.: Dr. P. v. d. Osten-Sacken: „Der Kampf d. livl. Städte um die Vorherrschaft. . ." (Beitr. z. K. E.-L. u. K., VII. Bd. S. 285 u. 357. Reval 1912). — Auch R. Hausmann: „Zur Gesch. des Hofes von St. Peter in Nowgorod." Balt. Mon. 1904, pag. 264. — [3]) L. U.-B. II. 1. 204. — [4]) ib. 172. — [5]) ib. 188.

mit einiger Kränkung konstatiert.[1] Die zu Wawe versammelten Ratsendeboten der livländischen Städte antworten deshalb Lübeck am 25. Juni, sie könnten den ihnen freundlich übersandten Brief nicht weiter befördern.[2]

Am 17. August entschuldigt sich Lübeck wegen der Versäumnis — es sei nur aus Unkenntnis des betreffenden Kanzleibeamten geschehen, nicht aus böser Absicht. Zum Trost und als Ersatz folgt gleich ein 4. Brief an den Großfürsten von Moskau, in dem dieses mal ausdrücklich des „ambasiatoris civitatis Rivaliensis ipsius“ gedacht wird.[3]

Wieder ist es der Ordensmeister, von dem wir zuerst von dem Plane einer zweiten Besendung des Großfürsten erfahren, und zwar schon am 30. Mai.[4] Bemerkenswert ist aber der Umschwung, der sich schon jetzt deutlich in seinem Verhältnis zu den Städten zeigt: nicht e r bietet von sich aus den Städten seine Vermittlung an, sondern die Vertreter der Städte sind es, die sich an ihn, als den Einzigen wenden, von dem sie sich einen Erfolg in den russischen Händeln versprechen. In diesem Sinne sprechen sich die zu Wawe am 25. Juni versammelten Ratsendeboten von Dorpat und Reval, zugleich in Vollmacht Rigas aus: „weil wir außer ihm hier im Lande niemanden wissen, wer was Gutes durch eine Gesandtschaft erreichen könnte.“[5]

Unterdessen langt ein Brief der gefangenen Kaufleute in Dorpat an; sie sprechen ihre Verwunderung aus, daß sie nun schon 33 Wochen lang „sunder allen trost siin vorlathen“, wenn der „gnädige Herr Meister“ sich ihrer nicht angenommen hätte, wären sie längst „ohne Zweifel an Leib und Leben jämmerlich gekränkt“ worden, — so daß „wir seiner Gnaden unserer Gesundheit wegen viel zu danken haben.“[6] Auch sie betonen, daß ihnen, wie sie eben erfahren, nur eine Besendung des Meisters von Nutzen sein könne.[7]

Am 5. Juli fand in Wolmar eine Vorberatung der städtischen Abgesandten statt, — von dort zog man zum Ordensmeister, um

---

[1]) L. U.-B. II. 1. 205. — [2]) ib. 211. „umme denn willen in demsulven breve unße bade .... gentczliken vorgeten is unde siinenthalven gene dechtnisse geschuet, gelick he iin siinen egenen werenn und nicht iin der gemenen stede beste uthgesant were.“ — [3]) ib. 240, 246. — [4]) ib. 200. — [5]) ib. 211. — [6]) ib. 216. — [7]) ib. 216 „wii vorstaen hiir van den Russenn, dat uns des herenn meisters bosendinghe seer nutsam siin solde. . .“

ihn um eine Besendung des Großfürsten auf Kosten des Kaufmanns zu bitten.[1] Bei allem guten Willen „upp dat wii samptliken und endrachtichliken de sakenn anhevenn", — ist man sich doch über die Hauptfrage, nämlich die Auslieferung der russischen Kaufleute nicht einig geworden. Gegen den Rat des Meisters und des Erzbischofs von Riga, dem einmal in Walk gefaßten Beschluß gemäß, die russischen Gefangenen frei zu geben,[2] — beharrt Reval auf seiner abweichenden Ansicht, rät dringend von einem Entgegenkommen dem Großfürsten gegenüber ab, und weist darauf hin: „daß man auf des Tyrannen Wort keinen Glauben setzen möge."[3] Wie berechtigt die Befürchtungen Revals waren, lehrte die Zukunft. — Am 22. Juli schreibt der Meister an Reval, daß nach reiflicher Überlegung mit den Sendeboten der Städte und Johann Hildorp man doch zum Schluß gekommen sei, dem Großfürsten die Freigebung der zu Riga und Reval angehaltenen Russen anzubieten.[4] Da aber Reval dagegen sei, müsse man leider von diesem Mittel absehen; trotzdem werde er aber seinen Boten an den Großfürsten absenden, da sich auch Lübeck mit dieser Bitte direkt an ihn gewandt habe. Am 2. Aug. werde Hildorp in Narva sein. Wie eine kleine Hoffnung, daß sich Reval doch noch eines Besseren besinnen werde, klingt zum Schluß des Briefes der Passus, daß sie ihm nach Narva noch Mitteilungen zukommen lassen könnten. — Reval bleibt aber beharrlich, und schickt an Johann Hildorp nach Narva, — wohl als Ersatz für die zurückgehaltenen Gefangenen, — „1 Liespfund Konfekt und 2 Tönnchen Rheinwein", mit deren Hilfe es wohl auch die Russen günstiger zu stimmen hoffte.[5]

Die Frage der Handelssperre bleibt nach wie vor ein strittiger Punkt in den Beziehungen zwischen Reval und Dorpat. Am 8. April hatten Lübeck und die wendischen Städte, wohl auf

[1]) L. U.-B. II. 1. 212. — [2]) ib. 207. — [3]) ib. 221. „dat men uppe des tyrannen wort genen geloven moge setten." — [4]) ib. 229. Und zwar sei der Austausch der beiderseitigen Gefangenen folgendermaßen gedacht: „dat he (Hildorp) deme grotfforsten muchte zeggen in wolgevallen und behechlicheit: here grotfforste, giff mynen heren umb syner bede willen den duitschen koppman vry myt synen gudern, ick will bestellen, de dyne vry zullen gegeven werden und in dyn landt komen; alleyne streck my dine handt, so dyne kopplude tho Nouwgarden zyn, dat ick dan mydt deme duitschen koppman vry unvorhinderdt thien moge in Lifflandt, ick gedencke und will mydt deme koppman so lange thor stede zitten thor tydt, dyn koppman tho Nouwgarden komppt, so de dar is, laete my dan myt den Duitschen affthien." — [5]) ib. 238.

Revals Bitte hin, in erster Linie über Narva und den Neva-Handel eine Handelssperre angeordnet. Daneben wurden aber auch Danzig, Riga und Dorpat aufgefordert, den Verkehr mit den Russen auch bei sich zu untersagen.[1] Das Verbot scheint aber von keiner Wirksamkeit gewesen zu sein, denn Reval beklagt sich am 19. Mai bei Lübeck, daß dem Beschluß der Hansa und den Bestimmungen der Nowgoroder Skra entgegen von Dorpat und Narva aus, auch unter gegenwärtigen Umständen, der Handel mit den Russen weiter getrieben werde und bittet: „daß sothane dreiste Vermessenheit gegen Euer und der Städte Verbot gestraft werden möge.“[2] Die am 25. Juni zu Wawe versammelten Ratsendeboten von Dorpat, Reval und in Vollmacht Rigas sprechen sich aber gegen die Handelssperre aus, da sie von keiner Wirkung auf den Großfürsten sei und den Gefangenen nur schaden könne.[3] Dieser Beschluß wird sofort Lübeck übermittelt. Wie wenig sich letzteres noch eigentlich um die livländ. Verhältnisse kümmerte, im Grunde sie ganz den livländ. Städten selbst überläßt und sich nur noch eine scheinbare Leitung der Dinge wahrt, tritt nirgends so eklatant hervor, wie gerade hier: 2 Tage noch zuvor erneuert Lübeck mit den wendischen Städten das Verbot mit den Russen zu handeln und droht mit ernstlichen Strafen,[4] — kaum erhält es aber den zu Wawe gefaßten Beschluß der livländischen Ratsendeboten, die sich gegen die Handelssperre aussprechen — so rät es schon Wismar, das Handelsverbot zurückzunehmen, da die Städte in Livland es nicht billigen — „die solcher Sache Gelegenheit besser denn wir wissen.“[5]

Interessant ist es aber, wie bei dieser Lage der Dinge jeder in Livland doch noch immer bestrebt ist, die scheinbare Autorität Lübecks für seine eigenen Interessen auszuspielen. In diesem Fall ist es Reval, das gegen den Beschluß von Wawe das Handelsverbot aufrecht erhält,[6] und zwar mit bestem Erfolg, wie Narvas Klagen über von Reval beschlagnahmte Güter deutlich beweisen.[7] Auf die Verwendung des Ordensmeisters für Narva antwortet

[1]) L. U.-B. II. 1. 175, 176. [2]) ib. 195. — [3]) ib. 211. cf. Hildebrand: „Die hans.-livl. Gesandtsch.“ Balt. Mon. 20. Bd. S. 12ff. — Man war sich dessen bewußt geworden, daß das früher gegen den Freistaat Nowgorod so wirksam angewandte Mittel der Sperre bei der neuen Politik d. Großf., die gerade selbst auf die Vernichtung dieses Handels, als einer Quelle aller freiheitlichen Regungen, ausging, erfolglos sein mußte. — [4]) ib. 214. — [5]) ib. 220. — [6]) ib. 236. — [7]) ib. 239.

ihm Reval, es verbiete den Handel selbstverständlich nicht aus „eigener Vollmacht", — sondern nur auf den „ernstlichen" Befehl der wendischen Städte hin.[1] Wie ernst es Lübeck um das Handelsverbot zu tun war, zeigt sein Schreiben vom 17. August, in dem es Reval mitteilt, daß es auf Grund des Beschlusses von Wave die Handelssperre wieder aufgehoben habe.[2] Nun muß Reval nachgeben und gestattet den Verkehr über Narva bis zur Wiederkehr der Botschaft des Ordensmeisters aus Rußland.[3]

Aus begreiflichen Gründen behält Reval das Schreiben Lübecks, die Zurückziehung des Handelsverbotes betreffend, für sich; die Nachricht davon ist aber doch bis nach Dorpat gedrungen, das nun mit leise angedeutetem Mißtrauen sich an Reval wendet, warum es ihm das Schreiben Lübecks vorenthalte.[4] Reval antwortet seinerseits in gekränktem Ton, daß es von Lübeck wohl einen Brief über die Aufhebung der Handelssperre erhalten habe; Briefe an Dorpat oder sonst jemand seien ihnen aber nicht zugegangen — „solche pflegen wir weiter zu schicken." [5]

Unterdessen war Johann Hildorp in Moskau eifrig am Werke — „mith dem kentzelere" und einem „upperen begaren ... vele vorhandelinge mith worden umme hadde" — wie es in seinem am 28. Okt. zu Wenden erstatteten Bericht heißt, der uns diesmal näher über den Gang der Verhandlungen am Moskauer Hofe unterrichtet.[6] Anfangs weist der Kanzler auf die Übergriffe Revals und der anderen Städte, auch der Kaufleute hin, die die Schließung des Nowgoroder Hofes und die Gefangennahme zur Folge gehabt hätten, „auf daß man nicht denken dürfte, daß diese Sache ohne Schuld geschehen sei."

Als Hildorp hierauf kurz und einfach antwortet, daß ihm davon nichts bekannt wäre, fährt der Kanzler fort: er habe ihm schon im vergangenen Winter die Anwort erteilt, daß, wenn der Fürst-Meister die unschuldig in Reval gefangenen Russen frei geben würde und dabei „das Haupt schlagen" würde — „dann sollten alle Dinge gut werden." So aber spräche der Ordensmeister nur „gieb, gieb, gieb, — aber der Herr Großfürst hört

[1]) L. U.-B. II. 1. 237, 238. „sodan vorbath geschen is uth ernstliken bevele unde vorschrevinge der soß Wendischen stedere ...." — [2]) ib. 245. — [3]) ib. 258. — [4]) ib. 260. — [5]) ib. 264. — [6]) ib. 281.

nicht, daß er seiner Leute gedenke!" Zum Schluß wird ihm folgende Antwort des Großfürsten zu teil: „Wenn der Herr Meister ihm seine Kaufleute mit ihren Gütern in sein väterliches Erbe nach Nowgorod senden würde, so will sich auch der Herr Großfürst seinerseits gebührend und freundlich darin halten und erweisen." Hildorp läßt aber noch immer nicht locker, — die Gefangenen solle man doch freigeben, die beschlagnahmten Waren könnten ja fürs erste bleiben, — „bis zur Entscheidung, wer Recht hätte." Jetzt wird aber die Antwort des Kanzlers sehr ungnädig, — ja, es kommt zu heftigen Drohungen, wie es im Bericht heißt: „und er sprach mit vielem Spott, hochmütigen Worten und Reden: soll der Herr Großfürst sein Recht erst suchen, so wird er nach Reval senden und sich von dort sein Recht holen lassen!" Auch hier die einfachste Lösung aller Rechtsprobleme: die Rechtsfrage wird zur Machtfrage umgewandelt, dem auf seine verbrieften Verträge und Rechte pochenden Gesandten wird als schlagender Gegenbeweis einfach die Faust entgegengehalten.

Als nun Hildorp merkt, daß die Befreiung der Gefangenen augenblicklich in keinem Fall zu erlangen sei, sucht er wenigstens ihre Haft nach Möglichkeit zu erleichtern und läßt den Großfürsten bitten, man möge ihnen wenigstens Unterkunft in ihren Kammern auf dem deutschen Hof, wo sie zuvor gewesen, gewähren, und ihnen soviel von ihren Gütern gönnen, als sie zu ihrem Lebensunterhalt nötig hätten, — „weil Alles, was ihnen von Freunden an Geld und anderen notwendigen Dingen geschickt würde, ihnen nicht zur Hand käme, und unterschlagen würde." — Wenigstens zur Erfüllung dieser bescheidenen Bitte mögen die diesmal mitgebrachten Geschenke des Ordensmeisters, nämlich: „Ein Hengst von 100 Mk. und ein Messer mit einer silbernen Scheide, schön übergoldet", beigetragen haben: „um des Fürst-Meisters willen" wird es ihnen gestattet, in ihre Gemächer zu ziehen, doch „sollten sie dort nicht ohne Pristaw ausgehen." Großmütig fügt der Kanzler hinzu: „Alles Gut gehört ihnen; wollen sie es ganz verzehren, — was liegt dem Herrn Großfürsten daran!" Er, oder vielmehr seine Untergebenen in Nowgorod, scheinen, wie es die Zukunft lehrte, doch weniger streng in dieser Hinsicht gedacht zu haben. —

Als Hildorp auf der Rückreise Nowgorod passiert, findet er die Gefangenen schon auf dem Deutschen Hof in ihren Gemächern; der Bericht schließt mit den tröstlichen Worten: „Auch hatten sie ihnen ihr Bettzeug und alle ihre Kleider geben lassen; und sind alle gesund."

Dasselbe ließ sich leider, wie wir gleich sehen werden, nicht von den gefangenen Russen sagen.

Gleich nach dem Besuche Hildorps schreiben Remlinkrode und die gefangenen Kaufleute, von neuer Hoffnung belebt, an die Bürgermeister von Reval und an Dorpat, sie möchten doch dahin wirken, daß die gefangenen Russen dem Ordensmeister zur Weiterbeförderung ausgeliefert würden, damit sie selbst frei kämen.[1] Das mißtrauische Reval kann sich noch immer nicht zu diesem Schritt entschließen und bittet Lübeck um Rat, — von sich aus könnten sie nicht die Verantwortung übernehmen, die Russen frei zu geben.[2]

Am 28. Okt. trifft Hildorp in Wenden beim Meister ein. Am selben Tage schreibt letzterer an Reval und mahnt dringend zur Auslieferung der gefangenen Russen, da soeben in Reval eine Pestilenz ausgebrochen, an der ein Teil der Russen „verstorben." Reval solle schleunigst den Rest freigeben, „solange von den russischen Kaufleuten noch ein Teil am Leben wäre."[3] Eine vom Ordensmeister zum 9. Nov. nach Rujen anberaumte Beratung mit den Abgesandten der Städte mußte wegen der in Reval ausgebrochenen Seuche und der schlechten Herbstwege verschoben werden.[4] Dorpats Bemühungen, Riga und Reval zu einem gemeinsam abzuhaltenden Tage zu bewegen, bleiben erfolglos.[5] Immer deutlicher tritt zu Tage, wie Riga, das in seinen südlicher sich erstreckenden Handelsbeziehungen durch die Nowgoroder Angelegenheit nicht direkt in Mitleidenschaft gezogen war, sich von den weiteren Verhandlungen absondert.[6] Es beruft sich auf die schon auf dem Landtage zu Walk Reval erteilte Vollmacht und ist mit allen zu ergreifenden Maßregeln einverstanden.[7] Dorpat,

---

[1]) L. U.-B. II. 1. 269, 270, — [2]) ib. 277, 278, 279, 283. — [3]) ib. 280. — [4]) ib. 280, 282. — [5]) ib. 284. — [6]) cf. oben S. 321. Bemerkenswert ist auch der Umstand, daß von den Gefangenen kein einziger aus Riga stammte. — [7]) L. U.-B. II. 1. 285. Fügt im Übrigen salbungsvoll hinzu: „Weß wy furder to wolgedye unnd bestenn in dussen saken to profit deß gemenen bestenn unnd den obgemelten gefangen to troste vormogen, sal men unß ganß flitich inne sporenn."

durch die Teilnahmslosigkeit Rigas gekränkt, da „die Sachen wichtich und schwer sind," meint: „wiewohl die ehrsamen Herren des Rats von Riga sich von diesen Sachen absondern wollen, müssen wir doch deswegen zusammen kommen, auf daß die Schuld nicht bei uns gefunden werde." [1] —

Unterdessen zogen sich die Gewitterwolken im Osten immer drohender zusammen. Der Großfürst selbst war mit zwei Söhnen nach Nowgorod gekommen[2] und sammelte an der Grenze große Heeresmassen. „80 Jäger" habe er, wie Narva berichtet, nach Moskau gesandt, um neues Volk nach Nowgorod zu bringen; auch habe er einen Weg zum „neuen russischen Schloß" (Iwangorod) bauen lassen, der so breit sei, daß 12 Pferde nebeneinander auf ihm gehen könnten. Ein Späher berichte, „daß der Großfürst seine Macht auf Reval werfen wolle, was Gott verhüte, — und auch wir fürchten uns, denn er droht auch uns." Rührend ist die Bitte Narvas, Reval möge ihnen 2 Tonnen „Büchsenkraut" (Pulver) leihen, — falls sie es nicht verbrauchten, was Gott geben möge, so würden sie es zurückliefern, — falls sie es aber doch „vorscheten up de Russenn", — so würden sie es gerne zur Genüge bezahlen.[3]

Die ständige Gefahr, in der Livland schwebte, war an den Reichstag zu Worms gebracht worden. König Maximilian und die Reichsstände fordern Danzig und die Herzöge von Mecklenburg auf, dem gefährdeten Livland Beistand zu leisten.[4] Danzig, unter polnischer Oberhoheit, antwortet überhaupt nicht.[5] Die Herzöge von Mecklenburg erklären, daß sie nicht im stande seien, Livland zu helfen, und machen in aller „unterdenigheit" die Reichskanzlei auf die außer Acht gelassenen geographischen Verhältnisse aufmerksam, — da doch Pommern, Stettin, Preußen und Polen zwischen ihren Landen und Livland belegen seien, — „welcher lande thun, wollenn, furnemen und gestatten in diesem handel nit wissend habenn." [6]

Es war klar, Livland war im bevorstehenden Entscheidungskampfe auf sich selbst angewiesen. Unentwegt ist der Meister in diesen Jahren bemüht Kriegs-Bereitschaft und -Tüchtigkeit zu er-

[1]) L. U.-B. II. 1. 286 — [2]) November 17. [Wosktess. Chron. Полн. с. р. л. VIII. S. 230, 231]. — [3]) L. U.-B. II. 1. 290. — [4]) ib. 247–250. [5]) ib. 249, Anm. — [6]) ib. 293.

zielen. Noch im Juli 1499 versichert er, mit seinen Rüstungen nicht ganz fertig zu sein.[1] Daher kam es vor allen Dingen darauf an, den Zusammenstoß durch unentwegte Gesandtschaften nach Möglichkeit hinauszuschieben.

Am 5. Jan. 1496 fand in Wenden ein Städtetag statt; der Rezeß ist uns nicht erhalten.[2]

Reval scheint doch endlich aus Furcht, es könnte ihm der letzte Russe im Kerker sterben, nachgegeben zu haben und willigt in die Auslieferung der Gefangenen.[3] Am 14. Januar schickt Riga seine freigelassenen Russen nach Dorpat, wo sie aber angehalten werden, da sie sich weigern, eine Quittung über Auslieferung der ihnen abgenommenen, nun in Natura oder dem Werte nach wieder erstatteten Waren auszustellen.[4] Aus demselben Grunde gerät Reval wieder ins Schwanken und will die Entscheidung den gefangenen Kaufleuten in Nowgorod in die Hand legen, — ob er die Folgen einer Freigabe ohne Quittung zu tragen bereit sei.[5] Dorpat weist diesen Vorschlag Revals als eine „heimliche" Botschaft zurück, da er ohne Wissen des Meisters geschehe, und besteht auf der am 5. Jan. beschlossenen bedingungslosen Auslieferung der Gefangenen.[6]

Am 16. Januar hat Hartleff Peperſack, der russische Tolk des Meisters in Narva das Geleit des Großfürsten erhalten.[7] Anfang Februar tritt er, und zwar ohne die Gefangenen, seine Reise nach Nowgorod an. Das dem Tolk mitgegebene Schreiben des Ordensmeisters an den Großfürsten ist uns nebst seinem vorläufigen Entwurf erhalten.[8] Eingangs dankt der Meister für die den Gefangenen bewilligte Erleichterung der Haft, — daß sie in ihrem Hof gelassen seien, „dar se bequemicheit haddenn." Die verlangte Auslieferung der russischen Kaufleute habe sich verzögert, da Riga und Reval von den überseeischen Städten abhängig seien. Er selbst habe sie mehrfach ernstlich ermahnt, daß sie die gefangenen Russen mit ihren Gütern freigäben.[9] Leider sei mittlerweile eine „grusamighe plaghe der pestilencie" ausgebrochen,

[1]) L. U.-B. II. 1. 848. — [2]) ib. 296. — [3]) ib. 309. — [4]) ib. 299. 303. — [5]) ib. 306. — [6]) ib. 301, 313. — [7]) ib. 300. — [8]) ib. 297, 304. — [9]) ib. 304 „ummb tho vormidende grothen swaren schadenn tusschen beiden landen, — up dat beide parthe wedder in lewe, eindracht unnd tho vreden komen."

infolge der „nach dem Willen Gottes" ein Teil der Russen „thor sele gedegen syn." Schonend wird aber hinzugefügt, daß es nur „welche von den geringsten Personen" gewesen seien, die dies Mißgeschick betroffen, und das Bedauern ausgesprochen: „den doden kan men nicht upweckenn." — Es seien böse Gerüchte zu ihm gedrungen, denen er aber keinen Glauben schenken wolle, — daß die Gefangenen aus Nowgorod weggeführt seien, und daß man ihre Güter aus der deutschen Kirche genommen hätte. Nochmals bitte er um Freigabe der Gefangenen und ihrer Güter, — dann werde auch der russische Kaufmann mit seiner Habe an den Ort, den der Großfürst bestimmen möge, befördert werden. Zum Schluß wird betont: „weil wir mit Seiner fürstlichen Gnaden nichts anderes als gute Nachbarschaft, Liebe und Freundschaft und Eintracht haben und halten wollen; an uns soll nichts anderes erkannt werden."

Aber selbst dieses herzliche Handschreiben des Meisters, dem diesmal zur Bekräftigung ein schöner „goldener Ring mit einem Türkis im Werte von 60 Mk." beigefügt war, verfehlte die erhoffte Wirkung: am 26. Febr. ist Peperſack in Wenden, — der Großfürst gab seine Gefangenen nicht heraus. Der Tolk wird gleich nach Reval geschickt, um mündlich alles Nähere mitzuteilen. Der Meister gibt den Rat „einen kurzen Beschluß und ein Ende zu machen." [1]

Endlich fügt sich Reval, trotz „schwerer Bekümmernisse", da die Gefangenen zu Nowgorod selbst dazu raten, und gibt „diese Russen frei und los, dem großmächtigen Herrn Meister in seine Hände! Gott allmächtig mag mit seiner milden Barmherzigkeit das unsere besorgen!" Dem Meister danken sie im Namen der Städte und Gefangenen für den angewandten Fleiß und bitten, „daß Eure Gnade sich mit der schweren Arbeit, Mühe und hohen Fleiß nicht zu schwer lassen werden." [2] Den Gefangenen in Nowgorod wissen sie keinen anderen Trost zu bieten, als „allein die Gnade Gottes." [3]

Am 7. März bricht Peperſack mit den Russen auf, trifft aber den Großfürsten, der am 10. nach Moskau gezogen war, nicht mehr an, und muß ihm am 28. März dorthin folgen.[4]

[1]) L. U.-B. II. 1. 320. — [2]) ib. 323, 324. — [3]) ib. 329. — [4]) ib. 346.

Mittlerweile brandschatzten die Heere des Großfürsten in Finnland, — „die allda aufs Neue heeren und brennen und treiben übrige große und merklige Gewalt mit dem Christenblute." [1] Doch auch für Livland sah das Verhalten des „unmilden" Russen bedrohlich aus: der im Lande Handel treibende russische Kaufmann war weggezogen, die Grenze gesperrt — auf eine Anfrage des Meisters, weshalb dies, entgegen den Bestimmungen der Kreuzküssung geschehen sei, antwortet der Hauptmann von Isborsk: „Was die Ursache hiervon wäre, wüßte er nicht, aber der Herr Großfürst wüßte das wohl." [2] Am 6. Mai berichtet Plettenberg dem Hochmeister: „so rüsten sich die Russen wieder zur Heerfahrt und haben nichts Gutes im Sinne; aber ob es diesen Landen oder den Schweden gilt können wir noch nicht eigentlich erfahren." [3] Ein kostspieliges Aufgebot vermeidet aber der Meister, — „auch könnten wir noch zur Zeit Futters und Grases wegen nirgends hin kommen, weil das Gras hierzulande spät ankommt."

Dafür werden von ihm und dem Erzbischof von Riga, Michael Hildebrand, Gesandte: Kersten von Rosen, Eberhard Szelle unn Simon von der Borch nach Deutschland geschickt mit Hilfsgesuchen an den Hochmeister, an Danzig, an die Fürstenhöfe von Pommern und Mecklenburg, an den Kurfürsten von Brandenburg und an Lübeck.[4] Der Herzog von Pommern stellt für den Notfall Reiterei in Aussicht.[5] Lübeck sucht die anderen Städte in Bewegung zu setzen, aber ohne viel Erfolg: ein nur von Hildesheim beschickter Städtetag in Braunschweig lehnt jede Hilfe ab,[6] ebenso Magdeburg [7] und Lüneburg, obgleich ihnen „der Lande und Leute ängstliche Wehmut, unchristliche Bedrängnis und Angriffe von seiten der „snoden afgesunderten" Russen, weiß Gott, von ganzem Herzen leid sei und ungerne hören." [8] Ganz auf sich selbst angewiesen, ist der Meister fortwährend mit Rüstungen beschäftigt: Söldner werden angeworben, Harnisch, Büchsen und Pulver mit großen Unkosten ins Land gebracht.[9]

Ein Monat verstreicht nach dem andern: von der Gesandtschaft aus Moskau kommt immer keine Nachricht. Aller Wahr-

[1]) L. U.-B. II. 1. 328. — [2]) ib. 346. — [3]) ib. 346. — [4]) ib. 314—18. 411, 444. — [5]) ib. 328. — [6]) ib. 368. — [7]) ib. 366. — [8]) ib. 361. — [9]; ib. 350 „ock degelise volk int lant laten halenn, de wy baven gewonthe duisses landes moten holdenn und harnisch, bussenn, bußenkruth und ander noittorftige dinghe tho sulkem handel benende up grothe unkost int lant laten bringen."

scheinlichkeit nach hat der Meister mit seiner Vermutung recht, daß sie vom Großfürsten zurückgehalten wird, — als sichere Gewähr für die Rückkehr seiner Botschaft aus Dänemark, für deren Geleit durch Livland sich der König von Dänemark an den Ordensmeister gewandt hatte.[1]

Unterdessen hatte der Großfürst dem Gesandten des Ordensmeisters folgende Antwort durch seinen „upersten kentzler und eynen groten bojaren" geben lassen: der Meister habe wohl getan, daß er die russischen Kaufleute mit ihren Gütern ausgeliefert habe. Der Großfürst wolle sich deshalb erkenntlich erweisen und gäbe auf die freundliche Bitte des „Fürst-Meisters" hin, die deutschen „sprakelerers", acht an der Zahl,[2] frei. Auf die betroffene Frage Pepersacks: „Wo der Sendbote der 73 Städte und die anderen deutschen Kaufleute blieben?" erklärt der Kanzler kurz und bündig, daß dieselben erst dann ausgeliefert würden, wenn dem Großfürsten für die Hinrichtung seiner Untertanen in Reval durch Auslieferung der Richter Genugtuung geschehen sei.

Am 8. Juli trifft Hartleff Pepersack auf der Rückreise in Nowgorod ein,[3] am 5. Aug. ist er beim Ordensmeister in Wenden. Die aufs Neue an den Meister gerichtete Bitte der Gefangenen, sie nicht in ihrem Elend zu verlassen,[4] verfehlt auch jetzt, nach so viel Mißerfolgen nicht ihre Wirkung. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und nie erlahmender Tatkraft geht der Meister gleich am selben Tage der Rückkehr seines Boten daran eine neue „merklige und ansehnliche Botschaft, mit allen notwendigen Dingen, ungespart," auszurüsten.[5]

An Dorpat und Reval stellt er die Frage, was für eine Antwort sein Bote dem Großfürsten geben solle, falls dieser auf

[1]) L. U.-B. II. 1. 354 „so konnen wy merckenn, dath de her grotfurste unsenn gesanthen bodenn nicht leth vann zick theen und holdt enn up, wanthe so lange dath he weth und derfardt, wo edt annsteith umb de zinen." [2]) ib. 884, 385. Reval gibt „11 sprakelerers" an, (ib. 390, 406). Zuverlässiger ist jedenfalls die Angabe des OM., da die Befreiten bei ihm erscheinen, teilweise auch namentlich genannt werden. — [3]) ib. 374. — [4]) ib. 374 „unns armen gefangen nicht wille vorlathen, sunder duße angehavenen sake mit deme allererstenn teemliken willen besenden, dardorch so wy gentzliken hopen to gode vorlost moggen werden." — [5]) ib. 384, 386. „Wente so wy lenger mit der bodescup harden, konde des bosen Weges halvenn vor wyenachten nicht uptheen, dat sick alsdan den armen gefangen ton ergesten lange wolde vortrecken."

seiner Forderung bestehen bleibe.[1] Die sich hieran anschließende Korrespondenz der Städte ist nur in Bruchstücken erhalten. Reval wendet sich in seiner Not wieder an Lübeck: den Russen hätten sie „umme eyne unspreklike stumme sunde" nach seinem eigenen Bekenntnis und scheinbaren Tat, bei der er ertappt worden, zum Tode verurteilt; denn „Gottes Zorn ist mehr zu fürchten als des Großfürsten." [2] Bei abermaliger Erfolglosigkeit der Gesandtschaft erklären sie sich zu einer Zusammenkunft mit den Russen zwecks Regelung der Differenzen bereit.[3] Schmerzlich bedauert Reval, die gefangenen Russen doch frei gegeben zu haben, „hätten wir solches früher gemerkt, wären wir nicht gesonnen gewesen, ihren Kaufmann freizugeben."

Mitte August bricht Hildorp nach Nowgorod auf.[4] Bald darauf erfolgte ein Ereignis, das nur durch die besonnene Haltung des Meisters Livland nicht in einen vorzeitigen Krieg mit Rußland verwickelte. Am 26. August nahmen die Schweden unter Führung Swante Nielsons im Sturm das Schloß Iwangorod, die Besatzung wurde zum großen Teil niedergehauen, das Schloß geplündert und ausgebrannt.[5] Es war aber nur ein kecker Handstreich Nielsons gewesen, — zu einer wirklichen Ausnutzung des überraschend leicht errungenen Erfolges waren die Schweden zu schwach und boten daher dem Ordensmeister das Schloß an. Als die Abgesandten des letzteren in Narva eintrafen, um mit Nielson zu unterhandeln, war Iwangorod bereits von den Schweden geräumt worden. Ein starkes Aufgebot Pleskaus rückte an die Grenze, und die Wiederherstellung des Schlosses wird von den Russen sofort in Angriff genommen.[6]

Mittlerweile war es zwischen Reval und Dorpat wegen der zur Deckung der Gesandtschaftsunkosten erhobenen Zollgebühr wieder zu Differenzen gekommen. Schon lange wurde in Reval von der Ware des mit Nowgorod verkehrenden Kaufmanns ein

[1]) Der Verf. der „schonnen hystb." schreibt: „doch mochte de tyranne synen wyllen hyrynne nycht beholden so de heren vnde stede tho lyfflant syck thosamende vorplychteden erde vterste noth vnn den doth tho erlyden erse syck yn sulken egendom des motwyllygen tyrannen begenen wolden." (Archiv VIII. S. 140—141). — [2]) L. U.-B. II. 1. 406. — [3]) ib. 390. — [4]) ib. 390. Ausführl. gedr. bei Schäfer, Hanse-Rez. 3 n. 699. — [5]) ib. 400, 406. — [6]) ib. 410, 429 cf. Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- u. Kurlands (1908) S. 113.

„Pfundzoll" erhoben.[1] Dieser Maßregel wegen scheint sich der nach Rußland erstreckende Handel teilweise einen neuen Weg gebahnt zu haben, — nämlich über Riga durchs Land nach Dorpat. Da diese Wendung den revalschen Handel natürlich nur nachteilig beeinflussen konnte, bringt Reval nun auch auf eine Besteuerung der zwischen Dorpat und Riga verkehrenden Kaufmannsgüter.[2] Dorpat antwortet natürlich ablehnend und weist darauf hin, daß die Straße nach Riga seit altersher frei gewesen sei.[3] Reval wendet sich mit seinen Sorgen gleich an Lübeck und macht darauf aufmerksam, daß es über ihre Kräfte gehe, Boten auf Boten bei so unsicheren Umständen zu senden, und daß die Unkosten der vielen Gesandschaften sich „groß und hoch belaufen würden."[4] Lübeck ist in dieser Frage machtlos und kann Reval nur auf einen demnächst stattfindenden wendischen Städtetag vertrösten, wo in dieser „schweren und wichtigen Sache" beraten werden soll.[5]

Am 14. Okt. ist Hildorp aus Nowgorod zurückgekehrt und beim Meister in Kirchholm.[6] Obgleich dem Großfürsten diesmal „ein schönes Messer mit einer vergoldeten Scheide" übersandt worden war, und die Statthalter „je eine schöne Armbrust, — alles um des Besten willen, den Gefangenen zu Gute" erhalten hatten, — war wieder nichts erreicht worden.

Jetzt verlangte der Großfürst eine direkte Besendung von Seiten der Hansa, wie die Gefangenen in Nowgorod dem Ordensmeister, Lübeck und Reval berichten: „dieser Fürst will von den Städten anerkannt werden und begehrt vor allen Dingen der Städte Anerkenntnis."[7] Der Meister schreibt sofort an Lübeck, rät dringend zu einer Besendung des Großfürsten von Seiten der Hansa „die sich mit einer nochmals von ihm abzufertigenden Gesandtschaft vereinigen könnte, und bittet, die armen Gefangenen nur ja nicht im Stiche zu lassen; er seinerseits wolle sich beim

[1]) L. U.-B. II. 1. 231. Vom Tage zu Lübeck auf 1/4 Proz. des deklarierten Wertes festgesetzt. 680, § 103—106. — [2]) ib. 378. „wente wy anders nicht seen noch merken konnen, wo me sodane unkost des gefangenen kopmans halven dirlangen sollen." — [3]) ib. 406. „de strate tusschen der stad Rige unnde Dorpte alduslange eynen isliken fryg gewesen were. . ." — [4]) ib. 406. „baden upp baden so unfeligen to sendende uns nicht dregelick is." — [5]) ib. 433. Erst 1498 wurde auf dem Hansetage, 28. Mai bis 15. Juni, beschlossen, auch den von Riga und Pernau sich nach Dorpat erstreckenden Handel mit den Russen zu besteuern. cf. ib. 680, § 106. — [6]) ib. 427. — [7]) ib. 417, 418.

Großfürsten für das nötige freie Geleit verwenden.[1] — Die „ehrsamen" Herren an der Trave antworten dem Meister, daß sie, obgleich sie „die Dinge mit sorgfältigem Gemüt treulich bewogen, darinnen reiflich geratschlagt und die Sache nach Notdurft, soviel es an ihnen gelegen wäre, betrachtet hätten, — dennoch keinen besseren Herrn und Freund, als Seine Gnade, auch keine anderen fruchtbringenden Wege und Mittel, als Seine Gnade all' die Zeit angestellt habe, erspüren noch erdenken könnten!" Sie wären wohl geneigt, gemeinschaftlich mit dem Ordensmeister den Großfürsten zu besenden, — „wiewohl es sehr schwer und hart wäre, den Großfürsten von Seiten der Städte durch eine merklige Botschaft anzuerkennen," aber „mannigfaltiger merklicher Sachen halber" könnten sie sothane Botschaft von hier aus nicht gut zu Wege bringen. Was es mit den „mannigfaltigen merklichen Sachen" für eine Bewandtnis hatte, wird im Schreiben an die livländischen Städte deutlicher erklärt: es ist natürlich der Kostenpunkt, für dessen Schwierigkeiten man wohl nur unter seines Gleichen volles Verständnis zu finden hoffte.[2] Für eine solche Gesandtschaft seien der Lande und der Verhältnisse kundige Personen nötig. Ihr guter Rat, — den Lübeck stets gerne erteilt, — wäre, daß die livländ. Städte, denen sie in dieser Sache ihre Vollmacht erteilen, zusammen mit dem Ordensmeister, „zwei treffliche Männer" erwählten;[3] dieselben sollten dann mit „Volk, Kleidern und Barschaft" wohl ausgerüstet nach Narva ziehn, um dort im Namen der Hansastädte mit den Abgesandten des Großfürsten zu unterhandeln. Vorsichtig gibt Lübeck den wohlgemeinten Rat, daß die Gesandtschaft sich nur ja nicht wieder nach Nowgorod oder sonst ins Innere von Rußland hineinwagen solle. Der Ordensmeister möge sich allerdings vorher erkundigen, ob der Großfürst überhaupt geneigt wäre seinerseits Gesandte nach Narva zu schicken.

[1]) L. U.-B. II. 1. 427. „So idt dan, leven heren, nicht gudt were, men de armen elenden lude hulppe — unde trostloes geveneklick zitten lethe unde nicht mer darumb gedan zolde werdenn, unde ok all de swarе grote arbeyt, moye, unkost unde geltspildinge sustlange daran mit gantzen vlite gekaert, verlaren zolde zyn. . . So wi, kent Godt, ut grunt unßes herten gantzenn vlit daran hebbenn gekert unde noch keren willen." — [2]) ib. 455. „dath ock grothe merckliek guith, wem men ßsodanne bodeschuppe vann hiir schicken solde, so gy sulvest wol hebben afftonemende, kosten wolde." — [3]) ib. 454, 455. „twe dreplike manne, erwerdige offte werdige prelaten offte doktore unde achtbare, eyne geystliken unde eyne wertliken, der sake, ock lande unde herczschop wesent unde sede wetende, dar im lande erwelden. . ."

Die Kosten des in Narva zu haltenden Tages müsse natürlich der mit den Russen verkehrende Kaufmann tragen, einen Teil könnte die in Nowgorod beschlagnahmte Ware bestreiten, — während sie sich freundlich bereit erklären, den Kredenz-Brief für die Gesandtschaft abzufassen, fragen nur, ob er lateinisch oder deutsch lauten solle. Da sie selbst sonst nichts zu geben wüßten, wünschen sie dem Meister und den livländ. Städten „dath hogeste lon van deme Almechtigen darvor tho nemende."[1]

In den nun folgenden Verhandlungen der livländ. Städte wegen eines einzuberufenden Städtetages tritt Riga an Stelle des in seinen Handelsbeziehungen benachteiligten und sich gekränkt zurückziehenden Revals wieder mehr in den Vordergrund. Eine von Dorpat auf den 3. Nov. zu Wolmar angesetzte Tagfahrt kommt nicht zu stande, da Reval sich weigert, sie vor Eintreffen einer Antwort von Lübeck zu besenden.[3] Reval weist darauf hin, daß es sich nicht nur um die Befreiung der Gefangenen, sondern „ock umme mannigerhande gebreke der copenchop" handele, worunter es wohl die strittige Frage der „freien Straße" zwischen Dorpat und Riga versteht.

Schmerzlich klagt Reval über den Rückgang seines Handels und den Fortzug des in seinen Mauern verkehrenden deutschen Kaufmanns,[3] und da sein Verlangen einer Besteuerung der zwischen Riga und Dorpat verkehrenden Waren unberücksichtigt bleibt, — erteilt es letzteren Vollmacht der Gefangenen wegen nach eigenem Gutdünken zu handeln.[4] —

Auf ausdrücklichen Wunsch des Meisters findet am 15. Jan. 1497 in Wenden ein Städtetag statt.[5] Eine neue Gesandtschaft wird beschlossen, die mit dem Großfürsten auch Zeit und Ort des zwecks Regelung der gemeinsamen Handelsbeziehungen abzuhaltenden Tages vereinbaren soll. Bald nach dem 17. Januar bricht Hartleff Pepersack nach Nowgorod auf.[6]

Unterdessen läßt ein drohender Aufmarsch russischer Heeresmassen an der Grenze wieder das Schlimmste befürchten. Täglich und stündlich ist man ihres Einfalls gewärtig. Die erste Warnung

[1]) L. U.-B. II. 1. 454, 455. — [2]) ib. 436. — [3]) ib. 487. — [4]) ib. 492. „unde geven derhalven unsen guden frunden, dem ersamen rade to Righe und juwer ersamheit unse gantze fullenkomen gewalt up ditmal darbei to bonde und to latende. . ." — [5]) ib. 458, 476. — [6]) ib. 485, 630.

kommt aus Narva, das sich in seiner Angst von Reval wieder 1—2 Tonnen „Büchsenkraut" erbittet: „weil der Großfürst falsch und listig ist, wie Eure ehrsame und umsichtige Weisheit wohl weiß." [1] Der Ordensmeister erläßt ein allgemeines Aufgebot zur Heerfahrt im Lande und trifft die nötigen Anordnungen zur Abwehr.[2] In diesen ständigen Befürchtungen kann er sich nur wenig auf eine Hilfe der überseeischen Städte verlassen, — „die doch christlicher Pflicht wegen wohl schuldig wären, diesen Landen zu helfen, ... welches uns nicht wenig bekümmert," [3]

Auf dem Reichstag zu Lindau, bei dem Plettenberg Hilfe gegen Moskau sucht, wird die Angelegenheit auf die nächste Versammlung verschoben.[4] Aber auch auf dem Tage zu Worms verhallen umsonst die Worte des Erzbischofs Berthold von Mainz, die sich gegen die Türken- und Russennot richten und prägnant schließen: „Es dete wahrlich not, das man flyssiger were, wolt man anders das rych in wesen halten und in state und wesen blyben." [5] —

Doch verzog sich auch diesmal die drohende Gefahr,[6] der Großfürst suchte Livland nur ständig in Atem zu erhalten, um das durch fortwährende Rüstungen und Aufgebote ermüdete und in seiner Wachsamkeit getäuschte Land im geeigneten Augenblick zu überziehn.

Endlich, am Palmsonntag, den 19. März, war Peperſack in Moskau die so lang ersehnte Befreiung der Gefangenen zugesichert worden, und zwar, wie betont wird, auf die Verwendung des Großfürsten Alexander von Litauen hin und in Anbetracht

---

[1]) L. U.-B. II. 1. 472. — [2]) ib. 385. „.. hebben wy dat gantze lant myt allen nottroftigen dingen unde krichafftigen thor hervaert wachafftich vorscrevenn ... unde iß bestalt, dat eyn juwlick myt zineme volck negest Ruslande belegen thorugge an unß zollen wykenn, beth dat wy tosamende konnen komen, unde se myt der hulppe des almechtigen Gades wedder uth to slande." — [3]) ib. 485. „Suß so mothe wy altoes zitten in so groten swaren bedrucke, und wethen nicht wanner, wo na, wo verne, unde mothen dagelise unde alle stunde vermodende weßenn eren inslach, unde hebben van denn herenn forstenn unde averseschen stedenn, de doch christlicher plicht halvenn woll schuldich werenn, dusse lande helpenn beschermen, gar weynigen trost edder thoverlatinge ..... welke unnß nicht weynich bekommert." — [4]) ib. 489. „Item so auch der meister in Liefslande die versammlung allhie umb hülff und rath wieder den fürsten von Musca angesuchet hat, sol auf der nächsten Versammlung auch davon gehandelt und gerathschlaget werden, was darinn nutz und gut sy fürzunehmen." — [5]) ib. 525. — [6]) ib. 494.

der vielfachen Gesandtschaften des Fürst-Meisters![1] Ort und Zeit der mit den hansischen Abgesandten abzuhaltenden Tagfahrt solle letzterer bestimmen. Das bis dahin zurückbehaltene Gut der Gefangenen werde nur dann wiedergegeben werden, wenn den Russen „umb ir clag recht gedeyht." Vier Gefangene aus Reval sollten aber nur dann frei gegeben werden, wenn die revalschen Richter ausgeliefert würden, deretwegen „unsere Leute ohne Schuld verbrandt, etliche in Kesseln gesotten und etlichen die Hände abgehauen seien."

So war schließlich nach langjährigen Bemühungen die Befreiung der Gefangenen, wenn auch nicht in vollem Umfang, erreicht worden.

Inwieweit die Intervention des Großfürsten von Littauen,[2] die auch in den russischen Quellen betont wird,[3] und die sich auch auf einen mit Schweden abzuschließenden Beifrieden erstreckte, tatsächlich die Freigabe der Gefangenen bewirkt hat, muß dahingestellt bleiben.[4] Nahe liegt auch die Vermutung, daß die grade zu jener Zeit sich erneuernden Tatareneinfälle im Süden den Großfürsten in Anspruch nahmen und ihn dadurch zeitweilig vom Westen ablenkten.[5] Jedenfalls ist der endlich erzielte Erfolg in erster Linie der nie erlahmenden Tatkraft und zähen Beharrlichkeit des Meisters zuzuschreiben, mit der er all' diese Jahre hindurch für das allgemeine Interesse des Landes eingetreten war.

Am 31. März ist Hartleff Peperjack mit den Befreiten in Narva, am 11. April in Wenden beim Meister.[6] Auf die Nachricht hin, daß nach Abzug Hartleffs die zurückgehaltenen vier Gefangenen wiederum in Eisen geschlossen seien, wird der Tolk

[1]) L. U.-B. II. 1. 485. „So hat unns zuletzst unnser schwager Alexander der großfurst von Lyttawe angesucht umb denselbigen botten und kawfmann und sagt, das die Lubeckschen an ine gesandt haben, das heubt zu schlahen, das er sie ime wolle loißgeben. Also haben wir angesehen des forst meisters gefach gebete unnd heubt zu schlahen, und ime die kawfflewt, auch Gottschalk von Reval, ledig geben und wollen unnßern statthaltern zu Nawgartten bevelhen, sie also loißugeben." — [2]) ib. 498. Schon 30. Juni 1496 weiß Magdeburg von e. Vermittlung d. G.-F. v. Lit. zu berichten. L. U.-B. 366. — [3]) „Новгор. 4. лѣтоп. Полн. с. р. л. IV. 164, danach: Воскресенск. Полн. с. р. л. VIII. S. 228 und Патріаршая, Полн. с. р. л. XII. S. 239. — [4]) Von einer in der Antwort des Kanzlers erwähnten Besendung des G.-F. von Lit. durch Lübeck ist in den vorhandenen Urk. nirgends die Rede. Bald darauf, 18. Juli 1498, erscheint aber ein Abgesandter des G.-F. v. Lit. in Lübeck mit dem Anerbieten eines Bündnisses gegen die Russen. L. U.-B. II. 1. 700. — [5]) ib. 526. — [6]) ib. 526.

Anfang Juni wieder nach Nowgorod gesandt.[1] Doch umsonst: die vier unglücklichen Revalenser sind bald darauf nach Moskau geschleppt worden; der eine ist dort gestorben, die drei anderen sind erst nach 10 Jahren freigegeben worden.[2]

Von den beschlagnahmten Gütern hat man aber nie etwas zu sehen bekommen, sie sind. wie der Verfasser der „Schonnen hysthorie" sagt: bis auf diesen Tag geweigert und angehalten worden.[3] — Viel Tragik liegt in dem Geschick der nun endlich nach langer und schwerer Haft Befreiten: Gottschalk Remlinkrode ist bald nach seiner Heimkehr, noch vor dem Herbst desselben Jahres gestorben.[4] Der größte Teil der anderen aber, die am 29. August mit „Pfeifen, Trommeln und aller Freude, als wenn sie schon in Lübeck auf dem Markte wären," die Schiffe bestiegen, um in ihre Heimat zurückzukehren, sind, schon nahe an der heimatlichen Küste, Mitte September in einem „gruwelichen" Nord-West-Sturme ertrunken.[5] „Denn Gott wollte keinen wieder in Deutschland haben."

Haben die zahlreichen Gesandtschaften des Ordensmeisters infolge eines tragischen Geschickes nur wenigen Gefangenen die Heimat wiedergeben können, so sind sie doch in zweifacher Hin-

---

[1]) L. K.-B. II. 1. 543. „umb tho vortasten, off wii de armen gefangen vick loißkriegen aber tom mynsten wedderumb als tovorn uith der gefencknisse up de bene bringen unnd krigen moggen." — [2]) L. Arbusow, Grundriß der Gesch. Liv-, Est- u. Kurl. 1908. S. 113. — [3]) „Schonne hyst." Archiv VIII. S. 139. Vgl. auch Th. Schiemann: „Revals Beziehungen zu Riga und Rußland in d. J. 1483—1505." Reval, 1885 n. 114. — [4]) L. U.-B. II. 1. 584. — [5]) Da dieser Bericht der autographen lübecker Chronik Reimar Kock's [Lüb. St.-Bibl., Nr. 431—433, 3 Pergam. Bde. Anno 1549. 2. Bd. S. 217] meinem Wissen nach noch nicht veröffentlicht ist, mag er hier folgen: „Idt hedde de Muschowiter de gefangen dudeschen koplude welcke meistes partes Rike Lude kinder undt Gesellen waren, dar van darbauen im 94 Jare gesecht is nun wedder los gegeuen, de weren frolich undt guder dinge, undt de gantze stadt midt enen, duse coplude wolde midt na Lubeck, undt hedden Schepe besturedt, und alse Godt den Windt gaf, sin duse coplude midt Pipen Trummen undt aller froude tho schepe gegan, alse este sehe alrede tho Lubeck up den markede gingen. Auer St. Godt wolde nicht einen wedder in dudeschlandt hebben, wente alse alle de schepe, beide copfardt undt Orliches Schepe (= Kriegsschiffe) den 29 augusti sin afgelopen, is up den 14 September uth dem Nortwesten ein gruwelich storrem up gekamen, welche lange Jar darnac plech de grote storm tho heten, Idt weren ock up dadt juluige mahl vele schepe van Riga afgelopen, dadt sehe van den Orliges schepen Vorbiddung gewerdich sin, duse storm heft twe dage undt dre nach gewaredt, undt sin vast alle schepe daruan gesecht vorgan, undt midt man undt Gode umme gekamen, undt de tennen de noch auerbleuen, hebben Mast und Touwe houwen, dadt van so velen schepen man ein ungeschampferedt (= unversehrt) vor de Traue gekamen."

sicht von weittragender Bedeutung gewesen: sie haben, nach innen hin, die vielen kleinen in sich gespaltenen Mächte des Landes auf die sie alle überragende Persönlichkeit des Meisters deutlich hingewiesen, und dann, nach außen hin, den Meister und das Land mit den gefahrdrohenden Strömungen im Osten auf dem Laufenden erhalten und dadurch auf den kommenden Zusammenstoß vorbereitet.

So haben diese Gesandschaften indirekt mit dazu beigetragen, daß die russischen Horden 1501 und 1502 mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden.

* * *

Die Kostenberechnung der Gesandtschaften.[1]

1. Ges.	Hildorp.	1494 Dez. 6. bis 1495 Apr. 1.	Nowgor., Moskau.	400 Mk.	Geschenk i. Wert von 40 Mk.
2. Ges.	"	1495 Aug. 2. bis Okt. 28.	Nowgor., Moskau.	450 Mk. 17 Ung. G.	Geschenk i. Wert von 100 Mk.
3. Ges.	Peperſack.	1496 Jan. 17. bis Febr. 26.	Nowgorod.	40 Mk.	Geschenk i. Wert von 60 Mk.
4. Ges.	"	1496 März 7. bis Aug. 5.	Nowgor., Moskau.	350 Mk.	
5. Ges.	Hildorp.	1496 Mitte Aug. bis Okt. 14.	Nowgorod.	200 Mk. 11 Ung. G.	
6. Ges.	Peperſack.	1497 Ende Jan. bis Apr. 11.	Nowgor., Moskau.	208 Mk.	
7. Ges.	"	1497 Anf. Juni bis Okt. 16.	Nowgorod.	180 Mk.	

[1]) Cf. L. U.-B. II. 1. 630: als Summe in einer Handschr. 2065 Mk. (in einer and. 2024) angegeben. Im Vergleich mit der Rechnung des „seligen" Remlinkrode, die seine Wittwe 1497 ausstellte und die im Ganzen 2808 Mk. betrug (ib. 31), erscheint die Kostenberechnung des OM. für seine 7 Gesandtschaften gering. — Allerdings war die Entlöhnung der Boten in dieser vom OM. ausgestellten Rechnung nicht miteinbegriffen, ebenso die kleineren Geschenke, wie Messer, Armbrust usw. (ib. 829, 836, 837). — Erst 1500 erhält Johann Hildorp von Reval 100 rhein. Gulden und $^1/_2$ Laken, — er hatte ein ganzes verlangt. Peperſack war vorher bezahlt worden. (ib. 921 u. 924).

Wilh. Ostwald und die Organisierung der geistigen Arbeit.

Von

Piet v. Reyher, Berlin-Steglitz.

Kein Zweifel, der Puls unsrer Zeit verrät viel Temperament und in ihre Gedankenwelt ist manch neuer Rhythmus getreten, der unsrer Auffassung von den Dingen sowie unsrem Schaffen eine veränderte Richtung gegeben hat. Wir leben in einem Jahrhundert von überaus reichem geistigen Gehalt, von einer erstaunlichen Fülle an schaffender Kraft und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Ja, wir erfassen es in seinem Wesen vielleicht am klarsten, wenn wir es mit Wilhelm Ostwald dahin kennzeichnen, daß wir uns in ihm auf der Wende der Hochschätzung von Schiller zu Goethe, von der absoluten Hochschätzung einer ästhetisch-literarischen Kultur zur Schätzung der Kultur einer praktischen Betätigung befinden, deren Wahlspruch lautet: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm." Unsre Ziele ringen sich nicht mehr suchend zu den fernen Sternen empor, sie liegen heute mehr in unsrer greifbaren Umwelt, um uns selbst herum. Nicht mehr pietätvolles Rückschauen, nicht geruhiges Voreilen in dem Überkommenen, nur Wirklichkeitssinn, nur Vorwärtsdrang. Neben den Moralismus und Eudämonismus ist kraftvoll ausholend der Energismus getreten. Zu neuen Ufern, zu neuen Tagen! Überall rastloses Schaffen, intensivste Kraftentfaltung. Gewerbe und Industrie, Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, wohin man den Blick nur wenden mag, überall größte Beweglichkeit, frischester Kurs, und zugleich zunehmende Rationalisierung der Arbeit, also Herausbiegung des physiologischen Maximums von Arbeitsenergie nach dem Prinzip größtmöglichster Leistung bei geringstem Kraftaufwande. Hat doch die in diese Methode lenkende neue Wissenschaft, die den amerikanischen Scientific Managements entwachsene Psychotechnik des Wirtschaftslebens durch praktische Verteilung

der Arbeit und Regelung der Bewegungen die Erhöhung der einzelnen Leistung um das drei- bis vierfache ermöglicht. Das zeigen u. a. die von Frederic Winslow Taylor berichteten Erfolge der in einer großen Anzahl von Betrieben durchgeführten wissenschaftlichen Organisation der Arbeit als einer ökonomischen Umsetzung von Menschenkraft in Leistung. Das zeigen ferner die experimentellen Ergebnisse der großzügigen Forschungen Hugo Münsterbergs, die dieser aus seinem psychologischen Laboratorium an der Harvard-Universität jetzt der Öffentlichkeit übergeben hat. Und ganz besonders interessant in diesem Sinne erweist sich die gesteigerte Energienutzung bei der von Gilbreth nach psychophysischen Gesichtspunkten umgestalteten Arbeitsmethode, wie beispielsweise bei der Maurerarbeit, die unter Rücksichtnahme auf die Wirkung der Schwerkraft und die kürzesten Distanzen in geschlossenen Bewegungsketten verläuft, in denen die natürlich endende Bewegung zugleich den Impuls der folgenden Bewegung bildet. Hören wir nun, daß diese Arbeitsmethode, ohne mehr zu ermüden, die Fertigstellung der bisher z. B. von 100 Maurern geleisteten Arbeit durch deren nur 30 ermöglicht, so springt die außerordentliche Bedeutung dieser Regelung des Energieaufwandes in die Augen. Ging doch noch eben ein interessantes Ergebnis höchster Arbeitsverteilung und Technik durch die Blätter. Soll doch darnach einer deutschen Papierfabrik durch eine rationelle Arbeitsmethode der Versuch geglückt sein, aus einem frischgefällten Baum im Wege seiner Verflüssigung zu Holzmasse und deren Wandlung zu Druckpapier innerhalb $3^1/_2$ Stunden eine vertriebfertige Zeitung herzustellen.

Die Einstellung des psychotechnischen Moments in die Arbeit, durch welches der wirtschaftliche Erfolg einer bedeutenden Steigerung fähig wird, hat es also, wie leicht erkennbar, in der Hauptsache mit der Abwendung des Zufälligen und der Ziellosigkeit durch Gesetz und Methode zu tun. Ist nun eine derartige ökonomisierende Organisation innerhalb der wirtschaftlichen Arbeitsleistung von günstigem Einfluß gewesen, so dürfte sich die Frage nach einer gleichen Nutzanwendung für das geistige Gebiet von selbst aufwerfen. Wissen wir einmal, daß alle unsre Handlungen nur Wandlungen unsrer Energie in die eine oder andre Form, also Energietransformationen, darstellen, so werden wir zur Vorbeugung eines Raubbaus an uns selbst gehalten sein, unser Handeln und Denken unter den Gesichtswinkel größter Zweckmäßigkeit zu stellen. Und wie sehr wir heute schon auf

eine vernunftgemäße Regelung des eigenen Kräfteaufwandes Bedacht zu nehmen bereit sind, vermögen wir an der immer intensiveren Erstarkung der verschiedensten Formen der Kulturenergie wahrzunehmen. Das zeigt die vielfache Anwendung der natürlichen Kräfte, wie des Feuers, der Elektrizität, der Luft 2c. für menschliche Zwecke, das zeigt die in diesem Wege gezeitigte hohe Entwicklung des geistigen Weltverkehrs durch Druck, Bild, Briefpost, Telegramm, Telephon 2c. Das zeigt aber auch vor allem die sich über alle nationalen Schranken hinweg ergießende Wissenschaft, die — nun bald eine ehrwürdige dreitausendjährige — bis auf die gemeinsame Sprache völlig international geworden ist. Und gerade die Wissenschaft unsrer Tage sehen wir bemüht, ihre befruchtenden Ausläufer und Nähradern bis in die entlegensten Teile der Menschheit gelangen zu lassen. Wir können aber zugleich nicht daran vorübergehn, daß sich auch der Begriff der Wissenschaft einer Wandlung zuneigt. Der bisherigen Begriffsumgrenzung ist eine neue zur Seite getreten. Wilhelm Ostwald der der Wissenschaft manche neue Bahn gewiesen hat und sie dem Leben immer näher zu verbinden bemüht ist, kennzeichnet sie kurz als die Kunst, aus der Kenntnis der Vergangenheit zur Kenntnis der Zukunft zu gelangen. Ihm bedeutet die in sich starre, unabänderliche Vergangenheit nur eine Vermittlerin zwischen der Gegenwart und Zukunft und dem gegenüber die Kenntnis der Zukunft allein Wissenschaft. Ihr Inhalt ist ihm die Summe der Begriffe, das Bleibende, das wir aus dem veränderlichen Chaos der Erscheinungen mit Hilfe der Analogieschlüsse herausholen, ihr Zweck die Lösung der großen Menschheitsfragen. „Wissenschaft ist ein Schatz, der um so größer wird, je mehr man ihn teilt." In diesem Zeichen hat sich Ostwalds Schaffen seit jeher bewegt und so steht er auch heute da als der ausgeprägteste Vertreter jenes wissenschaftlichen Internationalismus, der den unmittelbaren Austausch der geistigen Güter unter den Völkern und deren gleichmäßige Aufwärtsentwicklung mit aller Macht zu fördern bestrebt ist. Und wie die wissenschaftlichen Gedankenkreise Ostwalds mit ihrem Mittelpunkte stets ins Utilitaristische fallen, so ist er auch zugleich der Mann, den zahlreichen auf seiner Bewußtseinsfläche regen Imperativen unter Anwendung seines Prinzips „vom moralischen Schwungrade" mit aller Zähigkeit Erfüllung zu geben. Giordano Bruno, der pantheistisch gerichtete Philosoph, war es, dem das Treibende in der Welt die Möglichkeit bedeutete, die zur Vollendung drängt. Und Thomas Carlyle, der frohe Arbeit-

künder prägte das erlösende „Fange an!", durch das allein das Unmögliche möglich werden kann. Unter dieser frohgemuten Schrittmacherschaft ist Ostwald den verschiedensten Gebieten und Problemen näher getreten. Und immer wieder hat ihn die Wissenschaft aus dem Stahlbad eines unverwüstlichen Optimismus gestärkt hervortauchen und mit zielsicherem, vor nichts zurückschreckendem Vertrauen Neuland betreten sehen können. Wurde doch noch eben berichtet über seinen aus eignen Mitteln geförderten Plan der Errichtung eines, übrigens schon eröffneten, Monistenklosters „Unesma" zur Betätigung der monistischen Weltanschauung im Sinne praktischer sozialer Arbeit. Ihm gilt die Wissenschaft innerhalb der vielfachen Unklarheiten und Verwirrungen des Lebens als einzige verläßliche Führerin, d. h. die Wissenschaft im Sinne der rückhaltlosen Anwendung des logischen Denkens auf Grund der Erfahrung, sowie der praktischen Erprobung der so gewonnenen Ergebnisse. Ja mehr; sie will ihm — nicht ohne Widerspruch zu erfahren — als höchste Leistung der Kultur erscheinen, die ihrerseits wiederum kein andres Kriterium als die reichlichere Kraftentfaltung hat. Beruhen nun Ostwalds Ansichten über Gesellschaft, Recht, Sprache und Staat auf dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes oder auf Anpassungen des Energieverbrauchs, so bedeutet ihm zugleich alle Anpassung nichts anderes als bessere Ausnutzung der verfügbaren Energie durch Verbesserung des Güteverhältnisses bei der Umwandlung der Roh- in Nutzenergie.

Schon vorher haben wir von den organisatorischen Erfolgen Taylors bei der wissenschaftlichen Betrachtung der Arbeit als einer Umsetzung von Menschenkraft in Leistung gesprochen. Mit gleichem Interesse wird man in diesem Zusammenhange auch vom „Energetischen Gesetz" Geheimrat Rubners Kenntnis nehmen, das die Lebensfähigkeit des Menschen — besondere Zufälle abgerechnet — von dem vernünftigen oder unvernünftigen Verbrauch des ihm von Geburt an eignen energetischen Kapitals abhängig macht. Ostwald endlich, der Begründer der energetischen Naturphilosophie, hat sein Grundprinzip, das ihn einem freudigen Kulturoptimismus, einer Philosophie der Tat zuführt, in den kurzen Satz gefaßt: „Vergeude keine Energie, verwerte sie!" Denn Energie ist Arbeit im weitesten Sinne des Wortes und Arbeit kann nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht aus Nichts geschaffen werden. Folglich bedeutet jede Vergeudung von Energie einen uneinbringlichen Verlust. In diesem

energetischen Imperativ ist, nach Ostwald, die allgemeinste Regel menschlichen Handelns zum Ausdruck gebracht, die nicht nur das praktische Arbeiten, sondern das gesamte Tun des Menschen bis in die höchsten Leistungen umfaßt. Denn wie ihm die materielle und geistige Welt als den nemlichen Gesetzen unterworfen erscheinen, will ihm auch die Anwendung der von der Naturwissenschaft gefundenen Gesetze auf das gesamte Kulturleben, auf unser Denken und Handeln eine zwingende Notwendigkeit bedeuten. Und in der langen Stufenleiter der verschiedenen Energiewerte, der elektrischen, mechanischen, chemischen, der Wärmeenergie 2c. sehen wir ihn die geistige Energie an die bevorzugte Stelle setzen und zugleich seine Forderungen dahin erweitern, die ersparten Energiemengen höheren Zwecken zuzuführen. Lenkt doch in diese Gedankenrichtung noch eben ein neuerlicher Vorschlag Ostwalds im Sinne der Freimachung der vielfach akademisch gebundenen geistigen Energie der heutigen Forschungsträger. Und zwar zielt seine Forderung auf die Auseinanderlegung der Universitäten in zwei gesonderte Anstalten: in die Hochschule und die Höchstschule, bzw. die Fachschule und die Forschungsschule, von denen der ersteren die Aufgabe der Ausbildung für das Amt, der letzteren lediglich die der Einführung in die Technik des Entdeckens zuzufallen hätte. So sehr nun dieser Weg auch dem erwünschten Ziele, der Entlastung des Forschers, näher führt, so ist dieses selbst hiermit noch nicht in genügendem Maße erreicht. Wissen wir doch, welche lange Reihe kleiner und kleinlicher Vorarbeiten ein jeder Forscher erst zu erledigen hat, bevor er an seine eigentliche Aufgabe heranzutreten vermag. Und ein Blick auf die Gesamtheit der Geistesschätze der Welt, die überdies eine jährliche Zunahme von ca. 250,000 Neuerscheinungen aufweist, zeigt uns zugleich die Unmöglichkeit, diese unübersehbare Anzahl gemeinschaftlicher Kulturgüter auch nur annähernd zu assimilieren und zu dauernder Wirkung zu bringen.

Ganz von selbst drängt sich dieser Massenmäßigkeit und Vielgestaltigkeit gegenüber der Organisationsgedanke auf, dessen Grundziel es ja ist, jede individuelle Leistung zum Besten der Gesamtheit am zweckmäßigsten zur Geltung zu bringen, also das rein individualistische Schaffen in eine zweckförderliche Organisation einzugliedern. Interessant ist es zu verfolgen, wie Ostwald nun die Richtlinien für die Anwendung dieses Prinzips aus der Entwicklungsgeschichte der Organismen herleitet: entwickeln sich diese doch zur besseren Einrichtung ihrer Leistungen nach dem

Gesetz der Arbeitsteilung und dem der Arbeitsvereinigung. Besitzt nämlich das Protoplasmaklümpchen für alle Funktionen einen Universalapparat, so entwickeln die höhern Organismen gesonderte Organe für die verschiedene Sinnesarbeit und erzielen dadurch eine immer größere Tüchtigkeit der Einzelfunktionen. Durch den Umstand nun, daß die einzelnen arbeitenden Teile zu einander in Beziehung treten, wird das Prinzip der Arbeitsvereinigung gezeitigt, in der Weise, daß die Organismen, je mehr Spezialorgane sie besitzen, desto mannigfaltigere Leistungsbahnen ausgestalten, die bei ganz feiner Organisierung in einem bestimmten Zentralorgan ihre Verknüpfung finden. Die gleichen Vorgänge lassen sich aber auch in der menschlichen Gesellschaft wahrnehmen, deren Arbeit zum Zweck größerer Leistung in desto mehr Berufsarten spezialisiert zu sein pflegt, je höher jene selbst ausgebildet ist.

In diesem Zusammenhange unternimmt Ostwald es weiter, eine Variation der Darwinschen Anpassungstheorie beim Menschen aufzuzeigen. Sehen sich nämlich die Tiere in ihren niederen Formen im Kampf ums Dasein auf eine passive Anpassung an die Umgebung beschränkt, so hat sich beim Menschen im höchsten Maße eine Entwicklung zur aktiven Anpassung geltend gemacht, durch die er in seine Umgebung — gerade umgekehrt — nämlich umgestaltend eingreift. Dieser Umstand nun kann ihm auch auf dem Gebiete der geistigen Arbeit förderlich werden und zwar im Sinne der Organisierung der bisher von den Einzelwesen geleisteten Arbeit, indessen ohne Bindung der Individualität dieser geistigen Arbeiter selbst. Es dürfte sich darnach von selbst ergeben, daß die Organisation planmäßig von unten herauf in ihrer untersten Schicht, also dem technischen Teil der geistigen Arbeit zu erfolgen hätte. Weiß doch jeder wissenschaftliche Arbeiter aus eigener Erfahrung, wieviel Hemmungen an technischer Vorarbeit es bei einer Forscherarbeit zu überwinden gibt, die ungleich schneller durch technische Arbeitsstationen Erledigung fänden. Ja ein jeder von ihnen wird die Unmöglichkeit der Orientierung über die internationale Vorarbeit auf einem Arbeitsfeld schon persönlich erfahren, und die mehrfache gleichartige Bearbeitung derselben Materie als eine bedauerliche Energieverschwendung empfunden haben. Fassen wir also die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, unter einen praktischen Gesichtswinkel zusammen, so bietet sich uns das Problem der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, der Gliederung und Zusammenfassung, kurz

das Gebilde der Organisation. Und zwar wird sich eine Regelung der Arbeitsteilung in der Weise empfehlen, daß jede Art der Einzelarbeit von den für diese Arbeit geeignetsten Personen geleistet wird und andrerseits wird sich die Arbeitsvereinigung dahin wirksam zeigen müssen, daß die einzelnen durch die Teilarbeit erzielten Arbeitsleistungen derartig geordnet und in Zusammenhang gebracht werden, daß sie jedem, der ihrer bedarf, ohne Schwierigkeiten zugänglich sind. Es handelt sich hier also, wie wir sehen, um eine weitestgehende energetisch-ökonomische Gestaltung alles menschlichen Tuns auf geistigem Gebiete. Dieser großen Aufgabe kann es nun überaus förderlich sein, daß der augenblickliche „Organismus" der geistigen Arbeit bereits eine außerordentlich vorgeschrittene Gliederung und auch schon einen Zusammenschluß der Glieder auf vielen Gebieten aufweist. Es braucht hier nur an das Internationale Bibliographische Institut in Brüssel, das Internationale Bureau in Prag, das Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen, die Internationale Assoziation der chemischen Gesellschaften, die aus dem Carnegie-Fonds zu gründende Hochschule des Internationalismus im Haag u. a. m. erinnert werden. Aber der Ring ist damit noch lange nicht geschlossen und dieser Mangel eben um so empfindsamer, wo sich der Zusammenschluß der gesamten Kulturmenschheit zu einer großen Einheit immer mehr seiner Verwirklichung nähert. Es wird also, wenn der Organismus der geistigen Arbeit zur Tat werden soll, eines zentralen Gliedes bedürfen, das diese Funktion der Organisierung für den ganzen Organismus auf sich nimmt. Und es wird weiter diese Zentrale technisch so umfassend und zuverlässig funktionieren müssen, wie es im „Faust" von der einem Weber-Meisterstück vergleichbaren Gedankenfabrik heißt:

„Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt."

Die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Gebildes erscheint um so mehr gegeben, als wir ja aus der Biologie wissen, daß jedes Bedürfnis des Organismus sich das Organ zur Befriedigung dieses Bedürfnisses über kurz oder lang zu schaffen vermag. Und so dürfte sich auch in unsrem Falle das Zutreffende dieses Satzes erweisen. Ist doch bereits in diesem Sinne eine Anzahl schöpferischer Geister und Organisatoren in eine dahinlenkende Gemeinwirksamkeit, in eine Symbiose, zusammengetreten, um dieses

Zentralorgan für die geistige Funktion der Menschheit und damit gleichsam „ein Gehirn der ganzen Welt" zu schaffen. Und zwar ist es „die Brücke", das mit einer eignen Hunderttausendmarkspende Ostwalds am 15. Juni 1911 in München gegründete internationale Institut, das diese Organisierung der geistigen Arbeit auf allen Gebieten des Geisteslebens, wo immer ein Bedürfnis dafür vorliegt, nach einem einheitlichen Plane durchführen und so gewissermaßen als Nebenprodukt den Organismus der geistigen Arbeit entwickeln will. Und zwar soll das erstrebte Ziel mit der Schaffung eines Zustandes zusammenfallen, der es jedem auf irgend einem Gebiet der geistigen Arbeit Auskunft Bedürfenden ermöglicht, von der Zentrale dieses Organismus, also von der „Brücke" diese Auskunft selbst oder die Anweisung der in Frage kommenden Auskunftstelle zu erhalten. Aus diesen Darlegungen ergibt sich nun auch ohne weiteres die Begründung für die Namensbezeichnung des Instituts, das gleichsam die zusammenschließende „Überbrückung" der einzelnen, auf getrennten Inseln entstehenden geistigen Produktionen zur harmonischen Arbeit zur Aufgabe hat.

Die Fähigkeit des An- und Eingleichens, des Registrierens und Katalogisierens ist ja seit jeher vor allen andern Völkern den Deutschen nachgerühmt worden. Und es mag wohl kein Zufall sein, daß sich auch als Bauleiter der „Brücke" zwei Deutsche — ein Balte und ein Deutschschweizer — zusammengetan haben, von denen der eine, Ostwald, ein Mann der Theorie, das Zusammenschauen und Zusammenfassen von jeher als die wichtigste seiner Lebensaufgaben angesehen, der andre, Bührer, ein Mann der Praxis, in jahrzehntelanger Lebensarbeit die Reaktionen der Massenpsyche experimentell kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat.

Liegt es nun in der Aufgabe der „Forschungsinstitute" die allerhöchsten Leistungen geistiger Arbeit, nämlich die schöpferische Forschung, durch Beschaffung der dazu erforderlichen Mittel zu befördern, so ist die „Brücke" mit der viel bescheideneren Aufgabe an die Öffentlichkeit getreten, gerade umgekehrt, die einfachsten, elementarsten, trivialsten Seiten der geistigen Arbeit im Sinne des energetischen Imperativs zu bearbeiten. Und an sich ist ja kein Gegenstand interessanter als der andre. Der sich der Verwirklichung der „Brücken"-Pläne nun widmende Ehrenrat, der als ein Ansatz für das künftige „Gehirn der Welt" zu gelten hat, bildet sich aus den bedeutendsten lebenden Vertretern der

Wissenschaft und Kunst, der Praxis und Großfinanz, also der hervorragendsten schöpferischen und organisatorischen Kräfte der Welt. Er soll sowohl den hinzutretenden „Stiftern" eine Gewähr sein für eine zweckmäßige Verwendung der gesammelten Gelder, als auch der Öffentlichkeit durch die Autorität seiner Glieder eine Garantie bieten für die Zweckmäßigkeit der durch die „Brücke" zu empfehlenden Maßnahmen. Es sei hierbei auf ein bereits funktionierendes Riesenunternehmen, auf das der „Brücke" angegliederte Internationale Bibliographische Institut in Brüssel hingewiesen, das die Aufstellung eines Gesamtkatalogs über sämtliche je bis in die Gegenwart hinein erschienenen Schriften zur Aufgabe hat und diese bereits durch Registrierung von acht Millionen von im Ganzen etwa 25 Millionen veröffentlichten Schriften ꝛc. gefördert hat. Ähnlich der hier bereits begonnenen Katalogisierung der Bücher hätte nun eine Katalogisierung des Inhalts sämmtlicher Sammlungen der Welt zu erfolgen. Und es würden hier neben den geschichtlichen Denkmälern, den naturwissenschaftlichen Fundorten, den Architekturen ꝛc. besonders auch die geistigen Schätze des Volksmundes, die Sammlung von Wörtern, Sagen ꝛc. Beachtung verdienen. Weist uns weiter die Erfahrung nur zu oft auf die kulturhistorischen Werte hin, die auch Sammlungen unscheinbarer Druckschriften oft innewohnen, so wird der internationale Bibliothekskatalog neben den wissenschaftlichen und literarischen auch die Drucksachen des praktischen Lebens, wie Kataloge, Vereinsschriften, Kalender ꝛc. nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Und dasselbe hat auch vom anzulegenden internationalen Museumskatalog zu gelten, der auch grade den modernen Sachen weitestgehende Aufmerksamkeit zu schenken hätte. Und weiter wird es zur leichteren Fühlungnahme der geistigen Arbeiter unter einander auch eines Adressenverzeichnisses sämtlicher lebender geistiger Arbeiter bedürfen und zwar unter Berücksichtigung sämtlicher Organisationen und Gesellschaften, staatlicher und privater Auskunftsstellen der Welt.

Wenn wir uns nun den Arbeitsmitteln für die Zwecke der geistigen Arbeit zuwenden — und wir folgen hier den weitschauenden Ausführungen K. W. Bührers und U. A. Saagers — so sehen wir, daß es unter ihnen zunächst die Verständigungsmittel sind, die eine Organisierung, also Präzisierung und Vereinheitlichung geboten erscheinen lassen. Steht nun auch einerseits für die genaue Bestimmung von Anzahl und Zeit das ideale Zeichen der Ziffer und andrerseits auch für die Angleichung der

verschiedenen Kalender das Hilfsmittel der Umrechnungstabelle bereits zur Verfügung, so mangelt es dagegen noch hinsichtlich der Präzision der Ortsangaben und Karten an der erwünschten Einigung über gewisse Grundprinzipien, wie über die Technik, den Maßstab, die kartographischen Zeichen ꝛc. Würde eine solche Einigung es doch ermöglichen, die Erde auf Grund einer durch Fachleute festzusetzenden Norm in eine bestimmte Anzahl kleiner, nach und nach kartographisch aufzunehmender Quadrate einzuteilen, wobei jedem Felde dieses Netzes eine Zählnummer, sowie überdies zur genaueren Präzisierung ein Netz mit detaillierten Ziffernangaben zufiele. Es könnte also auf diese Weise neben der Einteilung des Himmels, über die behufs kartographischer Aufnahme desselben auf photographischem Wege eine Einigung längst besteht, auch eine solche der Erde und zwar mit dem Ausblick erzielt werden, jeden beliebigen Erdort auf die einfachste Weise absolut klar und rationell zu bestimmen. Hier nun, wie auch in vielen andern Fällen gesellt sich überdies das Bedürfnis nach einer Präzisierung der Farben und nach deren einheitlicher Anwendung. Es wird sich mithin in dieser Richtung die Festlegung eines allgemeinen wissenschaftlichen Farbenatlas empfehlen und damit zugleich erzielen lassen eine objektive Darstellung aller möglichen Farben nach Ton, Helligkeit und Reinheit auf Grund wissenschaftlicher Prinzipien, welche wiederum eine entsprechende internationale Bezeichnung jedes vorkommenden Farbtones ermöglichen würden.

Und weiter ist es neben dem als Verständigungsmittel hoch zu wertenden Bilde, der graphischen Darstellung ꝛc. die in dem Rahmen des Weltmuseums ihre Eingliederung reproduktiv finden sollen, besonders die Sprache, die als wichtigster Behälter der geistigen Arbeit teils nach Präzisierung, teils nach Organisierung verlangt. Und zwar wird es sich im ersten Falle um die Anlage einer Sammlung sämtlicher auf der Erde gebrauchter Wörter und Ausdrücke in einem Weltwörterbuch handeln, in derartiger Anordnung, daß jeder Begriff möglichst durch Zeichnungen erläutert und durch alle erreichbaren Wörter sämtlicher Sprachen belegt wird. Ein solches Weltwörterbuch hätte natürlich auch die Fachsprache, die gesamte wissenschaftliche Nomenklatur, einzuschließen, aus der dann wiederum Speziallexika mit Fachausdrücken aller Sprachen für jeden erdenklichen Bedarf und Zweck zusammengestellt werden könnten. Und auch das Zeichen wird einer näheren Präzisierung und Einheitlichkeit zuzuführen sein,

das Zeichen, wie dieses als Abkürzungsbehelf oder für sonst irgendgeartete Zwecke in allen Sprachen reichlich zur Anwendung kommt. Es würde also in diesem Betracht analog der Wörtersammlung eine Zeichensammlung anzulegen sein, welche unter Einfluß der bereits internationalisierten meteorologischen und geologischen Kartenzeichen, der Notenschrift 2c. lediglich das Brauchbarste einzubegreifen hätte.

Ungleich schwieriger als diese dürfte sich die gleichfalls erstrebte Vereinheitlichung der Schriftzeichen und der Orthographie gestalten, zumal im Hinblick auf die innerhalb der einzelnen Sprachen selbst bestehenden, oft ein und denselben Laut wiedergebenden, verschiedenen Schriftzeichen und verschiedenen Schreibarten. Hier nun wird es sich im Sinne einer Organisierung der Sprache um die Schaffung einer Weltsprache handeln, der übrigens im Esperanto und Ido bereits eifrige Werber erstanden sind. Professor Jaensch war es, der s. Z. in einem bezüglichen Preisausschreiben die Aufgabe dahin gestellt hat, durch sachgemäße, wissenschaftlich einwandfreie, physikalische Versuche festzustellen, welche Grundeigenschaften für die leichte und schnelle Lesbarkeit einer Weltsprache d. h. Weltschrift in Betracht kommen, und welche der zurzeit gebräuchlicheren Schriftformen diesen Bedingungen am meisten entspricht. Und neben den Stimmen der Wissenschaft hat unter anderem auch besonders das Rote Kreuz aus seinen Bedürfnissen heraus zu wiederholten Malen auf die Unentbehrlichkeit einer internationalen Verständigungssprache hingewiesen, der nun auch in dem 1911 in Bern gegründeten „Verband zur Gründung eines Weltsprachenamts" ein neuer eifriger Schrittmacher erstanden ist. Besonders ist es unter den Staaten Schweden, das in letzterer Zeit eine lebhafte Propaganda erkennen läßt, sowohl für das Studium der Bedürfnisfrage einer Welthilfssprache als auch für die Einsetzung eines die erforderlichen Staatsverträge und die sprachtechnischen Untersuchungen vorbereitenden Arbeitsausschusses.

Sind es bisher lediglich die Verständigungsmittel gewesen, die wir unter dem Gesichtspunkt der Vereinheitlichung betrachtet haben, so werden wir uns jetzt der Organisierung der Veröffentlichungsmittel zuzuwenden haben. In diesem Sinne nun wird sich die Aufgabe der „Brücke" in erster Linie zu erstrecken haben auf die Erhaltung der Beweglichkeit des Gedankens, sowie auf die Einheitlichkeit der Formate und auf die Einheitlichkeit der Ordnung der Schriftwerke. Liegt es im Wesen der Verständi-

gungsmittel, sich mehr mit dem Inhalt der geistigen Arbeit auseinanderzusetzen, so haben es die Veröffentlichungsmittel mit der äußeren Form, mit der Materialisationsform zu tun, in der uns die geistige Arbeit geboten wird.

Überblicken wir nun zunächst den gesamten in Druckwerken aller Art angesammelten Gedankenschatz der Menschheit, so finden wir, daß ein und derselbe Gedanke nicht bloß einmal ausgesprochen, sondern tausendfältig wiederholt ist. Es könnte hiernach somit eine Masse von Ballast ohne Schädigung des allgemeinen Besitzes an geistiger Arbeit aus dem Gebrauche ausgeschieden und dadurch die Überschau wesentlich vereinfacht werden. Oder mit andren Worten: es könnten die „Gedanken" aus ihrer formalen Bearbeitung, also aus den Druckwerken herausgelöst und enzyklopädisch in beweglichen Heften für sich betrachtet werden, wie es die Form der Einzelfixierung der Gedanken, die Monographie, am besten ermöglicht. Ein solcher von allem ideellen und papiernen Beiwerk und aller materieller Gebundenheit befreiter, einzelfixierter „Gedanke" trüge das Vermögen in sich, sich in jede Sammlung homogener Schriften leicht einreihen zu lassen. Denken wir nun alle diese „Gedanken", die der geistigen Arbeit entspringen, einzeln gedruckt und diese Einzelschriften in Sammelschachteln niedergelegt, so würden wir in der Gesamtheit dieser Schachteln eine Weltenzyklopädie der geistigen Arbeit vor uns entstehen sehen, die wiederum durch entsprechende Auswahl, nicht nur eine Reihe andrer Nachschlagewerke, wie ein Konversationslexikon u. a. m., sondern auch jedem einzelnen die Anlegung einer ganz individuell zusammengestellten Schriftensammlung ermöglichte. Und ein Blick auf die große Verbreitung der gerade den billigen Ankauf des Einzelwerks gestattenden Universalbibliotheken zeigt, daß sich ein solches Monographiesystem auch durch die Verleger im Buchhandel praktisch durchführen ließe.

Aber nicht allein mit der Wissenschaft, auch mit der Kunst haben wir es innerhalb dieser Betrachtungen zu tun. Während die wiederholte wissenschaftliche Bearbeitung eines Gegenstandes nach Erschöpfung seines Wesens einer Energieverschwendung gleichkäme, werden indessen die mannigfachen künstlerischen Bearbeitungen eines Gegenstandes mit Rücksicht auf deren individuellen Wertgehalt durchaus berechtigt erscheinen müssen. Es werden aber gleichwohl auch hier die Vorteile der Bilderreproduktion in Monographieform bzw. Monoform statt in Buchform nicht zu unterschätzen sein, zumal bei gleichzeitiger Festlegung eines einheitlichen

Formats für diese. Und zwar einmal schon in der Erwägung, daß eine solche Einrichtung jedem einzelnen die freie Zusammenstellung und Ergänzung einer eignen einheitlichen Bilderei ermöglichte. Und würde doch weiter diese Beweglichkeit die Einfügung eines, ja oft ein und desselben Blattes von wechselnden Gesichtspunkten aus in denkbar verschiedenen Sammlungen gestatten, so unter Naturkunde, künstlerische Technik, Kulturgeschichte usw. Wir werden also auch hier die nützlichen Ergebnisse, die eine Zerlegung des Wissens in Monographieform zeitigt, nicht verkennen, sondern aus den zahlreichen Bausteinen der Monographieen immer deutlicher das umfassende Gebäude eines Weltlexikons des Gesamtwissens, einer gedruckten Weltenzyklopädie, vor unser Auge treten sehen können. Und mehr; es wird sich mit der Verbreitung einer beweglichen Denkweise, wie sie automatisch aus der hier geschaffenen Beweglichkeit der einzeln fixierten Gegenstände des Denkens hervorgehen würde, zugleich das Mittel entfalten, das einer individuellen Verarbeitung der geistigen Arbeit mehr den Weg ebnet. Bührer war es, der die Idee der Veröffentlichung in Monographieform zuerst klar zum Ausdruck gebracht hat und Saager hat ihr die prägnante Fassung gegeben: „Wie Gutenberg den starren hölzernen Schriftblock in bewegliche Buchstaben zerlegte und sie dadurch zu Individuen erhoben hat, mit denen die Menschheit ihr unendlich vielseitiges geistreiches Spiel treiben kann, ebenso sollen durch die Idee der Monographie die Gedanken und Geisteswerke selbst nicht minder beweglich und kombinierungsfähig (und durch Format und Registrierung einheitlich und handlich gemacht werden." Denkt man dem hier entwickelten Prinzip in seinen weiteren Konsequenzen nach, so wird man dem Urteil jenes hervorragenden deutschen Museumsdirektors gewissermaßen zuneigen dürfen, nach welchem seit der Erfindung der Buchdruckerkunst keine Idee als diese zu einer so durchgreifenden Umprägung unsrer Kulturzustände berufen gewesen ist.

Was nun die bereits berührte Vereinheitlichung der Formate angeht, so erklärt sich dieser Wunsch aus der gegenwärtigen Systemlosigkeit in den Formaten von Büchern, Bildern und Druckwerken aller Art und den zugleich nur sekundären und zufälligen Ursachen, die diesen Maßen zugrunde liegen. Gibt es doch der Vorzüge, die sich aus einer allgemeinen Einführung der Einheitsformate ergeben, eine ganze Reihe, in der die Raumersparnis der Büchereien und Archive, sowie die Verbilligung der Einrich-

tungskosten, der Papierfabrikation (infolge der Vereinheitlichung der Maschinen) und der Druckschriften selbst nicht an letzter Stelle stehen.

Die gedachten Formate werden am besten in eine solche Beziehung zu einander zu bringen sein, daß sie durch einfaches Falzen, d. h. durch Halbieren der Oberfläche auf einander reduziert oder aus einander hergestellt werden können. Und es werden dabei die so entstehenden verschiedenen Formate unter einander geometrisch ähnlich sein müssen, d. h. es wird das Verhältnis von Seite zur Höhe bei all diesen Formaten durch die gleiche Zahl auszudrücken sein. Eine in diesem Sinne nun unternommene Untersuchung Ostwalds hat zu dem Resultat geführt, daß sich auf Grundlage gewisser allgemeiner und allseitig anerkannter Voraussetzungen eine ganz eindeutige Reihe von Formaten bestimmen läßt, welche durch eine einfache Formel ausdrückbar, auf das Zentimeter als die wissenschaftliche Längeeinheit bezogen sind und welche für alle Bedürfnisse die erforderlichen Abmessungen ergeben.

Diese Weltformate würden in Zentimetern folgende Maße ergeben: Für Wertzeichen ꝛc.: $^{1}/_{1.41}$; $^{1.41}/_{2}$; $^{2}/_{2.83}$; $^{2.83}/_{4}$; $^{4}/_{5.66}$; $^{5.66}/_{8}$; $^{8}/_{11.3}$. Für Taschenformat: $^{11.3}/_{16}$. Für Werkformat (wissenschaftliche und technische Werke): $^{16}/_{22.6}$. Für Atlanten, Kunstblätter ꝛc.: $^{22.6}/_{32}$; $^{32}/_{45.3}$. Für Landkarten ꝛc.: $^{45.3}/_{64}$; $^{64}/_{90.5}$; $^{90.5}/_{128}$; $^{128}/_{181}$; $^{181}/_{256}$... Es dürften hiernach die in so vielfältiger Richtung als hinderlich empfundenen wilden Formate nicht nur weiter entbehrlich erscheinen, sondern auch, wie bereits dahin zielende Verständigungen und praktische Maßnahmen einer Anzahl hervorragender wissenschaftlicher Gesellschaften, Verleger u. a. zeigen, den aufgestellten internationalen Maßen bald weichen.

Mit der Organisierung des Schrift- und Druckwerks sind die Aufgaben der „Brücke" indessen noch nicht erfüllt. Im ersten Zusammenhange mit den besprochenen Maßnahmen steht zugleich auch ihr Bestreben nach Einführung eines einheitlichen Ordnungs- und Registriersystems, das als Hilfsmittel rein technischer Art eine jeden Zweifel ausschließende Klarheit und Allgemeinverständlichkeit in sich trägt. Es gewinnt hier ein sachdienliches Interesse der Hinweis, daß die allgemein anerkannte Leistungsfähigkeit der amerikanischen Bibliotheken nicht zuletzt auf dem überaus sicher und schnell funktionierenden dortigen Registriersystem, einer Erfindung des Amerikaners Melvil Dewey, beruht, das übrigens

auch schon von dem Internationalen Bibliographischen Institut in Brüssel und zahlreichen andren Bibliotheken auf der ganzen Erde übernommen worden ist. Nennt doch 1911 schon J. Thron die Tables Générales des Brüsseler Instituts, denen weit über 40,000 verschiedene Rubriken des Wissens zugrunde liegen, die vollständigste und modernste Methodologie des menschlichen Wissens. Der Aufbau und die Anwendung des überaus einfachen Systems, das sich die Eigenschaften der Dezimalzahlen zunutze macht, gehen dahin, daß jede der Hauptzahl rechts zugesellte Ziffer den ordinalen Wert der vorangehenden Ziffer nicht einschränkt und eine Unterabteilung der vorangehenden Ziffer bedeutet. Die leitende Idee des Systems läßt sich am besten an einem Schema veranschaulichen. Und zwar denken wir uns zunächst einen Kreis, der den Umfang des gesamten menschlichen Wissens darstellen soll, also die Gesamtheit aller Dinge, über welche überhaupt Bücher geschrieben werden können. Wir zerlegen alsdann diese Gesamtheit des Wissens in für sich getrennte Hauptdisziplinen, indem wir den Kreis in zehn, mit den Ziffern 0 bis 9 zu bezeichnende Kreissektoren einteilen, in deren Gebiet sich jedes geschriebene Buch unterbringen ließe. Diese zehn Kreissektoren umfassen der Reihe nach folgende Abteilungen bzw. Disziplinen: 0 Allgemeines; 1 Philosophie; 2 Religion; 3 Nationalökonomie und Recht; 4 Philologie; 5 Naturwissenschaft und Mathematik; 6 Angewandte Wissenschaft und Kunst; 7 Schöne Künste; 8 Literatur; 9 Geschichte und Geographie. Halten wir nun an dem Prinzip der Zehnteilung auch weiter fest, so werden wir bei der jedesmaligen weiteren Zehnteilung der einzelnen neuerhaltenen Kreissektoren immer wieder zehn neue, immer wiederum in zehn weitere Abteilungen teilbare Abteilungen erzielen. Denken wir uns nun in die letzten Konsequenzen dieses Systems hinein, so dürfte sich zeigen, daß die Einfachheit eines solchen Systems der Registrierung nicht gut überboten werden kann. Nicht nur, daß seine Ausdehnungsfähigkeit den Vorzug der Unbegrenztheit aufweist, es würde nach dieser Methode die Bezeichnung des Allgemeinsten sowie des Speziellsten, ja selbst des Individuums möglich werden.

Ein Beispiel möge es aufzeigen. Umfaßt nach Dewey die Abteilung 5 ersten Grades die gesamten Naturwissenschaften, so enthält unter deren zehn (mit 50 bis 59 zu beziffernden) Unterabteilungen beispielsweise die Abteilung 52 die Astronomie, diese wiederum unter ihren zehn (mit 520 bis 529 zu beziffernden)

Unterabteilungen in Abteilung 523 die beschreibende Aronomie, die ihrerseits wieder unter ihren zehn (mit 5230 bis 5239 zu beziffernden) Unterabteilungen die Abteilung 5233 speziell dem Monde vorbehält. Wie nun die Astronomie des Mondes wiederum in zehn neue Unterabteilungen teilbar ist, so ist es möglich, auch jeden weiter erhaltenen Teil wieder in zehn neue Teile zu zerlegen und so jede, auch die speziellste Beziehung darzustellen. Aus dem Zahlenverzeichnis wird sich mithin auch die ganze Systematik eines Begriffs mit Leichtigkeit ergeben. Ja, es wird mittels dieses Weltkatalogs jedes einzelne Buch seine besondere Ziffermarke erhalten können, wodurch es in das gesamte Gebiet des menschlichen Wissens in bestimmtester Weise eingereiht ist. Und mehr. Es wird im gegebenen Fall jede einzelne Druckschrift alles für diese bibliographisch Wichtige, so außer der Registraturzahl noch Angaben über Autor, Drucker, Druckort, Jahr, Datum, Preis, Form und Sprache der Ausgabe ꝛc. noch in einem besonderen Vermerk auf der Rückseite aufweisen.

Verfolgen wir nun die beiden Organisierungsgrundsätze der Format- und Registratureinheitlichkeit in ihren gemeinsamen Wirkungen, so erkennen wir, daß sie nicht nur die einheitliche Zusammenfügung aller weltenzyklopädischen Schriften und Bilder, sondern auch die Einfügung einer Sammlung in die andre, also auch in das Brückenarchiv ermöglichen. Diese Weltenzyklopädie an sich existiert nun bereits und ist eben dabei, aus der Zahl der auf jedem Gebiet bestehenden Sammlungen neue Glieder anzusetzen. Es gilt vor allem, das Vorhandene zunächst zu inventarisieren, sowie die Zusammenfassung des Bestehenden vorzubereiten, so namentlich durch Vorschlag eines bestimmten Termins für die allgemeine Einführung der Weltformate für den Buchdruck und andre Zwecke. Hat doch das Weltarchiv der „Brücke" durch Zuwendung einiger hervorragender privater Sammlungen schon eine breite Grundlage für die weitere Ausgestaltung erhalten und liegt es doch andrerseits in seiner Aufgabe, neben der Zusammenstellung des vorhandenen Materials zugleich dessen Lücken im organisatorischen Wege zu ergänzen.

Um nun die vernünftigen Methoden der Organisierung zu verbreiten, wird es sich neben der Anregung und Belehrung durch das 300 führende Organisatoren aller Berufe und Länder vereinigende Internationale Organisatoren-Kollegium der „Brücke" weiter empfehlen, diese Methoden, wie Friedrich Kuntze im „Kunst-

wart" rät, auch zum Gegenstand eigner Vorlesungen auf der Universität zu machen. So sehen wir die „Brücke" sich neben ihrer Tätigkeit als Auskunftstelle der Auskunftstellen, die auf jede nur erdenkliche Frage eine genügende Auskunft erteilen können wird, und neben ihrer Eigenschaft als einer allgemeinen parlamentarischen Vertretung der Geistesarbeiter jeder Richtung zugleich zu einer Zentralstelle und Hochschule der Organisation entwickeln.

Ungeachtet nun des internationalen Zieles der „Brücke" ist diese gleichwohl augenblicklich dabei, ihren Ausbau zunächst auf das deutsche Sprachgebiet zu beschränken. Es kommen daher im Sinne einer Angliederung an die „Brücke" vorläufig erst in Betracht die gemeinnützigen, kulturell tätigen nationalen Körperschaften des deutschen Sprachgebiets, alle einschlägigen Gesellschaften, Vereine und Institute, die sich im Auslande mit der Verbreitung deutscher Kultur befassen und alle internationalen Vereinigungen, die ihren Sitz innerhalb des deutschen Sprachgebiets haben. Soll auch die öffentliche Tätigkeit der „Brücke", die übrigens keinerlei Erwerbszwecke verfolgt, erst nach vollzogener Zeichnung von einer Million Mark beginnen, so findet ihr großzügiges Programm und ihre außerordentlich intensive Arbeit schon jetzt, wie ihre Tagung in München noch eben bewies, allenthalben ein starkes Interesse. Man hatte auch hier das Gefühl, sich — wie Goethe es einmal ausdrückte — in der Gegenwart eines großen Kapitals zu befinden, das geräuschlos unberechenbare Zinsen zu spenden dabei ist. Und es wird dieses weitgreifende Interesse an der Sache durchaus erklärlich erscheinen dürfen angesichts der schier unbezwingbaren Massenmäßigkeit der heutigen geistigen Produktion, angesichts des Mammutgepräges der heutigen Großbibliotheken, deren internationaler Gesamtbestand bereits eine Anzahl von annähernd 38,700,000 Bänden an 324 Stellen aufweist. Es geht hier um die Höherentwicklung der geistigen Arbeit, um die Förderung der werktätigen Gegenseitigkeit der geistig Schaffenden. So wird die „Brücke" zum „großen sozialen Gedanken unsrer Zeit", die internationale Organisation der geistigen Arbeiter zur Wirklichkeit.

Man hat den Ausbau der „Brücke", an der neben Ostwald ganz besonders auch Bührer und Saager hervorragenden Anteil genommen haben, eine geniale Tat genannt und deren mächtig ausgreifende Linien in eine Ideenverbindung mit den großzügigen

Schöpfungen Arrols, des großen Brücken-Königs, gebracht. Und man hat andrerseits angesichts der geradezu monumentalen Maße der „Brücke“ auch die Frage nicht unterdrücken können, ob es Ostwald und denen um ihn gelingen werde, diese geniale Idee zu materialisieren. Und freilich; die Frage will nicht unberechtigt erscheinen. Doch war es nicht Schleich, der einmal das Genie ein Kaudinisches Joch genannt hat, durch das sich die ganze Menschheit durchringen müsse? Warten wir also ab.

Warum Carl Schirren keine Geschichte des Nordischen Krieges und Patkuls geschrieben hat.*

Eine Studie von Dr. **Ernst Seraphim.**

Seit dem Wintersemester 1874/75 wirkte Carl Schirren als Professor in Kiel, wo er bekanntlich bis zu seinem Tode geblieben ist. Die Lebensaufgabe, die er sich gestellt, war die Darstellung des Nordischen Krieges und im Zusammenhang damit die Patkuls. Unabläßig war er darin beschäftigt. Immer wieder unternahm er neue Archivreisen in die Nähe und in die Ferne und so brachte er schließlich ein ungeheures Material zusammen, an Umfang einer stattlichen Bibliothek gleich, nicht weniger als 30,000 Abschriften und 50,000 Exzerpte in 540 Mappen. Und wie intensiv er sein Material kannte, wie sehr er es innerlich in sich aufgenommen und in seinem Geiste verarbeitet hatte, dafür legen Zeugnis ab die zahl-

*) Unter dem Titel „Zur Geschichte des Nordischen Krieges" sind von den Söhnen C. Schirrens die, man kann wohl sagen, berühmten Rezensionen des Vaters über die Werke und Urkundensammlungen, die den Nordischen Krieg, Karl XI. und XII. und Peter d. Gr. zum Gegenstande haben, in Neuabdruck aus den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" herausgegeben worden (Verlag von Walter C. Mühlau, Kiel 1913). Als überaus wertvolle Einleitung ist dem Bande die Rede vorgesetzt, die Dr. Felix Rachfahl, ord. Professor der Geschichte in Kiel am 11. Dez. 1911, dem Jahrestage von C. Schirrens Tode, in der Aula der Universität gehalten hat. Und zwar ist die Rede hier in durch intime Briefe Schirrens wesentlich veränderter Fassung zum Abdruck gekommen. Auf dem Material, vornehmlich den Briefen, die hier mitgeteilt werden, beruht der Aufsatz, der in Nachstehendem zum Abdruck gelangt. Prof. Rachfahl gebührt für seine feinsinnige und in das Wesen Schirrens eindringende Charakterstudie und Lebensskizze aufrichtiger Dank. Das ganze Werk aber, das Schirren als den Meister tiefgründiger und unerbittlicher Kritik und als Gelehrten in seiner ganzen Universalität erkennen lehrt, sei dem Studium aller derer empfohlen, denen die Historie, um mit Schirren zu reden, mehr ist als ein „Amüsement".

reichen tiefgründigen Rezensionen, mit denen er in den Göttingenschen Gelehrten Anzeigen diejenigen Schriften bei ihrem Erscheinen begrüßte, die in dieses Gebiet hineinfielen. Unser Wissen von der Geschichte des Nordosten Europas im 17. und 18. Jahrhunderts ist dadurch in vielen Stücken ergänzt, korrigiert und bereichert worden. Für die russische Geschichte unter Peter d. Gr. wie für die schwedische unter Karl XI. und XII. hat er ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt und speziell für Schwedens Geschichte sie auch bei den schwedischen Historikern durchzusetzen gewußt.

Man kann sich vorstellen, wie die Spannung in der Gelehrtenwelt auf das Erscheinen seines großen Werkes angeregt, genährt und gestärkt wurde. Ende 1876 schrieb er nach Riga an seinen Freund Berkholtz: „Vorläufig habe ich das Ende des Nordischen Krieges in Arbeit und hoffe im Sommer wenigstens aus dem Groben heraus zu sein, Patkul kommt dann in zweiter Reihe daran." Also er hofft das Material im Großen gesichtet zu haben — er muß offenbar Dispositionen, Niederschriften einzelner Teile begonnen haben, aber das neuzuströmende Material hat ihn veranlaßt, das Begonnene bei Seite zu schieben, zu vernichten — in seinem Nachlaß findet sich jedenfalls nichts aus dieser Zeit vor. Und 6 Jahre später, als er 1883 seine meisterhafte und vernichtende Kritik von F. Martens „Recueil des Traités et conventions conclus par la Russie avec les Puissances Étrangères I—VII" veröffentlichte, bezeichnete er diese Rezension Berkholtz gegenüber direkt als „Vorarbeit" und fügte hinzu: „Du räumst vielleicht ein, daß ich guten Grund habe, meine Häuser nicht eher aufzuführen, als bis das Fundament gelegt ist, und leider muß ich durchweg das gesamte Fundament vom untersten Steine an erst mit eigenen Händen beschaffen."

Solche mit dem Charakter Schirrens zusammenhängende Auffassung seiner Pflicht als Historiker, der sich an Vorarbeit und Kritik nie genug tun konnte, stimmte begreiflich die Hoffnungen seiner Landsleute auf das baldige Erscheinen seines großen Lebenswerkes mehr und mehr herab. Am 17. Febr. 1884 schrieb in diesem Sinne der frühere Kurator Alexander Graf Keyserling an Baron Uexküll: „Mit solchen Meistern wie Schirren kann man nicht rechten. Sie müssen arbeiten und wirken nach ihren eignen Gesetzen. Aber wir können sie begleiten mit Hoffnungen oder

mit dem Gefühl, daß man sich bescheiden muß. Wir hätten die Kräfte eines solchen Genius, wie Schirren es ist, gern weniger verbraucht mit dem Einheimsen und Ordnen von Materialien und es lieber gesehen, wenn er mit seinen Ideen das Stückwerk des menschlichen Wissens zu einem Ganzen auf seinem Spezialgebiet umgestaltet und durchleuchtet hätte. Doch ein anderes Gebot zwingt ihn innerlich. Mehr Wert legt Schirren auf die Sammlungen, die er hinterlassen wird, als auf das Meisterwerk, das wir erwarten. Hat er seine Ansprüche auf Geschichte nicht zu hoch gespannt? Um hinter dem Ideal nicht zurückzubleiben, hört die Lust auf an dem Realisieren." Graf Keyserling hatte damals seine feinen Bemerkungen mit der Hoffnung geschlossen, daß seine Bedenken sich der Energie eines Schirren gegenüber als falsch erweisen möchten. Aber die Jahre vergingen und von dem Fortschreiten der zusammenfassenden Arbeit hörte man nichts und als Schirren 1888 bei seinen Sammlungen im Geheimen Staatsarchiv zahlreiche neue, auf Patkul sich beziehende Dokumente fand, zog er in einem Brief daraus die Konsequenz: „Nicht erst dadurch bin ich überzeugt worden, daß, wenn einmal mein Buch fertig vorliegen wird, der Vorwurf, daß mir so unglaublich vieles entgangen ist, noch viel lebhafter erhoben werden wird, als heute der redende oder schweigende Vorwurf, daß ich so unglaublich lange säume. Daß sich bei meiner Art zu arbeiten die Archivschätze nie ganz ausbeuten lassen, wenigstens nicht innerhalb eines Menschenlebens, drängt sich mir seit langem nicht minder unvermeidlich auf und lehrt mich, trotz allem, Grenzen ziehen und Ziele setzen. Aber das Unerläßliche will doch herbeigeschafft und bewältigt werden, wenn mehr als eine alltägliche patriotische Phantasie zu Stande gebracht werden soll. Überfülle an Material hat mich zudem noch nie an ihrer Bewältigung gehindert."

Diese Worte lassen sich denn doch wohl dahin deuten, daß er mit dem bisherigen Zögern brechen und sich an die Abfassung des Werkes machen wollte. Er ist dann offenbar, wie Nachfahl dartut, an die Arbeit gegangen. Dispositionen, Entwürfe zur stofflichen Ausgestaltung einzelner Kapitel, sogar Vorreden, die uns Aufschluß geben über die Art und Weise, wie er die Sache anzufassen gedachte, haben sich erhalten. Mehrfach betonte er,

daß das Werk in der Form, wie er es jetzt schreiben wolle, etwas ganz Andres werden würde, als ursprünglich in seiner Absicht gelegen hätte: „Das Buch — heißt es in einem Entwurf — welches ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, kann hinter den Erwartungen meiner Freunde nicht weiter zurückbleiben, als hinter dem Entwurf, den ich lange in mir getragen. Es redet in einem Tone, der einer Geschichte großen Stils fremd bleiben sollte, den ich aber anstimmen mußte, sobald ich erkannte, daß der andere, in dem ich lange gehofft hatte, reden zu dürfen, vor der Mehrzahl der Leser klang- und sinnlos zu Boden fallen würde. Denn ein Buch wird veröffentlicht zu wirken; Monologe bleiben am besten ungeschrieben." Und auf einem andern Blatt: „Diese Schrift ist anders, als sie anfänglich sein sollte. Die Vorarbeiten sind nicht so weit geführt, wie nötig, die Form nicht so, wie sie angestrebt wurde. Die Vorarbeiten zu vollenden, verbot ihr Umfang und die Spanne Lebenszeit, wie auch die besorgte Ungeduld der Freunde." — „Was fehlt nicht Alles?" ruft er unter Berufung auf den Mangel von Monographien auf diesem Gebiete aus. — „Indes — fährt er fort — noch viel weniger als die äußere ist die innere Vorarbeit zur vollen Reife gekommen, zum Teil eben, weil auch hier die Arbeit im Ganzen und im Einzelnen von Grund aus zu machen war."

Man sieht deutlich, unter welch schweren Bedenken er an die zusammenfassende Arbeit geht. Das Material ist ihm noch lückenhaft, die innere Erfassung der Stoffe noch nicht fortgeschritten genug und was ihn vielleicht am meisten besorgt macht — seine Stellung zum Publikum der Heimat, das so sehr auf das große Werk wartet, ist im Lauf der Jahre eine völlig andre geworden. Voller Skepsis erschrickt er „vor dem Abstand des einsamen Autors und der mitlebenden Menge." Im Gegensatz zu jenem ist diese „durch Schule, Neigung und Leben darauf angewiesen, für das Vergangene einen Maßstab in den gegenwärtigen Dingen zu suchen." „Wie vieles, was ihnen an Menschen und ihrer Art zu sein groß erscheint, steht ihm in verschwindender Kleinheit da; was sie an ihrer Welt als einzig benützenswert, als alles überdauernd bewundern, ist ihm, wie oft, nur der Gegenstand zweifelnder Nachprüfung, um an oft ermessenen Zeichen zu erkennen, in welcher Höhe es einmal mit seinen Resten über den grauen

Fluten der Menschheitsgeschichte weithin sichtbar ausdauern oder ob es unter dem Spiegel versinken und einmal vergessen und unbegriffen daliegen wird, wie heute die vergangenen Dinge, deren Erinnerung dieses Buch wieder hervorrufen soll."

Fast unüberwindlich dünken ihm immer wieder die Schwierigkeiten, ein Einverständnis mit dem Publikum herzustellen, die rechte Form zu gewinnen: „Die Zeiten Herodots sind vorbei, oder vielleicht sind sie wieder da, aber Griechenland ist hin oder vielmehr die Mitwelt ist nicht mehr die Mitwelt Herodots und der Griechen. Herodot konnte noch die ganze Welt in Griechenland durchgehen. Unsere Zeit, selbst wo sie das griechische Ideal der Historiographie erreicht, stellt dieses Ideal sofort in einen unüberwindlichen Widerspruch mit sich selbst: Wir haben zur Not deutsche, französische, englische, spanische, italienische, dänische, schwedische, am Ende selbst russische Herodote, aber ein jeder von ihnen ist nur in seinem Griechenland genießbar."

Welch eine Wandlung der Anschauungen von jenen Jahren, da der Historiker Schirren in Dorpat in flammenden Vorträgen die Geschichte Altlivlands hatte vor Alt und Jung wieder Gestalt gewinnen lassen, um den politischen Sinn der Heimat zu beleben und leiten, da er in die politische Arena selbst herabgestiegen war und als Redakteur in scharfer Preßfehde gegen Panslavismus, Russifizierung und Liberalismus daheim zu Felde zu ziehen, bis er endlich in der „Livländischen Antwort" gegen Juri Ssamarin sein Gewaltigstes geleistet hatte! Er war es vor Allem gewesen, der in Patkul den livländischen Nationalhelden gesehen hatte, dem, geschmückt mit allen Tugenden und Gesinnungen, nachzueifern unser Aller Pflicht sei. Auf diesem Standpunkt steht noch sein 1869 gehaltener Vortrag über Patkul, den zu drucken er trotz aller Bitten später sich stets geweigert hat.

Je tiefer er in die Quellen eingedrungen war, desto mehr verschob sich ihm das Bild Patkuls, wie die Auffassung vom Nordischen Kriege überhaupt, seine frühere Auffassung wurde ihm zu einer „patriotischen Phantasie", einer „Illusion", die zu bekämpfen ihm sein historisches Gewissen vorschrieb. Er sah jetzt, wie er an seinen alten Freund, den Dr. von Hehn in Riga, schrieb, daß die früheren Jahrhunderte für die Geschichte der Heimat „mehr Schuld als Ruhm" in sich schlossen.

Gewiß liegt eine Tragik in einer solchen Wandlung historischer Anschauungen, aber sie ist doch an sich kein Grund von einer zusammenfassenden, die Konsequenzen langer Forschungen ziehenden Arbeit völlig Abstand zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß nach den großen Rezensionen Schirrens über Carlson, Sarauw, Brückner, Martens, Waliszewski u. a. zu urteilen, die Änderung der Auffassung keineswegs so prinzipieller Natur gewesen ist, wie aus den pointierten Sätzen Schirrens geschlossen werden kann.

Tragischer dünkt uns, daß auch er das Emigrantenlos fast aller, die sich von der Heimat losgelöst haben, teilte, wohl teilen mußte, die innere Verbindung mit ihr, zwar nicht zu verlieren, wohl aber zu lockern. So allein konnte der Gedanke bei ihm feste Wurzel schlagen, wir in Livland erwarteten ein Werk von ganz bestimmten nationalpolitischen Grundsätzen und würden ein anderes ablehnen. So gelangte er, wie es in einem Brief an Hehn heißt, zur Überzeugung, er würde „doch niemandem zu Dank schreiben, weder dem Geschichtsschreiber von Beruf noch dem lesenden Menschenvolke, am wenigsten den Heimatgenossen, die einen Helden und ein Stück eigener Verherrlichung erwarten." Er meinte, „es würde für die baltischen Deutschen ein allzuschwerer Schlag werden, wenn er ihnen diese Zeiten in ihrer wahren Gestalt zeigen würde." Diese Auffassung Schirrens kann vor der Wirklichkeit nicht die Probe bestehen. Die baltischen Deutschen, die politischen Sinn und nationales Gefühl haben, basieren diese doch auf anderem Fundament als auf historischen Legenden. Über Patkul hat sich längst eine sachlichere Ansicht durchzusetzen begonnen, die indem sie ihn aus der Zeit heraus zu begreifen sucht, ihm gerecht zu werden bemüht ist, auch ohne in ihm den fleckenlosen livländischen Heros zu sehen.

Das haben ihm die Freunde, hat ihm vor Allem Dr. von Hehn mit vollem Nachdruck gesagt. Als Schirren um die Wende 1897/98 diesem seine Bedenken darlegte, gab Hehn sich alle Mühe ihn zu beschwichtigen. „Selbstverständlich ist das magis omnia veritas (über Alles die Wahrheit) die einzige Richtschnur für den Geschichtsschreiber und im schlimmsten Fall muß er das Martyrium seiner Überzeugung auf sich nehmen, dem in späterer Zeit noch die Heiligsprechung folgen mag." Auch darauf wies

er ihn hin, daß ja das Buch von Bucholtz über Patkul immerhin schon in diesem Sinne vorgearbeitet habe: „Es brachte nur lauter schmutzige Wäsche des Helden, und für den Denkenden konnte es kaum zweifelhaft bleiben, ob, wer in seinen privaten Verhältnissen kleinlich und selbstsüchtig gewesen, in der Politik hohen Idealen nachgegangen sei.... Alles in Allem darf kaum jemand bei reiferem Urteil noch erwarten, daß Dein Werk den gegenwärtigen Zuständen einen Tugendornat aus früherer Zeit um die Schultern werfen soll — es sei denn, daß Vergewaltigung eine Entschuldigung für Verkommenheit gibt."

Aber Schirren war doch nicht zu bekehren. Und zwar, weil er nie aufgehört hat im letzten Grunde der Politiker zu bleiben, der er früher gewesen war, und daher den Zwiespalt auf das schmerzlichste empfand, daß seine bisherige Auffassung livländischer Vergangenheit ins Wanken geraten war und ihm nicht mehr das Werkzeug zu bieten vermochte, dessen er für die politischen Kämpfe der Gegenwart bedurfte, und er wiederum viel zu ehrlich war, um sich als Historiker „Illusionen" hinzugeben, da die „Realitäten" ihm wissenschaftlich nicht mehr im vollen Umfang haltbar schienen.

Oder war es am Ende nicht noch ein Anderes, was ihn davon abhielt, die Feder in die Hand zu nehmen? War es nicht schließlich die bittere Empfindung, daß er, der alte treue Anwalt der Heimat geblieben sei, die livländische Welt sich aber unter dem Druck der Russifizierung nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich gewandelt hatte, daß während die eine Gruppe, die ältere, in den großen Traditionen aufgewachsene Generation von seinem Werk eine bestimmte Richtung und Wirkung erwartete, die andere, die von der alten Zeit der Autonomie nur noch gestreift werden oder sie gar nur vom Hörensagen kannte, trübe Augen und stumpfe Ohren für die Worte hatte, in die er seine politisch-nationale Lehre kleiden würde? Wer wollte es abweisen, daß ihn auch dieser Beweggrund geleitet haben mag. Waren wir doch auf dem besten Wege die Kulturgüter gering zu achten,* auf denen unsere hiesige Existenz beruht, bis uns die blutigen Jahre 1905/6 das Gewissen aufgerüttelt haben!

*) ? Die Red. d. B. M.

Daß er den Livländern um die Jahrhundertwende Mangel an politischem Charakter vorwarf, dürfte jedenfalls feststehen. In diesem Sinne schrieb er 1901: „In Livland ist mit unterhaltenden Geschichtsdarstellungen nur zu schaden und auch das herkömmliche, Jedermann zu Herz und Verstand sprechende Moralisieren und Philosophieren dient lediglich einer besonderen Sorte von Unterhaltung; der moralisch-politische Charakter, von dem allein noch abhängt, was irgend zu retten ist, gewinnt dabei nicht, sondern wird durch allzubequeme Beschönigung von Illusionen — davon ließen sich Bogen vollschreiben — nur vollends flockig und weich. — — Etwas weniger Gefühlsphantasie und etwas mehr Charakterstrenge, das tut not. Sonst bricht die Dekadenz, deren sich jetzt die halbe Welt rühmt, mit vollends vernichtender Wirkung über das, was in der Heimat noch aufrecht steht herein und ist die Gegenwart verspielt, so hilft die Vergangenheit nichts."

Indem sich so zwei Momente von starkem psychologischem Anreiz der großen Arbeit hemmend in den Weg stellten, seine veränderte Auffassung des Nordischen Krieges und Patkuls und seine aus den gelockerten Beziehungen zur Heimat zu erklärende Besorgnis, sein Werk würde der baltischen Sache schaden, gesellen sich zu ihnen zwei weitere Faktoren, die wir wohl als die ausschlaggebenden bezeichnen dürfen: ein allgemeiner und ein besonderer.

Der allgemeine ist die weitgehende Skepsis, die sich Schirrens je länger je mehr gegenüber den Aufaben des Historikers bemächtigt. Indem er scharf zwischen „Realitäten" und „Illusionen" unterschied und nur die erstern als Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung bezeichnete, stellte er es als die Pflicht des Historikers hin, die Illusionen, in die auch die Geschichte wie in ein Netz eingesponnen wäre, zu zerreißen, die Menschen zu wahrer innerer Freiheit zu erheben, indem sie sie von ihnen befreit. „Die Geschichte, hat er in diesem Zusammenhang gesagt, hat einen ehernen unerbittlichen Spiegel zu schleifen. Moralpredigen ist nicht das Amt der Geschichte, Beschönigungen vollends nicht. Das Flunkern und Flittern muß ein Ende nehmen. Und wo der Ernst der Aufgabe begriffen wird, da ist fürs erste die Zeit, zu spiegeln, vorbei." Dieser Kampf mit der Illusion, diese Aus-

schaltung des Gefühls verstärkte nun aber naturgemäß Schirrens Abneigung gegen eine zusammenfassende Darstellung. War diese nicht am Ende selbst wieder Illusion? In diesem Sinne hat er bereits 1880 den charakteristischen Ausspruch getan: „Je älter man wird, um so unleidlicher wird alles, was nicht reiner Quellenabdruck ist."

Eine solche Skepsis niederzuringen, sich zu der früheren politisch-pathetischen Stellung zurückzufinden, dazu waren aber die Umstände, unter denen Schirren lebte, gar zu ungünstig. Es hätte das nur geschehen können, wenn die leidenschaftlichen Impulse, die ihn in der alten Heimat beseelt und zur „Livländischen Antwort" angefeuert hatten, in alter Kraft weiter bestanden hätten. Das aber war eine Unmöglichkeit: sobald der Stachel nicht mehr wirkte, der ihn früher zu aufbauender Arbeit angeregt hatte, nämlich die aus den Zeitverhältnissen der alten Heimat fließenden Motive, mußte seine gesamte Welt- und Geschichtsauffassung, wie Nachfahl treffend ausführte, der Entfaltung dieser produktiven Triebkräfte hindernd im Wege stehen.

Versuche hat Schirren freilich noch wiederholt gemacht. 1897 hat er mit einem Leipziger Verleger sogar einen Vertrag „über alle etwa noch kommende Werke" abgeschlossen. Er dachte wohl an die Abfassung eines Hauptwerkes „die Rekonstruktion der Begebenheiten in ihrer Abfolge in großen Zügen," während eine Anzahl von Nebenwerken quellenkritische Untersuchungen einzelner Fragen enthalten sollten. Aber bei den Versuchen ist es schließlich geblieben. Im Febr. 1901 schrieb Schirren an Hehn: „Was man daheim von mir zu fordern berechtigt ist, habe ich längst hinter mich gebracht. Wie viele Jahre, wieviel eigenes Geld, wieviel Arbeitsaufwand und Lebenssorgung es mich gekostet hat, ist meine Sache. Benutzbar liegt es vor und sobald ich abscheide, kommt es zu allgemeiner Benutzung in den Besitz der Ritterschaft. Für die Mitte des 16. Jahrhund. und für die Jahre 1680 bis 1726 kann man sich dann zurechtzimmern oder zyklopisch oder in Mosaik herstellen, soviel man will. Warum ich, so fertig der Plan auch bis ins Einzelne in meinem Kopfe liegt, keinen lebendig zwingenden Anlaß habe, mitzuzimmern oder zu bauen, vermag recht zu begreifen nur, wer mitfühlend gegeneinander abwägt, was einerseits gewünscht oder doch erwartet wird,

und was andrerseits ich zu leisten, mit gutem Gewissen auf mich nehmen kann. Mein eigenster Charakter hat sich allezeit dagegen gesträubt, mit Illusionen, sobald sie erkennbar wurden, zu paktieren oder sie irgend nähren zu helfen." Und so konnte er denn über den Stand seiner Arbeiten keinen andern Aufschluß als den folgenden geben: „Wann und was und ob überhaupt und wie bald oder wie spät etwas — was es auch sei — im Druck erscheint, hängt weder von augenblicklicher Lust dazu, die auch wieder verfliegen kann und mitunter verfliegt, noch von in eventum mit einem Verleger getroffenen Abmachungen ab. Entscheidend ist, ob ich mir selbst bereits genüge oder für das erste noch nicht: das ist eine persönliche Angelegenheit und muß es auch bleiben. Gern gäbe ich dem Freunde mehr zu wissen, wenn ich es selber genau wüßte. Das beste ist, nichts weiter in Anspruch zu nehmen, als was sich gelegentlich darbieten mag oder auch unterbleibt. Viel spezifisch Livländisches an sich dürfte es zunächst wohl nicht sein."

Wenngleich schwerlich unerwartet, erschütterte diese unverhüllte Absage die Freunde daheim doch aufs tiefste. Mit Schmerz erwiderte ihm Hehn, daß das Leben und Streben Schirrens „nunmehr keine weitere Bedeutung haben würden, als bei jedem andern", noch einmal appelierte er an ihn und erklärte, es sei sein Recht und seine Pflicht, „nicht aus dem Leben zu gehen, ohne daß Du Deine Lebensarbeit und damit Dich selbst zur Geltung gebracht hast." Schirrens Antwort vom 22. März 1901 beharrte auf dem eingenommenen Standpunkt: „Daß ich nicht träge bin, habe ich wiederholt beteuert und wiederhole es nochmals. Ob und wann ich etwas spezifisch Livländisches in den Druck gebe, steht freilich dahin. Definitiv aufgegeben habe ich es nicht. Aber ein lebendiger besserer Antrieb fehlt durchaus. Woher sollte er mir kommen? — — Das Weitere sei denn der auch bei 75 Jahren ja nicht absolut abgeschlossenen Zukunft und besserer äußerer Gelegenheit angeheimgestellt."

Und dabei ist es geblieben. Den inneren Widerstand hat er auf die Dauer nicht zu überwinden vermocht und das zunehmende Alter mußte ihm, wie Nachfahl zutreffend erläutert, die Aufgabe immer mehr erschweren, den gewaltigen Stoff in einer konzentrierten Darstellung zu bewältigen und zusammenzufassen.

„So klingt denn die wissenschaftliche Lebensarbeit aus in eine Reihe ungelöster und nie zu lösender Fragen: sicher steht nur das Eine, rein negativer Art: es war ihm nicht vergönnt, die Summe seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zu ziehen."

Eine tiefe Tragik bedeutet so das Leben dieses Sohnes unserer Heimat, eine Tragik, die um so erschütternder wirkt, als er, von der Heimat verbannt, ihr im innersten Herzen in fester Treue zugetan geblieben war und im Mutterlande nie Wurzel geschlagen hatte. Als er seinen 80. Geburtstag feierte und die Universität Kiel ihn beglückwünschte, sagte er in seiner Erwiderung, er habe sich in Kiel immer nur als „Gast" gefühlt und in dem Danktelegramm an die Livländische Ritterschaft für deren Glückwünsche unterzeichnete er als „der daheim und in der Ferne dankbar und unwandelbar verbundene Sohn des Landes."

So war er ein baltischer Deutscher bis an das Ende seiner Tage. Alle Vorgänge daselbst verfolgte er mit dem lebhaftesten Interesse: „Keinen Abend, so äußerte er einmal, lege ich mich nieder, ohne der Heimat gedacht zu haben."

Am 11. (29.) Dezember 1910 ist Schirren friedlich entschlummert.

Die Erinnerung an ihn wird in Liebe, Treue und Dankbarkeit fortleben!

Literarische Rundschau.

Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands.

Vor einigen Monaten hat die „Dresdner Bank", eine der größten Banken Deutschlands, eine Broschüre unter dem Titel „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands" herausgegeben,* um dadurch zur Aufklärung über die wirkliche gegenwärtige wirtschaftliche Lage Deutschlands beizutragen, namentlich auch im Ausland, wo die Kenntnis davon vielfach noch eine recht unvollkommene ist. Das kleine Werk gibt auf dem knappen Raum von nur drei Druckbogen grundlegendes statistisches Material über die finanziellen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Kräfte Deutschlands in kurzen und gerade dadurch außerordentlich übersichtlichen Tabellen nebst ebenso knapp gehaltenen Erläuterungen, die auf Grund autentischen Quellenmaterials von der volkswirtschaftlichen Abteilung der Dresdner Bank bearbeitet sind. Es wird ohne jegliche Ausschmückung lediglich ziffernmäßig belegtes Tatsachenmaterial dargeboten, Daten über die Bevölkerung, die Staatsfinanzen, die Militärausgaben, den allgemeinen Volkswohlstand, woran sich statistische Angaben über die Verhältnisse in Landwirtschaft und Industrie schließen, sodann solche über Handel, Verkehr, Bankwesen, Börse, Genossenschafts- und Versicherungswesen, endlich Angaben über die allgemeine Volksbildung.

Aber nicht nur der gegenwärtige Stand der Dinge (d. h. in den Jahren 1910, resp. 1911) wird angegeben, sondern überall soweit es möglich war, die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten ziffermäßig zum Ausdruck gebracht, und vielfach sind auch die entsprechenden Verhältnisse der Nachbarländer, namentlich Englands und Frankreichs, in lehrreichster Weise zum Vergleich herangezogen worden.

*) Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese von der Dresdner Bank in Anlaß ihres 40-jährigen Bestehens in vier Sprachen (deutsch, englisch, französisch, spanisch) herausgegebene Broschüre trefflich dazu geeignet ist, die Kenntnis von der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands im Ausland zu erweitern. Und wie kolossal und gewaltig diese Entwicklung in den letzten 40 Jahren gewesen ist, das tritt einem nirgendswo in so vorzüglich knapper Form, so überwältigend deutlich entgegen, wie in dieser Broschüre. Zur Bestätigung des Gesagten sei hier ein kurzer Überblick über die wesentlichsten Daten wiedergegeben.

Die Bevölkerung Deutschlands betrug 1910 — 64,9 Mill. (rund angeführt, wie auch der Kürze halber bei allen folgenden Angaben), d. h. sie hat seit 1875 um 52% zugenommen, während der Zuwachs in England im gleichen Zeitraum 37% und in Frankreich nur 8% betrug. Diese Bevölkerungszunahme beruht aber in Deutschland lediglich auf dem Geburtenüberschuß, der 1910 — 13,6% ausmachte (in England 11%, in Frankreich aber nur 1,8%). Zugleich ist aber auch auf den großen Rückgang der Sterblichkeit als Erfolg der Hygiene und ärztlichen Wissenschaft hinzuweisen: in den letzten 20 Jahren hat sie um rund 33% abgenommen, gleichzeitig in England und Österreich um 28%, in Spanien um 25%, Italien um 22%, Frankreich um 21% und in Rußland um 2,5%.

Die Staatseinnahmen betrugen 1881 erst 2,8 Milliarden, 1911 bereits 8,5 Milliarden Mark. Für England sind die entsprechenden Ziffern 1,7 und 4,1 Milliarden, für Frankreich 3,0 und 3,5 Milliarden. Die Staatsschulden sind in Deutschland pro Kopf geringer als in den großen europäischen Nachbarländern, nämlich 316 Mk., während sie in England 330 und in Frankreich 666 Mark pro Kopf betragen; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika dagegen bloß 45 Mark. Aber den Staatsschulden Deutschlands stehen auch große staatliche Erwerbsanlagen gegenüber. So werden die preußischen Staatsschulden z. B. allein schon durch das Anlagekapital der Eisenbahnen und die Verzinsung usw. schon durch die Eisenbahneinnahmen wesentlich übertroffen, die in Deutschland nicht weniger als 34% der Staatseinnahmen ausmachen. — Die militärischen Ausgaben betragen in Deutschland 21 M. pro Kopf der Bevölkerung, in Frankreich 27, in England 32, in den Ver. Staaten von NA. allerdings bloß 12 M.

Der Volkswohlstand ist in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentlich angewachsen; man schätzt den gegenwärtigen jährlichen Zuwachs auf 4 Milliarden M. Nicht weniger als 9% der Vermögenssteuerpflichtigen in Preußen versteuern Vermögen von über 100,000 M. Noch vor 20 Jahren wurde das steuerpflichtige Mindesteinkommen in Preußen nur von 30% der Bevölkerung, jetzt wird es von 60% erreicht. Das Volksvermögen Deutschlands wird auf 270 Milliarden M. geschätzt! dasjenige Englands auf 260—300 und Frankreichs auf 170 Milliarden (allerdings bei nur 39 Mill. Einwohner); dagegen in den Verein. Staaten auf nicht weniger als 450 Milliarden. Die Sparkasseneinlagen haben sich in den letzten 35 Jahren verzehnfacht, sie betrugen 1910 nicht weniger als rund 16,7 Milliarden, d. h. 258 M. pro Kopf, während sie in den Verein. Staaten 185, in Frankreich 114 und in England 98 M. pro Kopf ausmachten. Dieser Entwicklung entspricht nun auch der bedeutend gesteigerte Konsum und der große Goldumlauf. So hat, um nur einiges wenige anzuführen, der Verbrauch von Kaffee, Kakao, Tee von 1879/83 bis 1906/10 um 44% zugenommen, der von Zucker im selben Zeitraum um 188%, der von Kartoffeln um 80%, der von Fleisch (in Sachsen) um 46%, der von Südfrüchten um 300%. Ebenso bedeutend ist die Steigerung des Verbrauchs von Industriestoffen: sie beträgt z. B, für Steinkohle 120%, für Braunkohle 227%, für Roheisen 208%, für Zink, Blei, Kupfer 225%. — Den Goldumlauf schätzt man in Deutschland auf 4300 Mill. M., d. h. 66 M. pro Kopf, in England auf 2370 Mill. (52 pro Kopf) und in Frankreich auf 3890 Mill. M. (99 pro Kopf).

Was die Landwirtschaft anlangt, so entfallen von der Gesamtfläche des Landes 48,8% auf Acker- und Weinland (in England 24, in Frankreich 59%), auf Wiesen und Weiden 16% (England 53, Frankreich 10%). Deutschland gehört trotz seiner großen industriellen Entwicklung noch immer zu den Hauptagrarländern; das zeigen aufs deutlichste die großen Ernteerträge, die wieder eine Folge der außerordentlich gesteigerten Intensität in der landwirtschaftlichen Betriebsweise sind. In dieser Hinsicht steht Deutschland fraglos an der Spitze aller Agrarländer, obgleich die Güte des Bodens hier vielfach geringer ist als bei andern. Diese günstigen Ernteerträge sind ein Resultat sowohl der großen Verbreitung wissenschaftlicher Betriebsmethoden und des landwirtschaftlichen Unterrichts, als auch der ausgebreiteten

Anwendung künstlicher Düngmittel; verbraucht doch Deutschland allein an Kali ebensoviel wie alle andern Länder der Welt zusammen, nämlich 1204 Kgr. pro Okm. der Anbaufläche, während die Verein. Staaten dafür bloß 141 Kgr. und Frankreich 80 Kgr. verwenden. An Chilisalpeter brauchte Deutschland 1910 etwa ein Drittel des gesamten Weltkonsums, 750,000 Tonnen, was eine Steigerung des Konsums in den letzten 30 Jahren um nicht weniger als 1263% bedeutet. Eine Schätzung des Wertes der ländlichen Produktion ergibt allein für Brotgetreide, Vieh und Milch eine Summe von etwa 10 Milliarden M. jährlich.

Die Ernteerträge ergaben 1911 für

	Weizen u. Roggen	Gerste u. Hafer	Kartoffeln
Deutschland	14,9 Mill. Tonnen	10,8 Mill. T.	34,3 Mill. T.
Frankreich	10,3 „	6,1 „	11,5 „
Österreich-Ungarn	10,6 „	6,9 „	16,6 „
Rußland	31,0 „	20,3 „	31,1 „
d. Ver. Staaten	17,7 „	16,8 „	7,9 „

Deutschlands Produktion wird hier also bloß von Rußland und den Verein. Staaten (abgesehen von Kartoffeln) übertroffen. Aber das ist nur eine Folge der größeren Anbaufläche dieser Länder. Das wird evident, wenn man die Ernteerträge pro Hektar in den einzelnen Ländern berücksichtigt. Diese betrugen 1911:

	Weizen	Roggen	Hafer	Gerste	Kartoffeln
in Deutschland	20,6 Dz.	17,7 Dz.	19,9 Dz.	17,8 Dz.	103,5 Dz.
„ Frankreich	13,8 „	14,3 „	14,3 „	12,6 „	74,2 „
„ Österreich	13,2 „	13,1 „	14,8 „	12,1 „	92,3 „
„ d. Ver. Staaten	8,4 „	9,8 „	11,3 „	8,8 „	54,4 „
„ Rußland	4,7 „	6,6 „	7,7 „	6,7 „	70,0 „

Diese Zahlen beweisen aber auch zugleich die außerordentlich intensive Steigerung der Ernteerträge in Deutschland seit 30 Jahren; diese beträgt nämlich pro Hektar für Weizen rund 57%, für Roggen 73, für Gerste 51, Hafer 80 und Kartoffeln 61%.

Gewaltig hat auch die Rübenzuckerproduktion zugenommen; die verarbeitete Rübenmenge betrug 1910/11 15,7 Mill. Tonnen, d. h. 7 Mal soviel wie vor 40 Jahren, damals wurden vom Hektar 204 Dz. geerntet, heute dagegen 330 Dz. Zugleich aber konnte im selben Zeitraum der Verbrauch von Rüben zur Herstellung eines Kgr. Rohzucker infolge der gesteigerten Technik um die Hälfte herabgedrückt werden, er beträgt jetzt nur noch 6 Kgr.

Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe mit Dampfpflügen betrug 1907 — 2995, was gegen 1882, also in 25

Jahren, eine Zunahme von 258% ausmacht, der mit Säemaschinen rund 290 Tausend (Zunahme 354%), der mit Mähmaschinen 301 Tausend (Zunahme 1434%), der mit Dampfdreschmaschinen 488 Tausend (Zunahme 545%), mit andren Dreschmaschinen 947 Tausend (Zunahme 217%), sonstiger Maschinen 1,49 Mill. (Zunahme 282%).

Die materielle Grundlage der deutschen Industrie sind Kohle und Eisen, die das Land beide selbst in großen Mengen besitzt. Nach Schätzungen beträgt die Lebensdauer der Steinkohlenlager in Deutschland noch über 1000, in Frankreich 500 und in England noch 300 Jahre. Die Vorräte der Eisenerzlager Deutschlands werden auf rund 3,8 Milliarden Tonnen Erz (1,3 Milliarden T. metallisches Eisen) geschätzt. Da nun die Vorräte in Gesamteuropa auf 12 Milliarden T. Erz (4,7 Milliarden metallisches Eisen) geschätzt werden und die in der ganzen Welt auf 22,4 Milliarden T. Erz (10,1 Milliarden metallisches Eisen), so ergibt sich, daß Deutschlands Anteil an den Vorräten Europas an Eisenerz auf nicht weniger als ca. 32% (an metallisch. Eisen 28,7%), an den Vorräten der Welt an Erz aber auf ca. 17% (metall. Eisen ca. 13%) taxiert werden kann,

Die Produktion der deutschen Bergwerke hatte 1910 einen Wert von über 2 Milliarden M. erreicht, d. h. sie hat seit 40 Jahren eine Steigerung etwa um das 6½ fache erfahren. Speziell die Produktion von Stein- und Braunkohle betrug 1910 — 222 Mill. Tonnen, was eine Zunahme seit 1885 um 201% bedeutet; nur N.-Amerika hat demgegenüber im gleichen Zeitraum eine Zunahme von 351% zu verzeichnen. Damit ist Deutschland an der Weltproduktion mit 19,3% beteiligt. An Koks produzierte es 1910 — 23 Mill. T., d. h. über 24%, also rund ein Viertel der Weltproduktion. Ähnlich ist das Verhältnis in der Produktion von Roheisen: 1910 — 14,7 Mill. T., d. h. 22,1% der Weltpropuktion, was eine Steigerung um 301% in 25 Jahren bedeutet; desgleichen Stahl: 1910 — 13,6 Mill. T. d. h. 22,75% der gesamten Weltproduktion; desgleichen auch von Kupfer 1911 — 225,800 T., d. h. 23,5% der Weltproduktion; in nur 10 Jahren seit 1901 hat hier eine Zunahme um rund 166% stattgefunden, eine Folge der starken Ausdehnung der Elektrizitätsindustrie. Im J. 1895 gab es in Deutschlannd erst 148 Elektrizitätsverkaufszentralen, 1911 bereits 2526, also 17 Mal mehr; die Leistung der stationären Motoren betrug in PS. 1,2 Mill., d. h. 213 Mal mehr

als 15 Jahre zuvor. Indessen hat die starke Ausbreitung des elektrischen Lichts kein Hindernis für die gleichzeitige starke Ausdehnung der Gasindustrie bilden können: betrug diese 1877 325 Mill. cbm., so 1910 bereits 2,5 Milliarden cbm.

Äußerst bezeichnend für die Entwicklung Deutschlands sind auch noch folgende Daten: Die Zahl der Industriemotoren (ohne die elektrisch betriebenen) betrug noch 1895 rund 139,000, 1907 dagegen bereits rund 233 Tausend, wobei ihre Leistungsfähigkeit in PS. zugleich etwa um das $2^1/_2$ fache gestiegen war. Automobilfabriken gab es 1901 erst 12, zehn Jahre später schon 56, also fast 5 Mal so viel, während der Wert der Produktion von 5,7 Mill. auf 109 Mill., also um das 19 fache gestiegen war. Die Zementproduktion betrug 1877 — 408 Mill. kg., wurde 1911 dagegen auf 6000 Mill. kg. geschätzt. Von Interesse sind auch die Daten aus der Tabaksindustrie: während 1875 ca. 5 Milliarden Zigarren und nur 152 Mill. Zigaretten produziert wurden, waren es 1911 ca. 8 Milliarden Zigarren und 9,3 Milliarden Zigaretten; also eine kolossale Zunahme des Verbrauchs der letzteren.

Die Zahl der Aktiengesellschaften hatte 1886/87 noch 2143 betragen mit einem eingezahlten Aktienkapital von 4,8 Milliarden Mark; 25 Jahre später, Ende 1911 betrug ihre Anzahl 5340 mit einem Kapital von rund (nominal) 16,1 Milliarden M. Statistisch erfaßt sind für 1911 in der Broschüre 4680 Gesellschaften mit einem eingezahlten Kapital von rund 14,2 Milliarden M., die einen Gesamtreingewinn von 1,6 Milliarden M. ergaben und durchschnittlich eine Dividende von etwas über 8% auszahlten. Die höchsten Dividenden konnten die Versicherungsgesellschaften zahlen — im Durchschnitt 23%; demnächst die der chemischen Industrie — 13,9%, darunter speziell die der Höchster Farbwerke 30%, wie denn überhaupt die chemische Industrie Deutschlands die am meisten fortgeschrittene ist. (Nicht ohne Interesse ist ein Vergleich mit der Entwicklung der Aktiengesellschaften in Rußland. Hier sind in den letzten 10 Jahren im Ganzen 892 neue Gesellschaften begründet worden mit rund 960 Mill. Rbl. (= etwa 1,9 Milliarden Mark) Aktienkapital. Darunter allein 1912 — 202 Gesellschaften mit rund 233 Mill. Rbl. Kapital und unter diesen wieder 18 ausländische (= ca. 9%) mit 36,9 Mill. Rbl.)

Im Welthandel steht Deutschland nur noch England nach. Den Hauptanteil am Außenhandel hat die Industrie und

zwar machen die Rohstoffe mehr als die Hälfte der Gesamteinfuhr aus (1911 — 54%), und Industriefabrikate zwei Drittel (65%) der Ausfuhr. Gleichzeitig aber gehört Deutschland auch zu den besten Käufern für die Fabrikat-Exportländer. Der Gesamtumsatz (Import und Export) des Außenhandels betrug 1891 erst 7,3 Milliarden M., 1911 dagegen schon 17,8 Milliarden (England 21, Frankreich 11,4 und die Verein. Staaten 14,8 Milliarden). Demnach hat der deutsche Außenhandel in den letzten 20 Jahren um 143% zugenommen, während der Prozentsatz im gleichen Zeitraum für England nur 65,9, für Frankreich 105 und für die Verein. Staaten 69,8% beträgt. Im Besonderen hat der Export von Fabrikaten in Deutschland in zehn Jahren seit 1901 eine Steigerung von 65,8% erfahren, der Wert der exportierten Fabrikate stieg von 2,8 auf 4,7 Milliarden; in England gleichzeitig von 4,5 auf 6,9 (= 53,6%), in Frankreich von 1,7 auf 2,7 (= 53,2%) und in den Verein. Staaten von 1,9 auf 3,2 Milliarden M. (= 64,7%).

Die deutsche Handelsmarine wies 1911 einen Nettoraumgehalt der Seeschiffe von rund 2,8 Mill. Reg.-Tonnen auf, was eine Zunahme seit den 10 letzten Jahren um fast 104% ausmacht. Damit hat Deutschlands Anteil an der Welthandelsmarine 1911 bereits 10,1% erreicht. Im gleichen Zeitraum hat die gewaltige engl. Handelsmarine (1911 — 12,2 Mill. R.-To.) nur um 37% zugenommen, zugleich aber ist ihr Anteil an der Welthandelsmarine von 46,8 auf 43% gesunken. — Dem entspricht auch der gesteigerte Seeverkehr. So hat sich der deutsche Anteil an der den Suezkanal passierenden Schiffstonnage in den letzten 30 Jahren versechsfacht. Der Hamburger Hafen ist einer der größten der Welt geworden: der Raumgehalt der 1910 von hier abgegangenen Schiffe betrug 11,6 Mill. R.-To., womit die Häfen von Rotterdam, Liverpool, ja sogar bereits der von London (11,3 Mill. R.-To.) überholt sind; nur die von New-York (12,5 Mill. R.-To.) und Antwerpen (12,6 Mill. R.-To.) sind noch voraus, aber Antwerpen wie auch Rotterdam verdanken einen großen Teil ihres Aufschwungs auch nur dem deutschen Hinterlande.

Das Eisenbahnwesen Deutschlands liegt fast gänzlich in der Hand des Staates; seine Entwicklung ist in erster Reihe aus allgemein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt. Die Betriebslänge der Eisenbahnen ist in 40 Jahren seit 1870 von 19,5 auf 61,1 Tausend km. gestiegen; im gleichen Zeitraum in England von 24,9 auf 37,5 Tausend, in Frankreich von 17,9

auf 49,3 Tausend km.; in den Verein. Staaten mit ihren riesigen Entfernungen allerdings von 85,1 auf 388 Tausend km. Den in den letzten 30 Jahren seit 1880 gewaltig angewachsenen Verkehr illustrieren folgende Angaben: die zurückgelegten Personenkilometer erfuhren eine Steigerung von 6,4 auf 35,4 Milliarden, die Tonnenkilometer von 13,4 auf 56,2 Milliarden. Die Einnahmen im Personenverkehr stiegen von 226,9 auf 835 Mill. Mk., im Güterverkehr von 574 auf 1903 Mill. Mk. Die Rente der Eisenbahnen übertrifft die aller andern großen Eisenbahnländer. Der Überschuß betrug hier 1909 — 4,8%, in England dagegen 3,4, in Frankreich 4 und in den Verein. Staaten 2,7%.

Um fast das 10fache hat sich seit 30 Jahren auch die Rheinschiffahrt gesteigert: 1880 betrug der Güterverkehr hier erst 5,6 Mill. Tonnen, 1911 dagegen 54,1 Millionen. Die Länge der Binnenwasserstraßen überhaupt beträgt 24,5 Tausend km. (England 13, Frankreich 12,9, Verein. Staaten 33,6 Tausend), und die Gesamttonnage der auf ihnen verkehrenden Schiffe hat sich in den letzten 30 Jahren nahezu verfünffacht.

Die hervorragende Stellung der deutschen Post ist ja hinlänglich bekannt. Es gab hier 1909 50,575 Postanstalten, d. h. nicht weniger als 79,4 auf je 100,000 Einwohner, während in England 53,3 und in Frankreich nur 34,7 auf die gleiche Zahl entfielen. Die Zahl der beförderten Postsendungen betrug rund 6,6 Milliarden (England 5,2, Frankreich 3,5 Milliarden). An Telephon-Vermittlungs- und Sprechstellen zählte Deutschland 1909 rund 974 Tausend (England 613 Tausend, Frankreich 219 Tausend), die Anzahl der Gespräche betrug über 1,6 Milliarden, d. h. 26,2 pro Kopf der Bevölkerung, während in England auf den Kopf 15,7 und in Frankreich bloß 6,5 entfallen. Damit hält auch die Entwicklung des Telegraphen gleichen Schritt: 1909 gab es 43,680 Telegraphenanstalten, d. h. auf je 100,000 Einwohner entfallen 69 (in England 31, in Frankreich 49).

Das deutsche Bankwesen hat sich seit den 70-er Jahren außerordentlich rasch entwickelt. Gibt es hier auch 3—4000 Privatbanquiers, so liegt die Hauptsumme des Geschäfts doch in den Händen der großen Aktienbanken. Der offizielle Mittelpunkt des deutschen Geld- und Bankwesens ist die Reichsbank, für deren Entwicklung in den letzten 35 Jahren nachstehende Angaben bezeichnend sind. Die Zahl ihrer Filialen ist in dieser Zeit von 183 auf 488 gestiegen, ihr Gesamtumsatz von 36,6 auf 377,5

Milliarden, während die Summe der Reingewinne insgesamt 691 Mill. Mk. betrug. — Aktienbanken (ohne Noten- und Hypothekenbanken) mit mehr als 1 Mill. Mk. Kapital gab es 1883 — 71, im J. 1911 dagegen 158, darunter 19 mit über 50 Mill. Mk. Kapital. Ihr Gesamtkapital ist in dieser Zeit um mehr als das 4fache angewachsen, von rund 705 Millionen auf 2,9 Milliarden Mk., die Reserven von 90 auf 801 Millionen, die Summe der Aktiva von 1,9 auf 16,6 Milliarden, der Reingewinn von 59 auf 307 Millionen Mk., der sich also mehr als verfünffacht hat.

Eine der größten deutschen Banken ist die Dresdner Bank, deren Aktienkapital in den 40 Jahren ihres Bestehens von 9,6 auf 200 Mill. Mk. angewachsen ist (soviel weisen nur noch die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft auf), der Reservefonds von 210 Tausend auf 61 Mill. Mk., die Zahl der lebenden Konten von 617 auf 162,878, endlich die Gesamtumsätze auf einer Seite des Hauptbuchs von 454 Mill. auf 91,1 Milliarden Mk. Durch die Vereinigung des Kredit- und Emissionsgeschäftes haben die Banken bei der Entwicklung der großen industriellen Aktiengesellschaften in hervorragendem Maße mitgewirkt. So ist die Dresdner Bank im Aufsichtsrat von etwa 200 Gesellschaften vertreten, deren Aktienkapital sich auf über 2,6 Milliarden beläuft.

Bei den deutschen Hypothekenbanken (1911 sind es 40) ist das Aktienkapital in den letzten 20 Jahren um rund 145% gestiegen (1911: 825,8 Mill. Mk.), die Reserven um 526%, die gewährten Darlehen (1911: 11,9 Milliarden) um 264%. Und eine ähnliche Entwicklung weist auch der sonstige Hypothekarkredit bei Landschaften, genossenschaftlichen, staatlichen, Provinzial- und Kommunalinstituten, Sparkassen und Versicherungsgesellschaften auf.

Ein interessantes Licht auf die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands werfen auch einige Angaben über das Börsenwesen. Der größte Börsenplatz ist Berlin. Hier betrug die Zahl der amtlich notierten Wertpapiere im J. 1880 — 950, im J. 1912 dagegen bereits 3200; vor hundert Jahren aber waren es nicht mehr als 29. Der Nominalbetrag der in Deutschland 1883—1911 emittierten Wertpapiere betrug rund 52,4 Milliarden Mk., davon entfallen auf ausländische Wertpapiere 12,9 Milliarden.

Die Zahl der in Deutschland bestehenden Genossenschaften beträgt etwa 32.000 mit rund 5 Mill. Mitgliedern.

Mehr als zwei Drittel dieser Genossenschaften entfallen auf die Landwirtschaft. Die Anzahl der Kreditgenossenschaften beläuft sich auf 18,126 mit einem Umsatz von 25 Milliarden Mk. In ihren Leistungen übertreffen die 952 Schultze-Delitsch-Genossenschaften alle übrigen bei weitem. Die Umsätze ihres Inkassoverbandes betrugen 1874 — 34,4 Mill., 1904 — 326,8 Mill., 1911 aber schon 790,7 Mill. Mk.

Hochentwickelt hat sich auch das Versicherungswesen aller Art, die Lebens-, Feuer-, Unfall-, Hagel-, Viehversicherung usw. Die Prämieneinnahmen der privaten Versicherungsgesellschaften betragen rund 1 Milliarde Mk. jährlich. Der Bestand der Feuerversicherung ist in den Jahren 1901—9 von 142 auf 200 Milliarden Mk. gestiegen. Bei der Lebensversicherung ist die Anzahl der Policen von 2,2 Millionen im J. 1902 auf 3 Millionen im J. 1909 gestiegen, die Versicherungssummen von 7,6 auf 11,3 Milliarden Mk., die durchschnittliche Summe pro Police von 3227 auf 4039 Mk. Die Zahl der Policen in der Volksversicherung ist im gleichen Zeitraum von 3,3 auf 6,8 Millionen gestiegen. Was die Arbeiterversicherung anlangt (Krankheit, Unfall, Invalidität) so sind seit ihrem Bestehen in rund 99,9 Millionen Fällen im Ganzen 8,3 Milliarden Mk. Entschädigungen ausgezahlt worden; im J. 1910 allein: in über 8 Millionen Fällen 718 Millionen Mk.

Noch ein kurzer Blick auf die Volksbildung in Deutschland. Im Wintersemester 1911/12 gab es hier im Ganzen 83 verschiedene Hochschulen (Universitäten, technische, Handels-, Forst- und Kunsthochschulen usw.) mit im Ganzen 103,650 Studierenden, darunter 68,000 allein an den Universitäten. — Die Zahl der Volksschulen in Preußen ist in den letzten 40 Jahren von rund 33 auf über 38 Tausend gestiegen, die Zahl der Schulkinder von 3,9 auf 6,5 Millionen. Was aber als ganz besonders bedeutsam in die Augen fällt, ist die große Vermehrung, die das Lehrerpersonal erfahren hat, es hat sich mehr als verdreifacht; das bedeutet, daß vor 40 Jahren auf eine Schule 1,42 Lehrer kamen, jetzt aber 3,91, damals also auf einen Lehrer 82,9 Schulkinder und heute nur noch 43,5. Die Folgen davon kommen in dem Zustand der allgemeinen Volksbildung zu lebhaftem Ausdruck: auf 1000 Rekruten kamen 1908 in Deutschland nur 0,2 Analphabeten. Die entsprechenden Zahlen betragen für Dänemark 2, England und die Niederlande je 10, Frankreich 32 und Italien 306.

Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, wie sie uns in dieser Broschüre in konzentriertester Darlegung vorgeführt wird, ist allerdings eine ganz erstaunliche zu nennen. Und die Welt hat damit zu rechnen, sehr stark zu rechnen. Eigentümlich aber ist es, daß einem bei der Betrachtung dieser bewundernswerten Entwicklung doch auch jener fragende Gedanke, der in letzter Zeit ja auch in der deutschen Presse gelegentlich behandelt worden ist, auftaucht, wieso es denn eigentlich kommt, daß die Sympathie, welche die heutigen Reichsdeutschen im Ausland genießen auch nicht annähernd mit ihrer wirtschaftlichen Entwicklung Schritt gehalten, sondern im Gegenteil nicht unwesentlich abgenommen hat. Dies ist sicherlich nicht etwa, wie man vielleicht denken könnte, lediglich auf Neid oder Mißgunst oder allerlei Befürchtungen zurückzuführen. Hierbei müssen notwendigerweise auch ganz andre, nicht leicht abzuwägende Ursachen eine große Rolle spielen. Sollten sich nicht am Ende in dieser gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung auch Einflüsse ausgelöst haben, die auf den Charakter so eingewirkt haben, daß die Art des Auftretens so vieler Einzelner in der Fremde, breitausladend und kleinlich zugleich, bei Andern ein Gefühl des Unbehagens hervorruft, das oft erst dann zu schwinden pflegt, wenn die Betreffenden sich bereits längere Zeit in der neuen Umgebung eingelebt haben. Das ist freilich noch oft genug der Fall, eine Folge der, trotz aller eifrigen Betonung des nationalen Moments, vorhandenen großen Anpassungsfähigkeit. FB.

Christian Carl Ludwig Klee. Eines deutschen Hauslehrers Pilgerschaft durch Land und Leben (1792—1818). Reval 1913. Verlag von Franz Kluge. 208 S.

Der Verfasser dieser Selbstbiographie war 1765 in Tangermünde bei Stendal geboren, studierte in Halle und darauf an der einstigen Universität Rinteln an der Weser, wo er später bis 1792 Vorlesungen hielt. Hier veröffentlichte er literarische Beiträge in den „Theologischen Annalen“ und im „Jahrbuch der Menschheit.“

Der Zuzug aus Deutschland in die Ostseeprovinzen, namentlich theologisch gebildeter Hauslehrer, sogenannter „Hofmeister“, denen nach absolvierter Lehrtätigkeit die Pfarre in Aussicht stand, war im 18. Jahrhundert recht bedeutend. So kam auch unser Autor im Jahre 1792 nach Estland, zunächst als Hof-

meister nach Wallküll zu Adam Ludwig von Brevern, dann nach Piersal zu den Kindern des Cornelius von zur Mühlen und darauf nach Echmes, dem Landrat von Wartmann gehörig, wo er sich mit einer Tochter des Pastors Christian Heitzig—St Martens verlobte. Dann siedelt er sich in Weißenstein an, zieht aber schon 1800 nach Reval, wo er an der Stadt-Töchterschule Lehrer wird. 1807 beginnt für Klee ein Wanderleben, das ihn mit seiner Familie durch Rußland bis nach Sfaratow führt, und 1811 wurde er Rektor der lutherischen Schule der Petri-Paulskirche in Moskau. Seine vorzügliche Schilderung des großen Brandes von Moskau, bei dem er sein Hab und Gut und eines seiner Kinder verlor, beansprucht besonderes Interesse. In der Folge war er in Riga als Lehrer tätig, von wo er nach 25-jährigem Aufenthalt in Rußland 1817 ins Ausland übersiedelt.

Außer seiner Autobiographie hat Klee verschiedene pädagogische Arbeiten veröffentlicht. Schon 1869 machte Julius Eckardt auf die selten gewordene Selbstbiographie von Klee aufmerksam, die jetzt wohl als bibliographische Rarität anzusehen ist. „Seine mit entschiedenem Talent geschriebene Selbstbiographie, sagt Eckardt, enthält außer einer vorzüglichen Schilderung des großen Brandes von Moskau, lesenswerte Mitteilungen über den eigentümlichen Zusammenhang, der die deutschen Handwerker, Kaufleute und Gelehrte im fernen Osten verbindet und die wunderlichen Schicksale, welche viele unter ihnen durchzumachen haben. Bald hören wir von einem Leipziger Studiosus juris, der seine russische Karriere als Offizier bei den reitenden Gardejägern begonnen und als lutherischer Propst der deutschen Gemeinde in Moskau beschlossen, bald von einem Beamten des Justizministeriums, der ursprünglich Theologe gewesen, dann als Mathematiklehrer nach Rußland gekommen ist. Der Autor selbst zeigt viel von der den Deutschen Rußlands häufig zum Vorwurf gemachten Neigung, um jeden Preis Karriere machen zu wollen. Er ist abwechselnd Lehrer der alten Sprachen, praktischer Musiker, Verfasser eines Rechenbuchs und eines Handbuchs zur Erlernung des Französischen; in Estland lebend, trägt er sich mit Plänen für die Umgestaltung der Agrarverhältnisse, ein andres Mal sendet er dem Kaiser Paul einen Plan für die neuzuerrichtende Universität Dorpat und um einem seiner zahlreichen Prinzipale gefällig zu sein, unterrichtet er, der nie eine Flinte abgeschossen hat, die Söhne desselben in Strategie und Befestigungskunde.

Immerhin gewährt dieses Buch eine lebhafte Vorstellung von dem Treiben dieser unter Russen, Polen, Tartaren und Grusiern verstreuten Deutschen und dem eigentümlichen Verhältnis, in welchem dieselben zu ihren Landsleuten, wie zu ihrer übrigen Umgebung stehen.“ —

Es ist daher ein dankenswertes Unternehmen der beiden Herausgeber, Baron O. M. v. Stackelberg und Friedrich Stillmark, daß sie dieses Werk der Vergessenheit entrissen haben. Den Erlös aus dem Vertriebe, was hier hervorgehoben sei, haben die Herausgeber dem Deutschen Verein in Estland zugedacht.

Politische Revue.

Von der nun wider alles Erwarten glücklich abgeschlossenen europäischen Spannung, die uns hart an die Schwelle des Weltkrieges geführt hat, haben in das innerpolitische Leben mancherlei Strömungen hingeführt. Besonders bemerkbar machten sie sich in einer Richtung: in der Polenfrage. Seit geraumer Zeit ist in den Kreisen der Slawophilen die Absicht unverkennbar, einen Umschwung in den russisch-polnischen Beziehungen herbeizuführen. Je mehr in jenen Kreisen eine antideutsche Tendenz vorherrscht, je mehr das Schlagwort von der unabweisbaren Auseinandersetzung zwischen Slawentum und Germanentum dort Anhänger hat, desto größeres Gewicht legt man natürlich auf eine Aussöhnung zwischen den Polen und Russen. Gelänge diese, so würde nicht nur Deutschland schwer bedroht, sondern, und das dürfte wohl die Hauptsache sein, Österreich eines Elements beraubt, das bisher neben den Deutschen der Monarchie als das treueste befunden und der antirussischen Politik der Habsburger Monarchie die stärkste Stütze, richtiger ihr Stimulus gewesen war. Es unterliegt wohl auch keinem Zweifel, daß die russisch-polnische Aussöhnung in Paris, wo man stets lebhafte polnische Sympathien gehabt hat, mit Freuden aufgenommen werden würde, zumal sie den Chauvinisten die frühere Erfüllung ihrer Revanchehoffnungen erleichtern könnte. Aber allen diesen Bemühungen standen und stehen die größten Hemmungen im Wege. Die Polen in Rußland, die gewiß keine Vorliebe für Preußen haben, wären für einen Frontwechsel zu haben, wenn die Regierungspolitik in Petersburg in eine Erfüllung der polnischen Autonomie, in Konzessionen auf dem Gebiet der polnischen Schule und Selbstverwaltung und der katholischen Kirche willigen würde. Vielleicht wäre das Ministerium Kokowzow zu einem gewissen Entgegenkommen geneigt, aber es hat keine freie Hand. Das Stolypinsche

Erbe lastet zu stark auf ihm: die Abtrennung des Cholmgebiets, die nicht abreißenden administrativen oder gerichtlichen Bestrafungen katholischer Geistlicher wegen „polnischer Propaganda", von Personen, die „geheime Schulen" halten, haben einen hohen Grad von Erbitterung in der polnischen Gesellschaft Rußlands entstehen lassen. An eine Milderung der Polenpolitik kann die Regierung, von der Befürchtung abgesehn, daß die Polen überhaupt durch keine Konzessionen gewonnen werden können, aber auch deshalb nur schwer gehen, weil in der russischen Gesellschaft, als Reaktion gegen den kosmopolitisch angehauchten Liberalismus eine unduldsame und chauvinistische Fremdvölkerabneigung um sich gegriffen hat, auf die die Regierung deshalb Rücksicht nehmen muß, weil es ein Ventil gegen die innere Unzufriedenheit darstellt. Gegen Sozialismus und Radikalismus gibt es kein probateres Mittel als die Anstachelung nationaler Leidenschaften! Nach diesem Rezept hat schon Stolypin gehandelt und Kokowzow kann nun die Geister, die jener gerufen, nicht loswerden. Die Spannung mit Österreich-Ungarn hat die Ansätze zu einer Verständigung, soweit sie überhaupt vorhanden waren, völlig vernichtet. Die Breite und Tiefe der Kluft, die zwischen beiden seit Jahrhunderten in Feindschaft lebenden Nationen gähnt, hat sich jetzt in ganzer Grellheit gezeigt: die führenden Elemente der polnischen Nation, die in Galizien ihren Sitz haben, sind nicht einen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, daß ein russisch-österreichischer Krieg das polnische Volk gegen Rußland im Felde sehen würde. Die Vorbereitungen zu einer polnischen Mobilmachung sind denn auch mit einer Offenheit sondergleichen betrieben worden, ja es darf wohl gesagt werden, daß man nirgendswo den Krieg gegen Rußland mit einer solchen Leidenschaftlichkeit ersehnt hat wie in Galizien. Kann es Wunder nehmen, daß das stets rege Mißtrauen in Rußland neue Nahrung erhalten hat? Das Schicksal, das der Reichsrat der für Polen geplanten Städteordnung bereitet hat, aus der er alle die polnische Sprache betreffenden, an sich schon höchst bescheidenen Konzessionen rascher Hand beseitigte, gibt einen Beweis für den Antogonismus. Neuerdings erfolgte Senatsentscheidungen über Einschränkung polnischen Güterbesitzes in den Westgouvernements fallen in dieselbe Kategorie.

Was in der Behandlung der Polen psychologisch noch zu erklären ist, dafür fehlt jede ratio gegenüber Finnland. Man kann sich darüber nicht täuschen, daß die Regierung, obwohl immer wieder versichert wird, daß Kokowzow persönlich kein Freund der Finnlandpolitik sei, nicht den Willen hat, die Wege zu verlassen, die von weiten Kreisen und nicht zum letzten von hervorragenden russischen Patrioten schmerzlich bedauert werden. Die peinlichen sogenannten „Gleichberechtigungsprozesse", die wegen Weigerung finnländischer Ratsherrn und Gerichtsglieder, die einseitig von dem russischen Parlament ohne Zutun des Landtags in Helsingfors verfügte Gleichberechtigung von Russen in Finnland anzuerkennen, gegen die genannten Personen in Helsingfors, Wiborg und Tavastehus vor dem Petersburger Bezirksgericht zum Austrag gebracht wurden und mit ihrer Verurteilung zu Gefängnisstrafen endeten, beleuchten die zugespitzte Situation. Was bisher nur auf administrativer Grundlage erfolgt ist, soll nun aber nach dem Willen der Regierung durch ein formelles, der Verfassung Finnlands diametral widersprechendes Gesetz geregelt werden. Die Regierung hat eine Vorlage, nach der alle „politischen" Vergehen finnländischer Beamter nicht nur, sondern von Finnländern überhaupt, sowie Vergehen gegen die orthodoxe Kirche den finnländischen Gerichten entzogen und vor die Petersburger Gerichte gestellt werden, in die Duma eingebracht, die es dann der Kommission für Gerichtssachen überwies. Hier haben Rechte, Nationalisten und das Gros der Oktobristen, in deren Namen Graf Bennigsen redete, die Regierungsvorlage angenommen — die Eile, das Gesetz noch in dieser Session durch das Plenum und dann durch den Reichsrat zu peitschen, war gar zu durchsichtig! Da ist im letzten Augenblick durch den livl. Abgeordneten Alex. Baron Meyendorff wenigstens dieser Schnellzugsgeschwindigkeit mit Erfolg begegnet worden: mit der Ritterlichkeit und Entschiedenheit, die ihm eigen ist, zog er, der ein entschiedener Gegner der Russifizierungspolitik in Finnland ist, aus dem Vorgehen der oktobristischen Mitglieder die Konsequenz und trat aus der Fraktion und damit aus sämtlichen Kommissionen aus. Das wirkte auf die Oktobristen denn doch zurück und wenn sich auch Stimmen erhoben, die seinen Schritt als übereilt bezeichneten, da die Fraktion noch garnicht zum Projekt

Stellung genommen habe, so wird man wohl sagen müssen, daß Baron Meyendorff faktisch richtig gehandelt hat, indem er seine bisherigen Fraktionsgenossen nicht im Zweifel ließ, daß, wenn eine solche Politik von ihnen gebilligt werde, er der Ihrige nicht mehr bleiben könne. Der Effekt ist denn auch der gewesen, daß das Finnlandprojekt von der Tagesordnung abgesetzt ist und vor dem Herbst nicht wieder auf ihr erscheinen wird. Es dürfte aber auch dann in dieser Form in der Duma nicht akzeptiert werden. Baron Meyendorff ist mittlerweile in alle Kommissionen von den Oktobristen ohne jede Parteiverpflichtung wiedergewählt worden, er wird damit Gelegenheit haben, seine einflußreiche Stimme geltend zu machen.

Auch die Zollvereinigungskommission, die unter dem Vorsitz des Senateurs Weber tagt, um die Zollgrenzen zwischen Rußland und Finnland aufzuheben, ist bisher kaum zu praktischen Beschlüssen gekommen, ebensowenig, wie die Abtrennung der beiden Wiborger Kirchspiele und ihre Gliederung an das Petersburger Gouvernement Fortschritte gemacht hat. Die praktischen Schwierigkeiten sind in beiden Fällen ganz eminenter Art. Charakteristisch ist, daß die Moskauer Kaufmannschaft sich energisch gegen die Aufhebung der finnländischen Zollgrenze ausgesprochen hat: Rußland werde von der ruhigen und starken finnländischen Industrie überrannt werden. Aber was kümmern sich darum die Chauvinisten, die alles über einen Leisten schlagen wollen! —

Ungelöst ist, wie in diesem Zusammenhang bemerkt sei, auch die Kolonistenfrage. Die Abneigung gegen sie ist fraglos sehr groß, auch unter den Oktobristen und die Regierung legt auf sie kein so großes Gewicht, wie auf die Finnlandvorlage. Vor dem Herbst wird auch sie in der Duma nicht auftauchen. Dann wird sie hoffentlich durchberaten und definitiv negativ verabschiedet werden. Denn so hoch die nationalistische Flut, auf die sich die russifizierende Bureaukratie stützt, auch steigen mag, die besten und von echtrussischer Gesinnung erfüllten Russen lehnen diese Tendenzen besten Endes doch ab. Ein Repräsentant vornehmen Altrussentums konservativer und streng monarchischer Observanz, wie Fürst Meschtscherskij hat als die Reichsratsmehrheit die polnische Sprache aus der polnischen Stadtverwaltung

auswies, diese russifikatorischen Absichten „ein altmodisches Prinzip der Russifizierung" genannt und mit klaren Worten betont, daß seit der Zeit, wo es angewandt würde, „die verflossenen Jahre sehr überzeugend bewiesen haben, daß die nicht durch Lebensnotwendigkeit hervorgerufenen Gewaltmaßregeln nicht zur Erreichung des Zieles führen, andrerseits aber Gereiztheit hervorrufen, die im Interesse der Regierung unerwünscht ist, weil auf die Seite der Polen in der Bewertung dieses oder jenes Gesetzes von repressivem Charakter viele Russen übergehen." „Die Mehrzahl der Mitglieder des Reichsrats, der den Polen in Warschau, die die russische Sprache nicht beherrschen, unnötige Schwierigkeiten bereitet, bilden sich ein, daß sie einen ungewöhnlichen Patriotismus beweisen, in der Tat aber reizen solche konservative Patrioten dennoch letzten Endes durch solche Exzesse der Russifizierung in erster Linie die Gemüter gegen die oberste Gewalt auf, ohne die Möglichkeit, einen solchen Exzeß durch den praktischen Nutzen des Staates zu rechtfertigen. Es ist klar, daß wenn auf die eine Wagschale die Gereiztheit gelegt wird, die in den polnischen Gemütern durch diese Vergewaltigung hervorgerufen wird, und auf die andere die Interessen der russischen Sache, es sich dann erweisen wird, daß die Anwendung einer solchen Repressivmaßregel der russischen Sache 10 Prozent Nutzen bringen kann, den Interessen der obersten Gewalt aber 90 Prozent Schaden zugefügt wird."

Sehen wir von diesen nationalistischen Vorlagen ab, bei denen die Regierung immerhin auf eine gewisse Gefolgschaft rechnen kann, so finden wir auch sonst viel Unerquickliches, sich verschärfende Gegensätze und größer werdende Reibungsflächen: der Konnex zwischen Gesellschaft und Regierung ist leider ein sehr schwacher. Wäre es anders, man würde nicht Unzufriedenheit gleichsam künstlich hervorrufen, wie durch Behandlung der Medico-Chirurgischen Akademie, den neuen Preßgesetzentwurf, die Stellung gegen die Privatschulen u. v. a. Dabei ist es nicht selten weniger der Kern der Frage selbst, den die Regierung oft ganz richtig erfaßt hat, als die überaus unglückliche Art der Behandlung. In der so gründlich verfahrenen Frage der Honneurabgabe seitens der Studenten der Medico-Chirurgischen Akademie vor Offizieren war das Moment, daß junge Leute, die später

als Militärärzte in engen Konnex mit der Armee treten, auch äußerlich dieses, zumal sie Uniform tragen, zum Ausdruck zu bringen haben, an sich kein falsches, aber die brüske Art, mit der das einseitige Grüßen seitens der Studenten erzwungen werden sollte, mußte bei dem Charakter der russischen Studenten unfehlbar erst zu den vielfachen Zusammenstößen und dann zu jener großen Demonstration führen, bei der die erregten jungen Leute die Achselschnüre abrissen und ihre alte Akademie zu Grabe trugen. Hätte die Regierung gleich von Beginn an die Forderung auf den gegenseitigen Gruß zwischen Studenten und Offizieren beschränkt, es wäre zu dem beklagenswerten Massenaustritt der Studenten nicht gekommen. Auch dadurch hat die Regierung dann weiter Öl ins Feuer gegossen, daß sie die Hilfsaktion der Petersburger Stadtduma für die notleidenden ausgeschlossenen Akademiker untersagte und die von der Reichsduma als wünschenswert bezeichnete Errichtung einer medizinischen Fakultät an der Universität Petersburg unter wenig stichhaltigen Vorwänden ablehnte. —

Eine einmütige Ablehnung seitens der Gesellschaft und der Presse hat der vom Minister Maklakow eingebrachte Entwurf eines neuen Preßgesetzes, der so unbegreifliche Bestimmungen enthält und von so reaktionärem Geist erfüllt ist, daß man sich fragt, wie ein solcher Entwurf der Duma überhaupt hat geboten werden können. Stellt er doch einen sehr erheblichen und dabei prinzipiellen Rückschritt dar, indem er einmal auf die Person des verantwortlichen Herausgebers die ganze Verantwortung schiebt, zum andern die gerichtliche Strafe durch ergänzende hohe Geldsummen verschärft, und zum dritten durch Einführung einer Kontrolle, die schlimmer und unbequemer ist, als die frühere Präventivzensur, eine unleidliche Erschwerung der Arbeit und Unsicherheit im Betrieb herbeiführt. Die Bestimmung, daß mit Beginn des Drucks der Zeitung und zwar nicht später als eine Stunde vor der Versendung aus der Druckerei die Pflichtexemplare dem Preßbevollmächtigten zuzustellen seien, ist, rein technisch betrachtet, nur auf Kosten des Inhalts oder aber auf Kosten des Versendungstermins auszuführen; beides schädigt die Zeitung, die mit der Verarbeitung des Materials früher Schluß machen muß oder aber Gefahr läuft, zum Abgang der Eisenbahnzüge

nicht fertig zu sein, und das Publikum, das entweder zu wenig Nachrichten oder aber die Zeitung zu spat erhält. Die Zeitung ist schließlich doch für das Publikum und nicht für Preßbevollmächtigte und Prokureure da! Die Präventivzensur war sehr lästig, zumal sie inappellabel war, aber hatte der Rotstift seines Amtes gewaltet, so war der Herausgeber oder Redakteur doch vor gerichtlicher oder administrativer Strafe sicher. Die neugeplante Kontrolle würde aber höchst seltsame Verhältnisse schaffen. Es würde doch nur ein Akt persönlicher Liebenswürdigkeit des Preßbevollmächtigten sein, wenn er inkriminierte Stellen, die s. M. n. eine Konfiszierung der Nummer erheischen, vorher dem Herausgeber mitteilte, damit dieser sie abändere. Vielleicht würde ihm eine solche Liebenswürdigkeit auch strikt verboten, in jedem Falle könnte sie nicht erzwungen werden. Wie nun aber, wenn der Herausgeber selbst, dem eine Nachricht oder ein Artikel nicht gehener vorkommt, im letzen Augenblick sie unterdrückt oder abändert und die Nummer, die konfisziert wird, das corpus delicti garnicht mehr enthält?! Das besonders peinlich berührende Moment ist die Taktik, die dem Herausgeber gegenüber angewandt werden soll. Offenbar meint die Regierung, wenn sie nur tapfer auf das Portemonnaie losschlage — ein erprobtes Mittel! — würde sie die Herrn Herausgeber schon kirre kriegen. Die Besorgnis vor schweren materiellen Einbußen, das Gespenst des drohenden Bankrotts würden sie schon zu Kleinmut und Nachgiebigkeit zwingen. Sie, deren Sorge doch in erster Reihe die finanzielle Wohlfahrt der Zeitung sei, würden sich oft genug in die Redaktionsarbeit mengen, die Redakteure kontrollieren, kurzum dem Blatt seine politische Arbeit unmöglich machen. Oder aber, die Herausgeberschaft würde zu einer bloßen Fiktion werden und statt „Sitzredakteure" würde jetzt das neue Institut der „Sitzherausgeber" zu florieren beginnen. Denn, daß man sich ohne sich zur Wehr zu setzen, bei lebendigem Leibe die Haut vom Körper ziehen und totschlagen läßt, kann die Regierung denn doch schwerlich annehmen! Symptomatisch sind ferner die beschränkenden Vorschriften über Preßerörterungen über die orthodoxe Kirche und die Wiedergabe von Dumasitzungen. Daß die Hofzensur beibehalten wird, ist nicht recht verständlich. Die heutigen rigorosen Bestimmungen unterbinden — das hat die Presse

bei der Berliner Monarchenentrevue wieder erfahren und empfunden — jede Berichterstattung auf einem Gebiet, das, mit Takt behandelt, eine Fülle dynastischer Gesinnung und des Patriotismus werden könnte. Wer liest, wie viel in Preußen z. B. über den Monarchen, sein Leben und seine Familie von der Presse veröffentlicht wird, bedauert gerade als Monarchist, daß dieses Feld hier bei uns zu Lande garnicht angebaut werden kann.

Nun ist freilich mit voller Sicherheit anzunehmen, daß dieses auf verwunderlicher Unkenntnis des ganzen Zeitungsbetriebes aufgebaute Projekt in der Duma keine Annahme finden wird, aber es ist doch bezeichnend, daß es überhaupt hat eingebracht werden können. Der Herr Minister hätte sich doch mit der heutigen Basis der administrativen Konfiskationen und Geldstrafen ruhig begnügen lassen können, die zur Evidenz beweist, daß auch ohne während des Drucks ausgeübte Kontrolle der Apparat tadellos funktioniert. Wozu also überhaupt eine „Reform?! Der „St. Peterb. Herold" hat nicht Unrecht, wenn er seine Kritik der Vorlage mit dem lapidaren Satz schließt: „Mit einem Wort, es ist ein derartiges Preßgesetz geplant, das in keinem Kulturstaate der Welt für möglich gehalten werden würde."

Unveröffentlichte Briefe des Archäologen Otto Magnus von Stackelberg.

Mitgeteilt von
Dr. phil. **Carl Erich Gleye** (Dresden).

Die in Folgendem mitgeteilten Briefe[1] gingen aus dem Besitze von Eduard Gerhard in den von Adolf Michaelis über, der sie im Jahre 1889 aus Straßburg an O. M. von Stackelbergs Nichte und Biographin, die Baronesse Natalie von Stackelberg in Heidelberg, sandte. Vorher machte sich der damalige Straßburger Privatdozent Dr. phil. E. Thraemer von einigen Briefen eine Abschrift, von anderen kurze Auszüge.

An eine Veröffentlichung der Briefe dachte Dr. Thraemer damals nicht. Im Sommer des Jahres 1891 übergab er mir in Moskau seine Abschrift, damit ich sie für einen von mir zu verfassenden Lebensabriß Stackelbergs für die Allgem. Deutsche Biographie benutzen könnte. Dieser Abriß, den ursprünglich Dr. Thraemer schreiben sollte, hat dann mein verehrter Lehrer Staatsrat Joseph Girgensohn (jetzt in Frankfurt a./M.) verfaßt, da ich mir vor Kenntnisnahme des noch auf dem Stackelbergschen Stammgute Fachna in Estland aufbewahrten literarischen und künstlerischen Nachlasses kein abschließendes Urteil über Stackelberg erlauben wollte. Meine Nachforschungen nach den Originalen der Briefe waren leider vergeblich. Wie mir im November 1911 Frau Baronin Stackelberg-Faehna in Petersburg mitteilte, befinden sich die Briefe nicht in Faehna, obgleich sich

[1]) Die mit Sternchen (*) bezeichneten Anmerkungen stammen von Prof. E. Thraemer.

dort Briefe von Michaelis gefunden haben. Auch konnte ich auf brieflichem Wege feststellen, daß auch auf dem Gute, wohin der Nachlaß der Baronesse Natalie von Stackelberg gekommen ist, die Briefe sich nicht ermitteln lassen.

Da die Abschrift Dr. Thraemers sehr viel Kürzungen bot, so hat ihr jetzt in Straßburg als Professor emer. lebender Urheber die Liebenswürdigkeit gehabt, meine Umschrift — ein Schreibmaschinendiktat — noch einmal zu prüfen, wofür ich dem verehrten Manne von Herzen danke.

Für das Andenken von O. M. von Stackelberg, der sich bekanntlich auch der höchsten Wertschätzung Goethens erfreute, bleibt noch manches zu tun übrig. Die gewiß verdienstvolle Herausgabe seiner interessanten Tagebücher durch seine Nichte dürfte den heutigen Forderungen der Editionstechnik nicht entsprechen.

Vielleicht ist auch Michaelis in seiner Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts dem baltischen Archäologen und Künstler nicht ganz gerecht geworden. — Als ich die Bekanntschaft dieses Buches machte, fiel es mir auf, daß dort, wo Michaelis (S. 181) die Büsten aufzählt, welche die Wände des Sitzungssaales des Instituts schmücken und „jedem empfänglichen Besucher jenes gastlichen Raumes eine willkommene Anregung zu dankbaren Empfindungen darbieten," kein Bildnis Stackelbergs erwähnt wird. Vor ca. 16 Jahren wandte ich mich an den damaligen Direktor des Instituts, Prof. Petersen mit der Anfrage, ob diese Lücke inzwischen ausgefüllt worden sei und erhielt die Antwort, daß man unter den „Imagines" des Instituts noch immer Stackelberg vermisse.

Im Sommer 1899 teilte mir der Moskauer Orientalist Prof. Reinhold v. Stackelberg mit, er wolle auf einem Familientage den Gedanken anregen, dem berühmten Geschlechtsgenossen auf dem Kapitole ein würdiges Denkmal zu errichten.

Im November 1911 richtete ich in dieser Angelegenheit eine Anfrage nach Faehna und erfuhr bald darauf in Petersburg von Frau Baronin Stackelberg-Faehna, daß sie sich der Verwirklichung dieses Gedankens annehmen wolle, auch ständen Mittel zu diesem Zweck zur Verfügung. Neuerdings scheint man in Faehna von diesem Gedanken abgekommen zu sein und an die

Herausgabe eines literarischen Denkmals zu denken, das auch noch nicht veröffentlichte Zeichnungen des hochbegabten Künstlers O. M. v. Stackelberg bringen soll.

Auch das ist gewiß dankenswert. Vielleicht gelangt aber einmal eine Kopie des schönen, Stackelberg darstellenden Gemäldes von Vogel von Vogelstein, dessen Nachbildung das Buch Natalies v. Stackelberg schmückt, ins Archäologische Institut nach Rom.

* * *

I. An „meine lieben Freunde Riepenhausen."[1]

Athen 1812.

Ihr habt von mir vor ein paar Monaten Briefe erhalten, die mit einer frischen Wunde kläglich zu Euch tönten. Mit Bröndstedt[2] war ich damals im Begriff, zu Euch zu reisen, unsere beiden anderen Freunde waren im Peloponnes. Glückliche Umstände, Pläne, die sich weit ausdehnen, trafen zusammen kurz nach der Ankunft unserer Freunde, wir haben uns vereinigt zu einer vollständigen Reise durch Griechenland, die nach manchen Entdeckungen und einer hübschen Erndte, die wir bisher schon gemacht, sehr erwünschlich ist. ..... (Wunsch, Riepenhausen in Griechenland zu sehen)..... Griechenland ist in seiner tiefsten Erniedrigung immer noch das Land für Künstler. Die Reisenden, die bisher durch dieses Land flogen, scheinen ohne Aug und Herz gewesen zu sein, und die damit begabt waren, mußten schweigen. Was würde auch Koch (?) hier zusammenbrödeln (?)! In der Musik haben wir von unserem verstorbenen Koës[3] einen schönen Nachlaß und machen es uns zu unserer schönsten Pflicht, was er sammelte, auszuführen. Seht, mit dieser Aussicht haben wir uns verbunden noch bis Ende dieses Jahres in diesen Ländern zu bleiben. Vereinigt Eure Wünsche mit den unseren zur Ausführung unserer Unternehmung. Mir schafft dieser Plan viele

[1]) Die Maler und Kupferstecher Franz (1786—1831) und Johannes Riepenhausen (1789—1860), die in Göttingen geborenen und seit 1807 in Italien lebenden und in Rom verstorbenen Söhne des Göttinger Universitätskupferstechers Ernst Ludwig Riepenhausen (1765—1840).

[2]) Peter Olaf Bröndsted (1780—1842), dänischer Archäologe, 1813—18 Professor der Philologie in Kopenhagen. 1818 in Rom Agent der dänischen Regierung, von wo aus er Reisen nach Griechenland unternahm. Seit 1827 wieder Professor, auch Museumsdirektor in Kopenhagen.

[3]) Georg H. C. Koës. Geb. 1783, reiste mit Bröndsted seit 1805. Starb in Zante 1811.

Schmerzen, denn der gänzliche Mangel irgend einer Nachricht von meiner Mutter und Geschwistern, von Euch und den Bekannten geht mir hart ans Herz. Solches Opfer muß ich meiner Einsicht bringen.

Bitte etwa angekommene Briefe über Neapel nach Athen zu senden. Schreibt auch selbst. Ihr glaubt nicht, welche Labsal, welcher Trost ein Brief in diesen barbarischen, freundlosen schönen Ländern ist. Was man um sich her so herrlich ausgesprochen sieht und fühlt, möchte man auch an die Menschheit knüpfen, aber die ist herzlos und kalt. Zwei angenehme Nachrichten kann ich Euch von unserer Gesellschaft geben. Für den Fund von Statuen in Aegina, von dem Ihr unterrichtet seyd, hat der Prinzregent von England 6000 Pfd. St. gebothen, indem er ein paar Schiffe absandte. Dann hat unser guter Haller[1] vom Kronprinzen von Bayern eine tüchtige Summe zu Nachgrabungen und zum Ankauf von Antiken erhalten. Bröndstedt und Linkh sind jetzt in Zea[2] schon seit einem Monat, wo sie sich mit Nachgrabungen beschäftigen, in den Ruinen einer antiken Stadt, Carthaea. Es ist gute Hoffnung für unsere Schatzgräber; auch ich bin bei dem Braten und bitte mir von Euch Glückwünsche aus. Wäre mir die Zeit doch günstiger bei meiner Briefstellerei! Ich würde Euch Dinge von unserem Aufenthalt erzählen, die Ihr gerne lesen würdet. Ich muß Euch aber das jetzt aufsparen..... In Rücksicht meiner Sachen in Rom bitte ich Euch Eure Sorge auszudehnen. Im Fall Day abreisen sollte, lasset sie in die Hände Gmelins[3] liefern, der mir wohl die Freundschaft erweist, sie aufzubewahren. Seid glücklich und liebt mich, wie ich Euch liebe..... Ich denke mich in den Kreis Eurer Bekannten, welche auch die meinen sind, und grüße jeden mit Freude. Wäre ich doch noch wie ehemals ein Freund bei Euren malerischen und poetischen Erfindungen und theilte manche Freude mit Euch! Lebet wohl und glücklich, wie Ihr es vom Himmel verdient.

Ewig der Eure O. M. St.

---

[1]) Karl Freih. Haller von Hallerstein (1774—1817), Architekt, Genosse Stackelbergs bei den Ausgrabungen in Phigaleia (Bassae).

[2]) Das alte Keos, Bröndstedts Werk „Reisen und Untersuchungen in Griechenland" besprach Goethe 1826 in der Jenaischen Literaturzeitung.

[3]) Wilh. Friedrich Gmelin (1745—1821), hervorragender auch von Goethe geschätzter Kupferstecher. Ging 1788 nach Rom, wo er bis zu seinem Tode blieb. Arbeitete 1789 für Philipp Hackert in Neapel.

II. An Gerhard.

Rom, den 18. Juli 1824.

(Sehnsucht nach Gerhards Rückkehr ans Florenz)..... Da Ihnen die Luftveränderung nicht viel genützt hat und wir gerade diesen Sommer nicht im mindesten über Fieber klagen hören, so ist der Wunsch nicht ganz so egoistisch, denn diese Freunde sagen: Man kann den Pausanias nicht lesen ohne Sie gegenwärtig zu wünschen und für die versuchten Erklärungen Ihren Beifall zu vermissen. Wir sind nun an des ersten Buches Ende und voll Eifers lesen und besprechen wir das Gelesene drei, vier und mehr Stunden täglich.... Ich folge Ihnen in Gedanken, wo Sie jetzt wandern, die Orte sind auch von mir betreten, die Natur- und Kunstwerke auch von mir betrachtet und genossen worden.

Lebhaft schwebt mir alles vor, aber gewiß haben Sie noch manches aufgespürt und ich freue mich auf Ihre Mittheilungen, wie ich jetzt auch manchmal die Freude, mit Ihnen das bemerkte Interessante zu besprechen entbehre. Wie wir denn nun auch überall hier an Sie erinnert werden, so geschah es noch vorgestern, als wir durch Zufall zu der Villa Casala gelangten und ich zum ersten Mal nach vielen Jahren den Mosaikboden und den Sarkophag mit dem besiegten Pan und siegenden Eros im bacchischen Chor zu sehen bekam, Sehenswürdigkeiten, die jetzt ohne Schwierigkeit gezeigt werden. Ich athme wieder freier, seitdem ich mein Manuscript auf dem Wege nach Frankfurt weiß, durch Gesandtschafts-Eilboten über Wien dahin befördert, und nun nichts mehr hinzusetzen kann, wenn ich auch noch was fände. Statt des Steckenpferdes reite ich nun, wenn es sein kann, einen ordentlichen Gaul und laß mich nach Aqua Cetosa tragen, um mit dem heilenden und vergeßlichen Wasser alles auszuspülen, was noch von dem alten Thema möchte sitzen geblieben seyn. Es wirkt nicht wie der kastalische Quell, und die Musen bleiben aus, die ich gern haben möchte, um Ihnen eine würdige Antwort auf Ihr Gedicht zu schreiben....., aber ich weiß, daß auch eilige Worte aus wohlmeinendem Herzen ohne Zier von Ihnen liebreich aufgenommen werden — und somit sey Ihnen, theurer Freund, ein herzlicher Gruß gesandt und Wünsche für Ihr Wohlseyn von Ihrem aufrichtig ergebenen St.

*

III. An Gerhard.

Rom, den 23. August 1825.

(..... Gerhards Brief hat die Hyperborea Romana in Stackelbergs Person mit „campanischen Leckerbissen" genährt). „Ich habe eine geraume Zeit vorher Ihr Briefchen an Inghirami[1] abgesandt mit jenem Symbol der Hyperborea Romana, welches über Ihrem classischen Hymnus als bedeutsame Zierde stehen wird, und mit den beiden anderen Skizzen von meiner Hand. Selbstzufrieden mit meiner Zeichnung, oder (um mich deutlicher auszudrücken) entzückt über das Gelingen: Greif und Wolf in ihrem Geschäfte, Leben nehmend und erhaltend, neben dem Symbol des Lichtes, dem sie angehören und welches eine heilige Leuchte bezeichnet, unter rankender Pflanzenverzierung, so sprechend in symmetrischem Verein zu sehen. Obwohl die vorgeschriebene Größe so äußerst unansehnlich ist, so ließ ich mirs nicht verdrießen, alles aufs Genauste zu charakterisiren, und es thut mir nur leid, daß ich nicht gleich in Erz und Stein gearbeitet habe, um der neuentsprossenen Gesellschaft ihr Siegel im Abdruck zu übersenden. Die dreiseitige Herme mit den Horen retouchirte ich so mächtig, daß etwas daraus wurde, was sich ansehen läßt. Ich bin überzeugt, daß ich Ihre Zufriedenheit verdient habe, mit wenig Mühe, mein theurer Aristeas[2] oder Aristäos, in beiden Namen „Trefflicher", Apollonincarnation, Honigspender und Bienenlehrer, sei es, daß Sie von den Hyperboreern kommen oder von den Cyrenäern. Wäre nur eine Gelegenheit da, auch durch Sendung der Köppenschen Hekate[3] Ihren Wunsch zu erfüllen."... (Es folgt Bericht über die nach Deutschland zu sendenden „Anmerkungen", welche Stackelberg seit langem für eine sichere Gelegenheit aufhebt). „Die Stelle aus Nonnus XVI[4] paßt gar zu gut in meinen Kram, als daß ich sie undankbar hätte vernachlässigen

[1]) Inghirami, Francesco, ital. Archäolog (1772—1846), einer der ersten Erforscher der etruskischen Kunst. [2]) Gerhards Name in der hyperboraeischen Gesellschaft. Aristeias von Prokonnesos (c. 550 v. Chr.), Verfasser d. Arimaspeia, einer romanhaften Reiseschilderung. Aristaios, der Sohn des Uranos u. der Gaia, nach andern des Apollon u. der Kyrene, wurde als Pfleger der Bienenzucht verehrt. [3]) Peter v. Köppen, russ. Geograph ui Altertumsforscher, (1793—1864). Das Werk „die dreigestaltete Hekate" erschien 1823 in Wien.

[4]) Dionys. XVI 240. Nonnus von Panopolis, epischer Dichter des 5. Jahrh. n. Chr., Verfasser der Dionysiaka, eines für unsere Kenntnis des Dionysischen Sagenkreises wertvollen Epos in 48 Büchern. Über diesen Dichter erschien 1817 in Petersburg ein Werk in deutscher Sprache vom bekannten

sollen: der Regengott, der die Roßgestalt annimmt und um Ixions Weib „herumläuft",* muß wohl mit dem Halbrosse derselben Familie auf irgend eine Weise in Verbindung gebracht worden sein. Ebenso wie er bereit ist, die Wolke dem Ixion zu stellen, die jene gebärt, entsteht aus seinem verlorenen Samen, den Nonnus** als einen Liebesregen bezeichnet, dieselbe Roßgeburt. Es hat sich bei einer Nachforschung auch ein Nabelgott, Jupiter in Pyramidalgestalt gefunden, ein symbolisierter Lebens- und Nährgott, gleich dem Berggott, eine Vorstellung, die man bisher garnicht zu erklären vermochte, die Veranlassung zu den Nabelorten in mehreren Ländern gegeben hat, vom libyschen Ammonium an bis Creta, Delphi, Italien, eine Verehrung des Jupiter als Erd- und Weltnabels, in der Idee desselben als des Weltlebens begründet. Ferner hat sich die Form des Flügeltempelchens aus dem Lande der Hyperboreer, vom Weltbaumeister Apollo als Weltrund gestaltet, gezeigt und — nach dem Satz von der Quadratur des Zirkels — in ein Viereck verwandelt, dessen Winkel wie die Welt auf die vier Elemente und, der vierfaitigen Leyer gemäß, auf die beiden Solstitien und Aequinoctien sich gründen, wovon dann endlich die viereckige Tempelform bei

russischen Staatsmann und spätern Minister der Volksaufklärung und Reformator des russischen Bildungswesens, Graf Sergei Sem. Uwarow (1785—1855). Über dieses Werk hat Goethe folgende bemerkenswerte Äußerungen getan: „Die günstige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der richtigen Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrat Uwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke: Nonnos von Panopolis der Dichter, St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Teilnehmer gerichteten Vorwort unserer in Ehren also: „Die Wiedergeburt der Altertumswissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andre Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenese (d. h. Renaissance, Wiedergeburt) wohl nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken, und deswegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist." — Hier hört man nun doch einmal einen fertigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprach-Patriotismus weit erhaben, gleich einem Meister der Tonkunst, jedesmal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblickes ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutschen diese zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte sich dankbar einprägen, und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge zu bemächtigen." — *) Vgl. Eustath. zu Ilias I 265. — **) Dionys. XIV 200.

den Griechen herkommt. Dazu nehme man, daß der Zophorus[1] eines Tempels ursprünglich bei den Lichtgottheiten auf eine Zodiakalbinde sich bezieht und das symbolische Gotteshaus steht, seiner würdig, fix und fertig recht bedeutend, zwischen Nord und Süd zu Bassae[2] gestellt.

Sie können denken, wie ernstlich ich den schönen Vorschlag, die Acten der Hyperborea-Romana zu sammeln und bekannt zu machen, durch die Jünger echter Alterthumsforschung ausgeführt zu sehen wünsche. Bei dem Novizen Kästner[3] drangen meine Vorstellungen aber nicht durch; ich hoffe, wir werden ihn künftig herumkriegen, denn dieses neue Feld für ihn ist ja mit dem Pegasus zu pflügen. Ich bin bereit, nach Kräften beizutragen und nach dem Sie mir Zeit und Raum lassen. Fände ich nur gleich in Rom den Quatremère,[4] so wollte ich sehen, was von seinen Thronen des Jupiter und des Apoll zu verbessern ist; gewiß findet sich manches und ferner ist auch mancher Stoff im Pausanias, z. B. der Tempelgiebel von Olympia, des Panänos Malerei und manches andere der Art von Athen zu bildlicher Darstellung gleichfalls geeignet und eine anziehende Unternehmung..... (Über St. Angelos Vase mit Venus und Amor, Phthonos,* über die Stackelberg von Gerhard genaueren Bericht erbittet. Er hält die in einem Gebäude sitzende Figur einer anderen Vase für die Darstellung eines Sängers auf seinem Grabmonumente.).... Die Sachen vom Prinzen S. Giorgio hätte ich auch gerne nicht versäumt zu sehen, denn so bald komm ich wohl nicht dazu als Sie, Pfeilfahrer! der so oft entwischt und immer sich ersehnen läßt, wie gerade jetzt mir recht fühlbar geworden. Antiquarische Gespräche führe ich nun mit Palin[5]

[1]) Zophoros, der mit Reliefs geschmückte Fries in der griechischen Architektur jonischen Stils. — [2]) Bassae in Arkadien, das alte Phigaleia. Hier stand der von Stackelberg und Genossen für die Kunstgeschichte entdeckte Apollotempel. — [3]) Georg August Christ. Kestner, der Sohn von Goethens Lotte (1777–1853). Kunstkenner und langjähriger hannoverscher Diplomat in Rom. — [4]) d. h. Quatremère de Quinci's (1755—1849) Werk Dictionnaire de l'architecture. Paris 1781—1828. — *) „Phthonos" ist Beischrift eines neidischen Heros auf der Oeneusvase der Sammlung Santangelo. (Vgl. N. Rh. Mus. I 414). — [5]) „Unter den vielen Bekanntschaften, die ich in Pera machte, ward mir das Haus des schwedischen Gesandten Chevalier de Palin bald das liebste und interessanteste. Bekannt als leidenschaftlicher Antiquar und gelehrter Hieroglyphenerklärer, nahmen ihn die Rätsel der Vergangenheit doch nicht ausschließlich gefangen." (Stackelberg in seinem Tagebuche. Vgl. N. v. Stackelberg a. a. O. S. 118).

allein, der alles hebräisch erklärt, die Springbrunnen z. B. im Corridor der Inschriften sind ihm Graburnen und die Treppen, die darauf abgebildet sind, um das Rieseln des Wassers zu veranlassen, bald nach Zahl der Planeten, bald nach Zahl der Zodiakalzeichen angegeben. Bei einer Graburne im Museum machte er eine gute Bemerkung, indem er acht Thüren, die um die Hausform der Urne angebracht sind, auf die acht Eingänge im Hause der Götter bezog. Da das Ganze später Zeit angehört, so gefällt mir die Erklärung recht wohl. Aesculap-Esmun heißt daher die achte und das Zeichen einer Schlange ist ebenfalls auf beiden Seiten der Urne..... (Folgt Geschäftliches über Stackelbergs „Costüme", die in Depot bei Sign. Fabricatore in Toledo [1] sind. Dann ein Dank an Panofka für Mitteilung über eine römische Vase und deren Deutung. Endlich Erwähnung der phönikischen Inschrift auf dem goldenen Löwen (von der er aus Palermo Abdruck erhofft), „ohne welche die Erklärung, die ein excellenter Journalartikel ist oder den Acten der Hyperborea-Romana beigefügt werden sollte, nicht gewagt werden darf."

*

IV. An Gerhard nach Neapel.

3. November 1825.

„Die Gräber oder die Darstellungen der Neugriechen sind meine fortwährende Beschäftigung." (Gerhard hat ihm das Faunwerk [2] gesandt „mit der Dedikation in einem hochtönenden Hexameter, der mich für die Nachwelt in Ruhm erhalten wird." Entschuldigung wegen so später Erwiderung, Bericht über Fortgang der „Costüme" und des Grabwerkes.) „Zoëgas Obelisken [3] überheben mich der Mühe über die Stellen viel zu sagen. Er hat aber bei weitem auch dieses Thema nicht erschöpft, wie Sie ohne Zweifel gefunden haben werden, da Sie von den Hermen handeln wollen, einem Zweige jenes Kreises der Monumente. Viel Freude brachte ein kürzlich eingekehrter Künstler Zahn [4]

[1]) Hauptstraße Neapels, heißt jetzt amtlich: Via Roma gia Toledo.
[2]) „Del dio Fauno" (Neapel 1825).
[3]) Das Werk De origine et usu obeliscorum. Rom 1797.
[4]) Wilhelm Zahn (1800–1871). Seit 1824 in Italien. Gab 1828 „Neuentdeckte Wandgemälde in Pompeji" heraus. „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculaneum u. Stabiae" erschienen in Berlin (1828–1859) in dem damals noch neuen litographischen Verfahren. Vgl. Goethes Aufsatz über Zahn in den Wiener Jahrbüchern 1830 (Werke in 30 Bd. Cotta, Bd. 25. S. 183, 185).

mit seinen pompejanischen Gemälden und Zierrathen, worunter sehr merkwürdige Dinge mir auffielen, auch habe ich endlich doch die Amazone zu Wagen jetzt [endlich] in eigenem Besitz und bestätige, was ich von der Auszeichnung der Anführerin gesagt habe; weil die anderen zu Pferde, mußte diese durch den Wagen unterschieden werden. Ein Landsmann von Ihnen, Drescher, hofft eine Reise nach Griechenland ausführen zu können, scheint ein sehr schätzenswerter Mensch, freut sich auf ihre Rückkunft nach Rom. Der Gedanke, daß wir Sie bald wieder haben werden, beschäftigt mich angenehm, wie die Angriffe gegen Sie, bei denen ich eine Zeit empört und beunruhigt Abwehr leistete, mich betrübten. Mit den Künstlern (außer Riepenhausens) lasse ich mich fast garnicht mehr ein. Höchst ärgerlich sind die ewigen Klagen derselben, daß man sie nicht gehörig beurtheilt; den Nutzen, der für sie aus den Kunstberichten entsprießt, werden sie einsehen, wenn man sich garnicht mehr um sie bekümmert."

*

V. An Gerhard.

Rom, 2. September 1826.

Inhalt: Geldangelegenheiten, über die bevorstehende Publikation Gerhards über Venus-Proserpina.[1] Biondi grub in Tusculum eine ganz erhaltene Statue des Tiber aus. Ball bei Torlonia auf der Villa bei Porta Pia. Vermissen des Umgangs mit Gerhard und Panofka.

*

VI. An Gerhard nach München poste restante.

Rom, 6. Oktober 1826.

..... Häufiger Scirocco, eingetretene Regenzeit, Verdrießlichkeit aller Art und unausgesetzte Arbeit haben mir öfters und heute wieder das neue Übel zugezogen, von dem ich im Sommer während Ihrer Anwesenheit befallen wurde. Schwindel und Betäubung stören mich plötzlich in meinen vielfachen Beschäftigungen am Schreibtisch. Streifzüge ins Gebirge sind das wahre Mittel zu meiner Erholung, und ich würde, wie im September in Seiferts Gesellschaft das ganze Albaner Gebirge durchritten wurde, den Wanderstab ergreifen, hinderte nicht die Nässe....

[1]) Erschien 1826 in Neapel unter dem Titel „Venere Proserpina".

(Einbruch bei Riepenhausens. [„ein Dindarolo[1] durch Bocciaspiel allmählich gefüllt, hatte die Einbrecher gereizt"]. Klagen über die Angelegenheit der französischen Ausgabe des Tempels von Bassae: unfähiger Übersetzer Metter; Bitte, Panofka in Paris für einen besseren Übersetzer ꝛc. zu interessieren; Frage wie die deutsche Ausgabe des Frieses von Phigalia in Deutschland aufgenommen worden. Die Trachtensammlung ist am Abschluß.

*

VII. An Gerhard nach München poste restante.

Rom, 28. Oktober 1826.

..... Dank für den reichhaltigen Brief und den so liebevollen Beweis der Fortdauer freundschaftlichen Andenkens. Wie oft ich Sie bei Ihrem flüchtigen Wesen schon während Ihres Aufenthalts in Rom vermißte, so war das Gefühl der Entbehrung treuer theilnehmender Freunde seit Ihrer Abreise drückend und in dieser letzten Zeit um so schwerer, als sich alles mögliche Unangenehme und Unerwartete häufte, um mich aufs äußerste zu bringen, in Bewahrheitung des italienischen Sprüchworts, daß drei Disgracie immer zusammentreffen müssen: (1. Aufsage an Metter wegen des untauglichen ersten übersetzten Bogens vom Tempel von Bassae und kein Ersatz. 2. Plötzliche Kündigung der Wohnung durch Linkh wegen Herkunft seiner Frau und Unmöglichkeit eine passende Wohnung zu finden [endlich fand sich schöne hochgelegene Wohnung], dann 3. Nachricht aus Neapel, daß dort die „Costumi" angekommen und von der österreichischen Courrier-Expedition aufgebrochen seien; was nun mit dem Paket geschehen solle?) „Also meine Disgrazien sind der Ihrigen mit Venus-Proserpina über!" ...

„Besäße ich nun das von Ihnen mir beigelegte apollinische Talent, das in den verschiedenen Formen des Schauens besteht und das ihm, dem Weltenauge gehört, so wären mir alle diese Disgrazien nicht zugestoßen. Das phigalische Licht hatte den Mißgriffen in der dorischen Finsterniß vorgebeugt, von welcher Sie mir Proben sandten. Durch die Kenntnis der Stammsagen wird mir nicht ausgeredet werden,* daß Apoll was anderes

[1]) Dindaruolo, Sparbüchse, vom Kinderworte dindo = Geld abgeleitet.

*) Der Genius Ottfr. Müllers klopft vergeblich an das durch Creuzer verrammelte Thor!

bedeuten könne als eine Personification der Wirkungen und Eigenschaften der Sonne, wie ich es ausgesprochen und erwiesen zu haben glaube, besonders aber durch Anwendung und Erklärung aus den Denkmälern hervorgeht. Die singuläre Curiosität Apollo Amazonios macht mir besonders Spaß und wie wohl die Fäulniß des schlängelnden Wassers in Python durch Strahlenpfeile bezwungen werden könne, was so schwer zu verstehen scheint. Genug, dieses Buch hätte ich gern hier..... Das gestirnte Fell des Memnon in Turin kannte ich schon und führte es in der Anmerkung an. (Bronzegruppe im Museo Trivulzio in Mailand). ... ohne sie gesehen zu haben, kann ich Ihnen nicht viel sagen; mir scheint nach Ihren Angaben ein Nereus oder Proteus zu vermuthen. Vielleicht auch ein Triton ohne mythologischen Bezug rein zu künstlerischem Zweck an einem Gerät, welches Wasser enthalten sollte.....

(Abhandlung über die Götterthrone für die Zeitschrift). „Acht bis neun Platten werden notwendig sein: 1. Seitenansicht und 2. Vorderansicht des olympischen Throns, 3. Der olympische und der amykläische Thron samt den Götterbildern ergänzt. 4. und 5. Ansicht des amykläischen Thrones von beiden Seiten. 6. Vorderansicht desselben. 7.—9. Ergänzung der erhabenen Arbeit..... außer- und innerhalb dieses Thrones. ca. 150 Figuren. Summe für die Platten 450 Scudi. Die Erläuterung wird bald geliefert werden können, da ich schon etwas niedergeschrieben hatte."

(Über den Titel der Zeitschrift: „Hyperboreisch-römische Gesellschaft"). „Jede Gesellschaft hat in unseren Tagen etwas ärgerliches für die, welche ihren Zweck nicht kennen; besser wäre es, wir gebrauchten dieses Wort bei unserer Zeitschrift nicht; es könnte zu vermuthen geben und eigentlich bilden wir doch keine Gesellschaft, wenn wir Abhandlungen gelehrten Inhalts zusammenstellen. Hyperboreisch-römische Denkschriften oder Annalen wäre ein guter Titel, Memorie oder Annali Hyperborei-Romani*"... (Es folgt ein Hinweis auf das russische Verbot irgend einer Gesellschaft beizutreten, Stackelberg war ja russischer Untertan). „Wahrscheinlich ist alles Literarische ausgenommen, aber wer weiß, was

*) Somit wäre Stackelberg der Urheber des späteren Titels.

man nicht argwöhnen könnte." (Es folgt eine Bitte um Rat wegen der verfahrenen französischen Ausgabe des phigalischen Werkes).

*

VIII. An Gerhard nach Breslau.

(Stark gekürzter Auszug). Rom, 20. Januar 1827.

Durchgemachte Krankheit (Nerven), vorgeschriebene Untätigkeit („nicht einmal Musik!"). Klage über die sich verzögernden Abmachungen über die Hyperboreer-Schrift: „Cotta[1] hätte eine bestimmte Versicherung geben sollen; die Thron-Platten werden in Deutschland teurer zu stehen kommen als in Italien."

[1]) Wie mir der Cottasche Verlag mitteilt, finden sich im Archive des Verlages keine Briefe Stackelbergs.

Einige Gloſſen über baltiſche Lebensformen.

Von

B. Erdmann.

Im allgemeinen kann man ſagen, daß es bei uns zulande nicht Brauch war und nicht Brauch iſt, Angelegenheiten des Privatlebens unſerer Geſellſchaft öffentlich zu erörtern. Das gehört wohl auch zu dem urſprünglich ariſtokratiſchen Aufbau unſerer baltiſchen Geſellſchaft. Man ſcheut ſich, mit ſpießbürgerlicher Zudringlichkeit das Leben und Treiben anderer Glieder des Geſellſchaftskörpers, zu dem man ſelbſt gehört, vor der Öffentlichkeit zu kritiſieren, ſelbſt wenn dieſes Leben und Treiben tadelnswert wird. Je demokratiſcher aber eine Geſellſchaft organiſiert iſt, deſto leichter tritt ein Strafgericht der öffentlichen Meinung über Perſonen ein, die das Leben leichtfertiger nehmen, als gerade gut und löblich iſt. Und die Preſſe, als der Tummelplatz der öffentlichen Meinung in heutiger Zeit, miſcht ſich dementſprechend in demokratiſchen reſp. demokratiſierten Geſellſchaften, wie beiſpielsweiſe in Paris, oft unverſchämt und zudringlich in ganz private Angelegenheiten von Mitbürgern ein und rügt und bekrittelt Erſcheinungen des geſelligen Lebens, die der Takt wirklich gebildeter Menſchen als indiskutabel erachtet. So kommt es zu den oft peinlich taktlos wirkenden Berichten über ausgelaſſene Feſte irgend welcher Millionendamen, über Eheirrungen in vornehmen Familien und dergl. mehr, wobei ſtets die Frage offen bleibt, was das eigentlich die unbeteiligten Zeitungsleſer angeht. Die Preſſe ſoll doch erſt dann ihre Stimme erheben, wenn ſie Symptome einer allgemeinen Gefahr für die Sitten, für das wirtſchaftliche Leben oder für die Geſundheit

der Gesellschaft bemerkt. Sonst hat sie vor der Tür des Privathauses Halt zu machen.

Unsere Presse hat nun, wie oben gesagt, sich solche Kompetenzüberschreitungen nie zuschulden kommen lassen. Man kann im Gegenteil fragen, ob sie nicht manchmal sogar zu reserviert ist und noch als Privatsache ansieht, was schon nach öffentlicher Diskussion verlangt. Diese Reserve wird ihr aber durch den ganzen Charakter der baltischen Gesellschaft vorgeschrieben. Eine kleine, in ihrer Struktur aristokratische Gesellschaft, in der sich alle kennen oder von einander wissen, wird sich immer dagegen sträuben, ihre Lebensformen öffentlich besprochen zu sehen und etwaige Reformen in der Stille selbst und ohne Mahnung einführen wollen.

Die neueste Zeit hat indessen zu allerlei Erscheinungen geführt, mit denen sich nun auch unsere Gesellschaft wird auseinandersetzen müssen. Und da tritt nun für die Presse der Moment ein, wo ernstlich die Frage entsteht, ob sie in der oben kurz charakterisierten Reserve noch verharren kann. Die Industrialisierung und Mechanisierung des Lebens dringt auch bei uns vor. Die demokratische Strömung macht sich auch bei uns geltend. Die allerwärts bemerkliche Teuerung bleibt auch uns nicht erspart. Die Gesellschaft muß viel schneller Stellung zu allem nehmen als ehemals, als das Neue nur langsam und selten zu uns kam. Es muß jetzt der Presse das Recht eingeräumt werden, ihre Ratschläge nun auch auf das Gebiet zu erstrecken, das ihr bisher so gut wie ganz verpönt war: auf das gesellige Leben, auf die Lebensformen der baltischen Gesellschaft, die von jenen Erscheinungen in hohem Grade beeinflußt werden können.

Das Bestreben, in dieser Hinsicht ratend oder warnend oder anspornend mitzusprechen, ist nun bisher in der baltischen Presse nur recht bescheiden zutage getreten. Und namentlich in letzter Zeit scheint nach den Preßstimmen zu urteilen der keineswegs glücklich zu nennende Einfall sich wiederholt einzustellen, daß die Warner und Mahner ihren Appell zur Einkehr und zur Stählung in ernster Zeit ausschließlich an die Jugend richten oder wenigstens so tun, als sei nur dort etwas zu rügen und zu ermahnen. So ist unlängst wieder einmal ein Artikel erschienen (in der „Nordl. Ztg."), der das angeblich zu luxuriöse Leben der korporellen

Studenten unter der sensationellen Aufschrift „Sekt her!" behandelt. Es liegt uns fern, gegen den Inhalt dieses Artikels zu polemisieren. Er hatte sachlich recht. Freilich wird wohl manchem Corpsphilister solche Erörterung in der Zeitung nicht recht am Platz erscheinen, ließen sich dergl. Interna nicht durch Einwirkung der Philister auf den Conventen der in Frage kommenden Corporationen besser und stiller regeln? Aber sei dem wie ihm wolle — was wir in diesen Zeilen sagen wollen, ist etwas anderes: Klagen und Mahnungen über Luxus und zu breitspuriges Leben sind überhaupt nicht an die Studenten zu richten, sondern an die ganze Gesellschaft. Wie die Gesellschaft, so der Student. Artikel von der Art, wie sie in letzter Zeit mehrmals publiziert worden sind, als komme eine genußsüchtige und verschwenderische Lebensauffassung durch die modernen Studenten ins Land, müssen bei Fernerstehenden eine ganz falsche Meinung erwecken. Wenn man aber gerecht und objektiv prüft, so wird man doch wohl finden, daß nirgendwo die Studentenschaft den Lebenszuschnitt einer Gesellschaft beeinflußt, sondern als ein kleiner Teil der Gesellschaft, sich dieser anpaßt. Darum müssen und werden auch alle gutgemeinten Rufe zur Mäßigkeit und zu schlichter Lebensführung solange wirkungslos bei der studentischen Jugend verpuffen, als sie in der Lebensführung der Gesellschaft dieselbe anspruchsvoll-genußsüchtige Note findet. Erst wenn der Student sich mit seiner „breiten" Lebensweise und Lebensauffassung als Ausnahme empfinden muß, erst dann kann von einer Reformierung der Studentenschaft die Rede sein.

Man kann die Sache nicht so hinstellen, als werde der Luxus in einigen Dorpater Studienjahren entdeckt. Er ist längst da und beherrscht unser Leben viel mehr, als wir zugeben wollen. Wenn schon von übermäßigen Dinerfreuden und unaufhörlichem Festrummel in der Presse die Rede sein soll, so braucht man wohl nicht bei der Studentenschaft anzufangen, die doch wenigstens ihre Brausejahre zur Erkläruug und Entschuldigung hat. Der gesamte Lebenszuschnitt der baltischen Gesellschaft ist immer noch ein solcher, daß es gar nicht wunderbar ist, wenn die Jugend nur selten an die schöne Tugend der Sparsamkeit denkt. Solange die Philister pumpen, solange werden die Studenten wohl immer und überall des Glaubens leben, daß Geld nicht rar sei. Und

daß die Philiſter pumpen, iſt ja der deutlichſte Beweis dafür, daß auch ältere Leute in ihrer Mehrheit noch der largen Auffaſſung huldigen, die jetzt nicht mehr zeitgemäß iſt, während ſie in der ſchönen alten Zeit, als noch jeder akademiſch Gebildete ohne Schwierigkeiten zu Amt und Brot kam, in das allgemeine Zeitbild paßte.

Um zu den einleitenden Worten dieſes Artikels zurückzukehren: es war bei uns nicht Brauch, Fragen des geſelligen Lebens öffentlich zu erörtern, es ſcheint aber jetzt mit dieſem Brauch nicht mehr ganz zu gehen. Dann aber muß der Kernpunkt ſtets zuerſt getroffen werden, die kleinen Einzelheiten in der Preſſe zu erörtern, hat wenig Zweck. Es ließe ſich — will man erſt einmal auf Schäden hinweiſen — ſo manches ſagen über übertriebene Feſtſucht, über einen Lebenszuſchnitt, der die Opfer für das Gemeinwohl ſchwer macht, für Tand und Vergnügen aber immer noch, trotz ſchwerer Zeiten, Unſummen übrig hat, über die Vorliebe für äſthetiſche Spielereien und das Dilettieren in allerlei Künſten, wie es ſich jetzt ſo breit macht, über das ganze Vordrängen artiſtiſch-genießeriſcher Momente, zu ungunſten eines opferwilligen Pflichtlebens. Man ſchweigt davon, weil das ſozuſagen ſchweres Geſchütz iſt, das man ſich, in anerzogener und ererbter Rückſichtnahme und Scheu vor öffentlichen Debatten über geſellſchaftliche Interna, für den Fall ſchreiendſter Notwendigkeit aufſpart. Erhebt man aber doch einmal die mahnende Stimme, dann muß auch an die richtige Stelle appeliert werden!

* * *

Wir dürfen, ohne daß dies prahleriſche Übertreibung wäre, die baltiſche Geſelligkeit früherer Zeiten rühmen. Wer ſich in die Schilderungen des geſelligen Lebens „Aus vergangenen Tagen" vertieft oder ſich des Lebensſtils erinnert, wie er noch vor 25 bis 30 Jahren in der guten Geſellſchaft unſeres Landes üblich war, wird das Bild einer ſo gepflegten, kultivierten und durchaus geiſtigen Geſelligkeit vor Augen ſehen, wie ſie eine kleine, exkluſive, aber aus reichlich fließenden geiſtigen Quellen geſpeiſte Geſellſchaft nur immer hervorbringen kann. Damals waren ſelbſt die entlegenen baltiſchen Kleinſtädte bei den Aſſeſſoren, Sekretären,

Ärzten, Lehrern usw. keineswegs gefürchtet und gemieden. Wußte man doch, daß überall eine gebildete Gesellschaftsgruppe zu finden war, die weit mehr zu bieten wußte, als nur Diners oder einen Stammtisch. Es ging ein entschieden idealistischer Zug auch damals noch durch die ganze baltische Gesellschaft, freilich schon nicht mehr in dem Grade, wie in der Zeit unseres stärksten geistigen Blühens, in welcher ein Haus ohne Pflege geistiger Interessen und ohne ein verfeinertes Gemütsleben von den Besten dieser Gesellschaft einfach abgelehnt worden wäre. In dieser Blütezeit konnte es geschehen, daß eine ganze Kleinstadt in einem Hause zusammenströmte, um den durchreisenden Landmarschall Hamilcar von Foelckersam sprechen zu hören, bei einer Tasse Tee „mit Kaltem", worunter eine Butterbrod-Bewirtung bescheidenster Art sich verstand.

Es liegt gewiß viel Altmodisch-Naives in solchem Aufsammeln geistiger Anregung, aber doch auch eine ehrliche Freude an dem Verkehr und Gespräch mit geistigen und politischen Führern, eine rege Teilnahme an allem, was die Interessen der Heimat betraf. Rechnet man dann noch den Professorenkreis des alten Dorpat hinzu, von dem der ganze Literatenstand Bildung und Befruchtung erhielt, eine gesellschaftlich sichergestellte Geistlichkeit und endlich in den größeren Städten die oberen Schichten des Bürgertums, die ihre Geselligkeit über das Nurgeschäftliche emporzuheben wußten — dann begreift man wohl, daß die ältere Generation nicht müde wird, die „Anregung" zu preisen, die die Gesellschaft bot.

Diese Gesellschaft war durchaus auf aristokratischen Grundsätzen aufgebaut, auch in ihren nichtadeligen Gruppen. Man mußte „dazu" gehören nnd jeder Balte weiß ja, was eben dazu gehörte: die Exklusivität der baltischen Gesellschaft hat mancher Fremde und mancher Neuling beseufzt. Und doch bildeten dieser aristokratische Aufbau und diese Exklusivität, die übrigens nicht mit Ungastlichkeit oder Engherzigkeit verwechselt werden darf, den sicheren Grund der Gesellschaft. Denn Aristokratismus und Abgrenzung sind immer wesentliche Bedingungen der „guten" Gesellschaft im ersten Sinne dieses Wortes, der natürlich nicht nur modische Kleidung und ein volles Portemonnaie meint. Selbst der eingefleischte Demokrat wird, wenn anders er historisch ge-

bildet ist, zugeben müssen, daß in gesellschaftlicher Hinsicht die demokratischen Prinzipien destruktiv wirken, ja eigentlich auch wirken wollen und müssen. Ist doch Vorherrschaft jeder Art der Demokratie verhaßt. In der antiken Welt, in der Renaissance, im Rokokozeitalter, in der romantischen Epoche war die Gesellschaft, von der die Kultur ausging, aristokratisch, d. h. eine Aristokratie der Bildung. Wissen und Talent öffneten die Pforten, Voltaire gelangte in die Gesellschaft, die dem Bourgeois Jourdain ewig verschlossen blieb. Jeder Sieg des demokratischen Prinzips brachte einen gesellschaftlichen Niedergang, sei es nun absolutes Sanskulottentum oder puritanisch betonten Biedermannsdespotismus, der scheelsüchtig jede geistige Äußerung belauerte, die dem Durchschnitt nicht begreiflich war. Selbst wenn gewaltige und imponierende Führer die Umwälzung leiteten (Cromwell), so vermochten sie nicht, die Zertrümmerung der Geselligkeitskultur abzuwenden. Suum cuique!

Die Existenzberechtigung einer Gesellschaft hört auf, wenn die Form den ersterbenden Inhalt überdauert. Der Zusammenbruch von 1789 war so furchtbar, weil die ganze Gesellschaft des Ancien Regime schon reif zum Untergang war. Wenn die geistige Freiheit zur Frechheit, die anmutige Vergnügung zur Lascivität, die Vornehmheit zum starren Zeremonial wird, dann ist ein Ende notwendig. Eine Erstarrung und Entgeistigung der Gesellschaft kann ebenso wohl die Folge verstiegener Hyperkultur sein als auf äußere Ursachen zurückgehen.

Unsere baltische Gesellschaft ist von einer solchen Entgeistigung bedroht. Das klingt vielleicht übertrieben. Man ist es ja bei uns nicht gewohnt, in eigener Sache starke Worte zu brauchen. Aber bei aufmerksamer Beobachtung muß man bemerken, daß das Gesellschaftsbild sich allmählich verändert und nicht zum Besseren. Mit ihrer Zeit geht ja wohl jede Gesellschaft. So ist es denn auch heute bei uns. Aber unsere Zeit zeichnet sich ja keineswegs durch Sicherheit und Festigkeit der Anschauungen aus und das ist das Erste, was wir heute an uns Balten merken: es fehlt die bei aller geistigen Freiheit früher immer deutlich hervorgetretene Einheitlichkeit der geistigen Struktur. Nicht nur die leidige politische Zersplitterung trägt daran die Schuld, es ist überhaupt kaum möglich, die Ursachen sicher festzulegen. Aber jedenfalls

fühlt man eine Zerklüftung auch in nichtpolitiſcher Hinſicht. Dann aber fällt als zweites Moment die von Jahr zu Jahr luxuriöſer, man könnte ſchon ſagen leichtherziger werdende Lebensführung der Geſellſchaft auf und dies iſt es, was wir eine Entgeiſtigung, ein Zurückdrängen geiſtiger Werte zugunſten materieller nennen möchten.

Nach dem Jahr 1905, das für immer als eines der unſeligſten und ſchwerſten in unſerer Geſchichte verzeichnet ſteht, ſchien es, als ob ein Aufſchwung nicht nur, ſondern auch eine innere Einkehr in der Geſellſchaft wirkſam werden wollten. Leider war das nicht von genügender Kraft und Dauer. Dem Aufſchwung iſt bald genug eine Erſchlaffung gefolgt, man bedenke da nur die alljährlich notwendigen unaufhörlichen Mahnrufe, um nur das Unumgänglichſte für unſere nationalen Bedürfniſſe zu ſchaffen. Und was die Einkehr betrifft — nun, es ſcheint als ob nach den Wirren des roten Jahres eine wahre Amüſierwut ausgebrochen iſt! Die Chronik unſerer Feſte und die Aufzählung der Vergnügungsſtätten könnten bald Bände füllen. Vor allem aber wird das, was man hierzulande ein „breites“ Leben nennt, immer mehr und in immer weiteren Kreiſen üblich. Wenn man ſich erinnert, wie ehemals die Lebensführung im Baltenlande war und damit ein „kleines Abendeſſen“ von heute vergleicht, ſo könnte man meinen, ein unerſchöpflicher Reichtum herrſche in der Geſellſchaft. Und dabei werden unſere materiellen Stützpunkte immer prekärer.

Die nächſte Folge ſolcher Lebensweiſe und Lebensbetrachtung iſt die, daß infolge ſteigender Lebensanſprüche die Gründung eines eigenen Heerdes koſtſpieliger und ſomit immer ſchwerer wird. Gerade wir benötigen aber eines ſtarken Stammes deutſcher *Familien* als des Markes unſeres ganzen Deutſchtums. Nimmt die durch die dargelegten Umſtände erzwungene Eheſcheu und Eheloſigkeit vieler Glieder der Geſellſchaft zu, ſo iſt hier eine ernſte Gefahr für die baltiſche Geſellſchaft im Anzug. In *dieſer* Frage wäre eine Doſis Amerikanismus nicht übel: mit welchem Lebensmut ſchließen drüben junge Paare Ehen, nicht beſchwert von all dem geſellſchaftlichen Mitmachenmüſſen und dergl.

Die Erſchwerung der Familiengründung durch die zunehmende Teuerung und andere *äußere* Urſachen wäre natürlich geſondert hiervon zu betrachten.

Als liebliche Begleiterscheinung der „breiten" Lebensweise und des luxuriösen Wandels stellt sich auch nachgerade eine Frivolität ein, die durchaus nicht schüchtern im Verborgenen blüht, sondern recht deutlich sichtbar wird, sofern man sie nicht übersehen *will*. Das Betonen des Genußlebens führt unausbleiblich zu einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Gebote, die in früheren solideren — auch geistig solideren — Zeiten bei uns als selbstverständlich geachtet wurden. Das heutige rigische Leben fällt den Bewohnern unserer kleinen Städte durch seine Frivolität auf, und zwar wohlverstanden das gesellschaftliche Leben. Mag manches an solch kleinstädtischem Urteil befangen, altjüngferlich und vielleicht sogar kleinlich sein, im großen und ganzen trifft dies Urteil doch zu. Anders als frivol kann man es doch auch schwerlich nennen, wenn z. B. so fragwürdige Nachtlokale wie die Bars unter ihren Gästen auch Damen der Gesellschaft gelegentlich erblicken und über manche der zahllosen Feste ließe sich, wenn man satirisch werden wollte, auch so manches sagen. Wenn jetzt, wie berichtet wurde, ein junges Mädchen sich in der Domkirche während des Bußtagskonzerts über die ganze Veranstaltung dreist und öffentlich lustig machte, so spricht das wohl Bände. . .

Man hat oft den Eindruck, als wenn unsere Sorgen um unseren nationalen Verein, unsere Schulen, unsere Stadt niedergeschrien und niedergetanzt werden sollen. In welch einem Stil wird über Maskenfeste, Tänze und dergl. *Nichtigkeiten* berichtet! Das „Ereignis der Saison" ist das mindeste. Und Geld ist für *diese* Dinge immer da. Solche mit Künstlertum spielende Festivitäten, die „man" natürlich durchaus besucht haben „muß", erhalten ohne weiteres die Summe, die man für nationale Zwecke nicht „erschwingen" kann.

Überhaupt ist die Spielerei mit den Künsten jetzt ein charakteristisches Symptom. Es zeigt sich darin deutlich die Wirkung einer der äußeren Ursachen des gesellschaftlichen Niederganges, die Wirkung der Unterbindung wichtiger geistiger Quellen unseres Landes. Das literarisch-artistische tritt an die Stelle des wissenschaftlich-literarischen. Die Schöngeisterei füllt alles aus. Über den Rhythmus des modernen Tanzes oder sowas Vorträge zu halten, wäre heutzutage schon beinahe einträglich. . . .

Wir leben in sehr ernsten Zeiten, aber wir leben nicht wie in ernsten Zeiten. Welche ernste und schwere Katastrophen kann die Zukunft nicht noch mit sich bringen! Das ein großer Moment nicht ein kleines Geschlecht finde, sei unsere stete Sorge. Ist doch schon manchmal im Lauf unserer Geschichte bei „Köste und Kindelbier" das Unheil plötzlich eingetreten.

* * *

Die besondere, ganz spezifische Färbung unseres deutsch-baltischen Gesellschaftsbildes läßt sich, ebenso wie der ganze Komplex der oben angeführten Auswüchse und Fehler, historisch leicht erklären. Wir Balten sind niemals Nation als solche gewesen, sondern immer nur Schicht, soziale Oberschicht. Das Baltenland war immer Kolonie, zuerst deutsche, dann von Deutschen verwaltete Kolonie unter anderer Souveränität. Hierdurch erklärt sich zunächst, daß ein Gefühl, immer ganz zuoberst zu stehen, bei den deutschen Balten traditionell wurde. Die Kolonisatoren haben immer dieses Herrenbewußtsein in dem von ihnen urbar gemachten und zivilisierten Lande, fühlen sich immer als über den Eingeborenen stehend. Und hierdurch erklärt sich auch jene lässige Sicherheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, jener baltische „Hochmut", der tatsächlich nichts anderes war, als das Empfinden, eine maßgebende Rolle im Heimatlande auch als einzelner mitzuspielen. Seit den napoleonischen Kriegen kam noch dazu, daß das Leben im baltischen Gebiet förmlich idyllisch wurde. Feindliche Einfälle und dergl. scheinen aus dem Bereich des überhaupt möglichen zu verschwinden. Die langsamen Verkehrsmittel machten den geistigen Umgang mit West und Ost so umständlich, daß nur das Wesentliche, das Bedeutende herübergenommen wurde — einer der Gründe für die angeregte und belebte Geselligkeit der Zeit: der Kleinkram und die Tagessensationen kamen nicht über die Grenzen des Landes.

Ohne Zweifel wurde damals weit schlichter gelebt als heute. Deshalb aber noch keineswegs puritanisch. Das „breite" Leben war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon üblich. Man begann sich gehen zu lassen, denn man konnte es. Luxus fehlte noch, aber man forderte und schaffte sich Behagen. Und in geistiger Hinsicht gab es auch Luxus, den Luxus nämlich, ein gutes

Quantum seiner Zeit der Pflege wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen und wohl auch bloßer Liebhabereien, sowie der Pflege einer durchaus geistig veredelten Geselligkeit zu widmen. Man war voll und ganz Erbe aristokratisch denkender Kolonisten, exklusiv, aber mit geistigem Gehalt.

In dieses soziale Idyll, in dem die dominierende Oberschicht mit ruhigem Selbstgefühl über den Autochthonen saß und im selbstgezimmerten Bau ein Herrenleben führte — trat blitzschnell, wenn auch nicht völlig unerwartet, die Sorge. Eine Sorge, die man noch gar nicht kannte. Eine Sorge um Unterkunft, dies Wort im weitesten Sinn verstanden. Es begann die verhängnisvolle Periode, die zu Ende der 80-er Jahre mit der Veränderung der Administration des Baltikums und mit der Abschaffung unserer alten Institutionen einsetzte, die erste Periode unserer veränderten Lebensformen, die bis 1905 dauerte.

Ein soziales Idyll war zu Ende. Das selbstverständliche Mitsprechen in der Landeseinrichtung hörte auf. Man gedenkt wohl noch all der Sorgen, die nun eintraten, man kennt die Schlußfolgerungen, zu denen die große Veränderung zwang. Mit tausend Nadelstichen setzte ein Kampf ums Dasein ein, wie man ihn noch nicht gekannt hatte. Nur eines änderte sich nicht — die Lebensansprüche der Gesellschaft.

In den 80-er Jahren des verflossenen Jahrhunderts hatte die Lebensweise begonnen luxuriöser zu werden und die Verbindung mit Westeuropa bequemer, demzufolge lebhafter. In diese Zeit fiel die große Umgestaltung. Sie hat ein stetiges Anschwellen des Luxus und eine Abnahme der Geschlossenheit des Gesellschaftsbaus zur Folge gehabt. Die Lebensansprüche der Gesellschaft stiegen. Es schien, als wenn man „wenigstens das" jetzt mit allen Kräften halten resp. mehren wollte, das Genüßliche und Amüsante. Und die leichtere Verkehrsmöglichkeit mit dem Auslande brachte in die Gesellschaft ganz neue Fragen. Über Individualismus und Sich-Ausleben stritt man zu einer Zeit, wo man — besonders in Literatenkreisen — die bittere Not herankommen sah und erregte sich bis zur Siedehitze über Ibsens, ja Sudermanns Dramen, während das materielle Fundament der Geselligkeit wankte. Man hatte nichts gelernt und nichts vergessen.

Diese Zeit der tristen Kümmernis einerseits und der immer steigenden Üppigkeit des Lebens andererseits, eine Zeit, in der alle und jeder besorgt den Kopf schüttelten und doch das Möglichste taten, um von der alten Art mit ihrer derben Hausmannskost in die Sekt-Kaviar-Tonart überzugehen — diese Zeit währte bis 1905. Dann schien eine innere Einkehr in der baltischen Gesellschaft wirksam werden zu wollen. Es kam dazu der Aufschwung in allen Richtungen, es kam die Gründung des Deutschen Vereins. Ernst und sparsam leben, sparsam in jeder Hinsicht, und alles irgend Entbehrliche dem Gemeinwohl zur Verfügung stellen — das schien die bleibende Devise werden zu wollen. Schien! Dem Aufschwung ist, wie schon gesagt, nur zu bald Erschlaffung gefolgt.

Die Frage ist, wie es weitergehen wird, wie es weitergehen soll. Das Jahr 1905 ist ein Markstein, es schließt die erste Periode seit Aufhören des altbaltischen Systems ab. Der Aufschwung von 1906 leitet eine neue Epoche ein. In dieser sickert das Leben so dahin, ein stillträges Rinnsal mehr, als ein Strom. Man ist wieder recht resigniert, wie man es schon vor dem roten Jahr gewesen war. Die Defizits in unseren nationalen Unternehmungen sprechen eine deutliche Sprache. Man ist schöngeistig ohne Leistungen, die Gesellschaft ist zerfahren, richtungslos, schnappt alles Neue auf, ohne es in irgendwie bemerkenswerter Weise zu verarbeiten. Vergeblich würde man sich nach Köpfen umsehen, wie sie früher bei uns nicht zu selten waren! Die Spannkraft fehlt. Und — wer Sorgen hat, hat auch Likör. Ça ça geschmauset.....!

Ob es übrigens der rechte Jugendüberschwang ist, der zum Schmausen treibt, das ist sehr fraglich. Gerade die Begeisterungsfähigkeit — sei es auch nur im Vergnügen — wird heute schmerzlich vermißt. Da sehe man sich unsere ältere Generation an! Sei es in Fragen der Bildung (z. B. die Fortbildungskurse!) sei es in der Kunst, im Theater, oder auch nur beim Fest: das stärkere Temperament ist bei den Alten. Freilich wäre es sehr ungerecht, zu vergessen, daß eben die Entwicklungszeit der jetzt Alten und Ganzalten eine glücklichere war, als die der heute jungen Generation, die unter mancherlei Druck herangereift ist. Aber das ist nur eine Erklärung, kein Trost....

Nicht uninteressant ist es, das kürzlich auch in einem Artikel, der sich mit Fragen dieser Art befaßte, auf Amerika als auf das Land hingewiesen wurde, von dem wir viel lernen könnten. Das klingt zuerst bestechend. Der Verfasser des Artikels hatte natürlich nicht amerikanische Auswüchse im Auge, hatte weder „smarte" Newyorker Geschäftskniffe noch Rockefellersche Härte empfehlen, sondern nur die Energie, die Unternehmungslust, die Lebensfrische der Amerikaner als Vorbild hinstellen wollen. So sollte also auch uns der jetzt so mächtige Amerikanismus Heil bringen? Bei näherem Zusehen wird man aber einen solchen Ratschlag fast komisch finden müssen. Denn es gibt wohl kaum ein Land in der Welt, das so wenig amerikanisch ist, wie unser Baltenland. Wenngleich auch wir von Kolonisten abstammen, so hat doch unsere Geschichte sich so anders gewendet, daß wir schwerlich imstande sind, uns zu veramerikanern, wenn wir auch danach strebten (es ist, wie gesagt, nur von dem guten Sinn dieses Wortes die Rede!). So ein Ratschlag schreibt sich leicht hin, die Nutzanwendung aber ist schwieriger. Wir sind ein auf Traditionen und historische Gebote gestelltes Völkchen in engen Grenzen, mit aristokratischen Lebensformen und im „Banne der Vergangenheit" stehend. Wie sollen wir wohl die unverwüstliche Frische eines Volkes „erlernen", das an jedes Ding ohne Vorurteil und Traditionsgesetze herantritt, das jede Arbeit unbedenklich anpackt, wenn Erfolg winkt — während wir doch sehr mit Auswahl arbeiten —, das der Zivilisation dient, indessen wir die Kultur vorziehen! Man zeige uns auch nur einen praktischen Weg, wie wir Gutes von den Amerikanern entlehnen könnten, ohne daß wir mit unseren Überlieferungen, Anschauungen, gesellschaftlichen Geboten in Konflikt kommen. Wir haben keinen Kleingrundbesitz (Farmerstand) und alle „niederen" Berufe sind uns, wenn wir nicht aus unserer Sphäre fallen wollen, verschlossen. Oder kann sich jemand vorstellen, daß unsere Studenten als Viehpfleger oder Gärtner sich einen freien Sommeraufenthalt auf dem Lande verdienen, daß unsere jungen Damen Stewardessen auf Dampfern werden, um gratis eine erfrischende Seereise zu machen, oder als „Fräulein" in fremdem Haushalt sich das Geld zur Ausbildung erwerben — wie das in Amerika alle Tage geschieht? Für solche, gewiß nur lobenswerte Energie

ſchwärmt man bei uns platoniſch. Den Kindern ſchenkt man Bücher, die den Werdegang eines kräftigen Selfmademan oder einer lebensmutigen Miß ſchildern — in der Praxis iſt es mit unſerem Lebensmut und unſerer Unternehmungsluſt nicht allzuweit her. Und in dieſem Sinn kann man wohl den berühmten Vers zitieren: „Amerika, du haſt es beſſer . . .“*

*) Ein Teil dieſer Betrachtung iſt ſeinerzeit im „Rig. Tagebl.“ erſchienen.

Vor dem Untergang.

(Reval Anno Dom. 1536, am Tage Mariä Lichtmeß).

I. Das Stechen.

Sie rannten gegeneinander an,
als wär es Kampf und kein Stechen,
als gälte es wirklich, ſich Mann für Mann
die Knochen und Hälſe zu brechen.
Wild ſteilten die Hengſte im Wappengewand,
es ſplitterten Lanzen und hoch ſtob der Sand.

Nur mühſam ſchaffte man freie Bahn,
ſo arg ſtieß gaffend die Menge.
Aus allen den Fenſtern und Luken ſahn
die Leute, und ſelbſt der geſtrenge,
vieledle Herr Hermann von Brüggeney,
des Ordens Gebieter war mitten dabei.

Vom Rathaus ſchaute er gnädig aus,
ein gülden Kleinod in Händen,
dem endlichen Sieger im frohen Strauß
den Preis dieſes Spieles zu ſpenden.
Im Kreiſe umſtanden ihn Orden und Rat,
die Ritter im Harniſch, die Bürger im Staat.

Schon ritt das letzte der Paare ein,
hell klang der Herolde Rufen:
„Hie Junker Jodokus von Wittenſtein,
hie Kaufgeſell Barthel Twehuſen!“
Den Edelmann ſchmückte ein Turmfalkenflug,
Sankt Moritz der Bürger als Helmzierde trug.

Die Gegner maßen ſich blaß vor Neid.
Der Junker ſchien beinah ſchmächtig,
ſo rieſenhaft ſah im Schwarzhäupterkleid
der Kaufgeſell aus; doch bedächtig,

turnierfeſt im Sattel der Wittenſtein ſtand
und ſicherer führte die Wehr ſeine Hand.

Ein Zeichen, dann ein Trompetenſtoß.
Zur Seite ſprangen die Knechte,
hell aufwiehernd ſtürmten die Gäule los,
gleich Fähnrichen vorn im Gefechte.
Zwei Lanzen zerbrachen beim klirrenden Prall,
der Städter entging wie der Ritter dem Fall.

Zum andern Male begann das Spiel.
Enttäuſchung gab's aber wieder:
wohl fehlte Twehufen beim Stoß das Ziel,
wohl brach ihm der Rappe faſt nieder,
doch wie er ſchon wankend die Bügel verlor,
riß eiſern ſein Fauſtgriff den Klepper empor.

Die Pferde keuchten, den Streitern floß
der Schweiß in Strömen wie Kranken,
da rief zum dritten Mal Mann und Roß
Trompetengedröhn in die Schranken.
Zum dritten Mal ſpornten in knirſchender Wut
verbiſſene Kämpfer den Gaul bis auf's Blut.

Kein Spiel, das nicht Frau Fortuna lenkt,
wer weiß drum, wie es gekommen,
daß eh' noch der Junker den Speer geſenkt,
ein Stoß ihn vom Sattel genommen?
Gleich unter dem Helme im Halsberge ſaß
der Stoß, daß der Ärmſte das Aufſtehn vergaß.

Aus Mund und Naſe quoll dickes Blut,
daß Krebs und Armſchienen troffen.
Man löſte dem Junker den Eiſenhut,
da lag eine Halswunde offen.
„Ha Mord und Verrat! Das bezahlt Euch das Schwert!
Die Lanze des Krämers war haarſcharf bewehrt!"

„Allarm! Allarm! Immer drauf! Schlagt tot!
Das mag Dir Kain wohl ſo paſſen:
mit Händen von Meuchelmord blutigrot
nach adliger Beute zu faſſen.
Vom Gaule herunter, Du ſchlotternder Schuft,
Dir graben die Mönche noch heute die Gruft."

Die Bürger schrieen: „Was ficht Euch an?
Die Lanzen waren die gleichen.
Twehusen ist ehrlich, zurück von dem Mann!
Der Weg zu ihm geht über Leichen."
Die Stallbrüder drängten, ein Junker sprang vor,
fahl blitzen die Schwerter, Tumult und Rumor.

Was eben friedlich beinander stand,
war wie vom Satan besessen.
Versöhnungspakt, Urfehde, Freundschaftsband —
der Jähzorn ließ alles vergessen.
Ein rasender Haufe schlug blindlings drauf los,
der spärlichsten Fetzen von Ehrbarkeit bloß.

Vergeblich suchte der Büttel Halt
die Schar von Tollen zu trennen,
vergebene Müh', daß der Stadtvogt schalt,
vergebens des Weibervolks Flennen;
der Herrmeister selbst warf den fürstlichen Hut
umsonst in den Aufruhr, es siegte die Wut.

Herrn Thomas Vegesack erst gelang's,
als Bürgermeister dem Schrecken
mit herrischen Worten entwöhnten Klangs
ein Ziel und ein Ende zu stecken.
Sein Ruf und sein Ansehn, die wogen gar schwer,
sie stellten den Frieden zur Not wieder her.

Doch, Schmach, wie schaute der Marktplatz aus:
ein Stöhnen, Jammern die Runde.
Drei Sterbende trug man ins Siechenhaus,
zu Dutzenden Lahme und Wunde.
Die haben bis tief in die sinkende Nacht
Balbieren und Wundärzten Arbeit gemacht.

Bekümmert sahen die Bürger drein
verdrossen Junker und Ritter.
„Das wird eine teuere Zeche sein,
wie schmeckt doch die Neige so bitter."
Im Zorn zum Gefolge der Herrmeister sprach:
„Weh dem, der als Erster den Stadtfrieden brach!"

* * *

II. Die Schwarzen Häupter.

Sie sprachen nicht viel und sie sprachen nicht laut,
schier hoffnungslos schien ihre Sache.
Doch wer den Gesellen in's Auge geschaut,
erschrak vor dem Hunger nach Rache.

Der Name besudelt, die Waffe entweiht,
drei Brüder zu Tode geschlagen —
ein Heiliger, wer das den Feinden verzeiht,
wir weigern uns, Palmen zu tragen.

Wir heischen Vergeltung mit Richtschwert und Strick,
so lang noch das Blut in der Gosse.
Die Füße den Junkern aufs steife Genick,
sonst treten uns bald ihre Rosse.

Geb' Gott, daß der Rat seiner Pflichten gedenkt,
den Vogt ruft, das Urteil zu sprechen.
Wenn nicht in acht Tagen die Mörder gehenkt,
so müssen wir selber uns rächen.

In Weibergejammer und Sterbegeläut
klingt roh dieser Strauchritter Prahlen.
Das geht nimmer mehr, schon die Ehre gebeut,
mit Blut ihnen Blutschuld zu zahlen.

* * *

III. Die Junker.

Im Chörlein musizierten
Spielleute fernher vom Rhein.
Die Geigen tirilierten,
die Zinken jubilierten,
schrill fiel die Sackpfeife ein.

Vom Kreuzgewölbe wider
hallte der Landjunker Spott:
die alten Schelmenlieder
auf Krämer, Seifensieder,
Schneidermut, Schildbürger-Trott.

Viel volle Humpen gingen
reihherum, schäumend und klar;
man trank auf gut Gelingen
bei all' den ernsten Dingen,
so dieser Morgen gebar.

„Die alten Herren finden
sicher den Ausweg im Rat,
sie glichen Hühnerblinden,
geläng es, uns zu binden,
die nur gewehrt dem Verrat.

„Der Bürger hat begonnen,
das hat ein Jeder gesehn.
Hätt' er sich fein besonnen,
so wär kein Blut geronnen,
wäre kein Unheil geschehn.

„Der Narr erwäg' beizeiten,
ob er des Ritterspiels wert.
Hans Wurst mag Ellen reiten,
mit Birkenruten streiten,
doch nicht mit Lanze und Schwert.

„Auch uns hat man geschunden:
tragen nicht Viele im Saal
den Kopf und Arm verbunden,
liegt nicht mit bösen Wunden
Wittenstein krank im Spital?

„Erheben wir drum Klage?
Machen wir Lärm und Geschrei?
Wir lachen solcher Plage;
geschäh' das alle Tage,
was wäre weiter dabei?

„Bloß schade, daß das Raufen
allzufrüh heute begann;
jetzt bleibt uns nichts als Saufen,
wo man sonst Gassen laufen,
schwenken und rundtanzen kann."

Im Chörlein musizierten
Spielleute fernher vom Rhein.
Die Geigen tirilierten,
die Zinken jubilierten,
schrill fiel die Sackpfeife ein.

* * *

IV. In der Ratsstube.

Die Lichter brannten schon flackernd tief,
die zehnte Stunde der Nachtwächter rief,
doch in der Ratsstube saßen
die Herrn noch immer und maßen
Fehle und Unschuld ab.

„Obwohl Twehusens Turnierspeer stumpf",
so schloß des Altermanns Zornrede dumpf,
„ward ihm die Ehre genommen,
zu Tode ist er gekommen --
nun hat der Vogt das Wort."

„Oho, jetzt soll noch der Vogt herbei",
erscholl der Ritter empörtes Geschrei,
„der Vogt mag Stadtkinder richten,
den Adel aber mitnichten,
dem spricht Recht der Komtur."

„In Reval haben wir lübisch Recht,
das urteilt Edelmann, Bürger und Knecht",
ward schroff die Antwort gegeben,
„seid froh, daß nicht schon soeben
Euere Brut im Turm."

Ins Herz dem Adel die Drohung stach,
vor Ingrimm bebend ein Ordensherr sprach:
„Ihr habt uns feig überfallen
heut früh, und fügt zu dem allen
belfernd noch frechen Hohn.

„So oft der Wolf in die Hürde brach,
der Feind Euch blutige Kappen versprach,
hat nie das Land Euch vergessen.
Wir sind zu Pferde gesessen,
haben Euch Luft gemacht.

„Wenns aber derart im Argen liegt,
zu Reval immer die Niedertracht siegt,
dann ist's, so Gott mir verzeihe,
wohl hohe Zeit, daß die Weihe
über die Küken fliegt."

Das war, als schlüge ein Brand ins Haus.
Die Bürger tobten: „So, da will's hinaus,
dann könnt den Rest Ihr Euch schenken.
An dies Wort wollen wir denken.
Zwischen uns liegt das Schwert!"

* * *

V. Beim Spittel.

Die Undeutschen stehen beim Spittel im Gang,
der Branntwein läuft gluckend die Gurgeln entlang.

„Zwei Mann sind schon tot", sagt der Jürri und lacht,
„vielleicht frißt der Teufel den dritten zur Nacht.

„Was war das doch heut' für ein prächtiger Tag,
der Lohn für Jahrzehnte voll Elend und Plag.

„Ach schlügen die Herren sich alle selbst tot,
dann gäb' es ein Ende der Knechtschaft und Not.

„Uns sparten sie Mühe und ihnen macht's Spaß.
Welch' Glück, daß der Sachse die Eintracht vergaß."

Der Branntweinkrug wandert im finsteren Gang,
die Undeutschen warten geduldig und lang.

Otto v. Schilling.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Ein Blick auf Estland im J. 1637.

Bericht des Gouverneurs Philipp Scheiding an die Reichsräte.

Im Mai 1637 wurde der kgl. Rechnungskammer in Stockholm eine ausführliche „Relation" des Gouverneurs von Estland Philipp Scheiding über einige der wichtigsten Fragen der Verwaltung der ihm anvertrauten Provinz übergeben. Er behandelte hierin das Kirchenwesen, die Justiz und die Frage einer Vermehrung der Einkünfte der Krone zur Erhaltung des estländischen Etats, alles Fragen über die einst Kg. Gustav Adolf sich nicht wenig hatte zu beklagen gehabt. Sehr viel besser war es in mancher Hinsicht seit dem frühzeitigen Tode des Königs noch nicht geworden. Der ausführliche zusammenfassende Bericht Scheidings rückt diese Dinge in eine überaus interessante Beleuchtung, daher wird seine Mitteilung an dieser Stelle gewiß nicht unwillkommen sein. Er ist deutsch geschrieben, wird hier jedoch, zwar in seinem Wortlaut, aber in unsren heutigen Stil vertiert wiedergegeben.[1]

*

Nachdem ich mich auf J. kgl. Mt. unser agn. Königin Forderung, von meinem bisherigen Gouvernement Rede und Bescheid zu geben, allhier eingestellt, erachte ich es für notwendig, meinen hochgeehrten Herren summarisch und kurz darzulegen, was weiland die kgl. Mt., unser in Gott selig ruhender König und Herr, zur Wiederaufrichtung des im Fürstentum Esten zerfallenen Religions- und Profanwesens während ihrer Anwesenheit

[1]) Das Orig. Stockh. R:ark. ohne Datum und Unterschrift mit der Notiz: Praesent. uthi räckningekammaren 23. Mai 1637.

in Reval Ao. 1626 den Landräten und der Ritterschaft daselbst gn. vorgeschlagen und durch die Ao. 1627 geschickte Kommission hat betreiben lassen, und was darauf von der Ritterschaft beschlossen und in der Folge nach und nach beliebt worden ist. Daraus wäre dann, meine hochgeehrten Herren, leicht zu ersehen, was für Fehler und Mängel bisher daselbst zurecht gestellt und was weiter daran noch fehlt und mangelt. Woraufhin dann die notwendigen Verfügungen getroffen werden können.

I. Weil das Kirchenwesen nicht wohl ohne einen geeigneten Mann sein kann, der im Lande als Kirchenhaupt residiert, ein ordentliches Konsistorium einrichtet und die Aufsicht darüber hat, daß in Kirchen und Schulen alles christlich und wohl zugeht, eine solche Persönlichkeit aber, ebenso wie die, die zur Besetzung des Konsistoriums nötig sind, ihren gebührlichen Unterhalt haben müssen, so haben J. kgl. Mt. christmilden Gedächtnisses für gut befunden, daß man dazu den Zehnten, als das bequemste und in der ganzen Welt übliche Mittel hiezu, oder statt dessen ein beständiges Aequivalent darbieten solle. Weil aber die Landräte und die Ritterschaft sich Ao. 1626 zu keinen Mitteln verstehen wollten, und auch der Visitator und Kommissar Bischof Rudbeckius, welcher Ao. 1627 wegen der Kirchensachen hierher geschickt wurde, nichts erreichte, sondern mit schlechtem Bescheid abgefertigt worden, so hat zwar die kgl. Mt., als die Ritterschaft Ao 1629 ihre Gesandten ins Reich schickte, um solches zu entschuldigen, mit Worten hart geeifert, im übrigen aber ihrer Einfalt und der Zeit etwas Rechnung tragen wollen und sie mit dem Bescheide entlassen, daß sie sich eines besseren bedenken, die hohe Notwendigkeit der Restauration ihrer Kirche etwas tiefer beherzigen und sich über die Sache laut Abschied vom 24. April 1629 besser erklären möchten.[1]

---

[1]) Vgl. hierzu die interessanten Aufsätze von W. Greifenhagen, „Heimische Konflikte mit Gustav Adolf" (1876. Beitr. z. Kunde Estl. ꝛc. Bd. III) und T. Christiani, „Bf. Dr. Joh. Rudbeckius und die erste estl. Provinzialsynode" (Balt. Monatsschr. Bd. 34 S. 549 f.), die jedoch in ihrer Auffassung der Sachlage wohl mancherlei Einwände hervorrufen, je mehr unsre Kenntnis der wirklichen und tatsächlichen Zustände jener Zeit sich erweitert hat und noch erweitern wird. —

Schon 1636 war Mag. Joachim Ihering zum Bischof von Estland ordiniert worden, ernannt dazu wurde er erst 1. Juni 1638. Das estländische Konsistorium wurde dann 1639 konstituiert.

Als darauf die Ritterschaft im folgenden Jahre sich bei kgl. Mt. wiederum durch Deputierte eingestellt und wegen des Pforten- und Mühlenzolles J. kgl. Mt. zu willen sein zu wollen sich erklärt, im übrigen aber ut. gebeten, sie mit dem angemuteten Zehnten, den zu erschwingen ihnen unmöglich sei, zu verschonen, hat J. kgl. Mt. darin zwar gn. nachgegeben, aber dagegen von der Ritterschaft begehrt, daß sie statt dessen die für das Zehntkorn von der Kirche alienierten bischöflichen Güter wieder einlösen und zu des gedachten Inspektors (Superintendenten) Unterhalt verwenden solle, in welchem Fall J. kgl. Mt. bei den Inhabern dieser Güter bewirken wolle, daß sie diese nach Billigkeit abtreten und keine Schwierigkeiten machen.

Aus dem Abschied vom 8. Juni 1630 geht hervor, daß die Ritter- und Landschaft auch diesen Vorschlag nicht akzeptieren wollte, weil solche Güter wohlverdienten Personen verliehen seien und es odiös sei diese zu depossedieren, zugleich aber auch nichts anderes vorgeschlagen; daher bestand J. kgl. Mt. darauf, daß sie die 2 Külmet Roggen, die sie dem Bischof von jedem Haken Landes jährlich zu geben schuldig gewesen sei, und die sie beim Abfall vom Papsttum von dem damaligen Bischof Arnold [Bf. v. Reval 1537—51] in der Transaktion von Ao. 1542 für 6000 Mk. rigisch abgezwungen, gegen Wiedererstattung der geringen Gelder nach wie vor zum Unterhalt des gedrohten Kirchenhauptes jährlich hergeben sollten.

Auf J. kgl. Mt. Befehl habe ich daraufhin fleißig urgiert, da aber solches nicht so leicht zu erlangen war, habe ich nach J. kgl. Mt. hochschmerzlichem Ableben den Herren regierenden Räten dieses Punktes wegen die nötige Mitteilung gemacht, ob sie zur Beförderung der Sache belieben wollten, deswegen mit Angabe erheblicher und zweckdienlicher Motive an die Landräte zu schreiben. Das ist Ao. 1633 geschehen und als die Landräte sich dadurch nicht wenig commovieren lassen, so hat sich endlich die Ritterschaft (:nachdem sie sich bei J. kgl. Mt. in ihrem Schreiben entschuldigt, daß sie wegen der hohen Unkosten keine Delegierten, wie J. Mt. verlangt, zu senden vermöchte, und gebeten, mir den Auftrag zu erteilen, mit ihr über das, was kgl. Mt. sonst noch ihr zu proponieren beliebe, zu verhandeln :) zu 250 Rtlr. jährlicher Zulage zum Unterhalt des Superinten-

denten resolviert, wie das ihre schriftliche Erklärung ausweist, die von einigen Landräten im Namen der ganzen Ritterschaft unterschrieben ist.

Da aber dieses nicht ausreicht und es dennoch hochnötig ist, daß das Land ehestens mit einem geeigneten Mann versehen werde, so stelle ich es zu meiner hochgeehrten Herren Erwägung, ob nicht folgendes ein Mittel wäre: da die Ritterschaft Ao. 1630 zur Unterhaltung der Posthäuser 3 Rtlr. jährlich bewilligt, sie auch einige Jahre schon unterhalten hat und weiter zu unterhalten verpflichtet ist, da aber diese Posten, wie ich meine, mit geringeren Unkosten, ungefähr 500 Rtlr., wohl bestellt werden könnten, daß von dem noch 250 Rtlr. genommen und zu der für des Superintendenten Unterhalt bewilligten Summe hinzugefügt würden, was, wie ich meine, nach des Landes Beschaffenheit, weil hier alles wohlfeiler ist, genügen wird. Aus den Einkünften der Klostergüter könnten, da nicht alles auf den Unterhalt der Lehrer draufgeht (: besonders wenn J. kgl. Mt. sie, wie es den Armengütern bei der Stadt gewährt ist, damit privilegieren wollten, daß sie ihr Korn zoll- und lizentfrei ausführen dürfen:), auch die Konsistorialen mit einem Honorar versehen werden, sowie ein Sekretär, der gleichfalls dabei nötig ist, womit also dieser Punkt seine Richtigkeit erlangen könnte.

Was sonst den Kirchenbau betrifft, so sind die Kirchen durch inständige Anregung und harte Mandate, die ich im Lande publizieren ließ, fast alle wohl repariert, besonders die Domkirche durch eine Zusteuer gutherziger Christen so angefertigt, daß man nicht weiter zu klagen braucht. Auch die Prediger werden, bis auf sehr wenige, wie es denn in aller Welt nicht gleich sein kann, so mit Unterhalt versehen, daß sie sich damit wohl behelfen können und weiter nicht zu querulieren haben.

Hierbei erinnere ich meine hochgeehrten Herren noch an folgendes: da man ersehen kann, daß auf einigen Gütern, die in den Kriegszeiten von den Erben abgekommen und an die Krone gefallen sind, noch Kirchenschulden ruhen, die jetzigen Inhaber, die sie nachmals von J. kgl. Mt. erhalten haben, sich aber zur Abtragung dieser Schulden nicht verstehen wollen, und die Kirchen darin nichts haben erreichen können, all die Jahre her, so lange es Kriegszeit war, wodurch auch die Kirchenladen in fremde

Hände geraten sind — ob nicht eine Vorschrift erlassen werden kann, wie es darin endlich zu halten ist, damit die Kirchen zu dem ihrigen kommen und zugleich auch die Inhaber dieser Güter nicht allzuhoch beschwert werden.

Weil ich auch in Erfahrung gebracht habe, daß der sel. Bischof Agricola [Christian A. † 1586] die Kirchenbücher und Briefe von der Domkirche zu Reval mit sich nach Finnland geführt hat, nun aber viel daran gelegen ist, daß man allerlei Nachrichten erlangen könne, besonders ob nicht einige Legate oder andre Schulden im Lande vorhanden sind, die der Kirche zukommen und die von den Inhabern der Güter, weil man darauf keine Ansprüche erheben kann, verschwiegen werden, — so wollen meine hochg. Herren sich belieben lassen, bei den Erben des sel. Agricola in Finnland dieserhalb Nachforschung anzustellen. So hat mir auch Friedrich Menius [Prof. in Dorpat] mitgeteilt, es habe der letzte Herrmeister und päpstliche Bischof[1] viele Wakenbücher und Kirchengerät nach Oesel geführt. Wenn darüber noch etwa Nachrichten zu erlangen sind, würde es meinen hochgeehrt. Herren nicht gutdünken (: zumal der vorige Statthalter H. Friedr. Rantzow sich dahin erklärt hat, daß uns solche Nachricht ausgefolgt werden könnte, wenn sein König darum ersucht würde :), die kgl. Mt. in Dänemark deshalb bei Gelegenheit anzugehen.

Was die Justiz anlangt, worüber die kgl. Mt. gleichfalls große Klage geführt, so werden nunmehr die Landgerichte, laut J. kgl. Mt. christmilden Andenkens Forderung, zu bestimmten Zeiten, nämlich auf Mariae Reinigung oder zu Johannis (: weil ich wegen des Dörptschen Hofgerichts den Termin im Winter nicht allezeit einhalten kann :) und auch in besserer Ordnung gehegt. Hierbei habe ich notwendig zu erwähnen, daß die Landräte aus ihrem Landgericht keine Appellation oder Revision zulassen wollen, aber die Wohltat einer Appellation dennoch nötig wäre, um den Beschwerdeführenden zu helfen und sie klaglos zu stellen, um die kgl. Mt. nicht weiter mit Bittschriften zu belasten.[2]

[1]) Wohl Magnus, Hz. v. Holstein, 1560–61 Bischof von Reval und 1560–69 auch Bf. v. Oesel.

[2]) Die Landräte hielten bekanntlich noch lange an dem Grundsatz fest, daß vom Oberlandgericht keine Appellation stattfinden dürfe. Erst 1651 hob die Regierung dies teilweise auf; seitdem durfte in Zivilsachen ans Stockholmer Hofgericht appelliert werden.

Insbesondere geschieht es, wenn Kommissare zur Schlichtung von Grenzzwisten abgeordnet werden, so nehmen sich zwei oder drei Landräte, die dazu bestimmt werden, die Macht, daß von ihren Dekreten nicht einmal an dasselbe Landgericht oder das ganze Collegium appeliert, auch keine neue Untersuchung angestellt werden dürfe. Darüber führen die Betroffenen große Klage, haben aber bisher keine Hülfe erlangen können; auch wenn sie ihre Beschwerden dem Gerichte salvo honore judicantium übergeben, sehen diese Richter dies als Injurie an und dringen darauf, daß diese gestraft werden mögen, was dann leicht einen neuen Aufstand zwischen der gemeinen Ritterschaft und den Landräten verursachen könnte, wie ja auch aus der Transaktion zu Weißenstein von Ao. 1538 zu ersehen, damals eben aus dieser Ursache Zwistigkeiten enstanden.

Zweitens ist bei dem Justizwesen zu bemerken, daß bisweilen die arme Landschaft sich wegen der unbilligen Prozeduren und übermäßigen Auflage ihrer Herrschaft beklagt. Und wenn ich sie dann mit ihren Bitten an die Herrschaft zurückverwiesen nebst einer Vorschrift, daß man bedenken wolle, daß es dennoch Menschen seien, und nicht Gottes Strafe und Rache über sich und das Land heraufbeschwören solle, da hat man ihnen wohl die Haut abgezogen und die Landräte und die Ritterschaft wollen durchaus nicht, daß man die Leute höre, indem sie vorgeben, sie würden dadurch, weil sie ohnehin ein malignum ingenium gegen ihre Herrschaft haben, obstinat gemacht, so daß dadurch wohl das ganze Land aufstützig gemacht werden könne.[1] Ich stelle dies dahin und muß bekennen, daß eine böse Natur in den Leuten ist; wenn aber deshalb den Beschwerden die Hülfe versagt wird, so daß keine unparteiische Untersuchung angestellt werden kann, so ist das wohl unchristlich. Wie und welchergestalt eine solche

[1]) Von Interesse ist hier auch ein Ausspruch, den der Bf. Rudbeck, einer der angesehensten schwedischen Geistlichen und ein geistig sehr hochstehender Mann, bei Gelegenheit seiner Kirchenvisitation 1627 tat. Er sagte: Es ist zu bemerken, „daß das estnische Volk nicht ärger von Natur als Latini, Graeci, die Deutschen, Schweden, Polen und andere, und darum nicht in unerträglicher Sklaverei gehalten zu werden brauchte, sondern daß die Sklaverei bei ihnen, wie bei allen andern Völkern, Haupturſache ihrer Argheit und Bosheit ist; denn wie gemäßigte Freiheit Ursache ist für besseren Sinn und Mut, so ist auch schwere Sklaverei Ursache für viele Widerspenstigkeit und böse Art." — Vielleicht darf bei dieser Gelegenheit auch ein nicht uninteressantes Schreiben mitgeteilt werden, das der Rigasche Bürgermeister, später erster Vizepräses des livl. Hofgerichts, Thomas Ramm (Stammvater der estländischen Familie v. Ramm) 1628 an den Reichsrat Per Baner richtete. Siehe den Anhang.

anzustellen wäre, da die Mannrichter im Lande, wenn ihnen das Urteil übertragen werden sollte, in der Sache parteiisch sind, dazu wollen meine hochg. Herren belieben ein bequemes Mittel zu finden und mir ihre Resolution mitteilen.[1]

Auch über die Unordnung, die bei den Mannrichtern im Lande vorgeht, habe ich schon früher berichtet, besonders daß von ihnen aus Mangel an Notaren keine Protokolle geführt werden, sondern die Akten von ihnen selbst, bisweilen auch von den Priestern abgefaßt und den Parten ohne Zurückbehaltung einer Kopie ausgehändigt werden, wie denn besonders die Criminalsachen, die zur Revision eingesandt werden, bisweilen so konfus abgefaßt sind, daß man sie aus den Akten nicht verstehen, und noch weniger einen richtigen Bescheid geben kann. Deswegen ist es wohl hochnötig, jedem Mannrichter einen geschworenen Schreiber beizugeben, womit auch die Ritterschaft zufrieden wäre. Allein es hängt davon ab, wie die Unkosten aufgebracht werden sollen, dann auch, wohin diese Protokolle jährlich eingeliefert werden sollen. Es wäre wohl hochnötig, daß die Akten, besonders in Criminalsachen, um die Richter dadurch desto besser in officio zu halten, jährlich ins Reich eingesandt werden. — Wegen der fiskalischen Sachen, womit sich bisher die Landräte, abgesehen davon, wenn einige von ihnen zu Schloß dazu gezogen wurden, nicht zu befassen hatten, wollte ich mich nochmals erkundigen, ob sie nicht ans kgl. Burggericht zu verweisen sind, weil bei dem Landgericht infolge der vielfältigen Schwieger- und Verwandschaft schwerlich eine unparteiische Rechtsprechung zu erhoffen ist und alle Exzesse entschuldigt und gemildert werden. Ich wollte auch gebeten haben, die eingesandte Burggerichtsordnung durchzusehen, sie nach Belieben zu vermehren oder darin zu streichen und sie in J. kgl. Mt. Namen zu bestätigen.

Das Dritte worüber die kgl. Mt. hochsel. Andenkens Klage geführt, ist, daß sie den estländischen Staat mit Beschwerung des Reiches viele Jahre lang aus Finnland habe erhalten müssen und dazu aus dem Lande, was in aller Welt unerhört sei, keine Hülfe und Beisteuer hätte. Deswegen hat J. kgl. Mt. weil es ihr unerträglich, solches fortzusetzen, von ihnen (den Landräten) be-

[1]) Es wurde bald darauf das Amt eines Landfiskals geschaffen und den Manngerichten statt des Urteilsmanns ein geschworener Notar beigegeben.

gehrt, daß sie auf Mittel bedacht sein sollten, wie das Land seine eigene Last, besonders in Friedenszeiten, tragen und die Krone entlastet werden könnte. Und weil die Landräte allerlei Ausflüchte machten und sich zu keinerlei Mitteln, durch die J. kgl. Mt. und der Krone wirkliche Hülfe geleistet worden wäre, verstehen wollten, so hat J. kgl. Mt. ihnen den Pforten- und Mühlenzoll als das erträglichste Mittel vorgeschlagen, worauf sie nach langem Diffikultieren endlich Ao. 1630 eingingen. Den Mühlenzoll haben sie auch 4 Jahre nacheinander entrichtet, der Pfortenzoll konnte bei ihnen nicht eingeführt werden, weil die Stadt Reval sich nicht dazu verstehen wollte. Da aber diese Zulage jährlich nur 7 oder 8000 Tlr. kupf. M. höchstens getragen und übel zu erheben war, so hat sie zur Erhaltung des Etats nicht ausreichen können. Ich habe daher bei der kgl. Regierung beantragt, ob ihr belieben möchte an ein andres zweckdienliches Mittel zu denken, das der Krone zuträglicher und für das Land leidlich sei, und ihr meine unvorgreifliche Meinung wegen des Korns von jedem Roßdienstpferde vorgeschlagen, was sich die kgl. Regierung auch hat gefallen lassen. Nachdem sie mich beauftragt, mit der Ritterschaft darüber zu verhandeln, habe ich darin mein devoir und Fleiß angewandt, daß sie sich endlich zu einer Last Getreide, halb Roggen, halb Gerste, von einem Roßdienstpferde gegen Erlassung des Pforten- und Mühlenzolles verstanden haben, wobei es auch die kgl. Regierung hat bewenden lassen. Das kann nach der jetzigen Roßdienstrolle, als von 270 Pferden, jährlich 6480 Tonnen tragen, wovon der Etat zu Schloß, wenn das, was von der kgl. Pfundkammer fällt, dabei verbleibt, zur Notdurft bestritten werden kann. Ich habe anfangs die Roßdienstrolle nicht stärker als 219 Pferde vorgefunden; aber als die Ritterschaft von der Revision hörte und ich sie vermahnte, daß ein jeder sich selber einschätzen, seinen Roßdienst verbessern und es nicht auf eine Untersuchung ankommen lassen solle (: was denen, die der Krone Abbruch getan, übel bekommen möchte :), haben viele sich gutwillig eingestellt und mancher sich auf ein Pferd, mancher auf ein halbes oder viertel höher taxieren lassen. Und ich meine, daß, wenn eine genaue Untersuchung angestellt würde, es nach dem jetzigen Status des Landes vielleicht wohl auf 300 Pferde kommen möchte. So hat die Krone die Hoffnung, weil noch mehr als

der dritte Teil wüst liegt, besonders in Wierland und Jerwen, daß mit dem Zuwachs und der Aufbesserung des Landes, worauf ja ein jeder bei diesen friedlichen Jahren hinarbeiten wird, die Summe des bewilligten Getreides immer höher und auf ein Ansehnliches steigen wird.

Ich habe zu weiterer Verbesserung dieser Einkünfte der Krone, als das kgl. Kriegskollegium in zwei Schreiben von mir verlangte, daß ich genaue unterschriebene Rollen von der Ritterschaft im Lande aufnehmen solle, und mir auch von der kgl. Regierung in der Resolution vom vorigen Jahre anbefohlen wurde, daß ich gleichfalls von der Priesterschaft die Rolle aller ihrer Eingepfarrten zur Vorbereitung der bevorstehenden Revision einfordern solle,[1] daraufhin die Ritterschaft ermahnt, daß sie sich, weil sie schuldig wäre, der Krone von den besetzten Gesinden ihre Dienste zu prästieren, zur Einlieferung der verlangten Rolle willig bezeigen möchte, indem sie zu erwägen hätte, daß es J. kgl. Mt. freistünde, Untersuchung darüber anzustellen, wie ein jeder seine Pflicht prästiere, daß es auch nötig wäre, daß die kgl. Mt. davon Kenntnis erlange, was sie künftig an Ritterdiensten aus dem Lande zu hoffen habe, um ihren Etat darnach zu formieren. Was ich dieserhalb ihnen proponiert, wessen sie sich resolviert und was ich darauf repliziert, wollen meine hochg. Herren aus den gewechselten Schriften hiebei belieben zu ersehen.

Was die Wakenbücher betrifft, welche der H. Schatzmeister und die Kammerräte zu verschiedenen Malen eingefordert haben, so kann kein richtiges ohne vorhergehende Revision abgefaßt und beigebracht werden, weil alle Güter unter dem Adel ausgeteilt sind und diese sich bisher gutenteils geweigert haben, solche Rollen von sich einzuliefern.

*

[1]) Im Mai 1636 weilte der Revaler Schloßsekretär David Reimers im Auftrage Phil. Scheidings in Stockholm, um über verschiedene Punkte die Resolution der Regierung einzuholen, unter andrem auch über eine vorzunehmende Revision und zwar, wie es in der beigefügten Motivierung hieß, „nicht allein der Siegel und Briefe, sondern auch der Lande, Bauern und Haken." Hierbei empfahl Reimers auch, daß es wohl am besten wäre, von den Pastoren eine Rolle über alle Eingesessenen der Kirchspiele einzufordern (Stockh. R: ark. Liv. 113). Am 18. Aug. erfolgte der Bescheid an Scheiding, daß die Regierung die Revision für nötig halte und mit seinen Vorschlägen einverstanden sei. (ib. R: Registr. f. 571).

Die Vornahme der auf kgl. Befehl beschlossenen Güterrevision wurde der estländischen Ritterschaft von Phil. Scheiding am 13. Dez. 1636 angekündigt, worauf die Landräte drei Tage später antworteten im kgl. Befehl stehe nichts von einer allgemeinen Revision und sich wenig mißverständlich weigern eine solche vornehmen zu lassen. Daraufhin erfolgte aber von Scheiding am 20. Dez. eine sehr energische Zurückweisung; er werde, betont er, doch ganz gewiß den kgl. Befehl lesen können und habe ihn keineswegs mißverstanden; die Ritterschaft möge sich wohl hüten, in dieser Weise gegen die Krone Front zu machen. Das wirkte einigermaßen und in einem sehr maßvoll gehaltenen Schreiben vom 23. Dezember versicherte die Ritterschaft, daß sie durchaus nicht die Absicht gehabt habe, „die kgl. Mt. anzustechen" und die Pastoren aufzuwiegeln. Andrerseits bitten sie aber, doch noch mit der Revision verschont zu werden.

Die Sache zog sich nun auch noch einige Jahre hin. Erst am 19. Sept. 1640 erfolgte eine eingehende Revisionsinstruktion für Estland.[1]

Anhang.

Bürgermeister Thomas Ramm an Per Baner.

1628 Dec. 29.

Ich hab mich zu erinnern, daß bei Zeit E. Gn. Praesidirung in Liefland per discursum die Quaestion eingefallen, ob es recht und christlich sei, daß die Paurschaft in Liefland von ihrer Herrschaft so gar leibeigen und ethnicorum more zu mancipia gemacht werde, daß man sie, wann sie gleich 20 oder 30 Jahr unter einer andern Herrschaft gesessen, pecudis instar repetieren mag und daß E. Gn. allezeit negativam sententiam gehabt haben. Aber der Praxis bis dato contrarie gehalten, auch so rigide, daß wenngleich in Kriegeszeiten bei Verwüstung der Lande ein unmündiger elternloser Knabe tempestate belli

[1]) Stockh. R:ark. Oxenst. saml. Handl. om Estl. förwaltning. — Aber noch 1641 weigerten sich viele Landsassen gewisse „Rollen" über ihre Güter einzureichen, so daß Ph. Scheiding wieder beauftragt wird, sie dazu anzuhalten. (Resolution für D. Reimers 20. Dez. 1641. R:ark. R:Registr.).

in eine andere Herrschaft versetzet und er daselbst adoliret, sich befreiet, Kinder gezeuget und darnach gestorben, man dieselben, ja auch Kindeskinder repetiret hat und solches vi regulae: dar der Stamm hinfälli oder gehöret, dar gehören auch die Zweige, i. e.: Kinder und Kindeskinder hin und dieses juris gebrauchet sich nicht allein privatus contra privatum, sondern ist auch extendiret ad bona regia, also daß ein privatus seine olim in bona regia migrirte Pauren, ja auch nach dero vor 30 und mehr Jahren tötlichem abgange ihre Kindeskinder repetiret haben.

Von dieser Quaestion fallen bisweilen discrepantes opiniones vor, nachdem der einer oder ander rigidior oder benignior ist, und variert auch bisweilen der Praxis, nachdem einer potentior oder inferior ist, nachdem fällt auch der Ausschlag und dies darhero, weil hiervon keine gewisse Recessen noch decisiones regiae zu finden; also muß bisweilen causa plane similis et quasi una et eadem dem einen weiß, dem andern schwarz sein. Exempla sunt in promptu. . . . .

[Stockh. Rsark. Liv. 107/108.]

FB.

Literarische Rundschau.

Semons Mnemetheorie.

Es gibt Globetrotternaturen auch in Weltanschauungsfragen. Sie fühlen sich in jeder Theorie in gleicher Weise heimisch, es leuchtet ihnen alles ein, was dernier cri ist. Wer aber mit gewissen wesentlichen Bestandteilen seiner Weltanschauung organisch verwachsen ist und wem es doch unabweisbares Bedürfnis ist, sich auch mit der gegnerischen Ansicht auseinander zu setzen, um nicht etwa aus Gefühlsgründen Unhaltbares festzuhalten —, wenn in einem speziellen Fall dieser jemand das Darwinsche Selektionsprinzip gefährdet sieht und sich durch seine Gegner beunruhigt fühlt, die es für veraltet erklären —, so wird er es auch dem Nichtfachmann Dank wissen, wenn er ihn mit einem Buche bekannt macht, das von einer neuen Seite dem Selektionsgedanken eine tüchtige Stütze verleiht. Es ist das Semons: „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens."

*

Semon geht auf eine Anregung Herings zurück, welcher in einem 1870 gehaltenen Vortrage: „Das Gedächtnis als allgemeine Funktion der organischen Materie" auf die Übereinstimmungen hinweist, die uns in dem Reproduktionsvermögen, das in der Erblichkeit zutage tritt, dem im höheren Gedächtnis vorliegenden und dem Reproduktionsvermögen, das wir in den Erscheinungen der Gewohnheit und Übung am Werke sehen, entgegentreten.

Semon stellt sich die Aufgabe nachzuweisen, daß hier keine bloße Analogie vorliegt, sondern Identität. Identität in dem Sinne, daß die drei genannten Erscheinungsgruppen von der-

selben Gesetzmäßigkeit beherrscht werden und auf ein und dasselbe Prinzip zurückzuführen sind, nämlich auf eine fundamentale Fähigkeit der organischen Substanz, welche Semon die „mnemische" nennt und die sich darin kundgibt, daß, dank ihrem Vorhandensein, jeder Reiz nicht nur eine vorübergehende, der Dauer seiner Einwirkung zeitlich entsprechende Veränderung der organischen Substanz auslöst, sondern auch noch eine „engraphische" Wirkung hat, d. h. die Reaktionsfähigkeit des Organismus auf den betreffenden Reiz dauernd verändert. Diese veränderte Disposition für einen bestimmten Reiz, die also durch die engraphische Reizwirkung hervorgerufen wird, nennt Semon ein Engramm. Er verzichtet darauf, das „Wesen" der engraphischen Reizwirkung und des Engramms, etwa durch Aufstellung molekular-mechanischer Hypothesen zu erklären, er mag jene Vorgänge nicht auf eine „hypothetische Umlagerung hypothetischer Molekule zurückführen." Er beschränkt sich darauf, die Manifestationen der Mneme zu studieren und die Gesetze ihres Ablaufs aufzudecken. Semon gelangt dabei zu Resultaten, die ein überraschendes Licht auf Vorgänge des Regulationsvermögens und der Vererbungsfähigkeit werfen, ja die diese Vorgänge erst dem Verständnis näherrücken. Dabei läßt sich der Autor aber nie zu gewagten Verallgemeinerungen hinreißen, wie sie einem bei der Lektüre des Buches lockend vorschweben. Er findet ganz neue große Zusammenhänge, die dem Leser das Herz schneller klopfen machen und verliert doch nie die ruhige Besonnenheit, die absolute Ehrlichkeit eines Forschers, dem es nicht vor allem drum zu tun ist, aus dem vorliegenden Tatsachenmaterial Beweise für seine Theorie herauszusuchen, sondern der seine Theorie ernstlich an jeder neuen Tatsache nachprüft. Sorgfältg jeden Schritt seiner Beweisführung abtastend, verläßt er den Boden realer, jederzeit nachprüfbarer Beobachtung nie ohne den Leser nachdrücklichst drauf aufmerksam zu machen, daß er es tut. Immer wieder warnt er davor, in einer begrifflichen Unterscheidung eine tatsächliche zu sehen, einen Vergleich für eine Erklärung zu nehmen. Ja, er sucht sogar seine Sprache möglichst keimfrei zu erhalten, er vermeidet für seine Begriffe die hergebrachten, leicht irrtümliche Nebenvorstellungen erweckenden Ausdrücke, und prägt sich eine eigene Terminologie.

Da ein Referat ja nur eine zusammenfassende, die wesentlichsten Hauptlinien wiedergebende Darstellung sein soll, weichen wir, unter Verzichtleistung auf viele interessante und wichtige Einzelheiten, von der Anordnung, die Semon seinem Stoff gibt ab und fragen:

1. Wie läßt sich die Berechtigung, Gedächtnis im engeren Sinn, Regulationsvermögen und Vererbungsfähigkeit auf den einen Begriff der Mneme zurückzuführen, nachweisen? oder: was ist diesen Vorgängen gemeinsam und kennzeichnet sie als mnemische Erregungen? und

2. Welche Gesetze bestimmen den Ablauf der mnemischen Erregungen?

Die Beschaffenheit einer Reaktion läßt nicht erkennen, ob wir es mit einem mnemischen Vorgang zu tun haben oder nicht. Der Begriff „Mneme" ist ja dem Begriff „Gedächtnis" im landläufigen Sinn übergeordnet und so werden wir als mnemischen Vorgang auch einen solchen ansprechen dürfen, der von keinerlei Bewußtseinsvorgängen begleitet ist, also etwa motorische Reaktionen (gewisse Schlafbewegungen) und sogar plastische Reaktionen, wie sie in Wachstumsvorgängen vorliegen. Auch daß es sich bei den genannten drei Erscheinungsgruppen um Wiederholungen handelt, ist nicht ausschlaggebend. Auch auf organischem Gebiet, dem wir die Mneme absprechen, bewirkt die Wiederkehr der gleichen Bedingungen eine Wiederholung der zugehörigen Reaktionen. Charakteristisch für eine mnemische Reaktion ist allein der Umstand, daß diese auftritt, auch bei nicht vollständiger Wiederkehr der erstmalig gegebenen Bedingungen. Und diesem Kriterium genügen sowohl Vorgänge des höheren Gedächtnisses als solche des Regulationsvermögens und der Vererbungsfähigkeit (Instinkte und morphologische Eigentümlichkeiten), wie folgende Beispiele dartun:

Bewußtes Gedächtnis. Ein junger Hund, der noch nie von seinem Herrn gezüchtigt worden ist, macht die Bekanntschaft der Peitsche. Zwei Reizgruppen wirken auf ihn ein: a) eine optische (der Anblick der Peitsche und der zum Schlage ausholenden Hand) und b) eine sensible (die Schmerzempfindung). Der Hund reagiert durch Schwanzeinklemmen, Geheul und Flucht. Bei der nächsten Gelegenheit genügt der Anblick der Peitsche,

also die partielle Wiederkehr der Reizgruppe a, um die zu a und b gehörende Reaktion auszulösen.

Regulationsvermögen. „Wenn von einer Planarie ein so kleiner Ausschnitt gemacht wird, daß dieser Ausschnitt nur das Material zum Aufbau eines um das Fünffache kleineren Tieres enthält, als der ursprüngliche Wurm es war, so werden Organe des letzteren, wie der Pharynx (der an die Mundhöhle angrenzende Raum), wenn sie unverletzt vom Ganzen in den Ausschnitt hinübergelangen, sobald dort die Regenarationsprozesse beginnen, nicht gelassen wie sie sind, sondern sozusagen eingeschmolzen und entsprechend den veränderten Proportionen des Ganzen neu aufgebaut." Die Bedingungen sind also wesentlich verändert und doch entwickelt sich der Organismus entsprechend dem Organisationsplane seiner Art, wenn auch in verkleinertem Maßstabe. (Erklärung des Vorganges folgt später).

Vererbungsvorgänge. Instinkt. Kammerer zwang ein Weibchen von Salamandra maculosa durch Wasserentziehung und andre Einwirkungen seine Jungen nicht, wie es für die Art charakteristisch ist, als Larven ins Wasser abzusetzen, sondern länger im Uterus zu behalten und als Vollmolche zu gebären. Diese Vollmolche zog nun Kammerer auf und paarte sie untereinander. Aber obwohl die trächtigen Weibchen dieser zweiten Generation unter für Salamandra maculosa normalen Bedingungen lebten, also die Einwirkungen, die in der ersten Generation die Spätgeburten veranlaßt hatten, wegfielen, lieferten sie ausnahmslos Spätgeburten.

Mhorphologische Eigentümlichkeiten. E. Fischer setzte eine Anzahl von Puppen des bekannten braunen Bären niedrigen Temperaturen aus (bis -8^0) und erreichte dadurch eine Veränderung in der Farbe der Flügel des ausschlüpfenden Falters. Die Nachkommen der veränderten Falter wiesen trotz Fortfalles des Kältereizes die gleiche Veränderung auf.

Den Reiz, der das Engramm schafft, nennt Semon Originalreiz, den Reiz, der die mnemische Erregung hervorruft — den ekphorischen. Hiernach gilt als allgemeines Gesetz als Kriterium für mnemische Reaktionen, daß der ekphorische Reiz vom Originalreiz in gewissen Grenzen quantitativ und qualitativ abweichen kann. —

Wenden wir uns nun den wichtigsten Gesetzen des mnemischen Ablaufs zu. In jedem gegebenen Augenblick ist der Organismus natürlich nicht nur einem Reiz, sondern einer ganzen Gruppe von Reizen ausgesetzt. Ihre Einwirkungen verschmelzen aber nicht zu einem unentwirrbaren Ganzen, sondern ordnen sich zu einem Nebeneinander, das jederzeit in seine Bestandteile zerlegt werden kann. Es ist das der simultane Erregungskomplex, der als Ganzes fixiert wird und zu dessen Ekphorie die Wiederkehr eines Bruchteiles des originalen Reizkomplexes genügt (nach dem Gesetz der simultanen Assoziation). Nun löst ein simultaner Erregungskomplex den andren ab, es ergiebt sich also eine Folge von Erregungskomplexen, die nun sukzessiv verknüpft sind, so daß die Ekphorie des ersten Gliedes oder der ersten Glieder die ganze Kette ekphoriert. Die ersten Töne einer Melodie rufen uns die ganze Melodie ins Gedächtnis, nach dem Gesetz der sukzessiven Assoziation. Was Intensität des Ablaufs oder das Tempo anbelangt, wird die mnemische Erregungskette wohl in der Regel von der originalen abweichen, der Rhythmus und das Wertverhältnis bleibt aber derselbe. Man denke nur an das letztangeführte Beispiel (Gesetz der Konstanz der Wertverhältnisse). Von großer Wichtigkeit ist für die sukzessive Assoziation, daß ihre Glieder sich einsinnig verknüpft zeigen: die voraufgehende Erregung wirkt auf die nachfolgende ungleich stärker ekphorisch als umgekehrt und jede Erregung wirkt stärker auf die nächstfolgende als auf die übernächstfolgende usw. Dadurch wird das Überspringen eines Gliedes der Engrammsukzession verhindert. Semon zitiert eine hübsche von Fabre gemachte Beobachtung (zitiert nach Romanes): „Eine Grabwespe (Sphex) macht eine Höhle, fliegt nach Beute aus, die durch einen Stich wehrlos gemacht, an den Eingang der Höhle gebracht wird. Die Wespe bringt nun, bevor sie die Beute hineinschleppt, stets zuerst in die Höhle, um zu sehen, ob hier alles in Ordnung ist. Während die Sphex in ihrer Höhle war, brachte Fabre die Beute auf eine kurze Entfernung abseits. Als die Wespe wieder herauskam, fand sie bald die Beute und brachte sie wiederum an den Eingang der Höhle, worauf jedoch der instinktive Zwang eintrat, die eben untersuchte Höhle abermals zu untersuchen, und so oft Fabre die Beute entfernte, so folgte auch das Weitere aufeinander, so daß die un-

glückliche Grabwespe im gegebenen Fall ihre Höhle vierzigmal untersuchte."

Noch interessanter ist vielleicht eine von Huber mitgeteilte Beobachtung an einer Raupe, welche mittels einer Reihe von Prozessen ein sehr kompliziertes Gewebe zu ihrer Metamorphose herstellt. Er fand nun, daß, wenn er eine Raupe, die ihr Gewebe etwa bis zur sechsten Stufe seiner Vollendung fertig hatte, in ein solches einsetzte, welches nur bis zur dritten Stufe vollendet war, die Raupe durchaus nicht in Verlegenheit war, sondern die vierte, fünfte und sechste Stufe des Baues wiederholte. Wenn er aber eine Raupe aus einem Gewebe der dritten Entstehungsstufe in ein solches brachte, das bis zur neunten Stufe fertig war, so daß das Tier also eines großen Teiles seiner Arbeit überhoben gewesen wäre, so war es für das Tier unmöglich, unter Überspringung der vierten bis achten Stufe bei der neunten Stufe fortzufahren; es mußte vielmehr von der dritten Stufe, die es vorher verlassen hatte, wieder ausgehen, so daß an dem Gewebe, an welchem es fortspann, die vierte bis achte Stufe doppelt gesponnen wurde."

Wie wichtig grade dieses Gesetz für die Embryonalentwicklung ist, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man folgende Erwägungen berücksichtigt. Es geht ja nicht an, jede Phase der Embryonalentwicklung durch unmittelbare Reizwirkung zu erklären. Dagegen spricht die experimentell festgestellte Tatsache, daß auch bei Veränderung der auf den Embryo einwirkenden Reize seine Entwicklung sich unbeirrt abspielt.[1]

Wir müssen also zur Erklärung des ontogenetischen Ablaufs (der Entwicklung des Individuums) neben den Originalreizen einen andren Faktor annehmen und das ist der mnemische. Die morphologischen Verhältnisse des Stadiums, in dem sich der

[1]) Durch mechanische (Schütteln) und chemische (Säuren oder Basen) Reize gelingt es in vielen Fällen künstliche Parthenogenesis, d. h. Entwicklung des Eis ohne vorhergehende Befruchtung hervorzubringen. Ebenso kann man bei vielen Arten ein schon in der Entwicklung begriffenes Ei in zwei und mehr Teile zerschneiden und jeder Teil entwickelt sich zu einem Embryo, der nur durch seine Kleinheit vom normalen abweicht. Allgemein läßt sich das so ausdrücken, daß der Rest eines durch operative Eingriffe dezimierten Zellensystems danach strebt, sich zu dem Gebilde zu entwickeln, das das unverletzte System ergeben hätte. Ist also bei vorgeschrittener Differenzierung des Embryo irgend ein Organ entfernt, so wird dasselbe in den meisten (bei vielen Arten auch noch beim erwachsenen Individuum) ersetzt.

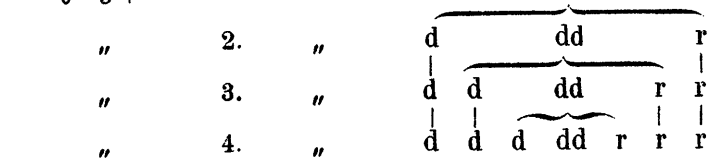
Organismus jeweilig befindet, tragen auch ein Element in den jeweiligen Erregungskomplex hinein. Dieses Element, diesen Komponenten des jeweiligen Erregungszustandes nennt Semon den morphogenen. Er hinterläßt ein Engramm, das sich mit dem voraufgehenden und nachfolgenden morphogenen Engramm zu einer Sukzession verbindet (sukzedierende Engramme der gleichen Reizqualität verbinden sich stärker unter einander als mit den gleichzeitigen Engrammen einer andren Reizqualität). Beispiel: die einzelnen Töne der Tanzweise und die einzelnen Bewegungen des Tanzes sind fester miteinander verknüpft als etwa ein Takt der Musik und die zugehörige Bewegung. Nun ist es nicht gleichgültig, ob ein Engramm durch einmalige oder durch mehrfache Reizeinwirkung entsteht. Jede erneute Reizeinwirkung ordnet dem ursprünglichen Engramm ein neues, gleichartiges bei, gleichsam, als sängen nun statt einer zwei oder mehr Stimmen den gleichen Ton. Ebenso tritt eine Verstärkung der Verknüpfung ein (die Bedeutung des Repetierens!). Somit ist die Stärke der die Embryonalentwicklung leitenden Engrammsukzession, die sich ja durch hunderte von Generationen wiederholt hat, erklärlich und das biogenetische Gesetz (die Ontogenese — d. h. die Entwicklung des Individuums wiederholt die Phylogenese — d. h. die Entwicklung der Art) erhält eine neue Beleuchtung.

Das Gesetz der sukzessiven Assoziation hat aber noch eine weitere Bedeutung. Bezeichnen wir die den ontogenetischen Ablauf bestimmende Engrammreihe mit a b c d e ...., so ruft der Ablauf der mnemischen Erregung a die mnemische Erregung b hervor. Daneben ist aber der Organismus der beständigen Einwirkung von Originalreizen ausgesetzt. So kann neben der mnemischen Erregung b eine der gleichen Sphäre angehörende Originalerregung b hergehen, nämlich das Zusammenlaufen einer mnemischen und einer Originalerregung. Diesen Vorgang — Semon nennt es mnemische Homophonie — nehmen wir durch Introspektion wahr, wobei, wenn die Erregungen b und b_1 übereinstimmen die Reaktion des Wiedererkennens eintritt; weichen jedoch b und b_1 wesentlich von einander ab — die Unterschiedsempfindung. Doch braucht der Vorgang der Homophonie nicht immer notwendig von Bewußtseinsreaktionen begleitet zu sein. Ein Beispiel: Ich lese eifrig, im Nebenzimmer wird ein mir gut

bekanntes Musikstück gespielt, sobald Fehler im Spiel vorkommen, runzle ich die Stirn, ohne es selbst zu merken. Objektiv dürfen wir auf vorhandene Homophonie schließen, so oft eine Reaktion eintritt, die als Beseitigung einer Intonsequenz gedeutet werden muß, gleichviel, ob es eine motorische oder plastische oder Stoffwechselreaktion ist. Somit erklärt das Gesetz der mnemischen Homophonie die Erscheinungen des Regulationsvermögens und der Regeneration. Ein Beispiel hilft den Zusammenhang verstehen. Stellen wir uns vor, eine ausgewachsene Eidechse hat ihren Schwanz verloren. Wir nehmen an, daß die Entwicklung der Eidechse (wie die eines jeden Lebewesens) durch eine Sukzession ererbter Engramme geleitet wird. Ist das letzte Glied dieser Engrammreihe ekphoriert, so ist die Eidechse ausgewachsen und der eben diesem Entwicklungsstadium entsprechende morphogene mnemische Erregungszustand dauert an, denn er wird ja immer wieder durch den konstant gewordenen morphogenen Originalreiz ekphoriert. Verliert die Eidechse ein Bein, so ändert sich der originale morphogene Erregungszustand, zwischen ihm und dem mnemischen tritt Inkongruenz ein, die durch die Regeneration des Beines beseitigt wird. Ähnlich erklärt sich auch das zu Anfang angeführte Beispiel mit dem eingeschmolzenen und den veränderten Verhältnissen angepaßten neugebildeten Pharynx. Durch diese Beleuchtung erklärt sich Regenerations- und Regulationsvermögen naturwissenschaftlich; es handelt sich um Wirkung und Gegenwirkung zweier real vorhandener Erregungen, nicht, wie bei den bisherigen Erklärungsversuchen um Regulierung auf ein gedachtes Ganzes, auf ein Zukünftiges hin. Bisher haben wir nur einreihige Engrammsukzessionen in Betracht gezogen. Nun ist es aber sehr wohl möglich, daß eine einreihig beginnende Engrammfolge sich in weiterem Verlauf in zwei oder mehr Äste gabelt, etwa wie eine Melodie einstimmig beginnt und mehrstimmig weitergeht. Oder wie uns dasselbe Gedicht in zwei Fassungen im Gedächtnis sein kann. Diese Erscheinung nennt Semon Dichotomie der Engrammreihen, wobei er von einer äquilibren Dichotomie spricht, wenn beide Äste der Engrammreihe gleich leicht ekphoriert werden können (etwa: mir sind beide Fassungen des Gedichts ganz gleich geläufig), im Gegensatz zur nichtäquilibren Dichotomie, wenn der eine Engrammast, dank

häufigerer Wiederholungen oder andrer begünstigender Einflüsse, leichter ekphorierbar ist. Die Dichotomie spielt eine große Rolle in der Ontogenese. Schon von der zweiten Eiteilung ab haben wir es ja mit einer gleichzeitig ekphorierbaren Dichotomie zu tun, das Lied geht gewissermaßen zwei- und dann vier- und mehrstimmig weiter. Wo nun aber zwei oder mehr verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten vorliegen, von denen nur eine verwirklicht werden kann, haben wir es mit einer nur alternativ ekphorierbaren Dichotomie zu tun. Hieraus entspringen wohl die individuellen Verschiedenheiten der Organismen innerhalb einer Art. Das Kind erbt von Vater und Mutter Engrammreihen, Es kann nun für irgend ein Merkmal nur die Engrammreihe des einen Teils der beiden Eltern aktiviert werden, oder eine Mischreaktion eintreten oder es können Schwankungen zwischen den beiden Engrammästen mit andren Worten: Entwicklungsmöglichkeiten statthaben. Eine nicht aktivierte Engrammreihe verschwindet aber nicht, sie bleibt latent und erbt sich fort. So erklärt sichs, daß bei Kreuzung von zwei sich rein fortpflanzenden Varietäten ein Rückschlag in die Stammart erfolgt, worauf schon Darwin aufmerksam gemacht hat. Ein Beispiel: eine Kreuzung der roten Runttaube mit einer weißen Trommeltaube ergibt eine der gemeinsamen Stammutter (columba livia) ähnliche schieferfarbene Taube. Bezeichnen wir die die Merkmale der Runttaube bestimmende Engrammreihe mit a_1, b_1, c_1, d_1, die der Trommeltaube mit a_2, b_2, c_2, d_2 und die der Columba livia mit a b c d, so ist die Engrammreihe a b c d als der Stammutter gehörig sowohl der Runt- als auch der Trommeltaube als latente Veranlagung, als bloß stark vernachlässigter Dichotomieast, eigen und wird bei der Kreuzung aktiviert, da die Reihen a_1, b_1, c_1, d_1 und a_2, b_2, c_2, d_2 sich die Wage halten, also für keine die Entscheidung eintreten kann. Der Begriff der Dichotomie hellt aber noch andre Zusammenhänge auf. Er erklärt die Mendelsche Spaltungsregel ohne Zuhilfenahme der Gametentheorie. Bekanntlich war es Mendel, der als Erster die Beobachtung machte, daß bei Kreuzungen zweier Arten mit verschiedenen Merkmalen hinsichtlich der Häufigkeit des Auftretens des einen oder des andern elterlichen Merkmals bei der Nachkommenschaft ein bestimmtes Zahlenverhältnis gilt. Das Kreuzungsprodukt erster

Generation enthält nur das eine elterliche Merkmal. Eine Kreuzung einer gelbsamigen mit einer grünsamigen Erbsenrasse ergab lauter gelbsamige Pflanzen. Kreuzte man nun diese gelbsamigen Bastarde, so trat folgende Erscheinung ein: ein Teil Pflanzen war grünsamig und gab auch weiter nur grünsamige Nachkommenschaft. Drei Teile waren gelbsamig, von ihnen gab ein Teil nur gelbsamige Deszendenz und zwei Teile gemischte, in dem Sinn, daß wieder ein Teil sich konstant grünsamig fortpflanzte, ein Teil konstant gelbsamig und zwei Teile gemischt. Bezeichnet man das vorwaltende Merkmal (die Gelbsamigkeit) mit d (dominant) und das unterdrückte (die Grünsamigkeit) mit r (rezessiv), so ergibt sich folgendes Schema:



Nimmt man an, daß diese Erscheinung auf die Vererbung von Engrammdichotomien (der eine Ast ist d, der andre r, eine nicht äquilibre Dichotomie) zurückzuführen ist, so erklärt sich das Zahlenverhältnis nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Anlagen d und r können dann nämlich die Kombinationen dd+rr+dr+rd erheben, wobei, behalten wir das recht im Auge, d und r nicht äquilibre Anlagedichotomien mit dem Hauptaste d resp. r bedeuten. Dann ist es völlig klar, wie bei Mischung reiner Varietäten der Rückschlag auf die Stammart möglich wird. Nimmt man hingegen an, daß jeder Anlage ein materielles Substanzpartikelchen entspricht, welches sich spaltet und in die Ei- resp. Samenzelle übergeht und so die Vererbung bewirkt, so müssen wir uns die völlige Unterdrückung des rezessiven elterlichen Merkmals, wie sie in sich rein fortpflanzenden Varietäten vorliegt, auf Ausschaltung des betr. Substanzpartikelchens bei der Reduktionsteilung denken und dem widerspricht, um nur eins zu nennen, der Rückschlag in die Stammart bei der Kreuzung reinzüchtender Varietäten, wie das Darwinsche Taubenbeispiel (und viele andere) ihn bietet.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Gewonnene: Das Gesetz der sukzessiven Assoziation leitet die Ontogenese, das Gesetz von der Konstanz der Wertverhältnisse erklärt die Regulationsvorgänge; das Gesetz der Homophonie macht uns das Regulationsvermögen ohne metaphysische Voraussetzungen (wie die übliche Annahme einer Entwicklung auf ein zukünftiges Ganzes hin sie darstellt) verständlich. Endlich das Gesetz von der Dichotomie der Engrammreihen erklärt mühelos die Vererbung individueller Verschiedenheiten. Die stets wechselnden äußeren Entwicklungs- und Daseinsbedingungen bewirken eine Umgestaltung der Organismen, die Mneme erhält diese Umgestaltungen in der Flucht der Erscheinungen. Die Anpassung aber, oder das Angepaßtsein des Organismus an die Lebensbedingungen läßt sich weder durch die direkte Wirkung der umgestaltenden Außenwelt noch durch das rein aufbewahrende mnemische Vermögen der organischen Substanz erklären: hier genügt allein und genügt vollständig das Selektionsprinzip. So bietet die Semonsche Theorie der Selektionstheorie eine wesentliche Stütze. Sie weist die radikale Ausdehnung des Selektionsgedanken, wie etwa Weismann sie versucht hat, zurück, befestigt aber seine Herrschaft auf einem engeren Gebiet um so nachhaltiger. Allen zum Trost, die sich nicht damit zufrieden geben können, daß die Anpassung aus einem „Triebe, einem Bedürfnis sich anzupassen" zu erklären sei, wie die Gegner des Selektionsgedankens meinen.

Sophie Mahr.

Jahresbericht der Estländischen Literarischen Gesellschaft 1911/12.

Das Jahr, über das in dem vorliegenden Hefte Bericht erstattet wird, ist für die Estländische Literarische Gesellschaft von ganz besonderer Bedeutung gewesen: sie hat ihren Einzug halten können in ihr eigenes neues Heim, in dem nunmehr alle Sektionen mit ihren Sammlungen untergebracht sind. Am 3. Dez. 1911 fand hier die erste festliche Generalversammlung statt, auf der der Präses der Gesellschaft Mag. W. Petersen mit berechtigter Genugtuung auf die endliche Erreichung des lange verfolgten Zieles hinweisen konnte. Es hat sich in den letzten Jahren

in der Tat eine ganz besonders rege Beteiligung an den Bestrebungen der Gesellschaft gezeigt, worüber man sich auch außerhalb Estlands überall bei uns aufrichtig mitfreuen darf und wird. Zählte die Gesellschaft vor 15 Jahren noch erst 300 Mitglieder, so ist deren Zahl jetzt auf nicht weniger als 701 gestiegen. Gewiß ein deutlicher Beweis für das Interesse, welches in den gebildeten Kreisen des Landes für die Sache lebendig und wirksam ist.

Auf derselben Festversammlung gab der Vizepräses Oberlehrer G. Schnering einen Überblick über die Entwicklung der Literarischen Gesellschaft seit ihrem Entstehen im J. 1842 bis zu ihrer heutigen erfreulichen Ausgestaltung.

Wie bereits erwähnt, finden sich in dem neuen Hause alle einzelnen Sektionen der Gesellschaft vereinigt. In schönem, hohem praktisch angelegtem und elektrisch beleuchtetem Raume zunächst die Bibliothek von jetzt 60,000 Bänden. Ferner das Provinzialmuseum, das im letzten Jahre nicht nur einen besonders regen Besuch aufwies, infolge der übersichtlichen Neuordnung, sondern auch mancherlei wertvolle Darbringungen erhielt, so u. a., worauf hier vielleicht hingewiesen werden darf, die Originalprotokolle und Akten einer „Fraternitas" in Reval in den Jahren 1823—27 mit Handzeichnungen des Malers Walther. Sodann haben ihre besonderen Räumlichkeiten, die technische Sektion, „der Verein für Naturkunde Estlands", die Kunstsektion und die Sektion zur Erhaltung einheimischer Altertümer.

Die Kunstsektion, die 81 Mitglieder zählt, hat ein schönes großes Kabinett dazu bestimmt, vornehmlich Werke baltischer Künstler aufzunehmen, und als an unsre Künstlerkreise die Bitte um Darbringung eigener Werke gerichtet wurde, da war unser berühmter Landsmann Prof. Eduard v. Gebhardt der erste der ein Bild von seiner Hand stiftete. Hier wurde auch zum Andenken an den zu früh dahingeschiedenen Maler Karl v. Winkler eine Sonderausstellung seiner neuesten Bilder veranstaltet. Die Sektion zur Erhaltung der Altertümer hat im Berichtjahr vornehmlich die Arbeiten zur Restaurierung die schönen Ruine des Brigittenklosters fortgeführt und dann auch das Grabdenkmal der Freiherrn v. Taube in der Domkirche restauriert.

Dem Jahresbericht ist endlich auch ein zusammenfassender Bericht über den zweiten baltischen Historikertag, der in Reval im Juni 1912 stattfand, hinzugefügt. Der Verlauf dieser Veranstaltung ist aus der Tagespresse ja hinlänglich bekannt geworden, so daß wir auf ein Referat auch über diesen Bericht hier wohl verzichten können. Nur auf einen Punkt näher einzugehen glaubt Ref. sich aus wichtigen Gründen nicht versagen zu sollen. Es betrifft die Mitteilung, daß auch die auf diesem zweiten Historikertage gehaltenen Vorträge in eine Sonderpublikation veröffentlicht werden sollen. Wir können dies (ebenso wie beim ersten Historikertage), in diesem Umfange ausgeführt, für keine sehr glückliche und daher auch erfreuliche Idee halten. Und zwar einfach aus dem Grunde, weil diese „Sammlung" letzten Endes nicht weniger bedeutet als eine Zersplitterung, also gerade das, was wir unter unsren Verhältnissen am wenigsten brauchen können. Die Ursache scheint in den Eindrücken zu liegen, den so mancherlei erfreuliche Erscheinungen in unserem Leben in den letzten Jahren hervorgerufen haben. Wenn man aber aus ihnen in manchen Kreisen einen bedeutenden allgemeinen „Aufschwung" schlußfolgerte, so scheint der Verlauf der Dinge in mancher Hinsicht doch denen Recht geben zu wollen, die in einigen Fragen ein etwas weniger hastiges Tempo lieber gesehen hätten und zwar aus dem Grunde, weil das ein kühleres Rechnen mit den tatsächlich vorhandenen Kräften bedeutet hätte. So auch bei der uns hier beschäftigenden Frage. In dem Bestreben die Vorträge der Historikertage in einer Sonderedition herauszugeben läßt sich doch wohl eine sehr bedeutende Ueberschätzung unsrer tatsächlich vorhandenen Produktions- und Konsumtionskraft nicht verkennen.

Diese beiden Kräfte sind in Wirklichkeit bei uns naturgemäß nicht so groß, als daß wir nicht genötigt wären, nach Möglichkeit zu konzentrieren. Wir haben da eine Reihe von ständigen Publikationen unsrer verschiedenen historischen Gesellschaften usw. Sie können aus Mangel an Beiträgen mitunter erst in längeren Zwischenräumen erscheinen. Das macht doch sicherlich nicht den Eindruck großen Reichtums an Produktionskraft! Nun sollte man doch meinen, es wäre das Naturgemäßeste, wenn einmal eine größere Fülle von Arbeiten, wie eben in Anlaß der

Historikertage, hervorgebracht wird, daß man diese Arbeiten in unsren verschiedenen Publikationen unterbrächte, wo sie eben am besten hingehören, die einen in die estländischen „Beiträge", die andren in die „Mitteilungen", in die Berichte der Gelehrten Estn. Gesellschaft, die kurländischen „Sitzungsberichte" oder auch sonst wohin. Von den vielen in Reval gehaltenen Vorträgen hätten fast überall hin welche gepaßt. Kommt dann einmal auch eine größere Arbeit ganz besonderen Charakters vor, so hindert ja nichts daran, davon eine kleine Sonderpublikation zu veranstalten.

Man glaube nicht, daß den Vorträgen der Historikertage durch die Sonderedition ein größerer Leserkreis gesichert werde. Darin läge wiederum eine große Überschätzung unsrer Konsumtionskraft. Die ist eben nicht so groß, wie eigentümlicherweise so mancher bei uns anzunehmen scheint; darüber kann jeder Verlagsbuchhändler einen erwünschten Bescheid geben.

Und daher meinen wir eben: nicht immer wieder Neues und Neues, sondern bewußtes Anknüpfen an bereits Vorhandenes, das durch eine solche, durch nichts gebotene Zersplitterung in seinem ohnehin schon nicht gerade glänzenden und reichen, sondern mitunter eher etwas kümmerlichen Dasein nicht gefördert, sondern geschädigt wird. Wir haben allen Grund uns vor einer mehr oder weniger phantastischen Ueberschätzung unsrer Produktions- wie unsrer Konsumtionskraft zu hüten!

FB.

Kirchliches Leben im belagerten Riga 1709/10.[1]

In der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga befindet sich unter den Manuskripten ein brauner Lederband mit dem Aufdruck: Acta Ministerii Rigensis. Anno 1703. Er enthält eine Menge verschiedenartigster Nachrichten über das kirchliche Leben Rigas. Unter Anderem findet sich hier unter der Ueberschrift: „Diarium von dem, was sich bei der Moskowitischen Belagerung mit unserem Gottesdienste zugetragen" eine interessante Schilderung des kirchlichen Lebens in Riga während der schweren Belagerung von 1709 und 1710. Im Folgenden soll nun das Wichtigste daraus mitgeteilt werden, wenn auch natürlich nicht in orthographischer Anlehnung an den vorliegenden Text. Die ganze erste Hälfte desselben ist unter Aufsicht und Anleitung des damaligen Superintendenten Mag. Liborius Depkin zusammengestellt, das Weitere zum Theil nach den von Depkin hinterlassenen Papieren von Anderen abgefaßt worden. Die Schilderung ist im Ganzen so ausführlich, daß sie weniger Zusätze bedarf, und so begeben wir uns am besten gleich medias in res.

* * *

Nachdem die Moskowiter im Oktober (1709) an unsere Stadt gerückt waren, sich aber von der Landseite nur von ferne und jenseit der Düna aufhielten und eine gute Zeit ganz stille waren, so daß man meinte, daß sie die Stadt nur blockirt halten würden, fingen sie von jenseit der Düna am 15. November

[1]) Der nachfolgende Artikel gehört eigentlich in die Rubrik „Kulturgeschichtliche Miszellen"; er mußte jedoch aus unvorhergesehenen technischen Gründen ans Ende des Heftes verlegt werden. Die Redaktion.

(schwed. Kalender = 14. Nov. jul. Kal.), Montag, Morgens um 5 Uhr[1] wider alles Vermuten an, die Stadt aus 4 Mörsern zu bombardieren. Da trug es sich denn zu, daß am Schluß der Montagspredigt eine Bombe in die St. Peterskirche schlug und oben über dem Gewölbe krepirte, so daß verschiedene Stücke durch das Gewölbe in die Kirche fielen, jedoch Niemand beschädigten, ungeachtet viele Menschen in der Kirche waren. Da das Bombardement an den folgenden Tagen nicht aufhörte, wurde auf Gutachten des Rats der Gottesdienst gänzlich eingestellt. Als aber die Kälte einfiel und die Düna zufror, ließ der Feind mit dem Bombardement, daß er 11 Tage nacheinander fortgesetzt hatte, wieder 11 Tage lang nach. Inzwischen ersuchte das Ministerium, d. h. die Gesamtheit der Rigaschen Geistlichkeit, den Rat um Wiederaufnahme der Gottesdienste, weil man hoffte, daß die Feinde eine gute Weile still sein würden, da sie ihre Mörser von den Batterien weggeführt hatten. Der Rat trug zwar einiges Bedenken, willigte jedoch insofern ein, als er bestimmte, daß Sonntags Vormittags in beiden Kirchen, Mittwochs in St. Peter und Donnerstags im Dom, und zwar um 8 Uhr Morgens, Gottesdienst gehalten werde, daß nur wenige Lieder gesungen werden und die Predigt nur eine halbe Stunde dauern, die öffentliche Kommunion aber ganz unterlassen und privatim verrichtet werden solle. Dagegen sollten die Betstunden täglich wie gewöhnlich gehalten werden. Das Konsistorium stimmte dem am 30. (29.) Nov. bei und am folgenden Mittwoch wurde danach der Gottesdienst wieder aufgenommen. Nun waren aber allerhand gute Zeitungen eingelaufen und man schöpfte Hoffnung, daß der Feind zum wenigsten ein paar Monate sich ruhig verhalten werde. So bewirkte der Superintendent Depkin Sonnabend den 4. (3.) Dezember, den Beschluß des Rats, daß nicht nur täglich gepredigt und die Vesperstunden gehalten, sondern auch alle Zeremonien und Lieder beibehalten werden sollten, nur daß statt des ersten lateinischen Liedleins das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöten

[1]) Ein weiterer Beleg dafür, daß das Bombardement am 14./15. Nov. 1709 begann, wenn auch möglicher Weise schon am 13./14. Nov. einige Bomben geworfen wurden, die aber zu kurz, in die Düna fielen. Vgl. dazu A. Buchholtz, Zur Gesch. d. Belag. u. Kapit. Rigas in Mitteil. a. d. livländ. Gesch. Bd. XV. 236 Anm.

sein", gesungen werde und die öffentliche Kommunion einstweilen noch unterbliebe.

Gleich Tags darauf wurde damit begonnen. Aber noch war der Gottesdienst nicht zu Ende, da fing der Feind doch wieder gegen alles Vermuten an, Bomben zu werfen, von welchen die ersten auf die Domkirche gingen und teils auf dem Kirchhof, teils sonst nahe dabei niederschlugen. Auch fielen einige nahe bei der St. Peterskirche nieder, wodurch dann die Leute gleich alarmiert wurden und nach Hause eilten. Als nun der Feind das Bombardement des Tags und zwar mit größerem Effekt als vorher kontinuierte, so daß mehr Menschen umkamen und mehr Häuser an dem Tage ruiniert wurden, als während der ganzen vorhergehenden Zeit, da mußten die Nachmittagsgottesdienste wieder eingestellt werden. Hatte doch gleich nach geendigtem Gottesdienst Vormittags eine Bombe in den Dom und Nachmittags etwa 3 Uhr eine in die St. Peterskirche eingeschlagen, wobei denn auch dies merklich war, daß die Kanzel in beiden Kirchen sowohl von diesen als von den früheren Bomben nicht im geringsten lädiert wurde, obgleich im Dom eine Bombe gerade vor der Kanzel niedergefallen und zersprungen war.

An demselben Sonntag sollte auch der verstorbene Pastor der Jesuskirche, Mag. Heinrich Fuhrmann, gleich nach der Predigt beerdigt werden. Zwar hatte das Konsistorium angeordnet, daß die Leichen in dieser Zeit am Beerdigungstage früh Morgens in der Stille zur Kirche gebracht und dann nach der Predigt wie gewöhnlich beigesetzt werden sollten. Hier jedoch hatten die Leidtragenden sich die Erlaubnis des Rats erwirkt, die Leiche wie sonst mit Pomp durch die Straßen zu tragen. Da nun aber das Bombardement wieder angefangen hatte, befürchtete man, es möchte dabei Unglück geschehen, und daher befahl der wortführende Bürgermeister, die Leiche still in die Kirche zu bringen und das Begräbnis bis auf ruhigere Zeit zu verschieben. So gingen denn die Geistlichen wie die Schulkollegen mit den Kindern nach Hause. Die Leidtragenden entschlossen sich aber dennoch, weil die Träger einmal zusammen waren, die Leiche völlig zu begraben. Ohne Geistliche und Schulkollegen wurde also der Sarg unter dem Gesang einiger

rasch herbeigerufenen Schulknaben in die St. Peterskirche gebracht und die Beerdigung auch ohne weiteres Hindernis vollzogen. Weiterhin aber wurde es mit den Begräbnissen doch nach der erwähnten Anordnung gehalten.

In dieser Zeit stellten die Prediger sich an ihren gewöhnlichen Tagen in den Kirchen ein, predigten und hielten die Betstunden, wenn es stille und nur etliche wenige von der Gemeinde zugegen waren. Da aber das Bombardement täglich und gewöhnlich um die Kirchenstunden geschah und auch besonders den Kirchen zugesetzt wurde, wollte sich fast Niemand mehr von der Gemeinde in die Kirchen wagen, zumal die Bomben öfters sowohl in den Dom, als auch in die St. Peters- und Johanniskirche fielen. So mußten dann die Gottesdienste wieder eingestellt werden. Indessen waren die Prediger nicht müßig, sondern dienten der Gemeinde, wo sie nur konnten. Wo ein Jeder hingeflohen war und einige Sicherheit gefunden hatte, da berief er die Nachbarn und predigte ihnen. Hatte man hier und da eine Kommunion mit seinen Beichtkindern, so hielt man ihnen zuvor einen Sermon und Ermahnung, so daß ihre Arbeit bei der Unterlassung der öffentlichen Gottesdienste eher vermehrt, als vermindert wurde.

Nun hielt die Geistlichkeit es bei solchen kläglichen Zeiten für höchst nötig, daß man einen sicheren Ort für regelmäßige tägliche Gottesdienste hätte, und wandte sich dieserhalb an den Rat. Ehe aber darauf eine Resolution erfolgt war, lief beim Rat ein Schreiben des Generalgouverneurs ein[1], das sich auf die Gottesdienste bezog. Es lautete:

Wohledelgeboren ꝛc.

Die schwere Zornhand des erzürnten Gottes hat nunmehro diese gute Stadt und Land eine geraume Zeit so augenscheinlich und merklich getroffen, daß es leider mehr als zu viel bekannt und dahero desfalls weitläufige Vorstellung zu machen unnötig sein will. Wir sind zwar in dem demütigsten Vertrauen gestanden, es würde der Höchste mitten in seinem Zorn an Gnade und Erbarmung gedenken und die wohlverdiente Strafen und Plagen wo nicht gänzlich heben, doch zum wenigsten lindern.

[1]) Vgl. die Notiz bei Buchholtz, a. a. O. S. 242.

Allein es scheinet, daß unser Gebet und Vertrauen nicht müsse rechter Art gewesen sein, indem die Züchtigung des Höchsten sich nicht mindert, sondern fast täglich mehret und vergrößert, ja gar uns zu zerschmettern und das Garaus mit uns zu machen sich ansehen lässet. Dieses sollte uns zwar zu desto eiferigeren Gebet und Demütigung gegen dem so hoch erzürnten Gott reizen und antreiben, allein man muß dagegen ungerne vernehmen, daß auch der Gottesdienst und das allgemeine Gebet in den Stadtkirchen und Gemeinen eine Zeit lang gar eingestellet gewesen sei. Zwar kann hierzu wohl das Schrecken vor der feindlichen Bombardirung einigen Anlaß gegeben haben; allein das sollte uns nicht v o n, sondern vielmehr z u desto inbrünstigern Gebet und Anrufung des ewigen Erbarmens locken, treiben und dringen. Ein wohledelgeb. Rat wird dieses wohl als ein gottliebender Magistrat von selbsten beherzigen und zu Gemüte fassen; allein ich kann dennoch auch vermöge meines tragenden Amtes nicht unterlassen, desfalls nötige Erinnerung zu tun, die darin besteht, daß ein wohledelg. Rat nicht allein den publiquen Gottesdienst und allgemeines Gebet in allen Stadtkirchen und Gemeinen wiederherstellen, sondern auch solche ernste Verordnungen machen und publicieren wolle, daß die übermachte Hoffahrt, Schwelgerei, Saufen, Fressen und alle andere herrschende Sünden, welche leider in der Stadt im Schwange gehen und den Höchsten zu weitern Zorn reizen müssen, gebührend gestrafet, abgeschaffet und rechtschaffene Buße, Gottesfurcht und christlicher Wandel allenthalben eingeführt werden möge. Ich will meines Ortes einem wohledelgeb. Rate mit nachdrücklicher Assistence und Executionshilfe gerne secondiren ꝛc.

E. wohledelgeb. Rats dienstwilliger

N. Stromberg.

Riga, den 14. (13.) Dec. 1709.

Der Rat übersandte dieses Schreiben am 17. (16.) Dez. dem Konsistorium, sowie dem Ministerium, damit es sich darüber, was ihm hiermit imputieret würde, rechtfertigen möge. Darauf traten nun die Prediger am 21. (20.) Dez. zusammen und beschlossen, eine ausführliche Antwort abzufassen, die dann dem Rate übergeben wurde. Sie wiesen hier zunächst darauf hin, wie sie mit Bestürzung gesehen hätten, daß das Schreiben des

Generalgouverneurs an der Einstellung des öffentlichen Gottesdienstes auch ihnen eine Schuld beizumessen scheine, und führten dann aus, wie es bisher damit gegangen sei und wie sie ja schon vorhin um Wiederaufnahme der täglichen Andachten gebeten hätten. Dann hieß es weiter:

„Zwar wäre es freilich am besten, wenn es in unseren Kirchen geschehen könnte. Weil aber die Bomben fast immer dahineinfallen, würde es teils im Gewissen vor Gott unverantwortlich sein, die Gemeinde dahin zu nötigen und solchergestalt in augenscheinliche Leibes- und Lebensgefahr zu setzen, teils auch vergeblich, weil sie doch nicht dahin kommen würden. Und gesetzt, daß sich einige da sammeln möchten, so würde es doch eine schlechte Andacht geben, da man in steter Furcht und Sorge sitzet, daß keine Bombe einfalle, und wenn auch nur ein solcher Knall gehöret wird, erschricket und davon läuft. Wollte man etwa sagen, daß man ein gutes Vertrauen zu Gott haben solle, so muß es auch hiermit also beschaffen sein, daß man Gott dabei nicht versuche oder vermessen sei, zumalen in solchen Sachen, da man keinen Befehl des Herrn vor sich hat, wohl aber Exempel, daß das Volk Gottes und auch der König David, als sie von ihren Feinden getrieben worden, sich in den Höhlen verborgen und Gott angerufen, der sie auch darin erhöret hat. Zwar soll man die öffentlichen Gottesdienste nicht verlassen, aber auch nicht abergläubischer Weise meinen, daß man an den Kirchen dermaßen gebunden, daß man zur Zeit der Not zu seiner Sicherheit nicht einen andern Ort sollte erwählen können. Wie wir dann nicht nur von andern christlichen Städten vernehmen, daß bei feindlicher Bombardierung den Gemeinden anstatt der unsichern Kirchen sichere Oerter zu den Gottesdiensten eingeräumet worden, sondern auch hören, wie sich allhier die Fürnehmen von der Kronseite, obgleich noch in der St. Jacob- und Schloßkirche, weil da noch keine Bombe hineingekommen, gepredigt werden kann, sich der Kirchen entziehen und in der Baraque predigen lassen, zu geschweigen, wie auch die Gottesdienste der Soldaten auf dem neuen Hause, da nur eine Bombe in der Nähe gefallen, aufgehoben und anderwärts angestellet worden. Leben derohalben der Zuversicht, es werde auch E. hochedl. Rat Sorge tragen, daß unsere Stadtgemeinde gleichfalls geschonet und derselben ein Ort

in den Baraquen oder sonst wo möge angewiesen werden, daß wir das bevorstehende h. Weinachtfest sicher feiern und täglich unsere Gottesdienste halten können. Sollte aber J. erl. Exc. wegen der bishero eingestelleten Gottesdienste in den Stadtkirchen einige ungütige Meinung von uns gefasset haben, so haben wir das Vertrauen, daß E. hochedl. Rat deroselben zu hinterbringen geruhen werde, daß die Schuld nicht unsere sei. Indessen heilige der Herr das Fürnehmen S. Exc., da dieselbe verlanget, daß Uebermut, Schwelgerei, Saufen, Fressen und alle herrschende Sünden, welche den Höchsten zu weiterem Zorn reizen, abgeschaffet werden. Gott gebe, daß man es nur von denen anfange, von welchen die größte Reizungen und Aergernisse kommen! ꝛc. ꝛc.

E. hochedl. Rats

dienstergebene und treue Vorbitter

Superintendens, Pastores und sämtliche Prediger

des hiesigen Stadtministerii.

Inzwischen suchte der Rat vom Generalgouverneur eine von den Baracken für die Gottesdienste zu erhalten und bekam auch die Nr. V. Da diese aber von vielen Offizieren und Adligen bezogen war und nicht so bald ausgeräumt werden konnte, wurde der Superintendent Depkin vom Generalgouverneur Strömberg genötigt, den nächsten Sonntag in dessen Baracke auf der Citadelle zu predigen. Endlich am 1. Weihnachtsfeiertage konnte in der angewiesenen Baracke der erste Gottesdienst gehalten werden.

Weil aber auch die Prediger der lettischen Gemeinde für die ihrigen sorgten und diese Baracke ebenfalls zum Gottesdienst beanspruchten, namentlich da es in der Johanniskirche nicht nur wie in den andern sehr gefährlich, sondern sie auch sehr ruiniert war, so verglich man sich dahin, daß Sonntags der lettische Gottesdienst am Morgen von 4—7 und Mittags von 11—1 Uhr stattfinden sollte, so daß beide Gemeinden, die deutsche wie die lettische, ungehindert denselben Raum benutzen konnten. An den Wochentagen sollte der lettische Gottesdienst, wie die Leute das gewohnt waren, um 4 Uhr Morgens beginnen. Da aber bei dieser Einteilung für die Kommunion keine Zeit übrig blieb, mußte diese an den Wochentagen stattfinden, so daß jeder sich den Tag wählte, an dem sein Beichtvater predigte.

Dagegen fielen die Bomben je länger je mehr in die Peters- und Dom- und Johanniskirche, die sehr ruiniert wurden; doch blieben die Kanzeln und Altäre noch bis zum . . . .[1] Juni unbeschädigt, dann erst wurde die Kanzel in St. Johannis ziemlich stark mitgenommen, die in St. Peter gänzlich verdorben. Dagegen blieben die Jacobs- und die Regimentskirche noch immer von den Bomben unbehelligt, wenn auch einige bisweilen in der Nähe niederfielen und die Gemeinde zur Flucht brachten. Daher wurde hier der Gottesdienst auch noch immer fortgesetzt. Außerdem wurde von den Predigern vom Lande, von denen viele hierher geflüchtet waren, des Sonntags hier und da in den Baracken, in Kellern und Speichern gepredigt. Und da sie sagten, daß es ihren eingeflüchteten Kirchspielsleuten zu Liebe geschähe, so ließen die städtischen Pastoren sich das nicht zuwider sein und der Generalgouverneur verpflichtete die landischen Prediger, Sonntags in seinen Kasernen unter dem Portal in der Citadelle zu predigen. In der Vorstadt fanden sowohl in der St. Georgs- wie in der Jesuskirche nach wie vor die Gottesdienste statt, da sie noch immer einige Sicherheit hatten, selbst nachdem am Sonntag Septuagesimae (16. [15. Febr.) einige Bomben ganz nahe bei der Jesuskirche niedergefallen waren und die Gemeinde zu eiliger Flucht gebracht hatten.

Am 18. (17.) Februar trat das geistliche Ministerium im Hause des Pastors Güldenstädt zu einer Beratung zusammen und beschloß auf Vorschlag des Superintendenten, etwas zur Rettung der Kirchen zu versuchen, da namentlich der Petrikirchturm schon so zugerichtet war, daß man seinen Einsturz befürchten mußte, wenn er nochmals von den Bomben getroffen würde. Obgleich diese Sorge „die externa" der Kirche anginge und daher eigentlich dem Rat zukäme, und obgleich der Burggraf bereits im Anfang des Bombardements dem Superintendenten gesagt hatte, es werde vergeblich sein, hierin etwas zu versuchen, da weder der Generalgouverneur hierin was bei dem Feinde zu suchen unternehmen, noch auch der Feind sich hierin fügen würde, — kamen die Prediger doch überein, die nötigen Schritte zu tun; wollte es dann jetzt nicht verschlagen, so hätte das Mi-

[1]) In der Vorlage ist hier eine Lücke gelassen.

nisterium doch das Seinige getan. Allerdings wurde für notwendig erachtet, die Sache zuvor mit dem Rate zu überlegen.

Ferner beschloß man, sich wegen des Oberstleutnant v. Essen an den Generalgouverneur zu wenden. Essen wohnte mit seiner Familie in der Baracke, die für den Gottesdienst eingeräumt war, wodurch man viele Ungelegenheiten hatte. Kurz zuvor hatte er sich insonderheit sehr „importun" erzeigt und sich gar unterstanden den Küster mit dem Degen anzufallen, weil der sich über einige Unordnung, die seine Soldaten verursacht hatten, beschwerte.

Der Superintendent stellte nun die Kirchenangelegenheit dem Burggrafen vor, der sie auch im Rate mitteilen wollte. Hier versprach man sich aber wenig davon und gab dem Superintendenten zu verstehen, man möchte den Schritt lieber unterlassen, da er doch nichts fruchten werde. Wegen des Oberstleutnant Essen dagegen sprach Depkin mit dem Generalgouverneur, der auch sogleich die Ordre erteilte, daß Essen in die Baracke VII übersiedeln sollte.

So wurde denn der deutsche wie der lettische Gottesdienst bis Ende März in der Baracke V ohne Hindernis gehalten. Da wurde es aber nötig, an diesem Orte die Bürgerkompagnie zu verdoppeln, weil die Kourtine hier schlecht besetzt war; man bedurfte daher für diese noch eines zweiten Wachthauses, wozu ihr eben die Kirchenbaracke angewiesen wurde. Weil nun die lettische Gemeinde ihre Gottesdienste sehr früh hielt, wo die Wache noch nicht auseinandergegangen war, so erhielt sie vom Vizegouverneur Generalmajor v. Clodt die Baracke III angewiesen; allerdings war hier auch ein Wachthaus der Bürger, doch sollte die lettische Gemeinde nun ebenso wie die deutsche ihren Gottesdienst um 6 oder 7 Uhr Morgens beginnen, eine Veränderung, die nicht mißfiel, weil dadurch die lettische und die deutsche Gemeinde separiert werden konnten; denn bei der Abwechslung der beiden in ein und demselben Raum entstand durch das Hineingehen der Einen und das Hinausgehen der Anderen oft großes Gedränge und viel Konfusion.

Inzwischen hörte man, daß der Pastor von Cremon, Propst Buchholtz, auf Bitte einiger Bürger von der Wache in der Baracke III vom Vizegouverneur einige Zeit vorher die Erlaubnis erhalten hatte, ihnen des Sonntags zu predigen, doch mit dem

Bemerken, daß dies vorher dem Superintendenten angezeigt werden sollte. Dies aber war nicht geschehen, und obgleich man nicht zweifelte, der Propst würde nun, da die lettische Gemeinde in diese Baracke verwiesen war, sich selbst zu bescheiden wissen und als ein Gast dem Wirte weichen, so erfuhr man bald das Gegenteil. Denn kurz vordem der lettische Gottesdienst nunmehr in Baracke III stattfinden sollte, ging der Propst zum Generalgouverneur und erwirkte von ihm am 30. (29.) März die Resolution, daß ihn niemand in seinem Predigen stören dürfe. Der Rat bestimmte nun, Pastor Güldenstädt solle seinen lettischen Gottesdienst nur ruhig abhalten, der Rat würde darüber mit dem Generalgouverneur schon Rücksprache nehmen. Kaum hatte Pastor Güldenstädt seine erste Predigt da gehalten, so reichte der Propst beim Generalgouverneur eine Beschwerdeschrift wider jenen ein. Strömberg ließ nun beide vor sich kommen. Diese gerieten in einen heftigen Disput, den Strömberg endlich mit dem Bescheide unterbrach, er werde hierin schon einen Ausgleich finden. Darauf erging am Sonnabend den 2. (1.) April ein Reskript an den Rat, das den Fall kurz erwähnte und den Rat darauf hinwies, daß „der Zwietracht unter den Geistlichen sowohl als unter den Gemeinden vorgebeugt werden müsse, weil man bei jetziger Zeit gerne Friede und Einigkeit zu stiften suchen muß, wobei die Billigkeit selbst erfordert, daß man den bei diesen schweren Kriegszeiten allhier eingeflüchteten Landsassen vielmehr alle mögliche Liebe erweise, als daß man selbigen die nötige Kirchenpflege schwer und disputierlich machen wollte." Daher solle der Rat eine Vermittlung treffen und den Propst nicht aus der ihm einmal angewiesenen Baracke verdrängen, sondern ihm Gelegenheit geben, zu gewissen Stunden dort seinen Gottesdienst zu halten.

Bevor aber ein solcher Ausgleich geschehen war, brach der Palmsonntag an und da erschien der Propst gar frühe in der Baracke und verhinderte, daß die lettische Gemeinde hereinkäme. Als nun Pastor Güldenstädt, um keinen Tumult zu machen, wegblieb, gingen die Undeutschen haufenweise herum, lamentierten und seufzten gewaltig, daß man ihnen ihre Seelenweide nähme, das einzige Labsal, das sie noch bei dieser Kriegszeit hätten. Da begab sich denn der Superintendent noch am selben Tage

zum Generalgouverneur und stellte ihm vor, daß es doch unbillig sei, um einiger weniger willen eine sehr große Gemeinde in die Irre gehen zu lassen, und bat, das doch zu remedieren: entweder müßte dem Propst ein anderer Ort angewiesen werden, oder er müßte nach dem lettischen Gottesdienste predigen, weil die Letten gewohnt wären, früh zum Gottesdienste zu kommen oder gar nicht. Zudem sei der Propst als landscher Pastor gar nicht befugt im Stadtdistrikt ohne Genehmigung des Superintendenten zu predigen; es könnten ja nur viele Unordnungen daraus entstehen, wenn Jeder, der hier einige seiner Gemeindeglieder hätte, nach seinem Wohlgefallen öffentliche Gottesdienste halten wollte. Daraufhin ließ dann Strömberg dem Propst auf dem Schlosse einen besonderen Raum für seine Predigten anweisen.

Am 18. (17.) April und dann wieder am 5. Mai beriet das Ministerium, wiederum in Pastor Güldenstädts Hause, nicht nur über eine neue Küsterwahl, da der Domküster Paskau, sowie der Küster von St. Johannis gestorben waren und der von St. Peter nicht Alles allein verrichten konnte, sondern auch über die Frage, wie weit die Wittwe des Pastors Rigemann von der St. Georgskirche und die des Pastors Fuhrmann von der Jesuskirche von den Vicaren die Sporteln genießen sollten. Die Küsterwahl wurde noch verschoben; die definitive Regelung der andern Frage würde wohl erst erfolgen können, wenn wieder Friede wäre. Einstweilen fand man einen billigen Ausgleich.

* * *

Bis hierher hatte der Superintendent Liborius Depkin durch seinen Amanuensis schreiben lassen. Das Weitere ist dann von Anderen aus den Schriftstücken, die er eigenhändig aufgesetzt, um sie hier einzutragen, gesammelt und nach seinem Tode — er starb den 29. (28.) Juli — hinzugefügt worden.

Am 26. (25.) Mai erhielt das Ministerium vom General-Gouverneur ein Schreiben,[1] worin die Geistlichkeit aufgefordert wird, wie Ritter und Landschaft, Magistrat und Bürgerschaft der Stadt Riga auch das ihrige zur Unterhaltung der Garnison beizutragen. „Ich kann dahero keinen Wandel gewinnen," schrieb

[1]) Das wird auch bei Buchholtz a. a. O S. 280 kurz erwähnt. Das Schreiben ist unserer Vorlage im Orig. beigefügt.

Strömberg, „von H. Superintendenten und der gesamten Clerisei der Stadt nachdrücklich zu begehren, es wolle dieselbe nun unverzüglich und ohne Aufenthalt zusammentreten und zur hohen Angelegenheit und Not auch ihre Willigkeit und Treue nun im Werke dartun, damit man etwas erkleckliches zum Vorschusse von ihnen erhalten möge. Von ihnen kann ich nicht anders vermuten sein, denn daß sie denen andern ein Exempel zur unabläßigen Willigkeit, Treue und Erhaltung des allgemeinen Besten hiedurch geben werden." Man beschloß, dies Schreiben dem Magistrat mitzuteilen, „obgleich derselbe eben zu der Zeit auf dem Rathause, weil man nicht nach des H. Gen: Gouverneurs willen mit dem Vorschusse so bald verfahren konnte, mit der Kronwache besetzt war."[1] Im Übrigen wollte man zwar durch den Superintendenten und den Oberdiaconus Joh. v. Diepenbrock bein General-Gouverneur nachsuchen lassen, ob man dieser Kontribution vielleicht überhoben werden könnte; könnte man dies aber nicht erreichen, so erklärten sich die fünf ersten Pastoren bereit, jeder so viel Silber, als er vermöchte, die beiden letzten Korn darzureichen.

In derselben Konferenz wurden auch noch zwei weitere Angelegenheiten beraten. Von den Pastoren Rohde von Holmhof, Müller von Katlekaln und Vogt von Pinkenhof war eine Schrift eingelaufen, in der sie verlangten, daß der Adjunkt Mag. Bartholmaeus Depkin mit ihnen gemeinsam die beiden vorstädtischen Kirchen bedienen und nicht allein der Jesuskirche vorstehen solle, damit sie die Sporteln von beiden Kirchen genießen möchten. Das Ministerium sah es jedoch für billig an, den Adjunkten Depkin bei seiner bisherigen Funktion an der Jesuskirche zu belassen, da das nun einmal so angeordnet war; die drei anderen Pastoren aber sollten nach wie vor die Vizes bei St. Georg verwalten. Indessen wurde beliebt, daß man ihnen nicht eben sagen sollte, daß das Ministerium solches beschlossen, sondern der H. Superintendent es ihnen aus dem Sinne reden möchte.

Endlich wurde beraten, wie mit der Malefikantin, die unserm Glauben nicht zugetan, sondern päpstisch war, zu verfahren sei, und dafern sie sich nicht wollte zu unserm Glauben bewegen lassen, ob man mit ihr nach dem Richtplatz ausgehen sollte?

[1]) Über diesen Vorgang das Nähere ebenda S. 273 ff.

Man beliebte darauf, daß man ihr vorher aufs Gründlichste und Einfältigste die Fundamentalartikel unsres lutherischen Glaubens beibringen möchte. Falls sie jedoch sie nicht annehmen wollte, sollte sie von einem der Prediger begleitet und bis an ihr letztes Ende zur Bekehrung ermahnt werden. Welches dann alsofort also veranstaltet wurde.

Wie beschlossen, wurde also dem Rat von der verlangten Kontribution Mitteilung gemacht, worauf mündlich zur Antwort gegeben wurde, der Rat halte eine Deputation von Seiten der Pastoren an den Generalgouverneur auch für ratsam; würde dieser aber doch auf den Vorschuß dringen und das Ministerium zu hart gravieren wollen, dann würde sich der Rat der Prediger bestmöglichst annehmen.

Des andern Morgens um 8 Uhr wurde der Superintendent aufs Rathaus gefordert, um dem Bürgermeister v. Nordeck, weil er in der Nacht sehr befallen war, in der Stadtkastenkammer, wo er und der Burggraf v. Oettingen beide krank lagen, das heil. Abendmahl zu reichen. Bei dieser Gelegenheit wurde von unsrer Sache weiter gesprochen und von den beiden Bürgermeistern verlangt, daß man doch dem H. Generalgouverneur ihren verdrießlichen Zustand nachdrücklich vorstellen und ihn bewegen möchte, sie aus dem Arrest zu lassen. Wie aber die beiden Deputierten sich schon selbst beredet hatten, diese Interzession bei S. Exz. beweglichst abzustatten, so gingen sie hierauf beide nach dem Schlosse und als sie vor S. Exz. kamen, sprachen sie von dem ihnen zugemuteten Vorschuß, stellten ihm vor, wie es nicht nur wider die Praxis der ganzen christlichen Kirche, sondern auch wider J. kgl. Mt. Landesordnung ginge, daß man die Priesterschaft auch in den schwersten Kriegszeiten mit solchen Lasten beschwere, und baten, man möchte doch das Ministerium hiermit verschonen, bevorab daß die Prediger so lange ihr Gehalt hätten entbehren müssen, dennoch aber, so lange sie es vermocht, mit zugesteuert hätten. Die Antwort aber war, daß es nur ein Vorschuß sein und jedem das Seine wieder erstattet werden solle. So mußten sich also die beiden Abgesandten dazu verstehen, sagten aber, daß sie weder Geld noch Korn zu geben hätten, sondern, so viel sie könnten, Silber darreichen wollten. Damit war der Generalgouverneur zufrieden.

Hierauf nahmen die Abgesandten die Gelegenheit wahr, von dem Arrest des Rats zu reden und Sr. Exz. vorzustellen, wie Alles in der Stadt darüber entrüstet wäre und allerhand gefährliche Dinge daraus entspringen könnten, wenn der Arrest kontinuiert werden sollte. Se. Exz. gab hierauf zur Antwort, daß es kein Arrest, sondern nur eine Zusammenhaltung wäre und zu dem Ende über sie verhängt, daß sie mit dem Vorschusse ein Ende machen möchten, weil er sonst mit dem Rate nicht fortkommen könnte. Als man aber ferner demonstrierte, wie es nicht möglich sei, daß der Rat hierin etwas vornehmen könne, und zugleich darauf hinwies, daß Se. Exz. eine so große Summe Geld und Getreide vom Rate verlange, die dieser nimmer beschaffen könne, als man ihm dazu die Sache in deutliches Licht rückte und die Bitte, den Rat auf freien Fuß zu setzen, wiederholte, antwortete Strömberg, daß es Nachmittags geschehen werde, er wolle den ganzen Rat zu sich aufs Schloß kommen lassen und dann freilassen. Das geschah auch in der Tat.

Damit nahmen die beiden Abgesandten ihren Abschied, um dem Ministerium das Resultat der Unterredung mitzuteilen.

Die Prediger legten nun zusammen, was ein jeder geben konnte, und begleiteten die Sendung mit einem Schreiben, dat. 28. (27.) Mai, worin sie nochmals kurz den Vorgang schilderten und auf ihre gänzliche Mittellosigkeit hinwiesen mit dem Wunsche, daß das Wenige, was sie beizusteuern vermöchten, nicht nur gnädig aufgenommen werde, sondern auch den Segen mit sich führen möge, den die sieben Brode, dadurch so viele Tausend erhalten wurden, von der Hand des Herrn empfingen.

Beigefügt war ein besonderer Zettel mit einer Spezifikation der Gabe der Pastoren. Danach hatten beigesteuert:

Mag. Liborius Depkin Superintendent	42 Lot	neuen Silbers.
Mag. Arnoldus Fuhrmann, Pastor am Dom	40 „	Silbers.
Mag. Joh. Brockhausen, Wochenprediger	32 „	„
Johannes v. Diepenbrock, Diakonus an St. Peter, einen vergoldeten Becher von	27 „	„
Mag. Antonius Güldenstädt, Pastor an St. Johannis	30 „	„

Christian Lauterbach, Diakonus am Dom 2 Lof Roggen.
Mag. Georg Ludovici, Diakonus an
St. Johannis . . . . . 2 „ Gerste.

Das Schreiben wurde nun dem Generalgouverneur durch den Oberdiakonus v. Diepenbrock eingehändigt und die Spende an die Rentei eingeliefert.

Wenige Tage danach fand auch die Angelegenheit der Pastoren Rohde, Müller und Vogt eine unerwartete Lösung. Wohl hatte der Superintendent ihnen die Meinung des Ministeriums vorgehalten, doch schien es, daß sie sich nicht damit bescheiden, sondern die Sache an das Konsistorium bringen wollten. Da drang aber der Feind in der Pfingstwoche, am 31. Mai und 1. Juni (30. 31. Mai), in die Vorstadt ein und sowohl die Jesus- wie die St. Georgskirche wurden in Asche gelegt. Womit dann der Streit ein Ende nahm, fügt unsere Aufzeichnung hinzu.

Bald darauf wurden dann auch die beiden vakanten Küsterstellen von Neuem besetzt. Außer dem Domküster Valentin Barthold Paskau war inzwischen auch der von St. Johannis Johann Bade gestorben. Da das Ministerium Paskaus Wittwe wegen ihrer vielen Kinder gerne „beibehalten" wollte, machte es dem Bewerber um die Stelle, Otto Lorentz, den Vorschlag, die Wittwe Paskaus zu heiraten, in welchem Fall man ihm den Vorzug vor Anderen geben wollte. Nach einigem Bedenken erklärte Lorentz sich dazu bereit und wurde somit zum Küster erwählt, an Bades Stelle aber der bisherige Schulmeister auf Thorn jenseit der Düna Joh. Konrad Kolckmann, die dann beide dem Rat zur Bestätigung vorgestellt wurden.

Als nach Pfingsten das Bombardement der Stadt immer heftiger wurde, sah der Superintendent Depkin sich veranlaßt, am 19. (18.) Juni folgendes Schreiben an den Burggrafen v. Oettingen zu richten:[1]

Wie ich von Herzen wünsche, daß dero Magnificenz sich in Allem wohl befinden möge, so habe auch deroselben, da ich nicht persönlich zu dieser gefährlichen Zeit aufwarten kann, mit diesen Zeilen wehmütigst klagen sollen, wie nämlich bei uns mit der leiblichen Trübsal auch die Seelennot itzo zunehme. Es ist der

[1]) Zum folgenden vgl. die Notizen bei Buchholtz, a. a. O. S. 293, die hier ergänzt werden.

Kranken eine große Menge, im gleichen der von den Bomben zerschlagenen, die alle unser täglich verlangen, zu welchen man aber leider nicht kommen kann. Wie willig sich sonst bisher e. e. Ministerium in seinem Amte ungeachtet der täglichen Bomben und der grassierenden Seuche erwiesen ist Gott bekannt und wird ein jeder, der uns gefordert hat, solches bezeugen können. Da aber unsre Bedrängnis so gewaltig heranwächst, daß man kaum von einem Hause zum andern ohne die größte Lebensgefahr gehen kann, müssen wir, wiewohl mit höchster Betrübnis unsres Herzens zu Hause bleiben und die armen Seelen zappeln lassen. Und sollte auch ein Prediger mit solcher Gefahr sein Amt zu verrichten gehalten sein, welches doch kein Kasuist zugeben wird, so wären wir ärger daran, als die gemeinste Soldaten, welche nur zur Zeit der Wache in Gefahr stehen und sich alsdann verkriechen können, dahingegen wir bei der Menge der Notleidenden und Kranken Tag und Nacht ohne Unterlaß in der größten Gefahr schweben und so lange herumgehen würden, bis wir entweder mit zerstümmelten Gliedern oder gar tot nach Hause kämen, und könnte so das ganze Ministerium an einem Tage zum Ende kommen. Wie dann gestern und vorgestern einige Glieder desselben schon in solcher Not gewesen, daß sie wie ein Brand aus dem Feuer gerissen worden. Da nun der Mangel der Seelenpflege bei so betrübten Läuften eines des größten Elends ist, zumalen da die Krankheiten täglich zunehmen, und mir die Seelenhut vor andern anvertraut ist, als habe ich hierin zu S. Magnificenz als Präses unsrer Kirchen meine Zuflucht nehmen und dienstlich bitten sollen, die Sorge zu haben, daß den armen Seelen geraten werden möge. Man sucht ja sonst wohl bei den Feinden einen Stillstand, die Toten zu begraben oder, da man hart bedrängt worden, sich in etwas zu erholen. Meine demnach, daß man auch itzo große Ursache habe, von S. Exz. einen Stillstand zu erbitten da unsre liebe Stadt so viele Tage lang aufs Härteste geängstet und so gar viele Menschen jämmerlich zerschmettert worden, zu geschweigen, wie auch jetzt die festesten Häuser so zugerichtet sind, daß alle Bewahrung zu nichte gemacht und man also, wo die Bombardierung nicht auf einige Tage unterbrochen wird, noch von viel größerm Jammer hören werde. Und würde dieses S. Exz. nicht bewegen, so würde ihm doch

die Seelennot so vieler hundert, ja tausend Menschen, die bei diesen kränklichen Zeiten ihre Seelenkur verlangen und gleichsam mitten auf der Weide verschmachten müssen, zu Herzen gehen. Und zweifle hieran so viel weniger, da ich noch vor einigen Tagen eine besondere Kompassion mit Armen und Elenden bei S. Exz. gefunden und also nicht vermuten kann, daß er ein klägliches Seelenverderben, da er es deklinieren könnte, auf seine Verantwortung vor Gott nehmen würde. Wie ich nun der Zuversicht lebe, daß J. Magnificenz für ein solches Mittel, dadurch den armen Seelen geholfen werden kann, Sorge tragen werde, also empfehle Dieselbe mit allen dero fürnehmen Angehörigen dem Schutze des allmächtigen Gottes und verharre

Sr. Magnificenz getreuer Vorbitter

M. Liborius Depkin.

Riga, 19. (18.) Juni 1710.

Diesen Brief hatte Depkin von sich aus verfaßt und abgefertigt. Weil aber der Rat für gut befand, daß er Namens des ganzen Ministeriums eingereicht werde, so wurde er wieder zurückgesandt und vom Superintendenten ein zweiter, ganz gleichlautender Brief, nur mit der Abänderung, daß er nunmehr von den Pastoren gemeinsam ausging, verfertigt. Dies Schreiben konnte jedoch, weil es schleunig eingeliefert werden mußte, nicht von Allen unterschrieben werden, obgleich hernach Einige dem widersprachen.

Nur wenige Tage später war die ganze Lage der Festung doch eine so bedenkliche, der Proviantvorrat so zusammengeschmolzen, daß man sich zunächst entschloß, um einen kurzen Waffenstillstand zu bitten und gleich darauf, am 28. (27.) Juni, unter Stellung von Geiseln die Verhandlungen zu beginnen, die zur Übergabe der Stadt führten.

Als der Generalgouverneur, der Rat und die Ritterschaft mit dem Entwerfen der von ihnen zu fordernden Akkordpunkte beschäftigt waren, am 29. (28.) Juni, hielten die in der Stadt anwesenden Prediger es für angezeigt, auch ihrerseits an Einiges zu erinnern, was bei den Verhandlungen nicht vergessen werden dürfe. Sie richteten an den Generalgouverneur ein Schreiben[1]

[1]) Das wird bei Buchholtz a. a. O. nicht erwähnt. Das Schreiben ist in Kopie unserer Vorlage beigefügt.

in dem sie in sehr wehmütigen Tone darum baten, daß auch ihr Amt und ihre Stellung bei der zu erwartenden Kapitulation mitberücksichtigt werden.

Noch am selben Tage berichtete der Wendensche Propst Wisner, Pastor zu Trikaten, schriftlich den Predigern:[1]

Hochgeehrte Herrn Amtsbrüder!

Man hat für nötig erkennen wollen, Ew. Ehrw. hiemit zu notifizieren, wie daß nach dem verfaßten heutigen Schlusse einer ehrw. Priesterschaft ich nebst den beiden Herrn Deputierten bei S. Exz. gewesen und ihn gesprochen, auch unsre Sache so mündlich als schriftlich vorgetragen, nicht minder auf das allerbeste rekommandiert. Die Antwort darauf war, man hätte die Religions- und Prieseraffäre allbereits in Konsideration gezogen, auch auf guten und festen Fuß so viel möglich gesetzt. Unsere Schrift ward angenommen und für gut erkannt. Dieses habe Ew. Ehrw. zur Nachricht erteilen wollen, damit sie wissen können, wie es abgelaufen, und sich weiter wegen der Zusammenkunft nicht bemühen. Gott gebe nur, daß alles von der feindlichen Seite wohl angenommen und zum Aufnehmen der Kirchen und Priesterschaft ausschlagen möge. Im Übrigen usw.

J. C. Wisner, Präpositus.

Riga, 29. Juni 1710.

Bekanntlich erfolgte nun die Kapitulation Rigas am 5. (4.) Juli 1710. Die Russen zogen in die Stadt ein und etwa zehn Tage später am 14. (13.) hielt der Superintendent Depkin in der Schloßkirche die Huldigungspredigt in Gegenwart des Feldmarschalls Scheremetjew über den Text Röm. 13: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

Nunmehr, als mit der Übergabe der Stadt die Bombardierung aufhörte, verließ man die Kasernen und es wurde, weil die drei Stadtkirchen teils durch die Bomben sehr ruiniert, teils auch durch die wegen der vielen Leichen stets geöffneten Gräber unbequem waren, die deutsche Gottesdienst auf der großen und der undeutsche auf der kleinen Gildenstube gehalten. Und zwar wurde Sonntags, da die Stadtprediger in der letzten Zeit der Belagerung oder kurz danach meist der Pest zum Opfer gefallen

[1]) Vgl. auch Napiersky, Beitr. z. Gesch. der Kirche u. Pred. III 103.

waren,[1] abwechselnd von Pastor Willbrand, früher Pastor der deutschen Gemeinde in Dorpat, und vom Pastor Mertz-Dahlen der deutsche Gottesdienst, vom Uexküllschen Pastor Meier aber der undeutsche gehalten; bei den vielen Krankenbesuchen half auch der Magnushofsche Pastor Gruelius aus, ebenso auch beim Predigen der Kandidat Elvers. Bald genasen dann auch die beiden von der Pest befallenen Pastoren Lauterbach und der Adjunkt Depkin.

Wenige Wochen nach der Kapitulation war auch der Superintendent Depkin aus dem Leben geschieden. Noch unmittelbar vor seinem Tode hatte er seinem Amanuensis, dem jüngeren Güldenstädt, mit großer Anstrengung einen Abschiedsbrief an die Amtsbrüder diktiert, den hier am Schlusse unserer Mitteilungen wiederzugeben wir uns nicht versagen mögen, als einen Beitrag zur Charakteristik des ehrwürdigen Depkin:

Nachdem Depkin über den Verbleib und den Zustand der Akten des Ministeriums Mitteilung gemacht, fährt er fort: „Im Übrigen danke ich für alle Güte und Liebe; der gütige Gott erweise ihnen (d. h. den Amtsbrüdern) wieder Barmherzigkeit und Liebe, die mir von ihnen allen wiederfahren. Der große Gott erhalte noch den übrigen Rest des Ministeriums, erfreue sie mit einer glücklichen Ersetzung der Wahl. Er gebe ihnen Leute, die vor dem Riß stehen und ersetze den Riß, der unsere Stadt betroffen, durch seine Gnade und lasse sie dem Erzbischof und großen Hirten der Seelen viele Seelen zuführen, daß sie dermaleinst mit Freuden vor seinem Gnadenthron erscheinen und sagen können: Herr, hier sind die, die Du mir gegeben hast. Ist einem was von mir zu Leide geschehen, so bitte um Verzeihung und versichere, daß ich keinen Haß und Feindschaft ins Grab trage, sondern von Grund der Seele dem vergebe, der mir zu nahe getreten ist. Und wie ich ihnen hierauf mein von meinen Freunden höchst verlassenes Haus, weil die meisten weggestorben

[1]) Es waren gestorben: Der Oberwochenprediger Erhard Schnee am 8. April. — Der Pastor am Dom M. Arn. Fuhrmann am 8. Juli. — Der P. zu St. Johannis M. Ant. Güldenstädt am 15. Juli. — Der Diaconus zu St. Johannis M. Georg Ludovici am 26. Juli. — Der Superintendent und Pastor am St. Peter M. Lib. Depkin am 29. Juli. — Der Wochenprediger M. Joh. Brockhausen am 30. Juli. — Der Diaconus an St. Peter Joh. v. Diepenbrock am 2. August.

sind und wenig übrig, die sich ihrer annehmen können, herzlich empfehle und bitte die Sorgfalt zu haben, daß sie die ordinäre 6 Wochen genießen mögen, so will ich als ein bis in den Tod getreuer für sie beten und hoffen, Gott werde sein Ja und Amen dazusetzen. Ich hätte noch wohl was notwendiges zu sprechen, ich habe aber keine Kräfte. Gott regiere sie mit seinem heiligen Geiste, daß sie vor dem Riß der Kirche stehen und auf die Konservation unsrer lieben Kirche mit Fleiß acht haben und allen Neuerungen, die was schädliches bringen, steuern und wehren möchten. Welches ich dann von meinem Gott bitte. Mehr kann ich nicht sprechen, weil alle Kräfte bei mir abnehmen und meine Todesstunde herannaht, als daß ich sie noch einmal dem höchsten Gott empfehle und bis in den Tod mich erweise als einen

getreuen Freund und Amtsbruder
M. Liborius Depkin.

Anno 1710, den 28. Juli.

Der Brief wurde noch von Depkin selbst, mit schwacher Hand unterschrieben. In der Nacht darauf, auf den 29. (28.) Juli, ist er dann sanft verschieden.

Systematisches

Inhaltsverzeichnis

zur

„Baltischen Monatsschrift“

1903 — 1912.

(Bd. 55 — Bd. 74).

Vorwort.

Das nachstehend zusammengestellte systematische Inhaltsverzeichnis zu den zehn letzten Jahrgängen der „Baltischen Monatsschrift" (Bd. 55—74) verteilt die einzelnen Artikel in 13 Rubriken und innerhalb dieser alphabetisch nach den Autoren. Ueber die Eingliederung dieses oder jenes Artikels in die einzelnen Abteilungen wird man vielleicht hier und da verschiedener Meinung sein können, doch glaube ich im großen und ganzen meist doch das Richtige getroffen zu haben.

Garnicht berücksichtigt wurden im Verzeichnis alle kleineren Bücheranzeigen, Gedichte, die nicht zum ersten Mal gedruckt wurden, alle kleinen Notizen, gelegentlichen Bemerkungen, Mitteilungen an die Leser usw.

Ueberblickt man die Reihe der in diesen zehn Jahren hier veröffentlichten Artikel, so wird man darunter zweifelsohne eine ganz stattliche Anzahl interessanter und nicht unwichtiger Arbeiten finden, die hier veröffentlicht werden konnten, trotz der großen Ungunst der verhängnisvollen Jahre nach 1905 und trotz der wenig heilsamen Zersplitterung auf literarischem Gebiet, die seitdem bei uns eingetreten ist, einer Zersplitterung, die wohl auf eine, wie uns scheinen will, außerordentlich große Ueberschätzung unserer Produktions- wie unserer Konsumtionskraft zurückzuführen ist.

Die Artikel behandeln, mit nur wenigen Ausnahmen, wie das ja dem eigentlichen Wesen und der Aufgabe der „Baltischen Monatsschrift" entspricht, baltische Dinge oder doch solche, die in direkter oder indirekter Beziehung zu unserem Leben stehen. Sie stammen, wiederum mit nur wenigen Ausnahmen, fast alle aus der Feder baltischer Autoren. Und so manche von diesen Arbeiten hätten ihres Umfangs wegen an andrer Stelle vielleicht gar nicht veröffentlicht werden können, es sei denn als besondere Broschüre, wodurch sie aber vielfach gewiß nicht so bekannt geworden wären, wie sie es verdienen.

Es bleibt uns nur noch übrig, die Hoffnung auszusprechen, daß mit dem Beginn des 75. Bandes der „Baltischen Monatsschrift" die alten Freunde und Gönner ihr auch fernerhin ihre Gunst bewahren und ihr das Interesse entgegenbringen mögen, dessen jede Zeitschrift zu ihrer gedeihlichen Fortexistenz bedarf, ganz besonders aber auch die „Baltische Monatsschrift", die nicht unter leichten Verhältnissen arbeitet.

Fr. Bienemann.

Geschichte. Kulturgeschichte. Biographie. Memoiren.

Allunan, Adolf, Einiges aus den Anfängen des lettischen Theaters. Erinnerungen. — 69, 50. 133. 161. 247. 341.

Baerent, Past. P., Kirchliche Zustände Livlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. — 56, 217.

Berendts, Alex., Der Landtag von Rujen-Wolmar 1526. — 63, 385.

Bienemann, Prof. Dr. Fr. (Freiburg i. B.), Ein estländischer Hochverratsprozeß im J. 1605. — 56, 1.

Bienemann, Dr. Fr., Philipp Uraders Tagebuch. Eine Skizze aus Livlands Vergangenheit zu Beginn des 17. Jahrh. — 55, 58.

(—), Necrologium balticum 1903 und 1904. — 57, 53; 59, 41.

(—), Aus den Erinnerungen eines russischen Geistlichen an Livland 1848—67. I. Aus dem Russischen von —. — 57, 361.

(—), Johann Friedr. Latrobe. Ein baltischer Musiker. — 58, 129. 216; 60. 164.

(—), Eine Visitationsfahrt durch Livland im J. 1864. — 60, 253.

(—), Aus Gottfried Georg Mylich's „Familien-Merkwürdigkeiten und Lebensläufen". — 61, 276. 313.

(—), Aus dem Leben eines livländ. Pastors. Eduard Lossius, Pastor zu Koddafer und Werro. — 61, 338. 418; 62, 126. 223.

(—), Ueber das Schwedische Archiv in Riga. — 62, 207.

(—), Memoiren eines Wendensers aus der Zeit des Nordischen Krieges (Daniel Heintz). — 65, 121.

(—), Zur Geschichte der Einführung der russischen Geschäftssprache in der Universität Dorpat. — 65, 134.

(—), Ein Interpret des russischen Volksliedes. Aus „Erinnerungen" an D. A. Agrenjew-Sslawjanskij. Nach dem Russischen mitgeteilt. — 67, 140.

(—), Aus dem Tagebuch einer Gouvernante (1840). — 68, 385.

(—), Zu den letzten Feldzügen im 7jährigen Kriege. Aus den Aufzeichnungen des Obersten v. Rennenkampff. — 68, 423.

(—), Wladimir Serg. Ssolowjew. Ein Bild seiner Persönlichkeit nach der Darstellung des Fürsten Eugen Trubetzkoj. — 74, 1.

(—), Liv-, Kur-, Estländer als Offiziere in den Kriegen 1812—15. — 74, 35.

(—), Aus den Erinnerungen K. L. v. Ledeburs an Kurland im J. 1806. Mitgeteilt von —. — 74, 247. 307.

Blum, R., Die Eigenart der deutschen Geschichte. — 66, 38.

Bodisco, A. v., Graf Matthias von Thurn und seine Nachkommen. — 69, 268.

Bodisco, A. v., Feldmarschall Otto Wilhelm v. Fersen. — 71, 499.
Brackel†, Fr. v., Aus meinem Leben. Erinnerungen. (Herausgegeben von Fr. Bienemann). — 55, 294. 393; 56, 70. 337. 430.
Brock, James, Die Anfänge geburtshilflich-klinischen Unterrichts an der wiedererrichteten Universität Dorpat. — 73, 302.
Bulmerincq†, Mich. Steph. v., Was ich erlebte. Autobiogr. Aufzeichnungen. — 60, 1 ff.
Christiani, Dr. W. A., Liv-, Est- und Kurländer auf der alten Universität Straßburg. — 64, 33.
Dahl, Der Estländer H. v., und der Jenaer Studentenauszug 1792. — 66, 1.
Diederichs, H., Elisa v. d. Recke in d. J. 1776—93. — 55, 167.
D(iederichs), H., Eine Frauengestalt aus Weimars klassischer Zeit. — 56, 203.
Diederichs, H., Rückblick auf die Geschichte der Baltischen Monatsschrift beim Beginn ihres 50. Jahrgangs. — 66, 123.
Eggers, Alex., Aus Theodor Fontanes Selbstbiographie. — 60, 349.
E(ckardt, J. v.), Livland um die Mitte des 19. Jahrh. — 64, 1.
Engelmann, Dr. J., Prof. Dr. jur. Karl Erdmann. — 55, 1.
— G. F. Parrot und Kaiser Alexander I. — 55, 163.
Erinnerungsbuch, Aus einem livländischen. — 68, 84.
Falck, P. Th., Der baltische Humorist Dr. Schultz-Bertram. — 65, 313.
— Der Afrikaforscher Wilhelm Junker. — 66, 193.
— Der Historiker Hermann v. Holst. Ein Gedenkblatt. — 70, 233.
— Der Romanschriftsteller Baron Alex. v. Ungern-Sternberg. Ein Gedenkblatt. — 70, 305.
— Thomas Seebeck, der Entdecker der Thermo-Elektrizität und der entoptischen Farbenfiguren. — 71, 370.
— Der Komponist Nikolai v. Wilm. Ein Gedenkblatt. — 71, 489.
— Die Dichterin Helene v. Engelhardt-Pabst. Ein Gedenkblatt. — 72, 280.
— Apollonius Baron Maltitz. Ein vergessener baltischer Dichter. — 73, 234.
Freymann, K. v., Ueber den Geist der livländischen Kolonisation. — — 58, 33.
Gahlnbäck, J., Friedr. Sigism. Stern. Ein Erinnerungsblatt zum 22. Aug. 1912. — 74, 70.
Gernet, A. v., Die estländische Luxusordnung von 1780.— 58, 158.
Greiffenhagen, O., Revaler Stadtmusikanten in alter Zeit. — 55, 97.
Grüner, Past. H., Kirchenarchiv und Kirchenchronik. — 58, 231.
— Die Verwertung onomastischen Materials für die Kulturgeschichte unseres Landes. — 65, 35.
Haken, cand. jur. Fr., Norddeutsche Stadtverfassungen im 19. Jahrhundert. — 73, 121.
— Die Anerkennung des Antiduellantenstandpunktes im Dörptschen Chargiertenkonvent. (1840—47.) — 73, 388.

Hasselblatt, Arn., Etwas über Dorpats Vergangenheit und Zukunft. — 57, 1.

— Züge aus unsrer provinziellen Physiognomie vor zwei Menschenaltern. — 62, 92.

Hausmann, Prof. Dr. R., Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod. — 58, 193. 257.

— Ein gerichtliches Gutachten in Sachen des Revaler „Gotteskastens". — Ueber das Verhältnis des livländ. Ordens zum Römisch-deutschen Reich im 16. Jahrh. — 63, 1.

— Aus den Jugendjahren K. E. v. Baers. Briefe von K. E. v. Baer an Ed. Aßmuth. — 68, 251. 313.

— Am Sarge von Prof. emer. Dr. J. Engelmann. — 74, 123.

Hehn†, Viktor, Karl Petersen. — 64, 65.

Heine, Past. emer. W., Zur Geschichte der Kolonisation Südrußlands. — 70, 33.

— Das materielle Gedeihen und die Erhaltung der nationalen Eigenart bei den deutschen Kolonisten in Südrußland. — 70, 211.

(Heyking, A. Baron), Ein Kurländer über die englische Gesellschaft. Aus dem Russischen von Fr. Bienemann. — 67, 181.

Hippius, A., Eine Erinnerung an Hans von Bülow. — 58, 360.

Hollander, Bernh. A., Schiller und Livland. — 59, 307.

H.-J., R. v., Paul von Lilienfeld. Ein Nachruf aus Kurland. — 55, 189.

H-rn, Die Schlacht bei Stuhm und die Familie Scott-Pistolekors. — 73, 228.

Karge, Paul, Die Berufung des Markgrafen Wilhelm zum Koadjutor des Rigaschen Erzbischofs. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. — 61, 117.

Keußler, Fr. v., Baron Eduard v. Tolls Polarfahrt. — 68, 148.

Keußler, A., Von der Entwicklung des Dorpater Chargierten-Konvents in den letzten zwei Jahrzehnten. Eine statistische Betrachtung. — 70, 99.

K(lausting), R., Der baltische Grundbesitz während der Ordenszeit. — 70, 241; 71, 431.

Koni, A. Th., Meine Erinnerungen an L. N. Tolstoi 1887—1905. Aus dem Russischen von M. Bock. — 72, 232. 305.

Kosyrew, R. G., Die Pytalowosche Zweigbahn im J. 1905. Eine Episode aus dem Aufstande in den Ostseeprovinzen. Aus dem Russischen von A. Busch. — 73, 286.

Kurnatowski, Dr. K. v., Die Ursachen des Verfalls der Reformation in Polen. — 59, 212.

Lehbert, H., Der Freiherr vom Stein bis zu den großen Reformen. — 65, 205.

— Die Wiedergeburt Preußens. — 66, 65.

Löwis of Menar, K. v., Livländische Geschichte und Weltgeschichte. — 65, 3.

Löwis of Menar, K. v., Von Riga bis Danzig. 1812/13. Aus dem Tagebuch des Generalleutn. Fr. v. Löwis of Menar. — 73, 95.

M., Sieben Tage unter dem Kugelregen der Japaner. Erinnerung an die Vorpostengefechte bei Siungjötschöng. (7.—14. Juni 1904). — 59, 345.

M., A., Ein Menschenfreund, Otto Baron Buxhövden. — 65, 240.

Mengden, Wold. Baron, Bericht über den ersten Internationalen archäologischen Kongreß in Athen im April 1905 und die sich daran schließenden Exkursionen. — 62, 177.

Meyer, William, Handelsbeziehungen zwischen Holland und Livland im 15. Jahrhundert. — 73, 267, 347.

Nolcken, M. H. Frhr. v., Leben und Wirken des russischen Finanzministers Grafen Kankrin. — 67, 241; 68, 22.

(Olof, Henri), Stockholmer Spaziergänge. — 66, 249.

Petzold, Th., Vor fünfzig Jahren. Erinnerungen aus der Schmidtschen Knabenpension in Fellin. — 58, 1.

—. Meine Lehr- u. Schuljahre in St. Petersburg. 1858/59. — 58, 292.

— Im Rigaer Gymnasium und auf der Dorpater Universität. 1859 bis 1862. — 59, 141.

Pistohlkors, Dr. H. v., Schottische Familien in Finnland und Schweden. — 67, 204. 278.

Poelchau, Dr. A., Dr. Philipp Schwartz, Stadtarchivar in Riga. — 63, 364.

Rautenfeld, C. v., Ueber den Ursprung und die Entwicklung des livländischen Adelskonvents. — 65, 184.

Reyher, Piet v., Alexander Andreas, ein Sohn Livlands. — 73, 1.

Rosanow, W. W., Das Christentum in der Geschichte. Aus d. Russ. von E. K. — 60, 68.

Rosenberg, Alex. C. G., Ein russischer Sänger des alten Dorpat. N. M. Jasykow. — 60, 305.

Sacken, Dr. Paul Baron Osten-, Die estländische Ritterschaft im ersten Jahre russischer Herrschaft. — 71, 122.

— Von der Montblancbesteigung eines Estländers im J. 1789. — 72, 60.

Samson-Himmelstjerna, Herm. v., Gregor v. Helmersen. 1803—85. Ein Gedenkblatt. — 56, 165.

(Schmidt, G.), Das Ministerkomitee und die Ostseeprovinzen im 19. Jahrh. Aus dem Russ. von —. — 55, 310. 425; 56, 25.

Schmidt, Dr. G., Zu Alexander von Humboldts Reise in Rußland. Nach russ. Quellen. — 70, 249.

S(chmidt), G., Die russische Regierungspolitik in bezug auf die Einwanderung, besonders die deutsche. — 71, 14. 101.

S(chmidt), G., Zur Blockade Rigas 1812. Nach dem Russischen. — 71, 413.

Schroeder, Prof. Dr. L. v., Briefwechsel zwischen Elisa v. d. Recke und Woldemar v. Ditmar. — 57, 249.

Schwanebach, Christian v., Kaiserin Maria Fedorowna, die Begründerin der öffentlichen Fürsorge in Rußland. — 72, 1.

Schweder, Direktor emer. G., Die ältesten Apotheken Rigas. — 72, 119.

Schwartz†, Walther, Zur Geschichte des Dorpater Kreises 1713—22. Herausgeg. von Fr. Bienemann. — 71, 518.

Seeberg, Reinh., Alexander v. Oettingen. — 61, 241.

Seeligmüller, Alex. E., Johann Jakob Ferber „Kagliostro in Mitau". Mitgeteilt von —. — 70, 398.

Semel, Hugo, Ernst v. d. Brüggen. — 61, 1. 81.

— Viktor Hehn. 63, 41. 131.

(Seraphim), Ferdinand Seraphim. 1827—94. Ein baltisches Juristenleben. — 64, 170.

Seraphim, Dr. E., Der Feldzug in Kurland 1812. — 69, 173.

— Riga nach dem Nordischen Kriege. — 70, 46. 168.

— Jurij Ssamarin. Eine historisch-phychologische Studie. — 71, 239. 319.

— Die Vollendung der Bauernbefreiung in Livland. — 72, 326.

S(eraphim), A., Eine Reise durch Kurland im J. 1661. — 71, 31.

Sintenis, F., A. J. v. Krusenstern und die erste russische Weltumsegelung. — 55, 479.

S(odoffsky), G., Dr. med. Wilhelm Sodowsky. 1829—58. Ein Gedenkblatt. — 65, 177.

Stael-Holstein, Reinh. Baron, Livländische Erinnerungen a. d. J. 1855 bis 1862. — 62, 1. 63.

— Reformbewegungen in den 60-er Jahren des vorigen Jahrhunderts. — 62, 257, 321; 63, 66. 111.

— Die Freigebung des Rittergüter-Besitzrechts. — 63, 181. 276.

Stackelberg, O. M. v., Moritz Engelbrecht v. Kursell, estländ. Ritterschaftshauptmann 1744—99. — 55, 277.

— Otto Peter v. Stackelberg. — 59, 56.

— Georg v. Breverns Briefe an Theod. Baron Krüdener. — 66, 107. 153.

Stackelberg, Prof. Dr. Reinh. v., Heinrich Reinhold v. Anrep. Ein Lebensbild. — 57, 19.

Stieda, Prof. Dr. W., Ein Brief von J. M. R. Lenz. — 69, 240.

Stryk, Ulrike v., Aus einem alten Tagebuch. Aufzeichnungen des Fräulein —. — 59, 376.

Tobien, Alex., Das Ostseekomitee. — 65, 73.

(Wahl, Ed. v.), Ein baltischer Besuch bei Goethe. Mit Abbildung. — 64, 110.

Walter, K., Herders Wirken und Wachsen in Riga. — 57, 28.

Wegner, Alex., Zur Geschichte des baltischen Schulwesens. — 63, 403.

Werbatus, Aus den Erinnerungen des Schuldirektors Pastor —. — 67, 1. 81. 161.

Westling, G. O. F., Ueber den Volksschulunterricht in Estland 1561 bis 1710. Nach dem Schwedischen (von Fr. Bienemann). — 69, 367.

Wilpert, V. v., Von Elba nach St. Helena. Aus den letzten Lebensjahren Napoleons I. — 55, 116.

Winkler, Propst R., Ueber Hexenwahn und Hexenprozesse in Estland während der Schwedenherrschaft. — 67, 321.

W(rangell), F. v., Admiral Baron Ferd. v. Wrangell. — 56, 361.

Zigra, H. v., Erinnerungen an Karl Schirren. — 71, 352.

Philosophie und Kunst.

Adolphi, Herm., Ein Wort über den Wert der klassischen Bildung. — 57, 207.

Bernhardt, W., Was hat Schelling unserer Zeit zu sagen? — 65, 169.

Bodisco, Theophile v., Ueber tragische Schuld. — 61, 203.

— Glückseligkeit. Ein Vortrag. — 67, 60.

Caspersohn, G., Der Gegensatz von Mann und Weib in Hebbels Dramen. — 65, 94.

Dastre, A., Das Altern und der Tod. — 69, 115.

Dehio, Prof. Dr. K., Wie verhält sich die medizinische Forschung zu den Problemen des Vitalismus u. Materialismus? — 71, 399. 477.

Engelhardt, R. v., Japans Ethik. — 59, 72.

— Notizen für Kunstfreunde. — 60, 337.

— Das Genieproblem. — 69, 1.

E(ngelhardt), R. v., Noch einmal „Das Genieproblem". — 69, 141.

— Zur Erinnerung an Karl v. Winkler†. — 72, 186.

Falck, P. Th., Zur Geschichte der Musik im Baltenlande. — 73, 152.

— Ein Goethebildnis aus dem Nachlaß des Historienmalers Gerh. v. Reutern. Mit Abbildung. — 73, 321.

Glasenapp, G. v., Das Zählen mit benannten Zahlen. — 55, 458.

Glasenapp, Greg. v., Wozu nützt der Aberglaube? — 57, 177.

— Welche Moral verlangt die Predigt Jesu? — 57, 401.

— Die Rhythmik der modernen Poesie und ihre phychophysische Grundlage. — 58, 321.

— Religionsunterricht in der Muttersprache. Religionsphilosophische Betrachtung. — 62, 372.

— Sinn und Wert des Fleißes in der Schule. — 69, 145.

— Das Wunder der religiösen Glaubenserweckung. — 71, 79.

— Schillers „Gang nach dem Eisenhammer". Wanderung des Novellenstoffes durch acht Jahrhunderte. — 72, 249.

— Zur Psychologie des Wunders. Zwei Wege, auf denen der Wunderglaube in die Vorstellungswelt eindringt. — 74, 223.

Groß, Dr. J., Darwinistisches in Goethes Faust. — 72, 33.

Güldenstubbe, W. v., Das Problem der Willensfreiheit. — 69, 388.

— W. v., Moralisch und Aesthetisch. — 71, 424.

Güldenstubbe, W. v., Egoismus und Altruismus. — 73, 21.
Harnack, Adolf, Rasse, Ueberlieferung und Individuum. — 65, 25.
Hellwig, Dr. jur. Alb., Hexenglaube und Okkultismus. — 70, 117.
Hencke, Cl. v., Idealismus und Realismus in den geistigen Strömungen der Gegenwart. — 59, 169.
— Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. — 60 148.
— Die Religion in ihrer Begründung auf das Geistesleben. — 61, 372.
Hoerner, Rud. v., Wissenschaft und Weltanschauung. — 70, 1. 133.
Hoerner, H. v., Künstler und Publikum. — 73, 14.
Hollmann, Mag. A., Das Ethos in der Musik. — 68, 1.
Kaarsen, Magda, Hat die Divina Commedia für den mordernen Menschen noch eine Bedeutung? — 71, 362.
K(aarsen), M., Perspektiven der Weltanschauung. — 71, 222.
Keyserling, Herm. Graf, Germanische und romanische Kultur. — 71, 1.
Kraus, Eberh., Das Aussterben der höheren Gesellschaftsklassen. — 57, 168.
— Gibt es eine jüdische Rasse? — 57, 235.
Kröger, cand. theol. E., Die Kunst als Evangelium bei Schiller. — 59, 284.
Kulturfrage, Eine baltische, von Axel Volck. Die Tätigkeit des Theaterkomitees der Großen Gilde seit dem Frühjahr 1908. — 67, 291.
— **Schiemann,** Dr. P., Der Rigaer Theaterkonflikt. Ein Beitrag zur Psychologie unsrer Gesellschaft. — 67, 308.
— **Mengden,** Wold. Baron, Zuschrift an die Redaktion der „B. M.".
— Bemerkungen zu obiger Zuschrift von der Redaktion d. „B. M.".
— **Volck,** A., Desgleichen.
— **Schiemann,** Dr. P., Desgleichen. — 67, 369 ff.
Mengden, W. Frhr. v., Der Salon des Rigaschen Kunstvereins. Ein Rückblick. — 59, 101.
Moeller, R. v., Wilhelm Leibl. — 64, 215.
Oettingen, Prof. em. Dr. Al. v., Das Lebensproblem und die „Moderne". Literarische Streiflichter. — 56, 307.
Ribot, Th., Ueber eine besondere Art der Gefühlsillusion. Aus dem Französ. von A. v. B. — 70, 263.
Ripke-Kühn, Dr. phil. Lenore, Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft. — 70, 80.
— Künstlerische Kultur. — 70, 414.
Samson-Himmelstjerna†, H. v., Psychische Entropie. — 68, 175. 233.
Semel, Hugo, Nietzsche und das Problem des Hellenismus. — 69, 305.
Schilling, Pastor C., Die Grundvoraussetzung der modernen Theologie bei ihrer Geschichtsdarstellung. — 55, 373.
Schiemann, Dr. P., Die Frau als Schriftstellerin. Gedanken u. Streiflichter. — 56, 455.
(Schiemann, Dr. P.), Ueber das Revaler Interimstheater 1903/4. — 58, 82.

Schrenck, Mag. E. v., Herders Predigt bei seinem Abschied von Riga. Mitgeteilt von —. — 56, 409.
— Kunstfreude und Kunstpflichten. — 57, 97.
Schroeder, Prof. Dr. L. v., Ueber den Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Ariern. — 68, 153.
Ssolowjew, Wladimir, Nationale Ethik. Aus dem Russischen von E. Keuchel. — 74, 275.
Stackelberg, Ed. v., Ueber den Anteil baltischer Forscher an der Fortentwicklung der Naturphilosophie. — 73, 215.
(**Sticinsky,** H.), Ueber das Rigasche Stadttheater in der Saison 1903/4. — 57, 70. 296; 58, 190.
(—), —y—, Von unseren Theatern. Rückblicke u. Wünsche. — 60, 99.
T., Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. — 58, 311.
Walter, K., Schiller und wir. — 73, 189.
Wrangell, F. v., Eine völkerpsychologische Studie. — 58, 17.

Religion und Kirche.

Eckhardt, Past. A., Von den Harnacktagen in Riga. II. Harnacks Christusbild. — 72, 206.
Engelhardt, Rod. v., Von den Harnacktagen in Riga. I. Einleitung. — 72, 206.
Grüner, Past. H., Unsre Stellung zur projektierten Bildung neuer Pfarrverbände. — 68, 124.
Haller, G., Ein großer Mangel in der Ausbildung der Prediger und anderer öffentlicher Redner. — 64, 141.
Rechtlich, Past. F., In welcher Weise könnten die riesengroßen Gemeinden Livlands geteilt werden? — 59, 125.
Riekhoff, Past. H., Weitere Gedanken zur Pfarrteilung in Livland. — 59, 465.
Sokolowski, Mag. theol. E., Welcher Predigt bedarf die Gegenwart? — 58, 306.
(**Ssolowjew,** Wl. S.). Ein großer Toter über die Gewissensfreiheit. — 69, 329.
Stellmacher, Dr. A., Von den Harnacktagen in Riga. III. Adolf Harnack in Riga. IV. Adolf Harnack und das Dogma. — 72, 206.

Erziehung und Schule.

Arnold, Karl, Was liest unsre Jugend u. was soll sie lesen? — 59, 1.
Blum, K., Puschkin und Lermontow in der Schule. Pädagogische Betrachtungen. — 63, 345.
Freymann, K. v., Um die livländische Volksschule. — 59, 391.
— Zur Reform des humanistischen Gymnasiums. — 60, 235.
Goertz, Leon, Allerlei aus Schule und Haus. Pädagogische Betrachtungen. — 57, 123.

Hedenström, Dr. Alfr. v., Zur Geschichte der Universität Dorpat 1865 bis 1902. — 61, 447.
Holst, Dr. W. v., Ueber nervöse Erscheinungen im schulpflichtigen Alter. — 70, 195.
Hörschelmann, C., Wesen und Aufgabe des Elementarunterrichts. — — 66, 219.
—i—, Pädagogische Fragen. — 70, 70.
Kapustin, M. J., Zur Reform der Hochschulen. Aus dem Russischen von A. u. V. v. Villebois. — 69, 284.
Pfeil, Past. emer. Th., Aktusrede des Direktors Dr. Emil Overlach. — 65, 289.
Seywang, C., Zur projektierten Reform der Mittelschulen. — 60, 225. 393; 61, 106.
— C., Baltische Elementarschulen mit deutscher Unterrichtssprache. — 61, 266.
Sokolowski, Dr. med. E., Die Kindererziehung im schulpflichtigen Alter. Pädagogische und kritische Betrachtungen. — 61, 161.
Trubetzkoj, Prof. Eug., über die Universitätsfrage. — 60, 360.
Wilpert, V. v., Die Hauptgesichtspunkte eines modernen Geschichtsunterrichts. — 61, 32.

Literatur und Sprache.

„Baltland", Ad vocem —. Zuschriften an die Redaktion von A. Wegner u. a. — 73, 189; 74, 196. 395.
(Bienemann, Fr.), Zur Schärfung des Sprachgefühls. — 55, 94. 188. 422. 501; 56, 127. 215; 57, 94. 400.
Boetticher, E. v., Der Dichter Lenz unter dem Einfluß der Geistesströmungen des 18. Jahrh. — 72, 94.
Eckardt, Guido, Wie man in Riga spricht. Eine Plauderei. — 58, 44.
Falck, P. Th., Das Kirchenlied im Baltenlande. — 74, 170.
— Das Drama im Baltenlande. Eine literar-historische Anregung. — 74, 199.
— Baltische Kinderlieder und -Reime. — 74, 365.
Freymann, K. v., Laster und Leidenschaft in J. M. R. Lenz' Dichtung. — 59, 25.
Glasenapp, G. v., Etwas über Herrn v. Samsons literarische Tätigkeit. — 55, 137.
Goldbladt, Dr. Herm., Der jüdisch-deutsche Jargon. — 71, 274.
Groß, Dr. J., Baltische Bibliothek. — 64, 21.
H(edenström), E. v., Goethebriefe in der Rigaer Stadtbibliothek. — 68, 371.
Keußler, A., Baltische Belletristik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — 63, 241. 305.
Krah, K., Heinrich Heine. Eine literarische Skizze. — 66, 83.
Mohr, Sophie, Ein Stiefkind unserer Kultur. — 71, 379.

Petrow, Grig. S., Ein furchtbarer Nihilist. Aus d. Russischen von E. K. — 60, 328.
Rathlef, Past. emer. Emil, Goethe — pathologisch. — 57, 276.
Riekhoff, Th. v., Livländ. Gelegenheitsdichtung im 17. Jahrh. — 55, 255.
Riekhoff†, Th. v., Livländische Pasquille und Spottverse und ihre Verfasser. — 64, 121. 152.
Schrenck, E. v., Schiller im Spiegel der Zeiten. Festspiel. — 59, 247.
Schultz-Bertram, Dr., Skizzen. (Aus dem Nachlaß.) — 67, 35. 109.
Stavenhagen, Karl, Johann Wolthuß von Herse. Eine Tragödie. — 56, 129. 239.
Thomson, Emil, Zur Kalewipoegsage. — 71, 54.
Volkslied, Das lettische. — 59, 482.
Winter, A. C., Zur Symbolik d. lettischen Sonnwendfeier. — 55. 450.

Recht.

B(erent), Th. v., Zur Reform des sog. „örtlichen" Gerichts. — 71, 204.
Freymann, Rud. v., Die Religionsverbrechen nach dem neuen Strafgesetz. — 57, 313.
Groedinger, M. v., Einige Worte zur Frage über die für die Ostseeprovinzen erwünschten Abänderungen der russischen Zivilprozessordnung. — 63, 374.
Lutzau, Cand. jur. H. v., Ein Beitrag zur Lehre von den Eheverträgen nach Liv-, Est- und Kurländ. Privatrecht, zugleich als Erläuterung des Art. 37, T. III des Prov.-R's. — 72, 145.
— Aus der neuesten Literatur des ostseeprovinziellen Privatrechts. — 73, 343.
— Zur neueren Literatur des ostseeprovinziellen Privatrechts. — — 73, 363.
— Zur Geschichte des baltischen Zivilkodex. — 74, 19.
— A. Frhr. Freytag v. Löringhoven, Der Eintritt des Erben in die Verbindlichkeiten des Erblassers. — 74, 109.
— Herm. v., Zur Reform der juristischen Ausbildung. Mit besonderer Beziehung auf die baltischen Provinzen. — 74, 126.
Samson-Himmelstjerna, Cand. jur. Ernst v., Güter-Fideikommisse und Familienstiftungen. — 71, 175.
Zwingmann, O. V. v., Das Recht am Namen. — 62, 360; 63, 21.
— Das Recht an der Firma. — 63, 89.

Naturwissenschaft und Heimatkunde.

Adolphi, Dr. H., Der Mensch zur Eiszeit in Europa. — 63, 165.
Behr, Dr. A., Psychiatrische Reiseeindrücke. I. Die Familienpflege Geisteskranker. — 56, 52.
— Die moderne Irrenpflege und die livländ. Heil- und Pflegeanstalt Stackeln. — 57, 339.

Engelhardt, R. v., Zur Blütezeit im Ussurigebiet. — 69, 377.
Grevé, K., Wie verhalten wir uns zu unsrer heimischen Natur? — 69, 262.
— Der Zoologische Garten zu Riga. — 74, 355.
Goerner, Dr. phil. Th. v., Aus dem Platinlande. Ein Reiseausschnitt. — 71, 192.
Hörschelmann, C., Einiges über Heimatkunde. — 65, 293.
(Krüdener, A. Baron), Etwas über Lubahn und die Ewst. — 68, 415.
Lehbert, Rud., Naturdenkmäler. — 62, 342.
O., W., Eine zu wenig gewürdigte Wissenschaft. — 65, 256.
Pirang, Heinz, Kultur und Natur in der Gartenkunst. — 69, 297.
Ripke-Kühn, Lenore, Ueber Alpen und Apennin. Bilder von einer Autofahrt. — 72, 172.
Sodoffsky, Dr. G., Die Krim. — 72, 17.
Thilo, Dr. med. O., Die Pflege der Naturdenkmäler in Amerika und Deutschland. — 65, 233.
Uexküll, J. v., Die neuen Ziele der Biologie. — 69, 255.

Wirtschaft und soziale Fürsorge.

Bürgerverbindung, Zum 100jähr. Jubiläum der Liter.-prakt. — in Riga, 12. Dez. 1902. — 55, 78.
Creutzburg, Dr. Herb., Die Entwicklung der kurländ. Agrarverhältnisse seit Aufhebung der Leibeigenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Privatbauern. — 70, 369; 71, 40. 156.
Glasenapp, Greg. v., Die Agrarfrage in Rußland und ihre einfache Lösung. — 61, 383.
Güterkreditvereine in Livland und Estland, Zur Säkularfeier der —. — 55, 29.
Hollmann, Hans, Die livländ. adlige Güterkreditgesellschaft. — 55, 30.
Kieseritzki, Frl. P., Soziale Frauenarbeit. — 74, 339.
Koch, Friedr., Der Wolmarsche Frauenverein und die Walterstiftung 1838—1906. — 74, 149.
(Oettingen, E. v.), Ueber einen „Bund der Landwirte in Rußland". Memorandum des Präsidenten der Kais. Livl. gemeinnütz. und ökonom. Sozietät. — 70, 179.
Petzold, Th., Soziale Verhältnisse in Finnland. — 59, 449.
Pirang, Heinz, Die Gartenstadt. — 70, 108.
P(istohlkors, H. v.), Ueber unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen. — 57, 427.
T—t, Zum Artikel „Die Agrarfrage in Rußland und ihre einfache Lösung" (Bd. 61, 383). — 62, 55.
Tobien, Al. v., Die Minimal- und Maximal-Bestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland. — 59, 181.
Schliephacke, Karl, Die Bedeutung der Kartoffeltrocknung für unsere Landwirtschaft. — 73, 406.

Schoultz v. Ascheraden, Fr. Baron, Beitrag zur Beantwortung der Frage: Ist die Einführung der Reichsbaueragrarbank als den livländ. Kleingrundbesitzern nutzbringend u. daher als wünschenswert zu betrachten? — 60, 191.

Stackelberg, Charles v., Bemerkungen zu A. Tobiens Aufsatz über die Minimal- und Maximalbestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland. — 59, 417.

Stillmark, Fr., Die Estländ. adlige Kreditkasse 1802—1902 — 55, 193.

Stryk, G. v., Etwas vom landwirtschaftlichen Kredit. — 55, 337.

Wegner, A., Ein Sommer im „russischen Manchester". — 73, 57.

Zur Politik vom Tage.

Berent, Th. v., Nationale Kultur. — 63, 329.

v. **Brevern** (Georg) über eine russische Konstitution. — 64 (1907), 56.

(Bienemann, Fr.), Eine russische Stimme zur Frage der Gewissensfreiheit. (Gromoglassow). Aus dem Russischen. — 65, 85.

(—), Etwas über den „kanzeljarskij porjadok". — 65, 250.

(—), Zur Finnlandfrage. Aus zwei Briefen N. v. Korewos an die „Times", Aus dem Russischen. — 73, 259.

Denkschrift der livländischen Ritterschaft, Eine —. — 62, 279.

Fragen, Prinzipielle, zum (russischen) Baueragrarwesen, nebst den Antworten der lokalen landwirtschaftlichen Komitees. — 60, 180.

Garschin, Wssewolod, Der Verlauf einer Landschaftsversammlung im Kreise X. Ein wahrheitsgetreuer Bericht. Aus dem Russischen von Heinr. Johannson. — 73, 324.

G(ernet), A. v., Tradition und Fortschritt und unser Landschaftsprojekt. — 65, 196.

Haller, Past. G., Ueber die gegenwärtige estnische Presse. — 57, 140.

— Noch ein Wort über die estnische Presse. — 58, 24.

— Die estnische Presse des letzten Jahres (1906) von links besehen. — 63, 78.

— Die estnische Presse 1908/9. — 68, 207.

H., H. v., Zum Verständnis. Verfaßt auf Anregung der Verständigungsartikel des H. Andreas Needra. — 62, 25.

H., W., Notwehr. — 60, 385.

Keuchel, Ernst, Randbemerkungen zum Leben. — 74, 242.

Memoire, Zum, der Adelsmarschälle vom November 1904. — 59, 414.

(Meykow, F.) F., Briefe vom Embach. — 59, 239. 424. 503; 60, 199.

(—), F., Nachwort zu „Eine kurze Antwort . . ." — 59, 511.

Needra, Andreas, Wohin gehen wir? Eine Betrachtung über die Unruhen auf dem Lande. (Aus dem Lettischen.) — 60, 129.

Petition des Mitauschen Stadtamts an den Minister des Innern. — 60, 409.

PB (= K. v. Freymann und M. v. Vegesack) Im Spiegel der Presse. — 59, 429. 512; 60, 103. 205. 300.

Presse, Lettische, und lettisches Volk. — 62, 245.
Programm u. Aufruf der Baltischen konstitutionellen Partei. — Resolution der Dorpater konstitutionellen Parteiversammlung. — Programm der Monarchisch-konstitutionellen Partei in Kurland. — 60, 371.
Programm der Partei der lettischen Sozialdemokraten. — 60, 377.
Raeder, Bernh., Praktische Berufe. Eine Lebensfrage für die baltischen Deutschen. — 71, 289.
Rosen, Dumaabgeordneter Hans Baron, Zur Frage der Gewissensfreiheit. — 69, 217.
—s—, Eine kurze Antwort auf den I. Brief vom Embach. — 59, 508.
S(chmidt), L., Das englische Regierungssystem. — 69, 194.
Schulprogramm, Das, des lettischen Volksschullehrerkongresses. — 61, 63.
Schwanebach†, Pierre v., Ueber die Volksvertretung. Aus dem Russischen von Fr. Bienemann. — 69, 17.
Seraphim, Dr. E., Die finnländische Frage im J. 1911. — 73, 172.
Sieber, A. v., Verzeichnis der während der Revolutionszeit 1905—7 in Liv-, Est-, Kurland ermordeten Deutschen. — 67, 123.
— Gefallene, ermordete und verwundete Militärpersonen in den Ostseeprovinzen 1905 und 6. — 67, 367.
Sozialdemokraten, Die Wahrheit über unsre —. Aus dem Lettischen. — 63, 210.
Stimme, Eine estnische —. — 60, 114.
Toll, Dr. B. Baron, Prof. Bernhardt über die Polenfrage. — 71, 168.
Unruhen, Ueber das Wesen der, auf dem Lande und ihre Bekämpfung. Von einem Esten. — 60, 217.
Urheber und Anführer der revolutionären Bewegung unter dem estnischen Landvolk. — 61, 156.

Geschichtliche Miszellen.

Abend, Ein, in Dorpat anno 1812. — 55, 471.
Baerent, Past. P., Beitreibung von Steuerrückständen im 18. Jahrh. — 74, 269.
(Bienemann, Fr.), Ein Brief Bischof K. Chr. Ulmanns aus d. J. 1842. — 55, 219.
(—), Ein schwedischer Küchenzettel von 1696. — 57, 61.
(—), Etwas vom Rosenhof zu Riga. — 57, 67.
(—), Livländische Schlösser und Güter anno 1624. — 57, 163.
(—), Aus dem Leben eines Arztes im 17. Jahrhundert. — 57, 215.
(—), Ulrich Herber's, weil. Bürgermeisters von Narva, Lebensmaximen. — 57, 371.
(—), Der Zustand der Kirchen in Livland 1630. — 57, 452.
(—), Eine Diskussion über Hexenprozesse vor 50 Jahren. — 58, 170.

(—), Sieben Vorträge über Germanisierung der Letten. Eine Reminiszenz a. d. J. 1819. — 59, 61.
(—), Eine Unterredung mit K. P. Pobjedonoszew im J. 1885. — 59, 154.
(—), Eine Bittschrift von anno 1699. — 59, 501.
(—), Das landwirtschaftliche Institut in Alt-Kusthof. (Nach dem Russischen.) — 64, 234.
(—), Aufzeichnungen Kaiser Nikolai I. über den Dekabristenaufstand. Aus dem Russischen. — 65, 53.
(—), Die Belehnung des Prinzen Karl von Sachsen mit dem Herzogtum Kurland 1759. — 65, 331.
(—), Vier Briefe eines Rigensers aus Petersburg v. J. 1805. — 66, 91.
(—), Wolmars Bürgerschaft im J. 1700. — 67, 233.
(—), Zur Geschichte der Schlacht auf der Spilwe. — 68, 17.
(—), Soldatenwerbung in Livland während des 30jährigen Krieges. — 68, 230.
(—), Ein Schreiben Otto von Mengdens an den livl. Generalgouverneur Gf. Magnus Gabriel Dela Gardie vom J. 1652. — 68, 379.
(—), Zur Gefangennahme Th. Kosciuszkos bei Maciejowice 10. Oktober 1794. — 69, 72.
(—), Ein altes Gespräch über Gartenkunst. Mitgeteilt von —. — 69, 448.
(—), Aus den Erinnerungen der Frau M. Nasimowa an die Baronesse Edith Rahden. Nach dem Russischen. — 71, 216.
(—), Auf der Landstraße bei Römershof anno 1594. — 73, 112.
(—), Die Landbevölkerung Harriens nach dem Nordischen Kriege. — 73, 115.
(—), Vor sechzig Jahren. E. Chr. Trautvetter über die lettische Sprache. — 73, 245.
(—), Russische Aufrufe an die Deutschen 1812/13. Eine geschichtliche Reminiszenz. — 74, 80.
(—), Der Leichenkondukt des Generalfeldmarschalls Fürsten Kutusow durch die Ostseeprovinzen. — 74, 102.
(—), Der Empfang der Russen in Lübeck 1813. — 74, 180.
Keußler, Fr. v., Peter d. Gr. als Taufzeuge bei Mitgliedern der ev.-luth. St. Petri-Gemeinde in St. Petersburg. — 73, 43.
Meyendorff, Al. Baron, „Porträts" aus dem literarischen Nachlaß Baron Peter Meyendorffs. — 70, 289.
— Aus den Papieren Baron Peter v. Meyendorffs. 1. Bernadottes Königswahl, erzählt von L. G. P. 2. Wie 1807 der Regent von Portugal Lissabon noch rechtzeitig verließ. — 71, 552.
(Meyer, Kreisrichter a. D. H. v.), Drei Reden am Sarge Fürst Barklay de Tolly's. — 74, 264.
Middendorff-Abende in Petersburg. — 62, 294.
St(ackelberg), O. M., Die Patkul-Bibel in Ellistfer. — 64, 150.
Wrangell, G. Baron, Eduard v. Löwenstern und die Dekabristen Gebrüder Murawjew-Apostol. — 72, 192.

Gedichte.

Busch, Erich, Sang der Silma. Nach dem Estnischen. — 71, 560.
Engelhardt-Pabst, Helene v., Heimat. — 57, 49.
— Sage von der Entstehung d. Neuseeländischen Vulkane. —57, 444.
— Schloß Neuenburg. — 58, 32.
— Vom Krankenlager. — 58, 372.
— Schlangenkönig. (Sagenstoff aus dem Plikaismorast in Kurland.) — 60, 97.
Fehre, Ed., Am Kamin. — 59, 121.
— Inmitten. — 59, 140.
— Aus Tiefen zu Tiefen. — 59, 211.
— Ed., Gedichte. — 59, 371.
Freymann, K. v., Am Ufer des Lebens. — 59, 55.
— Nicht wie die Wellen des Meeres. — 59, 303.
— Mein Lied. — 59, 221.
Freytag-Loringhoven, G. Baron, Karl v. Freymann†. — 63, 344.
—, Auf Wereschtschagins Tod. Sonett. — 57, 370.
— Friedrich Meyendorff†. Sonett. — 71, 397.
Geiger, Benno, Die Unsterblichkeit. Gedicht von Giovanni Pascoli. Deutsch von —. — 73, 214.
Harten, C. v., Gedichte. 64, 168; 65, 162. 230.
Hirschberg-Pucher, Eugenie, Schlummerlied. — 60, 234.
— Leben. — 65, 34.
— Wo ist meine Seele? — 70, 280.
Lossius†, Ed., Der Doppeladler Rußlands. — 63, 77.
Rathlef, Emil, Tio. Aus dem Estnischen. — 58, 16.
Ripke-Kühn, Lenore, Geist und Herz. — 70, 280.
— Drei halkyonische Gesänge. — 70, 281.
— Leonardos Abendmahl. — 71, 453.
Schilling, Otto v., Aus üppiger Zeit. Livländische Ballade des 16. Jahrhunderts. — 71, 68.
S(ivers), S. v., Lyrische Intermezzi. — 58, 81.
(—), Was du mich gelehrt. — 59,40.
Stavenhagen, K., Ihm nach. — 59, 245.
v. —, Die Landflüchtigen. — 60, 304.
x., Altes und Neues. — 69, 132.
x., Hinauf. — 70, 208.

Literarische Rundschau.

A(rbusow), L., Ein neues Werk über baltische Kunst. — 55,81.
(—), Zur Geschichte der Juden in Riga und Kurland. — 70, 283.
B(erent), T(h. v.), Aus der Arbeit eines baltischen Journalisten. — 71, 70.

Bielenstein, Past. W., Dr. Aug. Bielenstein „Holzbauten der Letten". — 66, 234.
B(ienemann), F., Heimische Familiengeschichte und das genealogische Jahrbuch. — 55, 328.
(—), Ueber das Wesen des Adels. (Nach G. Simmels Soziologie.) — 65, 300.
Bocké, Dr. G., Sophokles in Adolf Wilbrandts Uebertragung. — 55, 408.
Bruiningk, H. Baron, Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland. — 59, 222.
Engelhardt, Rod. v., Caesar Flaischlen. — 57, 384.
Engelmann, Dr. J., Die Memoiren des Grafen Moriolles. — 55, 247.
F., A., Das Gefüge der Welt. — 61, 231.
F(ehre, Ed.), Eine baltische Dichterin (Elfriede Skalberg). — 63, 435.
Freymann, K. v., Ueber Wolynskis „Der moderne Idealismus in Rußland," — 59, 226.
— Wolynskis „Buch vom grossen Zorn". — 59, 230.
Girgensohn, K., Historische Studien und skrupulöse Bedenken über Bismarck. — 55, 493.
— Ein Wort über die heutige literarische Kritik. — 56, 97.
— Karl Worms „Erdkinder". — 57, 88.
— Schiller und die neue Generation. — 57, 391.
— Jeremias Gotthelf ein Pränaturalist? — 58, 122.
— Wie ein Elsässer aus einem Franzosen ein Deutscher wurde. — 58, 248.
— Schillers Seelenadel. — 59, 338.
— Eine neue Konstruktion der Weltgeschichte. — 60, 288.
— Reines Deutschtum. — 60, 405.
— Geschichtliche Wertmaßstäbe. (Nationalismus und nationale Idee.) — 61, 53.
— Adolf Harnacks Reden und Aufsätze. — 62, 240.
— Konrad Ferd. Meyer. — 63, 229.
— Eine baltische Tragödie. — 71, 226.
— Neue Essays von Greg. v. Glasenapp. — 72, 228.
— Klassikerausgaben. — 73, 251.
Goetz, Bruno, Ueber Dr. Paul Schiemanns „Auf dem Wege zum neuen Drama". — 74, 114.
Grevé, K., Eine Reise im Kaukasus. — 69, 422.
— C. v. Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien. — 73, 256.
Lezius, Fr., Harnacks Buch über die Ausbreitung des Christentums. — 55, 235.
Mordaunt, H. (Helene Deubner), Literarische Studienblätter. — 64, 92.
Neumann, Dr. W., Ein Jahrbuch der bildenden Kunst. — 55, 237.
Pfleiderer, O., Renaissance und deutsche Reformation. — 63, 427.
Rathlef, G., Einige Bemerkungen über Politik u. Ethik. Eine Entgegnung auf den Artikel „Historische Studien u. skrupulöse Bedenken über Bismarck". — 56, 121.

Ripke-Kühn, Dr. Lenore, Auch eine Stimme zu Hauptmanns „Emanuel Quint". — 74, 334.
Schiemann, Dr. Paul, Vom Gegensatz des klassischen zum modernen Drama. — 72, 85.
— Erich v. Schrenck, Richard Wagner als Dichter. — 74, 387.
S(chrenck), B. v., Arbeit an der Weltanschauung. — 57, 224.
— Blicke in die Tiefe. — 69, 205.
— Etwas von Goethe und unserer Zeit. — 71, 454.
S(chrenck), E. v., „Ein glückliches Leben". — 56, 317.
Schrenck, E. v., Literarische Schwestern. — 59, 88.
— In zwei Welten. — 64, 62.
— Eine neue deutsche Literaturgeschichte. — 64, 147.
— Ein wunderlicher großer Mensch. — 71, 231.
— Wagners Selbstbiographie. — 73, 46.
— und Prof. K. **Graß,** Der Narr in Christo. Zwei Meinungsäußerungen zu Gerh. Hauptmanns Roman. — 74, 189.
Schroeder, Prof. Dr. L. v., „Zu höheren Sternen", Religiöse Lyrik eines baltischen Dichters. — 56, 327.
Schweinfurth, Dr. Ph., Die Briefe Dürers aus Venedig. — 71, 466.
Semel, Hugo, Das Mittelmeer im Licht der modernen geographischen Forschung. — 72, 72.
(Seraphi)m, (Dr. E.), Glaube und Heimat. — 71, 235.
Seraphim, Ernst, Julius v. Eckardts Lebenserinnerungen. — 71, 387.
S(intenis), F., Kunstformen der Natur. — 57, 463.
Sivers, S. v., Eine neue Turgenjewbiographie. — 55, 412.
— Frau v. Stahl u. Napoleon I. — 56, 395.
St(avenhagen), K., Ueber Jörn Uhl. — 55, 84.
Stavenhagen, K., Zwei indische Dramen in deutschem Gewande. — 55, 245.
— Schauen und Glauben. — 56, 104.
— Auch ein Wiedererstandener. — 57, 85.
— Kleiststudien. — 57, 460.
— Das deutsche Drama im 19. Jahrh. — 58, 89.
— Paul Heyse als Dramatiker. — 58, 177.
— Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. — 59, 162.
— Ueber Ursprung und Entwicklung des Dramas. — 59, 235.
Transehe, Astaf v., Geschichte der deutschen Landwirtschaft. — 58, 103.
Wandlungen im geistigen Leben. — 73, 335.
W(egner), A., Ein Buch über die Weltstellung d. Deutschen. — 74, 25.

Beilagen zur „B. M."

(Brutzer, G.), Baltische Chronik. 7. Jahrg. Sept. 1902 bis Sept. 1903 in Bd. 56.
(—), 8. Jahrg. Sept. 1903 bis Sept. 1904 in Bd. 57 und 58.

(—), 9. Jahrg. Sept. 1904 bis 23. Nov. 1904 in Bd. 59.
(Bienemann Fr.), Baltische Revolutionschronik 1905. Bd. 61, 307. Bd. 62. Bd. 63. Bd. 64. Bd. 65. Bd. 66.
(—), Desgleichen 1906/7. S. 1—16 in Bd. 71.
Mitteilungen über Gesetzgebung und Rechtsprechung. S. 1—80 in Bd. 69—74.
Lutzau, H. v., Das neue russische Autorgesetz vom 20. März 1911. S. 1—98. Bd. 72 und 73.

Buch- u. Steindruckerei A. v. Grothuss, Riga, Altstadt 8. (10118)

Hygienisches

Tafel-Salz

Herstellung
und Verpackung vom Arzt
begutachtet.

Fabrik-Marke.

Im Gebrauch stets trocken, wodurch ein Zusammenballen des Salzes ausgeschlossen.

Darf in keinem Haushalt und auf keiner Tafel fehlen!

Echt nur in Originalpackung: in Pergament und eigens präpariertem Karton.

Beim Gebrauch sind die Glasflakons der Fabrik zu benutzen.

Konservensalz „Kristall"

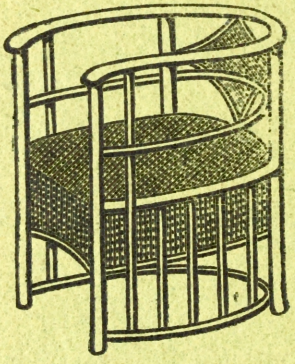
zum Salzen von Fleisch, Fisch, Butter, Gemüse u. dgl.

J. J. Komen, Riga.

Postfach 296.

Telegrammadresse: Komensol.

Moderne Garten- u. Veranda-Möbel



aus

Holz, Weiden, Rohr u. Peddigrohr

empfehlen in großer Auswahl

J. Jaksch & Co.

RIGA,

Schaal-Straße Nr. 5.

Illustrierte Preislisten gratis und franko.

H. C. RUS TAD,

Sport-Ausrüstungs-Geschäft,

Jakobstraße 18, **Riga,** Jakobstraße 18.

empfiehlt in größter Auswahl:

Fußbälle,
Fußballstiefel,
Schienbeinschützer,
Tornetze usw.

Lawn-Tennis-Rackets,
Bälle und Netze,
Tennis-Schuhe,
Tennis-Blusen 2c.

Wurfspeere, Kugeln, Diskus, Nagelschuhe.

Angel-Geräte.

Katalog gratis und franko.

Bei Anfragen bitte sich auf die „Baltische Monatsschrift" zu beziehen.